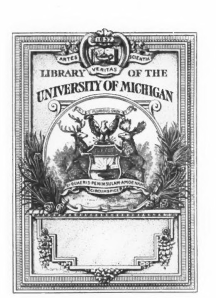
Deutsche Rundschau

Digitized by Google



Digitized by Google

830.6
D485

Digitized by Google

1837
ARTES VERITAS SCIENTIA
LIBRARY OF THE
UNIVERSITY OF MICHIGAN
E PLURIBUS UNUM
TUEBOR
SI QUAERIS PENINSULAM AMOENAM
CIRCUMSPICE

Digitized by Google

830.6
D485

Digitized by Google

Digitized by Google

Deutsche Rundschau.

Herausgegeben

von

Julius Rodenberg.

Band LI.

(April — Mai — Juni 1887.)

Berlin.

Verlag von Gebrüder Paetel.

Alexandrien, Hoffmann & Herrnsdorf. — **Amsterdam,** Seyffardt'sche Buchhandlung. — **Athen,** Karl Wilberg. — **Basel,** Louis Jenke's Buchhandlung. — **Boston,** Carl Schoenhof. — **Brüssel,** C. Muquardt's Hofbuchhandlung. — **Budapest,** C. Grill's Hofbuchhandlung. — **Buenos-Aires,** L. Jacobsen & Co. — **Bukarest,** Sotschek & Co. — **Christiania,** Albert Cammermeyer. — **Cincinnati,** Wilde & Co. — **Dorpat,** Theodor Hoppe. E. J. Karow's Universitäts-Buchhandlung. — **Capstadt,** A. Braun. — **Konstantinopel,** Lorenz & Keil. — **Kopenhagen,** Andr. Fred. Hoest & Sohn. Wilh. Prior's Hofbuchhandlung. — **Liverpool,** Charles Scholl. — **London,** Dulau & Co. D. Nutt. A. Siegle. Trübner & Co. Williams & Norgate. — **Luzern,** Doleschal's Buchhandlung. — **Lyon,** H. Georg. — **Mailand,** Ulrico Hoepli. — **Mitau,** Fr. Lucas. — **Montevideo,** L. Jacobsen & Co. — **Moskau,** J. Deubner. Alexander Lang. Gutthoff'sche Buchhandlung. — **Neapel,** Detken & Rocholl. U. Hoepli's Buchhandlung. — **New-York,** Gustav E. Stechert. E. Steiger & Co. B. Westermann & Co. — **Odessa,** Emil Berndt's Buchhandlung. J. Deubner. — **Paris,** G. Fischbacher. Haar & Steinert. F. Vieweg. — **Petersburg,** Aug. Deubner. Carl Ricker. H. Schmitzdorff's Hofbuchhandlung. — **Philadelphia,** E. Schaefer & Koradi. — **Pisa,** Ulrico Hoepli. — **Porto-Alegre,** A. Mazeron. — **Reval,** Kluge & Ströhm. Ferd. Wassermann. — **Riga,** J. Deubner. R. Kymmel's Buchhandlung. — **Rio de Janeiro,** H. Laemmert & Co. — **Rom,** Loescher & Co. — **Rotterdam,** W. J. van Hengel. — **San Francisco,** Fr. Wilh. & D. Barkhaus. — **Santiago,** Inghirami & Brandt. — **Stockholm,** Samson & Wallin. — **Tanunda** (Süd-Australien), F. Basedow. — **Tiflis,** G. Baerenstamm. — **Valparaiso,** C. F. Niemeyer. — **Warschau,** E. Wende & Co. — **Wien,** Wilh. Braumüller & Sohn. Wilhelm Frick, Hofbuchhandlung. Manz'sche k. k. Hofverlags- & Universitäts-Buchhandlung. — **Yokohama,** H. Ahrens & Co. Nachf. — **Zürich,** C. M. Ebell. Albert Müller (Nachf. v. Orell Füßli & Co., Sortiment).

Digitized by Google

Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift untersagt. Uebersetzungsrechte vorbehalten.

Digitized by Google

Inhalts-Verzeichniß

zum

Einundfünfzigsten Bande (April — Juni 1887).

		Seite
I.	Dem Kaiser. 22. März 1887. Von **Julius Rodenberg** .	1
II.	Das Gemeindekind. Erzählung von **Marie von Ebner-Eschenbach.** XII/XV	5
III.	Aus Leopold von Ranke's Lebenserinnerungen. Mitgetheilt von **Alfred Dove**	38
IV.	Zu Uhland's hundertjährigem Geburtstage. Von **Herman Grimm**	62
V.	Das britische Weltreich. Seine politisch-militärische Stellung. Von **F. Heinr. Geffcken.** I/III	68
VI.	Unsere Grenzen. Von **Otto Wachs,** Major a. D. . . .	93
VII.	Gemeindewahlen in Pompeji. Von **Gottlob Egelhaaf** .	110
VIII.	Rathsmädelgeschichten. Von **Helene Böhlau.** Dritte Geschichte. Die Rathsmädchen laufen einem Herzog in die Arme	119
IX.	Politische Rundschau	125
X.	Aus dem Berliner Musikleben. Von **Theodor Krause** .	131
XI.	Neue Romane. Besprochen von **Paul Schlenther**	149
XII.	Carlyle's Jugendbriefe.	155
XIII.	Literarische Notizen	157
XIV.	Bibliographie	160
XV.	Das Gemeindekind. Erzählung von **Marie von Ebner-Eschenbach.** XVI/XX. (Schluß)	161
XVI.	Die Stätten Carthago's. Schlußcapitel einer italienischen Reise	197
XVII.	Das britische Weltreich. Seine politisch-militärische Stellung. Von **F. Heinr. Geffcken.** IV/V. (Schluß)	227
XVIII.	W. Scherer's Aufsätze über Goethe. Von **G. von Loeper**	240
XIX.	Graf L. N. Tolstoi. Von **Eugen Zabel**	248

(Fortsetzung umstehend.)

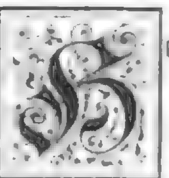
Digitized by Google

		Seite
XX.	Friedrich II. in der bildenden Kunst. Rede zur Feier des Jahrestages Friedrich's II. in der Akademie der Wissenschaften zu Berlin am 27. Januar 1887 gehalten von **E. du Bois-Reymond**	276
XXI.	Die Gekreuzigten. Novelle von **Hans Hoffmann** . . .	295
XXII.	Politische Rundschau	308
XXIII.	Die „Deutsche Rundschau" und das „Journal des Économistes". Von Prof. Dr. **Richard v. Kaufmann** . .	314
XXIV.	Literarische Notizen	316
XXV.	Bibliographie	320
XXVI.	Die Last. Novelle von **Ilse Frapan**	321
XXVII.	Die Gastfreundschaft im Alterthum. Von **Rudolf von Ihering**	357
XXVIII.	Bemerkungen über Werth und Wirkung der Kunstkritik. Von **Herman Grimm**	398
XXIX.	Die Reichstagswahlen in Elsaß-Lothringen . . .	408
XXX.	Rathsmädelgeschichten. Von **Helene Böhlau**. Vierte Geschichte. Das Damengärtchen	438
XXXI.	Die Berliner Theater. Von **Karl Frenzel**	457
XXXII.	Böcklin's neuestes Gemälde	469
XXXIII.	Politische Rundschau	472
XXXIV.	Literarische Notizen	477
XXXV.	Bibliographie	480

Digitized by Google

Dem Kaiser.

22. März 1887.


eut ist der Tag! — Mit brausendem Gesange
Grüßt ihn der Lenz; ihn grüßt mit mächt'gem Ton
Der Sturm im Wald, der Strom auf seinem Gange
Zum Meer, das Brünnlein, das mit Grün sich schon
Geschmückt — ein ganzes Volk im Liebesdrange
Grüßt ihn; und was im Herzen der Nation
Sich immer regt, bald lauter und bald leiser:
Heut wird's zum Jubel-Hymnus auf den Kaiser!

Heut neunzig Jahr'! — An des Jahrhunderts Wende
War'st Du ein Kind, verehrungswürd'ger Greis;
Und nunmehr, da ein andres geht zu Ende,
Kränzt Dir des Ruhmes immergrünes Reis
Die Stirn; steht, was das Werk ist Deiner Hände,
Glorreich und fest, wie Deines Namens Preis,
Folgt Segen Dir auf allen Deinen Pfaden —
Fürwahr, ein König Du von Gottes Gnaden!

In Leid zu wachsen war Dir vorgeschrieben,
Am Grab der Mutter suchte Dich der Schmerz,
Der jährlich sich erneut — o Herr, wir lieben
In Dir zumeist Dein menschlich gutes Herz,
Dies edle Herz, das stets sich gleich geblieben,
Im Panzer, unter'm kriegerischen Erz,
Und das, wohin der Zeiger sich auch kehrte,
Dem Ruf der Pflicht uns zu gehorchen lehrte.

Dreimal sah'n wir durch jene Säulenhallen,
Die hoch der Göttin Siegeswagen krönt,
Dein Heer einzieh'n — dreimal die Fahnen wallen,
Zerschossen in der Schlacht, doch sieggewöhnt;
Sah'n dreimal Dich, o Helden — Dich vor Allen
Vom goldnen Licht des Junitags verschönt,
An dem wir selbst, wie etwas Märchengleiches,
Den Anfang miterlebt des neuen Reiches.

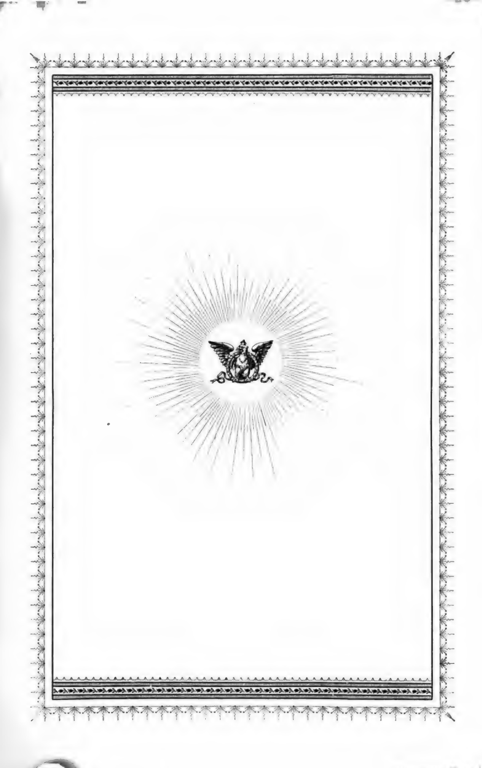
Der alte Traum, die Sehnsucht unsrer Lieder,
Du hast erfüllt, was lang umsonst erfleht;
Du hast erhöht, was lange lag darnieder,
Zerrissen und wie Staub am Wind verweht;
Dem deutschen Volk gabst Du sein Erbe wieder,
Daß es nun hehr vor allen Völkern steht.
Doch was an Macht und Ehren uns beschieden:
Du gabst uns mehr, Du gabest uns den Frieden.

Und Dir auch ward das heil'ge Amt des Weisen,
Dem, wenn er spricht, die Welt voll Ehrfurcht lauscht.
So weit ums Erdenrund die Wogen kreisen
Und ihre Fluth ans fernste Eiland rauscht,
Nennt man Dich den Gerechten, und sie preisen
Die Hand, die gern des Friedens Pfänder tauscht.
Du bist der Fürsten fürstlicher Berather,
Der Völker Freund, des Vaterlandes Vater.

Und schmerzt es Dich, wenn bitter sich entzweien,
Die Deine Kraft zu einen sich befliß,
Wenn abermals in den getrennten Reihen
Sich zu verschärfen scheint der alte Riß:
Doch wandelst hoch Du über den Parteien,
Und alle lieben Dich — deß sei gewiß!
Wie wir es sind, daß Deiner Treue Walten
Das, was sie schuf, auch ferner wird erhalten.

So wird Dein Bild in der Geschichte ragen,
Den Großen Deines Hauses angereiht;
So wirst Du eingeh'n in das Reich der Sagen,
Die späten Enkeln noch, in andrer Zeit,
Von Dir erzählen und von Deinen Tagen,
Wie man erzählt von ferner Herrlichkeit.
Uns aber möge Gott es gnädig geben,
Daß wir Dich lang' verehren noch im Leben!

Julius Rodenberg.



Digitized by Google

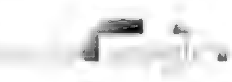
Das Gemeindekind.

Erzählung
von
Marie von Ebner-Eschenbach.

XII.

Außerhalb des Dorfes, zu Füßen eines Abhangs, den vor Jahren der längst ausgerodete Bauernwald bedeckt hatte, befand sich eine verlassene Sandgrube. Seitdem sie ihres Inhalts bis auf die letzte Ader entledigt worden, gehörte sie zu den todten Capitalien des Gemeindevermögens, und Keiner dachte daran, das öde Fleckchen Erde nutzbar zu machen; denn Keiner, der da begonnen hätte zu pflügen und zu säen, würde die Ernte erlebt haben. Einmal nur bot der Verwalter der Frau Baronin, deren schlechteste Felder an die Sandgrube grenzten, 30 Gulden für den von Unkraut überwucherten Winkel, trat jedoch, als der Kauf richtig gemacht werden sollte, von demselben wieder zurück. Von der Zeit an hatte kein Käufer sich mehr gemeldet. Das Erstaunen war nicht gering, als ein solcher endlich wieder auftrat und zwar in der Person — Pavel Holub's.

Ein Jahr war vergangen, seitdem er aus der Untersuchungshaft entlassen worden, und Tag für Tag hatte er sich, im Winter wie im Sommer, am frühen Morgen auf die Beine gemacht und war erst mit der sinkenden Nacht heimgekehrt. Nichts vermochte die Gleichförmigkeit seiner Lebensweise zu unterbrechen, nichts ihm eine Theilnahmsäußerung für die Vorgänge in der Außenwelt zu entlocken. Ueber die Heirath Peter's und Vinska's, die ganz in der Stille begangen worden war und im Dorfe sogar den hartnäckigsten Schweigern so viel zu reden gegeben hatte, verlor er kein Wort. An dem Tag, wie an jedem andern, ging er nach Zbaro, wo er immer Arbeit fand, in der Sägemühle, in der Zuckerfabrik oder im Wald. Er verdiente viel und konnte am Ende der Woche seinen Lohn ungeschmälert in die Sparkasse unter der Diele im Zimmer Habrecht's legen, da ihn dieser mit Kostgeld und Kleidung versorgte. Mit Wonne sah er das Wachsen seines Schatzes und hätte sich überhaupt ganz zufrieden gefühlt — unter zwei Bedingungen. Ein Wiedersehen mit seiner Schwester wäre die erste, Ruhe vor den Neckereien der Dorfjugend die zweite gewesen. Aber keine von beiden wurde



erfüllt. So oft er sich an der Klosterpforte einstellte, wurde er unerbittlich fortgewiesen und so zeitig er auch nach Zbaro ging, immer fanden sich Buben und Mädel, die noch zeitiger aufgestanden waren, um ihm aufzulauern und ihm unter dem Thürspalt hervor oder über die Hecke hinweg nachzurufen: „Giftmischer! . . . bist doch ein Giftmischer."

Pavel schwieg lange, klagte aber zuletzt voll Bitterkeit dem Lehrer seinen Verdruß.

„Schau', schau'," erwiderte der, „jetzt ärgerst Dich? . . . Wie lang' ist's her, daß Dir um nichts so viel zu thun war, als um die schlechte Meinung der Leute?"

Der Bursche wurde roth: „Man kann am Ende genug davon kriegen," meinte er, und Habrecht versetzte:

„Das denk' ich. Wenn sich Einer Prügel geholt hat und im Anfang auch trotzt und sagt: Nur zu! endlich wird's ihm doch genug, und dann sagt er: Hört auf. Aber just da packt Diejenigen, die zuschlagen, erst die rechte Passion. Wie geht's denn mir und wie lange ist's denn bei mir her, daß ich gelacht habe, wenn die Leut' gekommen sind und mich gebeten haben, ich soll machen, daß der Hagel ihr Feld oder der Blitz ihre Scheuer verschont? Es hat mir geschmeichelt . . O lieber Mensch! . . . und heute möcht' ich jedem Esel um den Hals fallen, der nichts Anderes von mir glaubt, als daß ich so dumm bin wie er selbst."

Im Wirthshaus beriethen derweil die Bauern über den Verkauf der Sandgrube an Pavel. Anton, der Schmied, um seine Meinung befragt, befürwortete die Sache.

Auf ihn hatte die Schuldlosigkeitserklärung, die Pavel von Amtswegen ausgestellt worden, Eindruck gemacht und das Parere der Sachverständigen ihn in dem Zweifel befestigt, den er von Anfang her an der Leichtigkeit der Gifte gehegt. Sein Rath war: Man verkaufe dem Buben die Grube; er hat Geld, er soll zahlen.

Der Vorschlag ging durch.

Pavel wurde mündig gesprochen und erwarb die Sandgrube zu hohem Preis, nachdem ihm begreiflich gemacht worden, daß die Gemeinde, welcher er ohnehin seit sieben Jahren im Beutel lag, am Wenigsten ihm Etwas schenken könne.

Was ihn betraf, er fand seinen Besitz nicht zu theuer bezahlt. Ihm erschien eine Summe immer noch gering, die ein Wunder gethan und ihm, dem Bettler, dem Gemeindekind, zu einem Eigenthum verholfen hatte. Sein Gönner und er beschlossen den Tag, an dem der Kaufcontract unterschrieben worden war, auf das Feierlichste.

Habrecht zündete außer dem Lämpchen auch eine Kerze an, Pavel breitete seine Schätze vor sich aus, das Zeugniß vom Amte, den Kaufvertrag, den Rest seiner Ersparnisse und Milada's Beutelchen mit seinem noch unangetasteten Inhalt. Das Geld wurde gezählt und ein Ueberschlag der Kosten des Hausbaues gemacht. Um die Ziegel war keine Sorge, die sollte Pavel mit Erlaubniß des Lehrers auf dem Felde desselben schlagen, nach Thon braucht man in der Gegend nicht weit zu suchen. Schwer hingegen ist das Holzwerk beizuschaffen, dazu reichen

die vorhandenen Mittel nicht aus und können im günstigsten Fall vor dem nächsten Herbste kaum zusammengebracht werden. Zum Glück kommt der Dachstuhl zuletzt; die nächsten Sorgen Pavel's galten der Planirung seines Grundes und dem Aufbau seiner vier Mauern. Genug für den Anfang, genug für Einen, der zur Bestellung seiner Angelegenheiten nur die Zeit hat, die ihm der Dienst bei fremden Bauten übrig läßt.

Dies Alles ausgemacht, und der Bursche holte Schreibmaterial herbei und verfaßte, schwer seufzend und unter größeren Anstrengungen, als das Fällen eines Baumes ihn gekostet hätte, folgenden Brief:

„Milada,

„meine allerliebste Schwester ich bin dreimal bei Dir gewesen aber die Klosterfrauen haben mir es nicht erlaubt der Herr Lehrer hat Dir schon geschrieben. Milada ich hab die Sandgruben gekauft wo ich für mich und die Mutter das Haus bauen soll, bitte die Frau Baronin daß sie mich zu Dir gehen laßt weil ich unschuldig bin und von Gericht den Schein bekommen habe daß mir das Gericht nichts thun darf ich habe auch neue Kleider und möcht nicht mehr im Kloster Knecht sein weil ich die Sandgruben hab. So sollen mich die Klosterfrauen zu Dir erlauben."

Auch an seine Mutter schrieb Pavel noch an demselben Abend und theilte ihr mit, daß sie, wenn ihre Strafzeit verflossen sein werde, eine Unterkunft bei ihm finden könne.

Von der Mutter kam auch bald ein Brief voll Liebe, Dank und Sehnsucht; die Antwort Milada's ließ lange auf sich warten, und brachte, als sie eintrat, eine herbe Enttäuschung.

„Lieber Pavel, ich habe immer gewußt, daß Du unschuldig bist," — hieß es in dem Schreiben, — „und mich gefreut und Gott gedankt, daß er Dich würdigt, unschuldig zu leiden nach dem Vorbild unseres süßen Heilands. Und jetzt muß ich Dir Etwas sagen, lieber Pavel. Ich habe Dich lange nicht gesehen, aber das war nur Gehorsam und kein freiwilliges Opfer, das hat mein Erlöser mir nicht angerechnet. Jetzt hat die ehrwürdige Frau Oberin erlaubt, daß Du mich besuchst und jetzt erst kann ich ein freiwilliges Opfer bringen. Ich thu's, Pavel, und bitte Dich, lieber Pavel, komm' nicht zu mir, warte noch ein Jahr, warte ohne Murren, denn nur das Opfer, das wir freudig zu Füßen des Kreuzes niederlegen, ist ein Gott wohlgefälliges und wird von Ihm denen angerechnet, für welche wir es darbringen. Laß uns freudig entsagen, Du weißt, daß wir es für die Seelen unserer Eltern thun, die keine andern Fürsprecher als uns bei ihrem ewigen Richter haben. Komm' also nicht. Wenn Du aber dennoch kämst, lieber, lieber Pavel, es wäre umsonst — mich würdest Du nicht sehen, ich würde die guten Klosterfrauen bitten, mich vor Dir zu verstecken, Du würdest wieder fortgehen, hättest mich nicht gesehen und mir das Herz nur unendlich schwer gemacht, denn ich habe Dich lieb, mein lieber Pavel, gewiß lieber als Du Dich selber hast."

„Was schreibt denn Deine Schwester?" fragte Habrecht, der den Burschen mit betroffener Miene auf das Blatt niederstarren sah, dessen schöne regelmäßige

Schriftzüge er langsam entziffert hatte. Pavel beugte sich plötzlich vor, große Thränen stürzten aus seinen Augen.

„Was schreibt sie?“ wiederholte der Lehrer, erhielt keine Antwort und fragte nicht mehr; er wußte ja bereits aus Erfahrung, wenn der Mensch Etwas verschweigen will, dann gibt es keine Macht auf Erden, die ihm sein Geheimniß entreißt.

Als das Frühjahr kam, schlug Pavel in einer Reihe von mondhellen Nächten die Ziegel zu seinem Bau. Mehr als einmal fand er, am Abend aus der Fabrik heimkehrend, seine Arbeit zerstört. Kleine Füße waren über die noch weichen Ziegel gelaufen und hatten sie unbrauchbar gemacht. Pavel lauerte den Uebelthätern auf, erwischte sie und führte sie dem Pfarrer vor. Es wurde ihnen eine Ermahnung zu Theil, die jedoch ohne Wirkung blieb, der Unfug wiederholte sich. Da beschloß Pavel, selbst Gerechtigkeit zu üben. Mit einem Knüttel bewaffnet, wollte er hinter einem alten breitstämmigen Nußbaum Posten fassen und die vom Dorfe heranrückenden Feinde dort erwarten, zerbläuen und verjagen. Zu seinem größten Erstaunen fand er jedoch das Hüteramt, das er antreten wollte, bereits versehen und zwar — durch Virgil. Dieser hatte gleichfalls einen Stock in der Hand:

„Bin schon da,“ sagte er, „hab' ihrer schon einige weggetrieben.“

„Was willst Du, Spitzbub?“ fuhr Pavel ihn an. „Fort, schlechter Kerl, mit Dir bin ich fertig!“ er erhob den Knüttel.

Virgil hatte den seinen auf den Boden gestemmt, beide Hände darauf gelegt und sich zusammengekrümmt. Zitternd und demüthig sprach er:

„Pavlicek, schlag' mich nicht, laß mich hier stehen, ich stehe hier und geb' Acht auf Deine Ziegel.“

„Du, ja just, Du wirst Acht geben, Du! . . . Dich kenn' ich. Geh' zum Teufel.“

„Sprich nicht von ihm!“ wimmerte der Alte beschwörend und seine Kniee schlotterten, „sprich um Gotteswillen von dem nicht. Ich bin alt, Pavlicek, ich werde bald sterben, Du sollst zu mir nicht sagen: Geh' zum Teufel.“

„Alles eins, ob ich's sag' oder nicht, Alles eins, ob Du gehst oder nicht, wenn Du nicht von selber gehst, holt er Dich.“

Virgil fing zu weinen an: „Meine Alte wird auch bald sterben und fürcht' sich. Sie möcht' Dich noch sehen, bevor sie stirbt. Sie war's auch, die mir gesagt hat: Geh' hin und gib Acht auf seine Ziegel.“

Pavel betrachtete ihn still und aufmerksam. Wie er aussah, wie merkwürdig! ganz eingeschrumpft und mager, vor Kälte zitternd in seinen dünnen Kleidern und dabei das Gesicht feuerfarbig wie ein Lämpchen aus rothem Glas, in dem ein brennender Docht schwimmt. Das Oel, von dem dieses jämmerliche Dasein sich nährte, war der Branntwein; der einzige Trost, der es erquickte, ein gedankenloses Lippengebet.

Armer Spitzbub, dachte Pavel, die Zeiten sind vorbei, in denen Du mich mißhandelt hast, jetzt kriechst Du vor mir. „So bleib,“ sprach er zögernd und immer noch voll Mißtrauen, „ich werd' ja sehen, was für einen Wächter ich an Dir hab'.“

Als er wiederkam, fand er Alles in Ordnung; Virgil hielt wirklich treue Wacht, verlangte dafür nicht Lob noch Lohn und fragte nur immer: „Wirst nicht zur Alten kommen?"

Pavel ließ ihr sagen, von ihm aus könne sie in Frieden sterben, aber besuchen wolle er sie nicht mehr. Der Hauptgrund seiner Weigerung war die Furcht, Vinska bei ihrer Mutter zu treffen und ihr dort nicht ausweichen zu können, was er sorgsam that, seitdem sie die Frau Peter's geworden. Und wie er die Augen von ihr wandte, wenn er ihr begegnete, wie er jeder Kunde von ihr so viel als möglich sein Ohr verschloß, so verjagte er sogar jeden Gedanken an sie, der sich ihm unwillkürlich aufdrängen wollte.

Sie hatte das Ziel ihrer Wünsche erreicht, und er hatte ihr geholfen, es zu erreichen; jetzt sollte es aus sein. Was peinigte ihn denn noch, seinem Willen entgegen, stärker als seine eigene Stärke, was quälte ihn bei ihrem Anblick? Er kreuzte die Arme über dem Herzen und murmelte mit einem Fluche: „Klopf' nicht!" — Aber sein Herz klopfte doch, wenn die schöne Bäuerin vorüberschritt oder vorüberfuhr in demselben Wägelchen, in dem ihr Mann, vor nun anderthalb Jahren, Pavel zu Gericht geführt hatte. Sie bemühte sich, glücklich auszusehen; es wirklich sein konnte sie kaum. Peter war ein tyrannischer und geiziger Eheherr, der alle Voraussetzungen der Virgilova zunichte gemacht hatte. Seine Schwiegereltern durften ihm nicht ins Haus; das Wenige, was Vinska zur Verbesserung ihrer Lage thun konnte, geschah im Geheimen unter Furcht und Zagen.

Sie selbst lebte im Wohlstand, hatte mit Gepränge die Taufe ihres zweiten Kindleins gefeiert, aber wie das erste, bald nach der Hochzeit geborene, war auch dieses, wenige Wochen alt, gestorben, und bereits hieß es im Dorfe: Die bringt kein Kind auf.

Pavel war gerade dazugekommen, als man den kleinen Sarg ganz still und wie in Beschämung aus dem Thor hinausschaffte. Und ein Schluchzen hatte er aus der Stube dringen gehört, ein Schluchzen, das ihm durch die Seele ging und ihn an die Stunde mahnte, in welcher diejenige, die es ausstieß, an seiner Brust gelegen und ihn bestürmt hatte mit ihren Bitten und berauscht mit ihren Liebkosungen.

Den Tod des zweiten Enkels erlebte die Virgilova noch, kurze Zeit darauf schlug ihr letztes Stündlein nach schwerem fürchterlichen Kampf.

Der Geistliche hatte von ihrem Pfühl nicht weichen dürfen, noch im Verröcheln verlangte sie nach Segen und Gebet, in ihren brechenden Augen war noch die Frage zu lesen: Ist mir verziehen?

Mit Gleichgültigkeit nahm Pavel die Nachricht ihres Todes auf und blieb ungerührt von den Wehklagen, die Virgil über den Verlust seines Weibes anstimmte. Der Trost, den er dem Wittwer angedeihen ließ, lautete: „Kein' Schad' um die Alte", und Virgil unterbrach die Ergüsse seines Schmerzes, richtete die Augen zwinkernd auf Pavel und fragte halb überzeugt: „Meinst?"

Das geschah zu Ende des Sommers, und am ersten Sonntag nach dem Ereigniß ließ der Pfarrer Pavel zu sich bescheiden.

Es war nach dem Segen; der Geistliche saß in seinem Garten auf der

Bank unter dem schönen Birnbaum, dessen Früchte sich bereits goldig zu färben begannen, ganz vertieft in das Lesen eines Zeitungsblattes. Pavel stand schon ein Weilchen da, ohne daß er es wagte, den Pfarrer anzusprechen, bevor dieser das kleine, blasse, von einem breitkrämpigen Strohhute beschattete Gesicht erhob, und nach einigem Zögern sagte: „Dir ist Unrecht geschehen.“ Sein Blick glitt an Pavel vorbei und richtete sich in die Ferne; „Du hast am Tod des Bürgermeisters keine Schuld.“

„Freilich nicht,“ entgegnete Pavel, „die Kinder laufen mir aber doch nach und schreien: Giftmischer! . . . Ich möchte den Herrn Pfarrer bitten, daß er ihnen verbietet, mir nachzurufen: Giftmischer.“

„Meinst Du, daß sie es mit meiner Erlaubniß thun?“ fragte der Priester gereizten Tones.

„Und die Alten,“ fuhr Pavel fort, „sind auch so. Dreimal hab' ich kleine Fichten gepflanzt auf meinem Grunde, etwas Anderes wachst ja dort nicht. Dreimal haben sie mir Alles ausgerissen. Sie sagen: Dein Haus muß frei stehen, man muß in dein Haus von allen Seiten hineinschauen können, man muß wissen, was du treibst in deinem Haus.“

Der Pfarrer räusperte sich: „Hm, hm . . . Das kommt daher, daß Du einen so schlechten Ruf hast. Du mußt trachten, Deinen Ruf zu verbessern.“

Pavel murmelte: „Ich hab' mein Zeugniß vom Amt.“

„Nutzt Alles nichts, wenn die Leute nicht dran glauben,“ sprach der Geistliche. „Auf den Glauben kommt es an, im Großen wie im Kleinen. Zu Deiner ewigen Seligkeit brauchst Du den Glauben an Gott, zu Deiner Wohlfahrt hier auf Erden brauchst Du den Glauben der Menschen an Dich.“

„Wär' freilich gut.“

„Du willst sagen, es wäre gut, wenn Du ihn erwerben könntest. Willst Du so sagen?“

„Ja.“

„So bemühe Dich. Du hast einen besseren Weg schon eingeschlagen und mußt nur trachten, auf ihm vorwärts zu kommen. Ohne Stütze jedoch wird das kaum gehen, die wirst Du noch lange brauchen. Bis jetzt war der Herr Lehrer Deine Stütze . . . wird es aber nicht mehr lang sein können.“

„Wie? warum? — warum nicht mehr lang?“

„Weil er versetzt werden wird, an eine andere Schule.“

„Versetzt?“ rief Pavel in Bestürzung.

„Wahrscheinlich.“

Einen Augenblick sah der Pfarrer ihm fest ins Gesicht, dann sprach er: „Mehr als wahrscheinlich — gewiß. Mache Dich darauf gefaßt und überlege, an wen Du Dich wenden kannst, wenn der Lehrer fortgeht, zu wem Du in diesem Falle sagen kannst: ich bitte, nehmen Sie sich jetzt meiner an.“

Nach einer Pause, in welcher Pavel wie vernichtet vor ihm stand, fuhr der Pfarrer fort, aufrichtig bemüht, sich für den ungeschlachten Burschen, dem sein ganzer Mensch widerstrebte, wenigstens die Theilnahme des Seelsorgers abzuringen: „Ueberleg's; ist Niemand da, zu dem Du ein Vertrauen fassen und so sprechen könntest?“

Er mußte die Frage wiederholen, ehe sie beantwortet wurde, und dann geschah es mit einem so entschiedenen: „Niemand" — daß der Priester es vorläufig nicht unternahm, diese feste Ueberzeugung zu erschüttern. Er räusperte sich abermals:

„So, so," sagte er, „Niemand? das ist ja schlimm. Denke aber doch ein wenig nach, vielleicht fällt Dir doch noch Jemand ein." Er lehnte sich wieder an den Baum zurück, sah wieder ins Weite und schloß: „Du kannst nach Hause gehen, kannst auch dem Lehrer sagen, daß ich ihn vermuthlich gegen Abend besuchen werde."

Pavel entfernte sich verwirrt, in halber Betäubung. Ihm war, als hätte er einen Schlag auf den Kopf bekommen.

Daheim fand er den Lehrer in der Stube am Tische sitzend vor seinem Buche, mit der von süßem Schmerz verklärten Miene, die er immer annahm, wenn er sich in diese geliebten Blätter versenkte. Pavel nahm Platz ihm gegenüber und betrachtete ihn mit unendlich gespannter Aufmerksamkeit. Lange wagte er nicht, ihn zu stören; endlich aber brach er — ohne seinen Willen, gegen seinen Willen in die Worte aus: „Herr Lehrer, was muß ich von Ihnen hören?"

Diese vorwurfsvolle Frage kaum gesprochen, und ein Schrecken über die Wirkung, die sie hervorgebracht hatte, faßte ihn. Habrecht war aschfahl geworden, seine Augen verschleierten sich, sein Unterkiefer hing herab und zitterte, vergeblich bemühte er sich, zu sprechen, er brachte nur ein unzusammenhängendes Gestotter hervor. Nach Athem ringend, focht er mit den Händen in der Luft und sank unter Aechzen und Stöhnen auf seinen Sessel zurück. Pavel aber, der noch nie einen Menschen sterben gesehen hatte und meinte, das ginge viel leichter, als es in Wahrheit geht, sprang auf, warf sich auf die Kniee und beschwor ihn händeringend: „Sterben Sie nicht, Herr Lehrer, sterben Sie nicht!"

Ein mattes Lächeln stahl sich über Habrecht's Gesicht: „Unsinn," sagte er; „nicht von Sterben ist die Rede, sondern von dem, was Du von mir gehört hast. Beichte!" befahl er, richtete sich auf und rollte fürchterlich die Augen. „Was war's, wie lautet der Unsinn? O vermaledeiter Unsinn! . . . Kein Vernünftiger glaubt ihn und doch lebt er vom Glauben, kugelt so weiter im Dunkel, in der Tiefe. Sie zählen sich ihn an den Fingern her, Diejenigen, die selbst nicht mitzählen . . . Was hast Du gehört? sprich!" Er zog Pavel in die Höhe und rüttelte ihn; als der verblüffte Bursche jedoch anfangen wollte zu reden, preßte er die Hand auf seinen Mund und gebot ihm Schweigen.

„Was käme heraus? . . . Was ich weiß im vorhinein, zum Ekel, was mich nicht schlafen läßt. Schweig," rief er, „ich will einmal reden, ich elender Lügner, ich will die Wahrheit sagen; ich armer Zöllner will sie Dir, dem armen Zöllner, sagen. Setz' Dich, hör' mir zu, beug' Dein Haupt. Wenn es auch nur eine klägliche Geschichte ist und die Geschichte einer jämmerlichen Thorheit, sie ist doch heilig, denn sie ist wahr."

Er ging zum Wasserkrug, trank in langen Zügen und begann dann leise und hastig von den Tagen zu sprechen, in denen er jung gewesen, ein Lehrerssohn und Gehülfe seines kränklichen Vaters, durch Begabung und Verhältnisse, durch Alles, was natürlich und vernünftig ist, bestimmt, einst zu werden, was

Jener war. In seinem Herzen aber kochte der Ehrgeiz, prickelte die Eitelkeit, diese üblen Berather lenkten seine Sehnsucht weitab vom leicht erreichbaren, spiegelten ihm ein hohes Ziel als das einzig erstrebenswerthe vor. Die Zukunft eines großen Professors in der großen Stadt, die träumte er für sich und sein schwacher Vater für ihn, und dieses Schattengebilde der Zukunft, es lebte und nährte sich vom Fleisch und Blut der Wirklichkeit, von der Kraft, der Gesundheit, dem Schlaf der Jugend . . . Wie lange kann eine an beiden Enden angezündete Kerze brennen? Kein Mensch vermag ungestraft zwei Menschen zugleich — bei Tag ein Lehrer und bei Nacht ein Student zu sein. Als der erste noch jung, als der zweite doch schon recht alt; denn mit entsetzlicher Geschwindigkeit verrann die Zeit, die er für seine Zwecke nur zur Hälfte ausnützen durfte. Eines Morgens brach er an der Thür der Schulstube zusammen. Wie aus der Ferne hörte er noch einen zitternden Klageruf, sah wie durch dichten Nebel ein vielgeliebtes Greisenantlitz sich zu ihm neigen, dann war Alles Stille und Dunkelheit und wohlthuend überkam ihn das Gefühl einer tiefen, bleiernen Ruhe.

Lange Zeit verging, Habrecht lag dahin, anfangs in wirren Fieberträumen, später in dumpfer Bewußtlosigkeit. Man hielt ihn für todt, legte ihn in den Sarg und trug ihn in die Leichenkammer. Dort erwachte er. — Seine Rückkehr ins Leben erregte nur Entsetzen, sich ihrer zu freuen war Niemand mehr da. Seinen Vater hatten Schrecken und Gram getödtet, der schlief schon seit ein paar Tagen unter dem Friedhofrasen, und lieber hätte der Wiedererstandene sich neben ihn gebettet, als daß er, ein gebrochener Mann, den Kampf mit dem Leben von Neuem aufnehmen sollte. An eine Fortsetzung seiner Studien war nicht zu denken, — Habrecht bewarb sich um die Stelle, die sein Vater bekleidet hatte. Sie wurde ihm zu Theil zur — Unzufriedenheit der Dorfbewohnerschaft.

Daß einer, der drei Tage todt war, wieder lebendig wird, das ist, man mag es nehmen, wie man will, eine unheimliche Sache. Wo hat sich seine Seele aufgehalten während dieser drei Tage? Aus welchem grauenhaften Bereich kommt sie zurück? . . . Die seltsamsten Gerüchte begannen sich zu verbreiten, das Märchen vom Aufenthalt des Schulmeisters in der Vorhölle entstand. Und er ließ es gelten. Er war ein armer, zu Grund gerichteter Mensch, der gefürchtet hatte, sich kaum bei den Schulkindern in Respekt setzen zu können, und dem es schmeichelte, als er nun bemerkte, daß er sogar den Alten Scheu einflößte und daß nicht leicht Jemand ihm zuwider zu sprechen oder zu handeln wagte. Seinen edlen Ehrgeiz zu befriedigen, war ihm die Möglichkeit genommen, ein falscher Ehrgeiz bemächtigte sich seiner, und er ergriff zu dessen Sättigung unlautere Mittel. Er nährte den Wahn, den zu bekämpfen seine Pflicht gewesen wäre, er, ein Lehrer, ein Verbreiter der Wahrheit auf Erden, ein Streiter wider den Irrthum, er unterstützte die Lüge, die Dummheit — den Feind. Er war ein stiller Verräther an der eigenen Sache, er hielt das Vorurtheil aufrecht, weil seine Eitelkeit dabei ihre Rechnung fand . . .

Der Pfarrer, der ihn durchschaute, rügte sein Thun — sein eigenes Gewissen warf ihm das Unrecht vor . . . Er beschloß, es nicht mehr zu begehen, er faßte den Vorsatz und dachte ihn leicht auszuführen.

Indessen — siehe da! was mußte er erkennen? Der Wahn, den er früher

unterstützt hatte und nun austilgen wollte, war nicht mehr auszutilgen. Nicht in kurzer, nicht in langer Zeit, nicht mit kleiner und nicht mit großer Mühe . . .

„Ich habe dem Unverstand das Hölzchen geworfen," rief er aus, „und er hat eine Keule daraus gemacht, mit der er mich drischt . . . Ich habe mit Schlangen gespielt, und wie ich einsehe, daß ich Frevel treibe und aufhören will, ist's zu spät, und ich bin unrettbar umringelt."

Von peinlicher Unruhe gejagt, begann er seine gewohnten Wanderungen durch das Zimmer.

„Wär' ich doch ein aufrichtiger Verbrecher, ein Mörder meinetwegen — ein ehrlicher Mörder und nicht die verlogene Kreatur, die ich bin . . . bin! denn man wird's nicht los. Die Falschheit hat sich hineingefressen in den Menschen und regiert ihn gegen seinen Willen. Das ist fürchterlich, wahr sein wollen und nicht mehr können."

Er blieb vor Pavel stehen, packte ihn an beiden Armen und rüttelte ihn: „Du wirst es auch erfahren, wenn Du Dich nicht änderst . . . Aendere Dich, Du kannst es noch".

„Was soll ich thun?" fragte Pavel.

„Nicht lügen, nichts von Dir aussagen, was Du nicht für wahr hältst, im Guten nicht, denn das ist niederträchtig, im Bösen nicht, denn das ist dumm. Du machst Dich zum Knecht eines Jeden, den Du belügst, und wäre er zehnmal schlechter und geringer als Du. Ich weiß, was Du willst, Dich trotzig zeigen, Scheu einflößen . . . Warte nur, bis der Tag der Umkehr kommt, — er kommt bei Dir, er bricht schon an, — warte nur, wenn Du einmal Grauen empfinden wirst vor Dir selbst."

„Herr Lehrer," unterbrach ihn Pavel, „seien Sie ruhig, es klopft Jemand."

Habrecht fuhr zusammen: „Klopft? — was? — wer? . . . Ah — — Hochwürden! . . ."

Der Geistliche war eingetreten. „Ich habe dreimal geklopft," sagte er, „aber Sie haben nicht gehört, Sie haben so laut gesprochen." Seine klugen, scharfen Augen richteten sich prüfend auf den durch sein unerwartetes Erscheinen in Bestürzung versetzten Lehrer.

„O Hochwürden, wie schön . . . ist's gefällig? — einen Sessel . . . Pavel einen Sessel," stammelte Habrecht und eilte zum Tisch, an den er die zitternden Beine lehnte und über den er wie beschützend die gerundeten Arme erhob. Mit einer selbstverrätherischen Ungeschicklichkeit, die ihresgleichen suchte, lenkte er die Aufmerksamkeit des Priesters auf das, was er ihr um jeden Preis hätte entziehen mögen, auf das offen daliegende Buch.

Der Pfarrer trat ihm gegenüber, schlug, bevor Habrecht es hindern konnte, das Titelblatt auf, und von seinem Platze aus, ohne das Buch zu wenden, las er mit Schrecken, mit Abscheu, mit Gram: „Titi Lucretii Cari: De rerum natura."

Er zog die Hand zurück, rieb sie heftig am Rocke ab und rief: „Lucrez; . . . O Herr Lehrer, — O! . . ."

Und Habrecht ringend in Seelenqual, sammelte sich mühsam, langsam — zu einer Lüge. „Zufall," stotterte er, „zufällig übrig geblieben das Büchlein,

aus der Zeit der philologischen Studien . . . zufällig jetzt zum Vorschein gekommen . . ."

„Wünsche es, hoffe es, müßte Sie sonst bedauern," entgegnete der Geistliche, der ihn nicht losließ aus dem Bann seines Blickes.

„Und Sie hätten Recht, der Sie einen Himmel haben und ihn Jedem verheißen können, der da kommt, sich bei Ihnen Trost zu holen," brach Habrecht aus.

Als der Priester ihn verlassen hatte, nahm er den zerlesenen Band, liebkoste ihn wie etwas Lebendiges und barg ihn an seiner Brust, seinen mit stets erneuter Wonne genossenen, stets verleugneten Freund.

XIII.

Pavel baute rüstig an seinem Hause fort, und es wurde fertig, allen Hemmnissen zum Trotz, welche der Muthwille und die Bosheit ersannen, um seinem Erbauer die Beendigung des anspruchslosen Werkes zu erschweren. Da stand es nun, mit Moos und Stroh gedeckt, sehr niedrig und sehr schief. Aus den drei kleinen Fenstern guckte die Armuth heraus, und wer unsichtbare Inschriften zu lesen verstand, der las über der schmalen, in rohen Angeln hängenden Thür: Durch mich geht die Armuth ein. Die Chaluppe war der Gegenstand des Spottes eines Jeden, den sein Weg vorbeiführte. Pavel ließ sich aber die Freude an seinem Häuschen nicht verderben, sondern ging wohlgemuth an dessen innere Einrichtung. Er hatte einen Herd gebaut und einen bescheidenen Brettervorrath gekauft; um diesen mit ihm zu durchmustern, fand der Schullehrer sich ein. Sie hielten Berathung, drehten jedes Brett wohl zehnmal um und überlegten, wie es am Besten zu verwenden wäre. Plötzlich hob Pavel den Kopf und horchte. Das langsame Rollen eines schweren Wagens die Anhöhe herauf ließ sich vernehmen.

„Die Frau Baronin kommt," rief Pavel, „sie hat mein Haus noch nicht gesehen, was wird die sagen, wenn sie sieht, daß ich ein Haus habe."

In der That kannte die Baronin Pavel's Bauwerk noch nicht. Die Spazierfahrten der Dame lenkten sich regelmäßig nach einer andern Richtung. Den schlechten, steilen Weg durch das Dorf kam sie nur einmal im Jahre gefahren, meistens zur Herbstzeit, wenn sie ihren alten pensionirten Förster im Jägerhause droben besuchte. Das war heute und wäre wohl öfters der Fall gewesen, ohne die Gründe, die Mathias, der Bediente, immer anzuführen wußte, um von dem Ausflug nach dem Jägerhaus abzurathen. Der Grund, der ihm alle diese Gründe lieferte, war der, daß er an der Gicht in den Beinen litt, ungern zu Fuße ging und recht gut wußte, daß es am Ende des Dorfes, wo die jähere Steigung begann, heißen würde: „Steig' ab, Mathias, Du bist zu dick, die armen Pferde können Dich nicht schleppen."

Als Pavel das Nahen des Wagens bemerkte, war Mathias soeben vom Bock herab befohlen worden, er schritt verdrießlich hinter der großen Kalesche einher und die Baronin saß in derselben ebenfalls verdrießlich. Sie ärgerte sich über den Buckel, den ihr Kutscher machte, und schloß daraus auf einen Mangel an Respect, indessen derselbe nur die Folge der lastenden Jahre war. Die Gebieterin sagte laut vor sich hin: — „Daß die Leute heutzutage nicht

mehr gerade sitzen können! ... Was das für eine Manier ist! ... Eine rechte Schand', wenn sich Einer gar nicht zusammennehmen kann! ..." Sie selbst saß aufrecht wie eine Kerze und streckte sich so viel sie konnte, um mit gutem Beispiel voranzugehen, was freilich unter den gegebenen Umständen wenig nützte. Dabei blickte sie lebhaft und neugierig umher durch die große Brille, die sie bei ihren Ausfahrten aufzusetzen pflegte. Bei der Sandgrube angelangt, wurde sie die neue Hütte gewahr und rief:

„Mathias, wer hat denn da einen Stall gebaut? Was ist denn das für ein Stall?"

Mathias beschleunigte seine Schritte, nahm den Hut ab und antwortete: „Das ist eine Chaluppen."

„Was der Tausend! wer hat sich denn die gebaut?"

Mathias lächelte verächtlich, „die hat sich ja der Pavel gebaut, der Holub."

„Gott bewahr' Einen! der baut Häuser?"

„Ja," fuhr Mathias fort, und legte vertraulich die Hand auf den Wagenschlag, „für die Mutter, heißt's, daß die wo unterschlupfen kann, wenn sie herauskommt aus dem Zuchthaus. Wird ein Raubnest werden; ist noch gut, daß es so frei steht und so weit draußen aus dem Dorf."

Während dieses Gesprächs war die Equipage vor dem Hüttchen angelangt, von dem sie nur noch der Wegrain und der schmale Raum trennte, auf dem Pavel seine Bretter ausgelegt hatte.

Die Baronin befahl dem Kutscher, ordentlich zu hemmen und anzuhalten. Sie beugte sich aus dem Wagen und fragte: „Was sind denn das für Bretter?"

Habrecht trat heran und begrüßte die gnädige Frau.

„Sieh' da," sprach diese, „der Lehrer, das ist schön, da können Sie mir gleich sagen, was das für Bretter sind?"

„Aus der herrschaftlichen Brettmühle, Euer Gnaden."

„Und wie kommen sie denn hieher?"

„Als Eigenthum des Pavel Holub, der sie gekauft hat."

„Gekauft?" entgegnete die Baronin; „das ist schwer zu glauben, daß der Etwas gekauft haben soll."

Pavel hatte sich bisher regungslos hinter dem Schulmeister gehalten; bei den letzten Worten der gnädigen Frau fuhr er auf, wandte sich, sprang in die Hütte und kam gleich darauf wieder zurück, einen Bogen Papier in der Hand haltend, den er, ohne ein Wort zu sprechen, der Baronin überreichte.

„Was ist das?" fragte sie, „was bringt er mir da?"

„Die saldirte Rechnung über die gekauften Bretter," antwortete Habrecht, an den die Frage gerichtet war.

„So — der kauft ein und bezahlt Rechnungen? Woher nimmt er das Geld dazu? Ich habe gehört, daß er einen Beutel voll Geld gestohlen hat."

„Eine alte Geschichte, Euer Gnaden, die nicht einmal wahr gewesen ist, als sie noch neu war."

„Ich weiß schon, Sie nehmen immer seine Partei. Nach Ihnen habe ich immer Unrecht gegen den schlechten Menschen."

„Er ist nicht mehr schlecht, die Zeiten sind vorbei, Euer Gnaden können mir glauben.“

„Warum spricht er denn nicht selbst? Warum steht er denn da wie das leibhaftige böse Gewissen? . . . Entschuldige Dich,“ sprach die alte Dame, sich an Pavel richtend, „sag' Etwas, bitte um Etwas. Wenn ich gewußt hätte, daß Du ein Haus baust und Bretter brauchst, hätte ich sie Dir geschenkt . . . Kannst Du nicht bitten? . . . Weißt Du nichts, um was Du mich bitten möchtest?“

Jetzt erhob Pavel seine Augen zu der alten Frau. Zagend, zweifelnd, blickte er sie an. Ob er Etwas zu bitten habe, fragte sie nicht mehr, nachdem diese düsteren Augen sie angeblickt und sie in ihnen eine so kummervolle, so unaussprechlich tiefe Sehnsucht gelesen hatte.

„Was möchtest Du also?“ sagte sie, „so rede!“

Pavel zögerte einen Augenblick, nahm sich zusammen und antwortete ziemlich deutlich und fest: „Ich möchte die Frau Baronin bitten, daß Sie meiner Schwester Milada schreibt, sie möchte mir erlauben, sie zu besuchen.“

Ungeduldig wackelte die Baronin mit dem Kopfe: „Das kann ich nicht thun, da mische ich mich nicht hinein, das ist die Sache der Klosterfrauen. Zur Milada darf man nicht ohne Weiteres hinlaufen, so oft es Einem einfällt, ich darf's auch nicht. Milada gehört nicht mehr uns, sondern dem Himmel . . . Der Mensch,“ richtete sie sich wieder an Habrecht, „spricht auch immer dasselbe; ich begreife nicht, wie man sagen kann, daß er sich geändert hat . . . Und jetzt fahren wir. — Adieu! Vorwärts, Jakob.“

Der Wagen setzte sich in Bewegung, war jedoch kaum ein Stückchen weiter gekollert, als die Baronin abermals Halt zu machen befahl, Habrecht herbeiwinkte und fragte:

„Was ist's denn mit dem neuen Schullehrer? Warum kommt er nicht? Er hat sich ja heute vorstellen sollen.“

„Morgen, Euer Gnaden, wenn ich bitten darf.“

„Wie so, morgen? . . . Ist denn heute nicht Mittwoch?“

„Ich bitte um Verzeihung, heute ist Dienstag.“

„Dienstag? das ist etwas Anderes. Ich habe schon geglaubt, der Jüngling, der vermuthlich ein gelehrter Flegel sein wird, findet es überflüssig, der Gutsbesitzerin seinen Kratzfuß zu machen. Und wann reisen denn Sie, Schullehrer?“

„Nächste Woche, Euer Gnaden.“

„Recht schade, recht schad' um Sie, es kommt nichts Besseres nach,“ sprach die Baronin und fuhr, Habrecht huldvoll grüßend, davon.

Als der Lehrer sich nach Pavel umsah, stand dieser unbeweglich und feuerroth im Gesicht. „So ist es doch wahr?“ fragte er, so mühsam schluckend, als ob ihm die Kehle zugeschnürt würde. „Sie gehen fort?“

„Das heißt, ich komme fort,“ erwiderte Habrecht zögernd; „ich bin versetzt worden.“

„Weit weg?“

„Ziemlich.“

„Wissen Sie das schon lang', Herr Lehrer, daß Sie versetzt worden sind?“

„Lang' — nicht lang' — wie man's nimmt . . ."

„Warum haben Sie mir's nicht gesagt?"

„Wozu — hast Du's nicht ohnehin erfahren?"

„Aber nicht glauben wollen, dem Herrn Pfarrer nicht und den Andern schon gar nicht. Wenn es ist, habe ich mir gedacht, werden Sie es mir schon selbst sagen . . ." er vermochte nicht weiter zu sprechen.

Der Anblick von Pavel's schmerzvoller Bestürzung schnitt seinem alten Freunde in die Seele; aber er wollte sich nichts davon merken lassen. „Gönn' mir mein Glück," rief er nach einigen Augenblicken des Schweigens plötzlich aus; „denk' nur, ich komme unter lauter fremde Menschen . . . Schaut mich Einer an, schau' ich ihn wieder an, ganz ruhig — fällt mir nicht ein zu fragen: Was hast Du von mir gehört, was muthest Du mir Unheimliches zu? . . . Die Achtung, die ich zu verdienen verstehe, werde ich haben und genießen — die höchste Achtung, denn wie ein Engel will ich sein, wie ein Heiliger, und sogar die schlechten Kerle werden zugeben müssen: Das ist einmal ein braver Lehrer! . . . So wird es dort sein, während hier . . ." er preßte die Hände an beide Schläfen und stöhnte herzzerreißend. „Ein Beispiel," fuhr er fort, „ich werde Dir ein Beispiel geben, wie es hier ist und wie es dort sein wird. Denk' Dir eine große Tafel, schneeweiß, die hätte ich mit edlen Zeichen beschreiben sollen, aber statt dessen habe ich dereinst die reine Tafel bekritzelt und beschmiert, und wenn ich jetzt thun will, wie ich soll und schöne Buchstaben zeichnen, kann ich's nicht so ohne Weiteres, das tolle Zeug, das schon dasteht, muß erst weggeputzt werden. O, wie schwer, wie unmöglich! . . . Und wenn ich auch meine, es ist ausgetilgt und keine Spur mehr vorhanden — hinter meinen sorgfältig gemalten Lettern kommt es doch wieder zum Vorschein. Blasser von Jahr zu Jahr, ja, vielleicht — was hilft's? — Dafür ist mein Aug' empfindlicher geworden und der Eindruck bleibt sich gleich . . . Verstehst Du mich? Das wird nun Alles anders. Drüben in der neuen Heimath ist die Tafel blank, wie sie es vom Anfang an gewesen, als sie mir anvertraut wurde. Die Tafel ist der Ruf. Verstehst Du oder nicht? . . . Unglücksmensch, mir scheint Du verstehst kein Wort!"

Pavel wehrte sich nicht gegen diesen Verdacht; ihn beschäftigten andere Gedanken, und plötzlich rief er: „Ich weiß, was ich thu' — ich geh' mit Ihnen."

„Das lasse Dir nicht einfallen," fuhr Habrecht heraus, setzte aber, um die Schonungslosigkeit seiner Abwehr zu vermindern, erklärend hinzu: „Was würde aus Deiner Mutter, wenn sie Dich nicht fände bei ihrer Rückkehr?"

„Sie kann uns ja nachziehen, wenn sie will," entgegnete Pavel und zupfte an seinen Lippen, wie Kinder in der Verlegenheit thun. Und wie einem Kinde sprach Habrecht ihm zu, sich zu fügen, zu bleiben wo er war, gab ihm Gründe dafür an und schloß ungeduldig, als Pavel zu Allem den Kopf schüttelte: „Endlich! . . . Woher Deine Mutter kommt, hätten die Leute bald weg und würden fragen: was für einen Anhang bringt uns der Lehrer ins Dorf? . . . Das kann nicht sein — Du mußt es selbst einsehen . . . bescheide Dich . . ." Damit wandte er sich, und indem er den Schweiß abtrocknete, der ihm trotz der herbstlichen Kühle auf der Stirn perlte, trat er eilends die Flucht an, um etwaigen neuen Vorschlägen Pavel's zu entrinnen.

Er hätte solche nicht zu fürchten gebraucht. Der Bursche brachte das Gespräch nicht mehr auf die immer näher heranrückende Trennung, wurde nur stiller, trauriger, führte aber sein arbeitsvolles Leben fort und suchte die Gesellschaft seines Gönners nicht öfter auf als zu jeder andern Zeit.

Und Habrecht, mit dem Egoismus des Kranken, der keine Sorge aufkommen läßt als die um seine Genesung, wollte nichts wissen von dem Kampf, der sich hinter Pavel's anscheinender Ruhe verbarg; wollte nichts wissen von einem Leid, dem abzuhelfen ihm unmöglich gewesen wäre. Geschieden mußte einmal sein, besser denn — klaglos.

Uebrigens vergaß Habrecht seinen Schützling beinahe über den Verdruß, den sein Nachfolger ihm bereitete.

Dieser junge Mann, Herr Georg Mladek, war einige Tage später eingetroffen, als er erwartet worden, hatte sich an der Verwunderung ergötzt, die Habrecht darüber äußerte, und auf die Zumuthung, ins Schloß zu gehen, um der Frau Baronin seine Aufwartung zu machen, geantwortet: „Recht gern, wenn sie jung und schön ist. Sonst habe ich mit Baroninnen nichts zu thun und auf ihren Schlössern nichts zu suchen."

„Aber," meinte Habrecht, „die Höflichkeit gebietet . . ."

„Nicht Jedem — ich, zum Beispiel, bin ohne Vorurtheile."

Er that sich Etwas darauf zu gute, fast so arm zu sein wie Hiob und ganz so stolz wie Diogenes, bezog die Schule an der Spitze eines Koffers, eines Feldbettes, eines Tisches, eines Sessels, fand sich für den Anfang genügend versorgt und dankte ablehnend für die Bereitwilligkeit, mit welcher sein Vorfahr im Amte ihm einiges Hausgeräth zur Verfügung stellen wollte.

So wanderte denn Habrecht's Mobiliar in die Hütte an der Sandgrube, vom Volksmund schlechtweg „die Grubenhütte" getauft, und nahm sich dort ordentlich stattlich aus, erregte auch vielfachen Neid. Die Leute fanden Habrecht's Großmuth gegen Pavel unbegreiflich und kaum zu verzeihen. Mladek aber machte sich über das Verhältniß zwischen den Beiden seine eigenen Gedanken und hatte keinen Grund, dieselben dem „Collega" zu verheimlichen.

Am Vorabend des für Habrecht's Abreise bestimmten Tages suchte er ihn auf und fand ihn in der Schulstube, wo er, am Fenster stehend, in ungeduldiger Erwartung auf die Straße blickte. Als der Eintretende ihn anrief, sah Habrecht sich um und sprach:

„Sie sind's — gut, gut, daß Sie's sind; es ist mir lieb, daß es kein Anderer ist."

„Welcher Andere denn?"

„Nun, der Pavel, wissen Sie. Aufrichtig gestanden, ich beabsichtige mich heute schon und zwar ohne Abschied davon zu machen . . . des Burschen wegen. Ich gehe freudig von hier fort, kann's nicht verbergen, und das thut ihm weh'. So habe ich mich bei der Frau Baronin und beim Herrn Pfarrer empfohlen, und fahre ab, bevor Pavel nach Hause kommt . . . Habe mir ein Wägelchen bestellt — drüben an die Gitterthür . . . es sollte schon da sein . . ."

Er eilte wieder an das Fenster und bog sich weit über die Brüstung. Der Wind zerzauste ihm die spärlichen Haare, in dünnen Strähnen umflogen sie seinen

Scheitel und sein Gesicht, das so alt aussah, und so wenig harmonirte mit der noch jugendlich schlanken und beweglichen Gestalt. Er trug den schwarzen Anzug, den ihm sein Vater zur letzten Prüfung hatte machen lassen, und der, auf eine körperliche Zunahme des Besitzers berechnet, die nie eintrat, die hageren Glieder in dem Maße schlotternd umhing, als das Tuch fadenscheiniger und dessen Falten weicher geworden waren.

Mladek musterte ihn durch die scharfen Gläser des Zwickers und sprach: „Wie lang' sind Sie denn hier Schulmeister gewesen?"

„Einundzwanzig Jahre."

„Und nach einundzwanzig Jahren machen Sie sich aus dem Staub, als ob Sie Etwas gestohlen hätten? Verderben den Kindern die Freude einer Abschiedshuldigung und den Erwachsenen die eines Festessens . . . und das Alles, um Ihren Pavlicek nicht weinen zu sehen? Sonderbar! . . . es muß ein eigenes Bewandtniß mit Ihnen haben, Collega . . . Wie?"

Habrecht erbleichte unter dem inquisitorischen Blick, der sich auf ihn richtete. „Was für ein Bewandtniß?" fragte er, und die Zunge klebte ihm am Gaumen.

„Erschrecken Sie doch nicht vor mir — mir ist nichts Menschliches fremd," entgegnete Mladek voll Ueberlegenheit. „Aufrichtig, Collega, bekennen Sie! War die Mutter Ihres Pavlicek, die übrigens jetzt im Zuchthaus sitzen soll, ein schönes Weib?"

Habrecht begriff die Bedeutung dieser Frage nicht gleich; als sie ihm jedoch klar wurde, lachte er laut auf, lachte immer munterer, immer heller und rief in fröhlichster Erregung: „Nein — so Etwas! O, Sie Kreuzköpferl, Sie! Nein, daß ich heute noch einen solchen Spaß erlebe . . . Herr Jesus, was Sie doch gescheidt sind!" Er brach in ein neues Gelächter aus. Der krankhaft empfindliche Mann, den die leiseste Anspielung auf einen durch ihn selbst erregten Argwohn in allen Seelentiefen verwundete, fühlte sich durch den jeder Veranlassung entbehrenden wie gereinigt. Kein Lob, keine Schmeichelei hätte ihn so herzlich beglücken können, wie seines Nachfolgers falsche und nichtsnutzige Vermuthung es that. Er bemerkte nicht, daß er beleidigte mit seiner Lustigkeit; er wurde förmlich übermüthig und rief: „Ich wollte, Sie hätten Recht! Es wäre besser für den Burschen. Aber Sie haben nicht Recht, und sein Vater ist wahrhaftig am Galgen gestorben. Ein Unglück, das dem Sohn als Schuld angerechnet wird. Man muß ihn in Schutz nehmen gegen die Dummheit und Bosheit. Ich hab's gethan, thun Sie es auch; versprechen Sie mir das."

Mladek nickte mit sauersüßer Miene; im Innern aber blähte er sich giftig auf und dachte: „Zum Lohn dafür, daß Du mich seinetwegen verspottet hast! Das wird mir einfallen!"

Inzwischen vernahm man durch die Nachmittagsstille das langsame Heranrumpeln eines Leiterwagens. „Meine Gelegenheit!" sprach Habrecht, hob das Felleisen vom Boden und lud es mit Mladek's Hülfe auf seine Schulter. Jede andere Dienstleistung, besonders das Geleite zum Wagen, verbat er sich und eilte davon, ohne einen Blick zurückzuwerfen nach der Stätte seiner langjährigen Thätigkeit. Keine Regung der Wehmuth beschlich beim Scheiden seine Brust. „Fahre!" rief er dem ihn begrüßenden Bäuerlein zu, „und wenn Dich Jemand

fragt, wen Du führst, so sag' — einen Bräutigam, sag's getrost; es ist schon Mancher zur Hochzeit gefahren, der nicht so guter Dinge war wie ich." Damit kletterte er in den Wagen, streckte sich der Länge nach in das dicht aufgestreute Stroh und commandirte jauchzend: „Hü—e!"

Die Dorfleute kamen an dem Tag etwas früher als sonst vom Felde zurück; sie hatten Eile, ihre Anstalten zum Abschiedsfest für den Lehrer zu treffen. Der Schlot des Wirthshauses qualmte bereits seit einigen Stunden; die ein Wort mitzureden hatten, gingen dem Stand der Dinge in der Küche nachsehen; Andere hielten sich in der Nähe, um wenigstens den guten Bratengeruch zu schnuppern, der die Luft ringsum zu erfüllen begann. Die Buben sammelten sich schwarmweise, und weil es ihnen bevorstand, beim morgigen Festzug eine gute Weile friedlich in Reih und Glied zu wandeln, entschädigten sie sich dafür und prügelten einander heute noch in aufgelöster Ordnung gehörig durch. In den Häusern und vor den Häusern flochten die Mütter den Mädchen die Haare mit rothen Bändchen ein, und in den Ställen thaten die Bauernbursche dasselbe an den Mähnen ihrer Rosse. Da entstanden eine Unzahl dünner Zöpflein, so steif wie Draht, die den Köpfen der Mädchen und den Hälsen der Pferde etwas sehr Nettes und Gutgehaltenes gaben. Mit einem Worte, die Vorbereitungen zur Feierlichkeit waren im besten Gange, als sich die Kunde von der stattgefundenen Abreise Habrecht's verbreitete. Anfangs wollte Niemand an dieselbe glauben; erst als der Bauer, der den Lehrer nach der Eisenbahnstation gebracht, von dort zurückkehrte und dessen herzliche Abschiedsgrüße an die Dorfbewohner bestellte, mußte man wohl oder übel zu zweifeln aufhören.

Nur Einer ließ sich, als er nach vollbrachtem Tagewerk heimkehrte, in seiner Ueberzeugung, Habrecht sei da, müsse noch da sein, nicht irre machen. Er würdigte diejenigen, die ihn deshalb verhöhnten, keiner Antwort, lief zur Schule und trat ohne Weiteres in die Wohnstube, in welcher er Mladek fand. Diesen fragte er kurz und barsch: „Wo ist der Herr Lehrer?"

Mladek, der an einem Briefe schrieb, wandte den Kopf: „Da ist der Herr Lehrer," sprach er, auf sich selbst deutend, „und ohne anzuklopfen, tritt man bei ihm nicht ein, das merk' Dir, Du Lümmel."

Pavel stotterte eine Entschuldigung und bat nun, ihm zu sagen, wo der frühere Herr Lehrer sei.

„Abgepascht und auch Du pasch' ab!" lautete die Antwort.

Pavel schritt langsam die Treppe hinab, trat in das Schulzimmer, blieb dort eine Weile stehen und wartete; und als derjenige, den er erwartete, nicht kam, ging er ins Gärtchen, in dem er auf und ab wandelte, auslugend, horchend. Plötzlich schlug er sich vor die Stirn . . . Dummkopf, der er war, daß ihm das nicht früher eingefallen! . . . Bei ihm, in seinem Hause befand sich der Lehrer, um ihm — ihm ganz allein Lebewohl zu sagen. Auflebend mit der rasch erblühten Hoffnung, rannte er durchs Dorf nach seiner Hütte und rief, bei derselben angelangt: „Herr Lehrer!"

Keine Antwort; auch hier Alles still, und nun begriff Pavel, daß er seinen alten Gönner vergeblich suchte.

In der Mitte der Stube stand der Tisch, an dem er so oft ihm gegenüber gesessen hatte, sein dünnbeiniger Lehnsessel davor, und an der Wand sein altersbrauner Schrank . . . Der Anblick dieser Habseligkeiten schnitt Pavel in die Seele und reizte seinen Zorn. Er schleuderte den Sessel in die Ecke und führte einen Fußtritt gegen den Tisch, daß er krachend umstürzte . . . Was brauchte Pavel das Zeug? . . . Was brauchte er Erinnerungen an den, der ihn so treulos verlassen hatte? . . .

Fort, fort, sein einziger Freund! . . . Fort — ohne nur gesagt zu haben: behüt dich Gott! . . . Was für ein Mensch war er denn, daß er das vermochte? . . . Besser tausend Mal, er wäre gestorben, daß man an seinem Sarge weinen könnte und denken, bis zum letzten Augenblicke hat er dich geliebt. Aber so entgleiten wie ein Schatten — das macht all' seine Güte und Freundschaft schattenhaft.

XIV.

Zur Schnittzeit in demselben Jahre fand ein großes Ereigniß statt. Die Gemeinde führte ein lang gehegtes Vorhaben aus; sie kaufte für ihre bisher von einem Pferdegöppel betriebene Dreschmaschine ein Locomobil. Auf der Eisenbahnstation wurde es abgeholt und zog sechsspännig, mit Blumen bekränzt ins Dorf ein. Stolz schritten die Bauern neben ihm; es verdarb keinem die Freude an der werthvollen Erwerbung, daß man nur die erste der zehn Raten, in welchen sie bezahlt werden sollte, erlegt hatte und vorläufig noch nicht wußte, woher das Geld nehmen für die übrigen neun.

Unweit von Pavel's Hütte lag frei auf der Anhöhe, das Dorf beherrschend, der Hof des neugewählten Bürgermeisters. Dort eröffnete das Locomobil seine Thätigkeit; es dampfte und schnob, und die mit ihm in Verbindung gesetzte Dreschmaschine schluckte die dargereichten Garben und spie mit nie dagewesener Geschwindigkeit die ausgelösten Körnlein aus und das zerknitterte Stroh. Anfangs drängte sich viel Publicum zu dem hübschen Schauspiel, allmälig jedoch ließ bei den Meisten das Interesse an dem ewigen Einerlei nach, und nur bei Einem erhielt es sich unvermindert und zwar bei Einem, der wohl keine Aussicht hatte, die Maschine jemals in seinem Dienste zu beschäftigen, nämlich bei Pavel. Er hatte Arbeit beim Holzschlag im herrschaftlichen Wald erhalten und machte auf dem Gang dahin täglich einen kleinen Umweg, um den Anblick des schnaubenden Ungeheuers zu genießen, dem er sich mit stillem Staunen hingab, bis es hieß: „Pack Dich.“ — „Wenn der Einem die Maschine wegschauen könnte, er thät's,“ meinte der Bürgermeister. Pavel ging, nahm aber die Erinnerung an die Bewunderte mit sich und hatte ein deutlicheres Bild von ihr im Kopfe als die Bauern, die in ihrer nächsten Nachbarschaft auf der Bank an der Scheune saßen und die Hantirung der Taglöhner überwachten.

Wohlgefällig sahen die Eigenthümer des Getreides, das eben gedroschen wurde, zu und freuten sich, wenn die fleißige Maschine die Arbeit in wenig Tagen fertig brachte, die ihnen Monate lang zu thun gegeben hätte. Bald kam die Frage zur Berathung, ob man nicht einen Theil der vielen jetzt übrig bleibenden Zeit dem für den Bauer so außerordentlich lockenden Vergnügen der Jagd widmen solle? Im nächsten Jahre lief der Pachtcontract mit der Herr-

schaft ab, und dann gedachte man sich's wohl zu überlegen, ehe man ihn erneuern würde. Die Sache wurde oft besprochen und fand in der Gemeinde nur wenige Gegner, unter ihnen jedoch einen sehr einflußreichen und sehr entschiedenen, nämlich Peter. Aus lauter Geiz, behaupteten seine Feinde; ihn reue das Geld für die Jagdkarte, für Pulver und Blei. Er ließ das gelten und erklärte, er brauche sein Geld „zu was Gescheidterem."

Nun höhnten die Spötter regelmäßig: „bei ihm ginge eben Alles in Hafer auf für die Kohlfuchsen, daß die doch ein bischen zu Kräften kämen."

Damit gelang es immer, Peter wild zu machen.

Er setzte seinen ganzen Stolz in eine Pferdezucht, die schon sein Vater mit gutem Glück betrieben, und war kürzlich mit zwei Kohlfüchsen zur Prämiirung von Arbeitspferden gefahren, deren Anblick, wie er oft geprahlt hatte, „die Commission umreißen und alle anwesenden Pferde in Grund und Boden schlagen müsse." Statt dessen hatte man ihn zurückkommen sehen ohne Preis, zornig und schimpfend über die Commission, die zusammengesetzt gewesen sei aus lauter Eseln. Im Dorfe verspottete man ihn; Jeder wußte, die Kohlfüchse waren für Arbeitspferde zu schwach befunden worden, und nun setzte Peter seinen Kopf darauf, sie zu den stärksten Pferden weit und breit zu machen, und hoffte nur auf die Gelegenheit, einen glänzenden Beweis davon zu geben, daß ihm dies gelungen sei. Der ersehnte Augenblick schien endlich gekommen. Wenn die Maschine am Getreide des Bürgermeisters und an dem der Umgebung ihre Schuldigkeit gethan haben würde, sollte sie im Hof Peter's am unteren Ende des Dorfes aufgestellt werden, und er hatte die Zeit, sie abzuholen, kaum erwarten können. Am bestimmten Tage, das Locomobil war noch im Gange, erschien er schon, mit einem Gesicht so aufgeblasen wie ein Luftballon, hinter ihm sein Knecht, der die angeschirrten Kohlfüchse am Zügel führte. „Was willst mit den Pferden?" fragte der Bürgermeister; „warum bringst nicht ein Paar tüchtige Ochsen? Die Pferde halten Dir die Maschine über den Berg nicht zurück." — Barosch und Anton, die eben dastanden, einige jüngere Leute und alle Tagelöhner waren derselben Meinung; sogar Pavel, der mit einem Auftrag vom Förster an den Bürgermeister geschickt worden, erlaubte sich, in Gegenwart der Notabilitäten den Mund aufzuthun und sagte: „Und der Maschine kann das größte Unglück geschehen."

Peter schob die kurze Pfeife aus dem linken Mundwinkel in den rechten und den Hut weiter zurück ins Genick. „Spann' ein," befahl er kurz und gebieterisch dem Knecht und zog den Gäulen die Stränge vom Rücken.

„Wart'," rief der Bürgermeister, „wirst doch so nicht fahren, wirst doch früher das Feuer herausnehmen lassen." Er öffnete die Thür des Kohlenbehälters, und Barosch näherte sich mit dem Schüreisen; aber Peter donnerte ihn an:

„Laß bleiben! so wie sie dasteht, so ziehen meine Ross' sie fort," schlug die Thür des Kohlenbehälters wieder zu, half dem Knecht einspannen und ergriff die Leitseile und die Peitsche.

„Hü!" ein mächtiger Schnalzer; die Pferde zogen an, sprangen zur Seite, sprangen in die Höhe, und erst auf einen zweiten und dritten Schnalzer legten sie sich ins Geschirr, daß die Stränge krachten . . . vom Fleck bewegt war die Maschine. Peter schrie; sein Knecht schrie; die Bauern und die Tagelöhner standen

staunend; denn wirklich — die Kohlfüchse zogen das Locomobil bis zum Ausgang des Hofes. Von hier an ging's von selbst; sachte abwärts neigte sich der Weg und mündete breit auslaufend in die Dorfstraße. Auf dieser ward die Senkung jäher; Pavel lief hinzu und wollte die Räder sperren; Peter jedoch, völlig berauscht von Uebermuth und Prahlsucht, stieß ihn hinweg: „Ich brauch' das nicht," rief er; „ich fahr' ohne Sperr'."

„Narrheit," meinte Anton, weil's ja doch immer steiler abwärts ginge, und Peter lachte: wenn auch, um so schneller würden seine Pferde laufen, und er vermaß sich, die Maschine im Trab in seinen Hof zu führen.

Die Verkündigung dieses Wagnisses erregte Hohn und Neugier. Ein Hauptspaß war's doch, dem Kunststück zuzusehen. Nur Anton empfand ungemischten Unwillen, kreuzte die Hände mit einer bedauernden Geberde und sprach: „Läßt sich nichts sagen, wird schon sehen."

„Ihr werdet sehen, Ihr! was meine Fuchsen können," gab Peter zurück, ging, in jeder Hand einen Zügel, mit großen Schritten neben den Pferden her, rief aber nicht mehr „Hü", sondern „Ho — oho."

Die Pferde hielten der gewaltigen Last wacker Stand, die hinter ihnen rasselte und drängte, sie krochen förmlich mit eingezogenen Kreuzen, die Köpfe gehoben, die Hälse starr, die Kummete hinaufgeschoben bis an die Kinnladen. Peter hing sich an die Leitseile, so fest er konnte.

„Laß nur die Ross' nicht ins Laufen kommen, um Gotteswillen nicht!" rief ihm sein Knecht über die Pferde hinüber zu, und er gab keine Antwort; ihm gruselte bereits beim Gedanken an seine Großsprecherei mit dem Trabfahren. Ein paar Schritte noch, dann kam die erste quer über den Weg gezogene Wasserrinne, auf die hoffte er, da wird das schwere Unding einen kurzen Augenblick aufgehalten, da thun die Füchse einen Schnaufer.

„O — ho! — O — ho! —" ein Ruck — die Vorderräder fahren in die Vertiefung, gleich darauf aber wieder heraus, und zu gleicher Zeit springt die von Peter so nachlässig zugeworfene Thür des Kohlenbehälters auf, und dessen Inhalt strömt den Pferden auf die Croupen, auf die Sprunggelenke . . . sie werden wie rasend . . . Kein Wunder. —

„Sperren, — sperren!" brüllte Peter nun, — es war viel zu spät; es gab kein Halten mehr. Im Galopp ging's den Berg hinab; die Maschine krachte und polterte, und Peter, in den Leitseilen verhängt, halb laufend, halb geschleift, stürzte nebenher. Ein heulender Schwarm folgte ihm nach; Andere standen in Gruppen wie angenagelt auf dem Fleck. Deutlich sah Jeder vor Augen, was im nächsten Moment geschehen mußte. Der abschüssige Weg bildete eine zweite tiefere Rinne und führte dann um die Ecke an der Planke des Wirthshausgartens und an der ihr gegenüber liegenden Mauer, die den Hof Peter's einfaßte, vorbei, in deren großen Thorbogen noch einzulenken die reine Unmöglichkeit war. Wie die Pferde links hinjagen, wie die Maschine sich links überneigt, schon im Sturze begriffen, gibt's nichts Anderes als das Zusammenbrechen in dem Graben — und dem Peter, dem Gnade Gott, der geht hinüber ohne Absolution, der wird zerquetscht zwischen Planke und Maschine . . . Alle wußten es; Alle starrten auf den Fleck hin, auf dem das Ereigniß sich vollziehen sollte; Einige erhoben ein

rasendes Geschrei, Diese fluchten, Jenen erstickte der Laut in der Kehle; Jeder hatte einen andern Ausdruck für seine Spannung, seine Angst; vereinzelt erscholl sogar ein sinnlos wieherndes Gelächter. Daß Etwas geschehen könne, um das Unglück zu verhindern, fiel Keinem ein . . . Und wie die Leute so durcheinander liefen oder dastanden und die Hände über den Kopf zusammenschlugen, sahen sie auf einmal Pavel wie einen geschleuderten Stein auf die Planke zuspringen, den Eckpfeiler ergreifen und rütteln . . . Ein Räthsel, ein Wunder, wie ihm der Einfall gekommen war: Zwischen Planke und Maschine muß Peter zerquetscht werden; wenn keine Planke da wäre, würde er nicht zerquetscht; fort also mit der Planke! . . .

Alles geschah zugleich. — Der Athletenstärke des Burschen wich der Pfeiler, sank, riß ein Stück von der Planke mit, und zugleich that das Locomobil seinen schweren Sturz. Rauch dampfte, Staub wirbelte, Pferdefüße feuerten aus in die Luft . . . Männer und Frauen und kecke Kinder drängten heran. Ein paar alte Weiber, die von Peter nicht das Mindeste weder hören noch sehen konnten, stritten darüber, ob ihm beide Arme oder beide Füße abgeschlagen seien. „Wenn nur ihr nichts abgeschlagen ist,“ seufzte der neue Bürgermeister und meinte die Maschine und sprach damit die Empfindung der meisten anwesenden Männer aus. Eine allgemeine, sehr lebhafte Besorgniß um das gemeinsame Eigenthum äußerte sich und mit ihr zugleich der Groll gegen denjenigen, der es leichtsinnig gefährdet hatte.

Peter war blutend und zerschunden unter dem Locomobil hervorgezerrt und auf die Beine gestellt worden; doch kümmerte sich Niemand darum, daß er wieder hinfiel, und als er ganz heiser keuchte: „Die Ross' . . . helft ihnen!“ stieg der Unwille; wenig fehlte, und er hätte Prügel gekriegt. Pavel aber dachte: „Wenn ich nicht gewesen wär', wär' er jetzt hin!“ und dabei ergriff ihn eine selbstgefällige Rührung und eine Art Wohlwollen für seinen schlimmsten Feind; er trat zu ihm, und als er bemerkte, daß ihm Blut aus dem Munde floß, faßte er ihn unter die Schultern und zog ihn ein Stück weiter, um seinen herabgesunkenen Kopf auf eine kleine Erhöhung des Rasens zu betten . . . Plötzlich aber und sehr unsanft ließ er ihn niederfallen; — ein durchdringender Schrei hatte an sein Ohr gegellt: „die Vinska!“ durchzuckte es ihn . . . „der Teufel führt die jetzt her — die Vinska!“

Sie war's; sie hatte Peter's Abwesenheit zu einem Besuch bei ihrem Vater benützt und, kaum aus der Hütte getreten, den Lärm auf der Straße gehört und die Leute von allen Seiten in der Richtung nach ihrem Hause zustürzen gesehen. Von Angst erfaßt, war sie quer durchs Dorf, war durch den Wirthshausgarten gelaufen, und das Erste, was sie dort erblickte, das war ihr Mann, mit Blut überströmt im Grase liegend und Pavel über ihn gebeugt — unverletzt.

Ein wilder Verdacht loderte, Besinnung raubend, toll machend, in ihr auf. „Schurk', das hast Du gethan!“ rief sie, ballte die Faust und schlug Pavel, der stumm und erschreckt zu ihr emporschaute, ins Gesicht.

Da mäßigte Anton den Eifer, mit dem er geholfen hatte, die Füchse aus den Strängen zu wickeln, wandte sich und sprach gelassen: „Nicht schimpfen, lieber

bedanken; wenn der nicht zugegriffen hätt', hättest Du jetzt einen Mann so dünn wie ein lebzeltener Reiter."

Die Aeußerung erweckte Heiterkeit; nur Vinska achtete ihrer nicht, wußte überhaupt nichts von dem, was um sie her vorging. Sie hatte sich neben Peter auf den Boden geworfen und war in Schluchzen ausgebrochen. Pavel stand langsam auf von seinen Knieen; starren Blicks schaute er zu, wie sie den Verwundeten herzte und küßte; mit Fieberschauern hörte er ihr zu, wie sie ihn beschwor, nicht zu sterben und den rohen Gesellen ihr theures Seelchen nannte, ihr Glück, ihr Leben, ihr Eines und Alles. Leidenschaftlich glühten Pavel's Augen sie an; ein weißer Rand bildete sich um seine fest aufeinandergepreßten Lippen, und zwischen den dichten Brauen und auf der Stirn ballte sich's zusammen, ein Gewitter von finsteren qualvollen Gedanken.

Endlich, mit einem heftigen Rucke, kehrte er sich ab von dem Schauspiel, das ihn festhielt und ihn folterte, und ging und half mit beim Aufrichten des Locomobils. Als das mit schwerer Mühe vollbracht war und Anton die Ansicht äußerte, „die Maschin'" sei Gottlob ohne Schaden davongekommen und könne gleich wieder in Gang gebracht werden, schüttelte Pavel den Kopf, und auf die, das Schieberventil führende Stange deutend, sprach er:

„Wird schwerlich gehen. Seht Ihr nicht, daß das Stangel verbogen ist?"

Der Schmied schüttelte auch den Kopf, zog den von einem spärlichen, staubfarbigen Bartgestrüpp umwachsenen Mund verächtlich in die Breite und antwortete, wenn „was" verbogen sei, werde er „schon sehen", und wenn „was" fehle, werde er „schon machen."

Nun entrichtete Pavel seine bisher noch unbestellte Botschaft des Försters an den Bürgermeister und ging dann zurück in den Wald, wo er über seine Arbeit herfiel wie der Löwe über seine Beute. So oft er die Hacke hob und niedersausen ließ, war es, als ob er seine ganze Kraft sammeln und in einem Hiebe ausgeben wollte. Die Holzhauer vom Fache stellten wiederholt die eigene Thätigkeit ein, um der dieses Dilettanten mit spöttischer Mißgunst zuzusehen. Der Führer der „Partie", in welcher Pavel eingereiht worden, der rohe Hanusch, machte ihm die Bemerkung: „Zerreiß' Dich, wenn's Dich freut, deswegen kriegst um keinen Kreuzer mehr bezahlt als ein Anderer."

Indessen war es doch nicht lauter Unzufriedenheit, die er erweckte. Am Ende der Woche, da er mit seinen Genossen zur Auszahlung zum Förster kam, hatte dieser ein paar freundliche Worte für ihn, trug auch dem Heger auf, den arbeitswüthigen Kerl im Auge zu behalten und ihm bei nächster Gelegenheit den Vorzug vor allen übrigen Taglöhnern zu geben.

Bald darauf, am 1. September, dem Tage des heiligen Aegidius, feierte die Kirche in Soleschau ihr Fest.

Alles war, wie es immer gewesen. Die Marktbuden standen auf den gewohnten Plätzen; die ganze Einwohnerschaft des Dorfes versammelte sich auf der Wiese zwischen der großen Rüster und dem Garten des Herrn Pfarrers. Die Frau Baronin, die sonst in jedem Wetter fein demüthig zu Fuß zur Kirche huschte und wackelte, kam heute die fünfhundert Schritte vom Schlosse her gefahren, in höchster Stattlichkeit und Parade. Jacob und Mathias auf dem

Böcke, an Riesenexemplare der Livréeraupe gemahnend, in blauen Fräcken mit gelben Längslinien über dem Rücken, mit gelben Westen und Aufschlägen, die gurkenförmigen Schimmel in schweren, mit Silber beschlagenen Geschirren. Und im weitläufigen „Schwimmer" die kleine, alte, halbblinde Frau, die nach links und rechts grüßte auf gut Glück, und manchem ihr unverschämt ins Gesicht starrenden Grobian mit freundlichem Kopfnicken dankte und manchen ehrerbietigen Gruß unerwidert ließ, vor der Kirche angelangt, jedoch ausstieg und in ein großes Gedränge gerieth und sich in demselben ungemein tapfer hielt, wie immer, — Alles wie immer.

Sie hörte jeden Klagenden, jeden Heischenden an, sie schrak vor keinem, noch so bedenklichen Handkuß zurück, kein Bittender ging leer aus, im schlimmsten Falle gab's eine schlagfertige Antwort, und für diejenigen, die nichts wollten, als ihren Respect bezeugen, einen Scherz, eine theilnehmende Erkundigung, die allerdings nicht immer an die rechte Adresse kam. Eine Unverheirathete wurde nach ihrem Kinde gefragt, ein junger Ehemann nach seinem Schatz, — aber das schadete nicht, erhöhte nur die fröhliche Stimmung, die sich unverhohlen äußern durfte. Die Gutsfrau liebte den Spaß und verzieh ihn, sogar wenn er auf ihre Kosten ging, weil sie sich im Grunde von den Leuten hochgeschätzt wußte, — und das war ihre Stärke. Die Gutsfrau zweifelte nicht, daß die Leute sie betrogen und bestahlen, wo sie konnten, verzieh ihnen aber auch die Unredlichkeit, weil sie sich von ihnen geliebt wußte, — und das war ihre Schwäche.

Das erste Läuten erscholl, der Pfarrer erschien an der Kirchenthür in einer Wolke von Weihrauch, umringt von drei Assistenten; heute wurde die Messe, wie Jacob sich kutschermäßig ausdrückte, „vierspännig" gelesen.

„Weicht aus," rief die Baronin in die Menge; „laßt mich zur Kirche gehen, ich muß ja für Euch beten."

„Wir thun's für Euer Gnaden, unsere Schuldigkeit, freiherrliche Gnaden," sprachen die Leute und gaben Raum, und die alte Frau ging auf den Geistlichen zu, der ihr das Weihwasser reichte, bekreuzte sich andächtig und verschwand in ihrem Oratorium.

Alles wie immer. Außergewöhnlich nur die Schönheit des Tages, an dem auch der verbissenste Wetterkritiker nichts auszusetzen gefunden hätte. Ein grüner Herbst war dem feuchten Sommer gefolgt, ein sonniger Herbst, der die reiche Ernte auf Feldern und Wiesen gemächlich und ohne Hinderniß hereinzubringen gestattete. Alle Besitzenden waren in der besten Laune, die sich auf dem Markte in reger Kauflust äußerte; Frauen und Männer standen an den Buden, prüften die Waare, feilschten sie an; abgeschlossen sollte der Handel erst nach der Messe werden.

Zweites Läuten. Hohe Zeit auch für die minder Andächtigen, sich in das schon halbgefüllte Gotteshaus zu begeben. Der Zug der Kirchengänger wird dichter, die Männer schreiten vorbei am Pfarrersgarten, an dessen Einfassung wie vor sieben Jahren Pavel lehnt. Damals ein verwahrloster, zerlumpter Junge, heute ein gedrungener, kraftstrotzender Bursche, der sich von den Anderen in seiner Kleidung nur dadurch unterscheidet, daß sie besser sitzt und sorgfältiger gehalten ist.

Nach den Männern kamen die Frauen. Pavel fühlte es in jedem Nerv, in jedem Blutstropfen — nun kamen die Frauen.

Er lehnte sich zurück an die Stackete, kreuzte die Beine und nahm eine gleichgültige Miene an. Was kümmerten ihn, die an der Spitze gingen, die Mädel? Er hatte mit Keiner etwas zu thun, hatte vielmehr für jede Einzelne mehr Geringschätzung als sie Alle zusammen ihm gegenüber aufbrachten, die armen Gänse. Nach den Mädeln kommen die Frauen, die jungen zuerst und unter ihnen die Eine . . . die Eine, deren Namen er nie mehr aussprechen, für die er blind und stumm sein will, von jetzt an bis zu seiner letzten Stunde. Was durch ihn für sie geschehen war, hatte er nie erwogen, nie überlegt; es war eben gethan worden, werkzeugmäßig, unter einem übermächtigen Zwang, ohne klares Bewußtsein, ohne den Gedanken an ein Verdienst von seiner Seite, an eine Verpflichtung von der ihren.

Neulich aber, im Wirthshausgarten, als sie ihn angeklagt und beschimpft, da schwand das Dämmern, da schieden Licht und Schatten sich grell, da sagte er sich, was Alles er für sie gethan hatte . . . Unerhörtes, Ungeheueres — und sie? Er rechnete zum ersten Male und schloß auch gleich die Rechnung ab. Es ist aus zwischen ihm und ihr, sie lebt für ihn nicht mehr . . . Und dennoch fühlt er ihr Nahen! . . . Warum fühlt er's, wenn es aus ist? . . . Er warf den Kopf zurück und hob den Blick empor zum höchsten Wipfel der Rüster und sah dort oben Etwas, was seine Aufmerksamkeit fesselte. Inmitten der grünen Zweige, der Blätterunendlichkeit einen großen, himmelan ragenden, abgestorbenen Ast. — Der Anblick griff ihm ins Herz, als ob er an dem blühenden Leib eines geliebten Wesens das Zeichen schweren Siechthums entdeckt hätte.

Wipfeldürr der herrliche Baum! —

„Pavel, Pavel, hör' mich an," sprach eine wohlbekannte Stimme und er erzitterte, er fürchtete sich — vor sich. Wird es ihn wieder überkommen, das entsetzliche Gefühl, werden sie ihn wieder packen die feurigen Krallen, ihm die Brust zusammenpressen und ihm den Athem rauben?

Vinska wiederholte: „Pavel, hör' mich an . . . ich habe Dir Unrecht gethan, verzeihe mir." Sie sagte es freundlich, demüthig, sie stand da und leistete Abbitte in Gegenwart Aller, die mit ihr zugleich gekommen waren und unter denen Niemand dem kleinen Auftritt eine so neugierige Aufmerksamkeit schenkte, als ein blondes, schlankes Kind, ein halber Fremdling im Orte, eine Erscheinung von solcher Lieblichkeit, daß sie sogar in diesem bedeutungsvollen Augenblick Pavel's Aufmerksamkeit erweckte. „Dich sollte ich kennen," dachte er, und er kannte sie wirklich, er besann sich dessen; es war dieselbe, die dereinst, als er aufs Gericht geführt worden, das bitterste Hohnwort für ihn gefunden und den Stein geschleudert hatte, der jetzt unter seiner Thürschwelle vergraben lag. Seit Jahren hatte man sie im Dorfe nicht mehr gesehen, sie sei im Dienste in der Stadt, hieß es, und nun war sie heimgekehrt, und war schön wie die Madonna auf dem Altarbild. Pavel blickte abwechselnd sie an und Vinska, und Eine so ruhig wie die Andere. O Wunder, o Glück, o Sieg! Keinen befreiten Gefangenen, keinen von schwerer Krankheit Genesenen hat er Ursache zu

beneiden. Er ist geheilt von der Krankheit dieser Liebe, er ist befreit von den Fesseln, die er gehaßt und nicht abstreifen konnte, — er ist gesund und frei.

„Verzeihe mir," bat Vinska von Neuem, und er mit wonnig genossener Gelassenheit erwiderte:

„Laß gut sein, die Zeit ist vorbei, in der ich mir so 'was zu Herzen genommen hätt'."

Sie erröthete, biß sich auf die Lippen und setzte ihren Weg weiter fort. Sie ging verwirrt mit der beschämenden Empfindung, daß ihr eine Macht geraubt worden war, die sie für unverlierbar gehalten hatte. Die Feine, die Blonde folgte ihr. Pavel aber stemmte beide Hände in die Seiten, wiegte sich übermüthig in den Hüften und sprach vor sich hin:

„Die Weiber, pfui, zu nichts gut als zum Schlechten!"

XV.

Peter ging es täglich besser, er durfte wieder sprechen und durfte essen, was ihm schmeckte, nur schreien und rauchen war ihm noch verboten. Während seiner Krankheit hatte er nicht aufgehört sich zu fürchten, im Anfang vor dem Sterben und später vor der Rechnung, die der Arzt ihm machen würde. Als dieser seine Besuche einstellte und die Rechnung nicht sofort schickte, ließ Peter sie abholen, aber nur um ihr einen schnöden Empfang zu bereiten. Er legte sie auf den Tisch, setzte sich vor sie hin und begann, Posten für Posten grimmig anzufeinden. Sein Weib schlich voll Besorgniß um ihn herum und bat ihn schüchtern, nicht so zu toben, worauf er es noch viel ärger trieb. Zu Fleiß! — weil er doch sehen wollte, ob die Reparatur, die der alte Notenreißer an ihm vorgenommen und sich so unverschämt bezahlen lasse, wenigstens ordentlich gemacht sei.

Es war ihm gelungen, sich völlig um sein bischen Menschenverstand und in den nicht mehr zurechnungsfähigen Zustand hinein zu ärgern, in welchen ihn Vinska am Liebsten vor der Begegnung mit fremden Leuten bewahrt hätte, als es an der Thür pochte und recht zur unguten Stunde der Wirth erschien.

Er zog höflich den Hut und Vinska sah auf den ersten Blick: Der will Etwas und zwar Etwas nicht ganz Rechtmäßiges.

Peter gab auf die Erkundigung nach seinem Befinden, mit der der Besuch sich einführte, keine Antwort, schob, als Jener sich neben ihn gesetzt hatte, ihm nur die Rechnung hin, schnaubte: „Da!" und sah ihn von der Seite gespannt und erwartungsvoll an.

Der Wirth versank in das Studium des Schriftstückes, und nach einer Zeit, die zum Auswendiglernen desselben hingereicht hätte, sprach er, seine Worte mit einem Schlage der flachen Hand auf das Papier bekräftigend:

„Das ist die Rechnung vom Doctor."

„Die Rechnung vom Doctor, vom Spitzbuben; furchtbar überhalten hat mich der Lump."

„Kann's nicht finden," erwiderte der Wirth: „Dich überhalten, so einen Sparmeister! — kommt nicht vor. Die Rechnungen sind in Ordnung — beide Rechnungen, die vom Doctor und" — er lächelte verlegen, griff in die Brust-

tasche und zog langsam ein gefaltetes Blatt hervor, das er dem Peter hinhielt, „und die meinige auch.“

Peter fuhr zurück wie vor einem Feuerbrand und schrie aus Leibeskräften: „Rechnung?“ — Was das zum Teufel für eine Rechnung sein könne, hätte er wissen mögen; er hatte keinen Kreuzer Schulden im Wirthshaus, er trank nie einen Tropfen, den er nicht sogleich bezahlte.

Ja, meinte der Wirth, als er endlich zu Worte kommen konnte, es handle sich auch nicht um Tropfen, sondern um einen Zaun, den Zaun seines Gartens nämlich, der bei Gelegenheit des Locomobilsturzes zu Schaden gekommen war.

Nun gerieth Peter völlig in Wuth. Was in alle Wetter ging der Zaun ihn an? Wie konnte der Wirth sich erfrechen, ihm die Rechnung für den Zaun zu bringen? . . . Daß der Zaun umgerissen worden, das war ja die Ursache des ganzen Unglücks gewesen. Es geschah in dem Augenblick, in dem Peter just im Begriff gewesen, die Pferde wieder in die Hand zu kriegen; er hatte sie schon, ein Riß noch, und sie wären gestanden wie die Mauern und hätten die Wendung genommen ins Hofthor wie die Lämmer. Freilich, wenn der Zaun umpoltert vor ihren Nasen, da werden solche Thiere scheu . . . Kühe sind's ja nicht. So war's, Peter schwor es hoch und theuer — schwor auch, Jeden, der es nicht einsähe, mittelst Fußtritten davon zu überzeugen. In seiner Aufregung verließ er trotz Vinska's Abmahnungen das Haus und begab sich mit dem Wirth an die Ecke von dessen Garten, um den Vorgang an Ort und Stelle ausführlichst zu demonstriren.

Sorgenvoll blickte sein Weib ihm nach. Sieben Wochen lang hatte er das Zimmer nicht verlassen und unternahm jetzt seinen ersten Ausgang an einem stürmischen Octobertag, im leichten Hausanzug, heiß vor Zorn und keuchend vor Aufregung. Bis herüber hörte sie ihn schreien. Als er den Zaun erblickt hatte, dessen Wiederaufstellung zu bezahlen ihm zugemuthet wurde, war er in die Höhe gesprungen wie toll. Was war denn das! Betrug! schuftiger Betrug! . . . Nicht nur einfach aufgestellt, neu hergestellt war der Zaun. Mehr als die Hälfte seiner morschen Bretter durch neue ersetzt? Wie? ein alter Zaun war umgefallen und ein neuer aufgestanden und zwar auf Peter's Kosten? . . . Er tobte, er rief jeden Vorbeigehenden zum Zeugen des Diebstahls, den der Wirth an ihm verüben wollte. Vor einem immer wachsenden Publicum erzählte er die Geschichte ein halbes Dutzend Mal nach einander, erzählte sie mit immer neuen, seine Behauptung bekräftigenden Zusätzen. Der verfluchte Zaunumreißer, der „Bub“, hatte Alles auf dem Gewissen, das Scheuwerden der Pferde, den Sturz des Locomobils, den Unfall Peter's — des Helden, der, selbst im Augenblick dringender Lebensgefahr die Rettung des Eigenthums der Gemeinde im Auge behalten und, statt zur Seite zu springen, noch ganz zuletzt seinem Gespann eine Wendung gegeben, einen Ruck, der verhindert hatte, daß die Maschine auf „Fransen“ ging. Er war zuletzt so heiser wie eine Rohrdommel und fiel vor Müdigkeit fast um. In der Nacht ließ die Unruhe ihn nicht schlafen und des Morgens schickte er zum Bürgermeister, zu den Räthen und zu einigen Freunden und entbot sie ins Wirthshaus, wo er eine ernstliche Berathung mit ihnen pflegen wollte. Sie kamen und er setzte ihnen auseinander, daß er sein Recht

verlange, und wenn die Gemeinde es ihm nicht gewähre, werde er sich's beim Bezirksgericht holen, beim Kreisgericht, beim Kaiser.

Der Bürgermeister stieß Seufzer um Seufzer aus, während Peter sprach, lächelte ängstlich, sah die Räthe um Beistand bittend an. Er war der sanftmüthigste Mann im Orte, sehr jung für sein Amt und — weil etwas gebildeter als die meisten seiner Standesgenossen — ihrer Roheit gegenüber ziemlich hilflos. Was denn also Peter's Recht sei? fragte er, und dieser, statt zu antworten, begann seine Geschichte zu erzählen, die seit gestern noch viel wunderbarer, unmöglicher und glorreicher für ihn geworden war. Der Bürgermeister zuckte die Achseln, der älteste der Räthe schlief ein: Anton machte seine ausdruckvollste bedauernde Geberde. Einige Witzbolde jedoch erlaubten sich, Peter's Prahlereien im Scherz zu überbieten und erregten damit großes Gelächter. Er schwankte eine Weile, ob er mitlachen oder sich ärgern sollte, wählte aber dann das Letztere:

„Hab' ich den Zaun umgerissen?" rief er.

„Nein, nein," antwortete man ihm.

„So bezahl' ich ihn auch nicht."

„Nein, nein."

„Wer aber thut's?" jammerte der Wirth, dem dicke Schweißtropfen auf den glänzenden Wangen standen.

„Wie Du die Rechnung gestellt hast, Niemand; sie ist auf alle Fälle unverschämt," sagte Anton, und dankbar nickte der Bürgermeister ihm zu. Barosch jedoch, der eben sein fünftes Schnapsgläschen leerte und gern ein sechstes auf Credit bekommen hätte, neigte demüthig den kleinen kugelrunden Kopf auf die Seite hin und sagte:

„Warum Niemand? warum nicht der, der ihn umgerissen hat? warum nicht der Bub?"

„Der Bub? Das wäre — das wäre was — haha, der Bub!" kicherte, lachte, spottete man; trotzdem aber ließ sich unschwer erkennen, daß der Vorschlag Anklang gefunden hatte.

Peter bemächtigte sich seiner sogleich und beanspruchte ihn als sein Eigenthum. Das war das Recht, von dem er geredet, die Genugthuung, die ihm gebührte für die Gefahr, in die der Bub ihn gebracht, für den Opfermuth, den er bei Rettung der Maschine an den Tag gelegt hatte.

Der älteste Rath war eben aufgewacht und fiel verdrießlich ein: mit dieser Rettung sei es ein verfluchtes Geflunker. Bei dieser Rettung habe das Locomobil „eines hinauf bekommen," von dem es sich nicht erholen könne. In einem fort reparire Anton an ihm und könne es nicht „auf gleich" bringen. Es pufte wie schwindsüchtig und sein vormals so heller Pfiff gliche jetzt dem Miauen einer kranken Katze. Daran läge gar nichts, meinte Anton; Pfeifen und Miauen käme am Ende auf Eins heraus; das aber, daß die Maschine weit weniger leistungsfähig sei als früher, müsse er leider gelten lassen.

Diese Erklärung wurde mit allgemeinem unzufriedenen Gemurmel aufgenommen; nur Peter nahm keine Notiz von ihr, trommelte mit den Fäusten auf den Tisch und rief:

„Der Bub muß her, und der Bub muß zahlen."

„Muß her, freilich," stimmte man von vielen Seiten bei, und der Bürgermeister, immer ungeduldiger werdend, je ohnmächtiger er sich fühlte, gegen die Strömung zu steuern, welche die öffentliche Meinung genommen, sagte — nur lauter als sonst seine Weise war:

„Er muß, was muß er? Das nicht, was Ihr Euch einbildet," und die Einwendungen beantwortend, die ihm zugerufen wurden, schloß er: „Er kommt nicht, wird nicht kommen, kann nicht kommen, weil er und der Arnost einberufen worden sind und sich heute haben stellen müssen."

Das war nun allerdings etwas Anderes, und es hieß sich bescheiden.

Wohl kam Pavel am nächsten Morgen zurück, brachte aber nur vierundzwanzig Stunden daheim zu und sprach nur mit zwei Personen, mit dem Bürgermeister und mit Anton. Beim Ersten meldete er sich in Gesellschaft Arnost's. Sie hatten Beide das Glück gehabt, zur Landwehr eingetheilt zu werden, mußten jedoch sogleich einrücken.

Der Zweite, den er zufällig traf, der Schmied, klagte ihm seine Noth mit der Maschine und forderte ihn auf, nach dem Hofe Peter's zu kommen, wo sie noch immer stand. Beim ersten Blick, den Pavel auf sie warf, wiederholte er sein schon einmal Gesagtes: „Seht Ihr nicht, daß das Stangel verbogen ist?" — Anton gab es zu, war aber der Ansicht, an der Kleinigkeit läge nichts.

„Alles liegt d'ran," entgegnete Pavel. „Deswegen stoßt's ja so, deswegen geht der Schieber nicht ordentlich, und wie soll denn der Dampf richtig eintreten? Einmal kommt zu viel, einmal zu wenig."

Es gelang ihm, den Schmied zu überzeugen, und nun brachten sie miteinander die Sache in kurzer Zeit in Ordnung.

Peter zeigte sich nicht, aber man hörte ihn in der Scheuer jämmerlich husten. „Er hat sich verdorben mit lauter Schreien," sagte Anton; „der Doctor kommt wieder zu ihm."

Diese Mittheilung wurde so gleichgültig aufgenommen, als sie gemacht worden. Pavel ging heim, bestellte sein Haus, sperrte es ab und begab sich beinahe fröhlichen Muthes nach dem Orte seiner neuen Bestimmung. Das Wenige, das er bei der Assentirungs-Commission vom militärischen Wesen gesehen, hatte ihm sehr gefallen. —

Dem Schmiede wurde viel Lob zu Theil wegen der wieder vollkommen hergestellten Maschine; er schien es jedoch nur ungern anzunehmen und brachte, wenn Jemand damit anfing, das Gespräch sofort auf etwas Anderes. Daß die Hilfe Pavel's nöthig gewesen war, um die Ursache des Schadens, den das Locomobil erlitten hatte, zu entdecken, wollte ihm nicht über die Lippen.

Während Pavel's Abwesenheit kam die Frage, wer die Rechnung über die Reparatur des Zaunes bezahlen solle, im Gemeinderath auf die Tagesordnung. Der Wirth ließ mit Drängen nicht nach und setzte die Erledigung der Angelegenheit endlich durch. Stimmenmehrheit entschied: Der Bub zahlt — man ist ja bereits schon früher einig darüber gewesen.

„Wenn er aber nicht kann," wandte der Bürgermeister ein.

„Ach was, wie soll er nicht können? Er hat Geld, und wenn er keins hat,

ist ja sein Haus da, das immerhin ein paar Gulden werth ist. Mag ihn der Wirth auspfänden lassen."

Dabei blieb es, trotz des Verdrusses, den dieser Beschluß dem Bürgermeister verursachte.

Nach Pavel's Rückkehr fand der Wirth sich schleunigst bei ihm ein, erzählte ihm, was in seiner Angelegenheit beschlossen worden war, und endete mit der Versicherung, daß an der Sache nichts mehr zu ändern sei, und Pavel unweigerlich zahlen müsse.

Der riß die Augen immer weiter auf; es kochte in ihm, obwohl er äußerlich ganz ruhig schien. Dennoch wurde dem kleinen dicken Wirth unheimlich beim Anblick dieser Ruhe.

„Wer hat denn das bestimmt, daß ich zahlen muß?" fragte Pavel.

„Nun, die Gemeinde, — der Bürgermeister, die Bauern."

„Der Bürgermeister, die Bauern," wiederholte der Bursche und trat einen Schritt auf ihn zu, der Wirth aber mehrere Schritte zurück.

„Zahl'," sagte er; „wenn Du gleich zahlst, laß ich die Kreuzer nach . . . laß ich einen Gulden und die Kreuzer nach."

„Setz' Dich und zieh' den Gulden und die Kreuzer gleich von der Rechnung ab."

Der Wirth hätte gern widersprochen, wäre dieser Aufforderung sehr gern nicht nachgekommen, aber er kam ihr doch nach und erkundigte sich dann schüchtern: „Wirst Du jetzt zahlen?"

„Eher nicht, als ich mit den Bauern gesprochen habe. — Am Sonntag komm' ich ins Wirthshaus und spreche mit den Bauern. — Auf was wartest Du noch?"

Die Frage war mit einem Nachdruck gestellt, der den Wirth veranlaßte, sie nicht erst in wohlgesetzter Rede, sondern sogleich mit der That zu beantworten und dabei nicht mehr Zeit zu verlieren, als er brauchte, um die Thür zu erreichen, die er mit vorsichtiger Geschwindigkeit hinter sich schloß.

Abends erzählte er seinen Gästen: „Der Kerl hat Euch beim Militär ein Wesen angenommen wie ein Corporal. Einer, der keine Courage hat, könnt' sich vor ihm fürchten, und am Sonntag will er kommen, hierher ins Wirthshaus, und mit den Bauern sprechen."

Die Gäste — unter denen auch Anton und Barosch sich befanden — widersprachen der Behauptung, daß man Courage brauche, um sich vor Pavel nicht zu fürchten, und Barosch meinte, die Absicht, mit den Bauern zu reden, könne der Bub haben, ausführen werde er sie schwerlich: „Weil," und dabei klopfte er voll ungewohnter Hochachtung gegen sich selbst an die eingefallene Brust: „weil wir mit uns nicht reden lassen."

„Ueberhaupt," rief der Wirth, „nimmt er sich in der letzten Zeit viel zu viel heraus."

„Was denn eigentlich?" fragte Anton, der bis jetzt geschwiegen hatte, worauf der Wirth versetzte:

„Und man soll es ihm einmal wieder zeigen."

„Was soll man ihm zeigen?"

Auf diese zweite Frage erhielt Anton ebenso wenig Antwort wie auf die erste, Niemand wußte eine; trotzdem stimmten Alle dem Wirthe bei: Der Bub nimmt sich zu viel heraus und man muß „es" ihm einmal wieder zeigen.

Und eine kleine Carricatur der Fama setzte eine Kindertrompete an den Mund und huschte im Dorfe umher von Haus zu Haus, von Hütte zu Hütte und verbreitete die Kunde, am Sonntag kommt das Gemeindekind ins Wirthshaus und wird dort Rechenschaft verlangen von seinen Nährvätern, und die werden ihm das geben, was ihm gebührt; sie haben sich's vorgenommen, sie werden „es" ihm einmal wieder zeigen. Worin das geheimnißvolle „es" bestand, verrieth die kleine Fama nicht und gab dadurch dem zu erwartenden Ereigniß einen ganz besonderen Reiz.

Am Sonntag war das Wirthshaus überfüllt; aber der Bürgermeister erschien nicht und von den Räthen nur der älteste, Peschek, ein braver Mann und auch energisch, wenn er nicht eben an Schlafsucht litt. Peter hatte sich eingefunden mit seiner zahlreichen „Freundschaft". Er sah übel aus, seine Kleider schlotterten um ihn, seine Stimme war heiser und sein Athemholen glich dem Geräusch einer arbeitenden Säge.

In der dunklen Ecke neben dem Ofen hockte auf einem Schemel Virgil. Das rothe Gesicht des Alten und seine funkelnden Augen glänzten aus dem Schatten hervor.

An die große Wirthshausstube stieß das einfenstrige Zimmerchen, in dem der Honoratiorentisch stand. Vor einer Weile hatten der Doctor und der Förster an demselben Platz genommen und den einzigen Zugang, den es hatte, die Thür ins anstoßende Gemach, offen stehen gelassen, da auch sie nicht ganz ohne Neugier den Dingen, die da kommen sollten, entgegensahen. Beide blinzelten einander zu, als der Wirth hereinglitt mit anmuthig auswärts gesetzten Füßen, wie er zu thun pflegte, wenn er das Honoratiorenzimmer betrat und lispelte: „Da ist er."

Pavel trat ein, und zum allgemeinen Erstaunen kam Arnost in seiner Begleitung. Waren am Ende gute Kameraden aus den Zweien geworden während ihrer kurzen Dienstzeit? — etwas Militärisches hatten Beide angenommen. In strammer Haltung, ohne den Hut zu lüften, trat Pavel auf den Tisch der Bauern zu. Er trug ein weißes Blatt, das er langsam entfaltete, in der Hand, näherte sich Peschek, hielt es ihm vor die Augen und sprach: „Der Wirth sagt, daß der Bürgermeister und die Bauern wollen, ich solle diese Rechnung bezahlen; ist das wahr?"

Kein Laut der Erwiderung ließ sich vernehmen. Peschek hatte gar nicht aufgeblickt und Pavel's Stimme klang vor Bewegung so unterdrückt, daß der Rath bei dem herrschenden Durcheinander auch wirklich thun konnte, als hätte er die Frage überhört; er klopfte mit dem geleerten Bierglas traumselig auf den Tisch und mahnte den Wirth einzuschenken. Pavel wartete, bis das geschehen war, dann wiederholte er Wort für Wort sein Sprüchlein. Zum zweiten Male verweigerte ihm Peschek seine Aufmerksamkeit, und nun drückte Pavel die Hand auf dessen Schulter und sprach fest und drohend: „Antwortet mir!"

„Hund!" ertönte es vom andern Ende des Tisches; Peter hatte geredet, und

in seiner Umgebung erhob sich ein beifälliges Gemurmel. Pavel jedoch preßte stärker, als er wußte und wollte, die Schulter des alten Rathes.

„Ob ich zahlen muß, frag' ich Euch, frag' ich die Bauern, frag' ich den dort," rief er zu Peter hinüber.

„Ja! ja! ja!" wetterten ihm Alle unter einer Fluth von Flüchen entgegen. Peschek wand und krümmte sich; ihm war der Schlaf vergangen; so wach hatte er sich lange nicht gefühlt und kaum je so hellsehend.

„Laß mich los," drohte er zu Pavel hinauf und dachte bei sich: An dem Menschen wird ein Unrecht begangen — „Ich kann Dir nicht helfen," fuhr er fort, „auch wenn ich möchte . . . Du mußt zahlen."

Pavel wechselte die Farbe und zog seine Hand zurück: „Gut," knirschte er, „gut also."

Langsam, mit einer feierlichen Geberde, griff er in die Brusttasche, entnahm einem Umschlage, den er bedächtig öffnete, eine Zehngulden-Note, reichte sie sammt der Rechnung dem Wirth und sprach: „Saldir' und gib heraus."

Eine Pause des Erstaunens entstand; das hatte Niemand erwartet; Schadenfreude und Enttäuschung theilten sich in die Herrschaft über die Gemüther; nur der Wirth war eitel Entzücken. Bereitwilligst legte er, nachdem er die Banknote eingesteckt, einen Gulden vor Pavel hin.

Dieser nahm ihn in Empfang, kreuzte die Arme und warf einen kühnen, herausfordernden, einen wahren Feldherrnblick über die ganze Gesellschaft. „So," sagte er; seine Stimme war nicht mehr umschleiert; sie klang laut und mächtig, und mit einem wahren Genuß ließ er sie zu den Worten erschallen:

„Und jetzt sag' ich dem Gemeinderath und den Bauern, daß sie Alle zusammen eine Lumpenbagage sind."

Ein einziger Aufschrei beantwortete diesen unerhörten Schimpf, den der Aermste, der Geringste im Dorfe den Reichen, den Machthabern zugeschleudert. Die Nächststehenden stürzten sich auf ihn und hätten ihn niedergerissen ohne Arnost und Anton, die ihm zu Hilfe kamen. Als in dem furchtbaren Lärm die Worte „undankbare Canaille," die Peter ausgestoßen, an Pavel's Ohr schlugen, bäumte er sich auf, und mit der Bewegung eines Schwimmers, der mit beiden Armen die auf ihn eindringenden Wellen der Fluth theilt, hielt er sich die Menge, die ihn bedrohte, vom Leibe.

„Undankbar!" donnerte er, und durch die Empörung hindurch, von welcher er glühte und bebte, klang erschütternd eine Klage lang erlittenen Schmerzes. „Undankbar? Und was verdank' ich Euch? Für jeden Halm Getreid' hab' ich mit meiner Arbeit bezahlt. Den Unterricht in der Schul' hat mir der Lehrer umsonst gegeben. Keine Hose, kein Hemd, keinen Schuh hab' ich von Euch bekommen. Den Grund, auf dem mein Haus steht, habt Ihr mir doppelt so theuer verkauft, als Ihr's jedem Anderen gethan hättet. Wie der Bürgermeister gestorben ist, habt Ihr mir die Schuld gegeben an seinem Tod; Eure Kinder hätten mich beinah gesteinigt, und wie ich freigesprochen war, da hat es geheißen: Bist doch ein Giftmischer! Jetzt rette ich dem Peter sein Leben, und weil ich dabei dem Wirth seinen Zaun umgerissen hab', muß ich den Zaun bezahlen... Bagage!" Er warf ihnen zum zweiten Male das Wort ins Gesicht wie eine

ungeheure Ohrfeige, die Allen galt und für Alle ausreichte, und — war's die elementare Macht des Zornes, der ihm aus den Augen loderte, war es die halb unbewußte Empfindung der Berechtigung dieses Zornes — trotz des Aufruhrs, den jenes Wort hervorrief, konnte Pavel fortfahren: „Warum war't Ihr so mit mir? Weil ich als Kind ein Dieb gewesen bin? — Wie viele von Euch sind denn ehrlich? ... Weil mein Vater am Galgen gestorben ist? — Kann ich dafür? ... Bagage ..." und jetzt übermannte ihn die Wuth; betäubend, racheheischend stieg die Erinnerung an Alles, was er erduldet hatte und was ungesühnt geblieben war, in ihm auf. Er fand keine Worte mehr für eine Anklage; er fand nur noch Worte für eine Drohung, und die stieß er heraus: „Wenn ich aber heute etwas thue, was auch mich an den Galgen bringt, dann ist es Eure Schuld!"

Nicht was er gesagt und was die Wenigsten verstanden hatten, aber seine geballten Fäuste, die herausfordernde Fechterstellung, die er angenommen, reizten die Geschmähten, und plötzlich hagelten Schläge auf Pavel nieder, ohne viel mehr Wirkung hervorzubringen, als ob sie auf einen Felsen gefallen wären. Er gab einen einzigen Schlag zurück, machte aber den, der ihn empfangen, kampfunfähig für diesen Tag und vermuthlich auch für die nächstfolgenden.

„Gib jetzt Ruh'!" rief der Förster, dessen große Gestalt in der Thür des Honoratiorenzimmers erschien, „Du hast es ihnen gesagt, jetzt gib Ruh'."

„Gib Ruh'!" tönte ein heiseres Echo zurück. Peter war auf den Tisch gestiegen und schleuderte einen Bierkrug nach dem Kopf Pavel's, fehlte ihn und traf Arnost so hart an die Stirn, daß der Bursche taumelte; doch raffte er sich sofort zusammen, sprang auf den tückischen Angreifer los und riß ihn vom Tisch herunter.

Nun war der Kampf entbrannt.

Zwei Parteien bildeten sich, die kleine Pavel's, die große Peter's; der Wirth und Peschek flüchteten zum Doctor ins Nebenzimmer. Der Förster, der als Friedensstifter aufzutreten gesucht hatte, sah die Nutzlosigkeit seiner Bestrebungen ein, brach sich Bahn durch den Tumult und verließ das Haus. Draußen war schon eine zahlreiche Menge, meist aus Weibern und Kindern bestehend, zusammengelaufen. Die Buben, berauscht von der Nähe einer großen Prügelei, schrieen, sprangen an den Fenstern empor, rauften sich um die besten Plätze. Die Schwächeren, von den Fenstern der Wirthsstube verdrängt, machten sich an das des Honoratiorenzimmers heran, stoben aber auf einmal kreischend auseinander. Ueber ihnen waren ein paar Beine zum Vorschein gekommen und hatten die Köpfe der Jungen als Stützpunkte benutzen wollen, um Boden zu gewinnen. Der Förster eilte hinzu und half dem Inhaber dieser Beine, dem Doctor, aus seiner schwebenden Stellung.

„Nicht mehr möglich, sich in anderer Weise zu entfernen," sagte der alte Herr kopfschüttelnd; „und entfernen muß ich mich ... Der Holub geht fürchterlich los ... Ein Bär der Mensch — das glaubt nur, wer es gesehen hat. — Ich empfehle mich."

Auf demselben Wege, wie der Doctor, kam auch Peschek auf die Straße und hinter ihm der Wirth, der laut klirrte, als er auf den Boden sprang.

Dieses Geräusch wurde durch die Messer und Gabeln hervorgerufen, die er eiligst von den Tischen genommen und in seinen weitläufigen Kleidern geborgen hatte, bevor er die Gaststube dem tollen Heer überließ, das jetzt darin hauste. Er klagte, daß er nicht auch die Krüge und Gläser habe mitnehmen können, jammerte, trieb die Gassenjugend hinweg, preßte das Gesicht an die Fensterscheiben und suchte zu erkennen, was in der Stube geschah. Aber das furchtbare Ringen ging im Halbdunkel der schon hereingebrochenen Dämmerung vor, im Qualm aufgewirbelten Staubes. Man sah nur einen wild ineinandergekeilten, hin und her bewegten Menschenknäuel, hörte Stöhnen und Fluchen ... und das Stampfen schwerer Tritte und das Krachen zertrümmerten Holzwerks.

„O meine Bänke! o meine Tische!" seufzte der Wirth, und wie er sich an Peschek mit der Frage wenden wollte, ob man nicht nach dem Gensdarm schicken solle, war der vorsichtige Rath in Gesellschaft des Doctors verschwunden.

„Herr Förster, machen Sie Ordnung!" rief der Wirth; „ich steh' für nichts — der Schmied, der Arnost, der Holub — drei gegen Alle; sie werden alle drei erschlagen ... mit meinen Bänken, meinen Tischen," setzte er, in Verzweiflung ausbrechend, hinzu.

„Wird nicht so arg werden," erwiderte der Förster, und plötzlich kamen durch die offene Thür herausgeflogen zwei Bauernsöhne aus Peter's Sippe. Sie hatten sich noch nicht aufgerafft, als ein paar gute Freunde ihnen nachkollerten und nicht minder unwillkürlich als die Vorhergehenden, drei und vier und fünf Andere erschienen, im Purzelbaum, im kurzen Bogen, Der mit den Füßen zuerst und Jener mit dem Kopfe. Und der Förster begrüßte die Ankömmlinge und verstand es meisterlich, — unterstützt von den Ueberredungskünsten ihrer Frauen — diejenigen, die sich anschickten, auf den Kampfplatz zurückzukehren, von der Ausführung ihres Vorsatzes abzuhalten.

Einen unverhofften Verbündeten fand er an Barosch, der, unter kräftiger Nachhülfe, am Ausgang des Flurs erschien und hinter dem bald mehrere der älteren Generation angehörende Männer sichtbar wurden. Auf der obersten Treppenstufe blieb Barosch stehen und brachte mit großer Anstrengung hervor: „Der Gescheidtere gibt nach." Er besann sich, griff mit den Händen in die Luft, wiederholte: „Der Gescheidtere gibt nach," und fiel die Stufen herunter.

„So ist's recht," rief der Förster. „Meine Hochachtung vor den Gescheidteren!" und als alle in der Thür Eingekeilten sich herausgedrängt hatten, sprang er die Stiege hinauf, und vor der Wirthsstube angelangt, entfuhr ihm ein: „Potz Blitz und Donnerwetter!"

Wie hatten die Reihen sich gelichtet! Inmitten der Trümmer dessen, was die Einrichtung der Gaststube gewesen war, behaupteten Peter und die wenigen Getreuen, die bei ihm ausgehalten hatten, noch das Feld gegen Pavel. Der hatte sich seiner Jacke entledigt und stand in Hemdärmeln vor Arnost und dem Schmied; zu seinen Füßen kauerte, seinen Schutz anrufend, Virgil. Peter, außer sich, im Fieber glühend, suchte die Seinen zu neuem, offenbar schon oft zurückgeschlagenem Angriff auf den Gegner anzufeuern. Sie aber zagten, und als nun der Förster auf sie los donnerte: „Frieden! Daß sich Keiner mehr rührt!" —

gehorchten sie ihm, und auch Pavel gehorchte; aber sein Gesicht wurde erdfahl, und tödlicher Haß sprühte aus seinen auf Peter gerichteten Augen.

Die Ruhe war von kurzer Dauer. Was die Zwei mit einander auszumachen hatten, vermochte durch die Dazwischenkunft eines Dritten nimmermehr geschlichtet zu werden.

„Hund! Hund! Hund“, kreischte Peter, fuhr plötzlich in die Hosentasche; ein einschnappendes Messer knackte, und er warf sich mit blanker Klinge auf den Gegner. Arnost war vorgestürzt, den Angriff zu pariren; es gelang ihm halb; der gegen Pavel's Brust geführte Stoß streifte die Rippen; ein großer Blutflecken färbte sein Hemd.

„Zurück,“ schrie er, „zurück! laßt den Kerl mir allein! —“ und ein Ringen begann, wie das eines Menschen mit einem wilden Thier. Peter schäumte, biß und kratzte; Pavel wehrte sich nur, hielt ihn nur von sich, ließ sich Zeit, sammelte seine Kraft zu einem entscheidenden Streich.

Und nun geschah's ... Mit der Linken sein Gesicht deckend, schob er raschen Griffs die Finger der Rechten in Peter's ledernen Gurt — hob ihn an demselben hoch in die Luft, hielt ihn so mit ausgestrecktem Arm, schüttelte ihn und keuchte: „Bestie! wenn ich Dich jetzt hinhau', bist Du fertig.“

„Thu's!“ rief Arnost.

„Thu's nicht!“ rief der Förster, und Pavel fühlte die Last seines Feindes schwer werden wie Blei; die zusammengekrampften Hände desselben öffneten sich; das Messer entfiel ihm; die hinaufgezogenen Beine sanken matt herab — ein Erschöpfter erwartete, daß ihm der Rest gegeben werde.

Da ließ ihn Pavel niedergleiten, sagte: „Hast genug? — Pack' Dich!“ und warf ihn seinen Freunden zu, die den Wankenden, halb Besinnungslosen schweigend aus der Stube geleiteten.

Der Förster schloß hinter ihnen die Thür und Pavel brach in Jauchzen aus:

„Draußen Alle und wir drinnen!“ Er spürte nichts von seiner Wunde, nichts von den Beulen, mit denen er bedeckt war; er spürte nichts als seine Siegeswonne und eine stürmische, äußerungsbedürftige Dankbarkeit für seine Verbündeten: „Draußen Alle und wir drinnen, wir Drei.“

„Wir Vier,“ wimmerte Virgil; „hab' ich nicht bis zuletzt bei Dir ausgehalten, Pavlicek, gegen den Schwiegersohn?“

Pavel fuhr fort zu jubeln: „Gesagt hab' ich es ihnen auch!“

„Gesagt und gezeigt,“ schrie Arnost, „und wenn sie bald wieder was hören oder sehen wollen, kannst auf mich zählen, Kamerad.“

Der Förster musterte Pavel vom Kopf bis zu den Füßen: „Verfluchter Bursch!“ sprach er lächelnd, und Anton lächelte ebenfalls. Ein letzter Zwiespalt zwischen seiner Eitelkeit und Rechtschaffenheit war geschlichtet:

„Und die Maschin' hat er auch reparirt,“ sagte der Schmied.

(Schluß im nächsten Heft.)

Aus Leopold von Ranke's Lebenserinnerungen.

Mitgetheilt
von
Alfred Dove.

Zu wiederholten Malen hat Leopold von Ranke auf der Höhe seiner Jahre den Trieb gefühlt, auch den Gang seines eigenen Lebens in historischem Lichte zu betrachten. Eine Reihe von Dictaten, die sich in seinem Nachlaß vorgefunden, äußerlich ohne Zusammenhang, in der Form unvollendet, aber reich an Gehalt und durch innere Einheit dennoch zu einem Ganzen verbunden, gewährt willkommenen Aufschluß darüber, wie sein glückliches Schicksal, seine stetige Entwicklung sich ihm selber in einfachen Zügen sinnvoll darstellte. Es versteht sich von selbst, daß diese Aufzeichnungen in der Sammlung seiner Werke, die soeben wieder aufgenommen wird, nicht fehlen dürfen; doch wird das deutsche Publicum eine vorläufige Probe davon nicht ungern sehen. Was hier als solche erscheint, ist das älteste jener Dictate, verfaßt im October 1863 zu Venedig; aus welchem Beweggrunde, erfährt man aus den einleitenden Sätzen. Es handelt von den Vorfahren, der Heimath, den Erlebnissen der Kindheit und der Schulzeit bis in die Universitätsjahre, mit deren Schilderung es leider nur einen Anfang macht; eine nothdürftige Ergänzung dieses Abschnitts bieten die später entstandenen Stücke dar. Was Leopold von Ranke in den nachstehenden Capiteln erzählt, berührt sich vielfach mit den 1876 geschriebenen, 1877 (zu Stuttgart) im Druck erschienenen „Jugenderinnerungen" seines nächstjüngeren Bruders Heinrich, der als Oberconsistorialrath in München starb. Der Bericht des Theologen liest sich noch inniger und erbaulicher, der des Historikers gegenständlicher und belehrender; naiv und rein ist der eine wie der andere gehalten; für ihre außerordentliche Treue spricht die unbewußte Uebereinstimmung beider, selbst in kleinen Nebenumständen.

Vorwort.

„Hier in Venedig werde ich ganz besonders an die Vergänglichkeit des menschlichen Lebens erinnert. Wie viele Freunde und Gönner, die mir bei meinem ersten und zweiten Aufenthalt freundschaftliche Dienste erwiesen, konnte ich jetzt nur an ihren Gräbern besuchen; andere, die mir nahe standen, sehe ich in eisgrauer Gebrechlichkeit wieder, kaum zu erkennen gegen damals. Wie oft hat uns in den letzten Jahren zu Haus die Nachricht von dem Abscheiden bald des einen, bald des anderen Freundes erschreckt, auf dessen längeres Leben wir mit Sicherheit rechneten. Dann aber ist auch das Meiste von dem verschwunden, was das Gedächtniß eines Jeden über ihn selber aufbewahrt; wie wir soeben bei Jacob Grimm erlebten, von dessen Beziehungen und Motiven ich gleich nach seinem Tode die wichtigsten Momente nicht in Erfahrung bringen konnte, die er selber ohne langes Besinnen mit aller Bestimmtheit mitgetheilt hätte. Entschuldigung genug, wenn ich ein paar freie Stunden dazu anwende, um einen Abriß meines Lebenslaufes, wobei mir mein Sohn Otto die Feder leiht, zu Papier zu bringen.

I. Jahre der Kindheit.

Schubert hat in seinem Leben den Eindruck geschildert, den ihm der Anblick der Gegend Thüringens, in der ich geboren wurde, bei dem Besuch meines väterlichen Hauses gemacht hat. Es ist ein Thal, das sich der güldenen Aue anschließt und häufig zu ihr gerechnet wird, zwischen dem Kyffhäuser und dem Orlas, auf den beiden längeren Seiten von waldbedeckten Anhöhen umgeben, von der Unstrut durchströmt, die sich — denn einst war wohl Alles mit Wasser bedeckt — am Fuße des Orlas einen Ausgang gebrochen hat. Seit langen Jahrhunderten aber ist es mit menschlichen Ansiedelungen bedeckt. Die historische Erinnerung reicht — denn das alte thüringische Königreich ist so gut wie vergessen — in die glänzendsten Zeiten der deutschen Geschichte unter dem sächsischen Hause zurück. Einige populäre Erinnerungen, die sich an die Ortsnamen knüpfen, halten Heinrich I. im Gedächtniß. Da ist vor Allem das Kloster Memleben, Schöpfung und Grabstätte der Kaiser, an jenem Durchbruch der Unstrut; die alte Burg Wendelstein, Kloster Roßleben, Kloster Donndorf und die kleine Stadt Wiehe, welche in der Urkunde des 11. Jahrhunderts als eine kaiserliche Veste bezeichnet wird. Hier in Wiehe, in einem von den Vorfahren ererbten Hause, wurde ich am 21. December 1795 geboren. Der Vater gehörte einer Familie an, die wir doch nur bis in die Hälfte des 17. Jahrhunderts genau verfolgen können. Die Vorfahren, die uns bekannt sind, waren alle Geistliche, meist in der Grafschaft Mansfeld.

Unser Stammvater war Israel Ranke, Pfarrer in Bornstedt, einem ansehnlichen Dorf unfern Eisleben, das von Bauern und Bergleuten bewohnt wird, nahe den Ruinen einer Burg der alten Grafen von Mansfeld, von der ein stattlicher Thurm erhalten ist. Israel Ranke hatte einen Bruder mit Namen Andreas, welcher Pfarrer im Städtchen Hettstedt war, wo man in der Kirche ein Bild von ihm gefunden hat. Andreas war ein Gelehrter, der auf der Universität Leipzig einige Dissertationen verfaßt hat, die etwas Scholastisches in

sich tragen, aber in die Fragen jener Zeit eingreifen. Eine Reliquie von ihm ist eine sehr ausgearbeitete Predigt, gehalten nach einem Brandunglück, von dem die kleine Stadt heimgesucht worden war. Sie ist mit einigen historischen Erläuterungen versehen, die ihr in den Augen der Einwohner noch immer einen gewissen Werth geben; sie hat einige Züge, die von Geist zeugen. Auch von Israel sind einige schriftliche Denkmale übrig, die aber nicht gedruckt worden sind. Er lebte ganz seiner Pfarre, welche er von 1671—1694 verwaltete. Das Kirchenbuch zeigt seine Züge in einer festen Handschrift. In seine Zeit fiel eine pestartige Krankheit, so daß er in die Lage kam, eine große Menge Todesfälle in dem Buche aufzuzeichnen; doch wurde das Pfarrhaus davon wie gar nicht berührt. Er hatte eine zahlreiche Familie, wie denn ein Denkmal in der Kirche einem seiner Kinder gewidmet ist, welches ihm starb. Den Stamm setzte sein Sohn Israel Ranke fort, der in dem benachbarten Wolferode das Pfarramt bekleidet hat. Von ihm ist ein Gebet übrig, worin er Gott um Segen für sein Wirken auch in den freien Künsten bittet, damit er den Menschen könne Nutzen schaffen; Worte von Einfachheit und Tiefe, wie sie nicht besser gedacht werden können.

Dessen Sohn war ein Johann Heinrich Israel Ranke, geboren 1719. Er war erst 6 Jahr alt, als sein Vater starb, der kaum so viel hinterließ, daß seine Wittwe leben konnte. Der Knabe wuchs in dem Hause des benachbarten Geistlichen, Decan in Dederstedt, auf, bis er in die Jahre kam, wo ein Lebensberuf ergriffen werden mußte. Da es an allem Vermögen fehlte, so gerieth man auf den Gedanken, den anschlägigen Knaben ein Handwerk lernen zu lassen. Es gibt dort in der Gegend manche Handwerker, welche sich bis nahe zur Kunst erheben; auch damals mag es solche gegeben haben. Der junge Ranke aber wollte nichts davon hören; er wollte werden, was sein Vater und sein Großvater gewesen waren, nämlich Geistlicher. Er entschloß sich kurz und gut, nach Halle zu wandern, um dort Aufnahme in die lateinische Schule des Waisenhauses nachzusuchen. Wir finden seinen Namen in dem Register der Schule 1733. Er wußte zu erreichen, daß er in Halle und Leipzig studieren konnte, und gelangte zuletzt in die Pfarre des kleinen Dorfes Ritteburg, wo die Unstrut unmittelbar an dem Garten vorüberfließt. Dort hat er mehr als ein Menschenalter gepredigt. Er verheirathete sich mit einem Fräulein Eberhard in Hechendorf, von welcher das kleine Besitzthum der Familie an uns übergegangen ist. Auch er selbst wußte sehr gut Haus zu halten und hatte einige Capitalien erübrigt. Vielen Kummer machte es ihm, daß er seine Pfarre als Emeritus verlassen mußte. Er that das nur, indem er sein Studierzimmer als sein Eigenthum reservirte. Er ist 1799 in Wiehe gestorben, wohin er sich, den Achtzigen nahe, zu seinem Sohne begeben hatte. Er war ein gelehrter Mann und hatte eine Menge Bücher hinterlassen, fast ausschließlich theologischen Inhalts, die mehr noch der ersten als der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts angehörten. Sie lagen auf unserem Boden zusammengehäuft; Classiker fanden sich beinahe keine darunter. Er scheint der orthodoxen Schule von Halle angehört zu haben. Der merkwürdigste Ueberrest von ihm war eine hebräische Bibel und ein Exemplar der Septuaginta mit dem neuen Testament; sie waren mit einer lateinischen

Interlinearversion versehen, die der Großvater mit kleiner, aber sehr leserlicher und sauberer Handschrift zwischen die Zeilen geschrieben hatte.

Mein Vater, Gottlob Israel Ranke, war, nicht ganz zur Zufriedenheit des Großvaters, auf der Universität Leipzig von der theologischen zur juridischen Facultät übergegangen, hatte in einigen kleinen Stellen am Harz gestanden und sich dann als praktischer Jurist in Wiehe niedergelassen, wo ihm von seiner früh-verstorbenen Mutter ein Haus und ein kleines Landgut zufiel. Seine Thätigkeit war zwischen Bewirthschaftung dieses Besitzes und juristischen Geschäften getheilt. Er machte keinen Anspruch auf Gelehrsamkeit, war schlicht und einfach in seinen Sitten, von unerschütterlicher gläubiger Religiosität, wie er es denn zuweilen bereute, nicht auch Pfarrer geworden zu sein; dabei jedoch ein Mann, der in seiner Bildung der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts angehörte, der Aufklärung nicht abhold. Auch uns wies er gern über die Schranken der Schule hinaus auf das Leben an; er forderte uns auf, fremde Sprachen zu lernen, auch die neueren, von denen jedoch ihm selbst keine Kunde beiwohnte. Er ließ die alten Stämme in dem Berge, der unser bestes Erbtheil war, ausroden und nutzbare Obstbäume an ihre Stelle setzen. Den Garten, den er erwarb, der aber mehr aus ein paar Teichen bestand, ließ er wirklich zu einem Garten umschaffen, die Untiefen verschütten und Bäume pflanzen, die er dann mit eigener Hand pfropfte. Seine vornehmste unermüdliche Sorgfalt aber war der Familie gewidmet, die ihm allmälig aus einer gesegneten Ehe erwuchs.

Seine Frau, meine Mutter, Tochter des Rittergutsbesitzers Lehmike in Weidenthal bei Querfurt, war ihm in erster voller Jugendblüthe zugeführt worden. Sie bildeten ein unschuldiges, in allen körperlichen und geistigen Beziehungen gesundes Menschenpaar. Die Mutter war sinnvoll, geistig angeregt, nicht ohne einen gewissen poetischen Anflug, der dem Vater fremd war, jedoch minder glaubensfest als dieser, sehr gutherzig und überaus fleißig, unermüdlich thätig für die wachsende Familie. Die Besorgung der Küche, die Beköstigung der Tagelöhner, namentlich im Sommer, lag ihr ob. Später ging sie wenig aus. In ihren früheren Jahren hat sie wohl selbst ihren kleinen Erstgeborenen getragen, wenn sie mit dem Vater oder einer Freundin nach dem Berge spazieren ging; so im Frühjahr 1796, das, wie sie erzählte, besonders schön war. Noch lebte der Großvater im Haus, dessen letzte Jahre sie durch Fürsorge und jugendlich schöne Erscheinung erheiterte. Er war der Meinung, daß Gott sie eigentlich für ihn ausgesucht und ihm zugeschickt habe, mehr noch als für den Sohn. Er war mein Taufpathe; und es ist fast meine erste dunkle Erinnerung, wie er einst, aus seinem Bette aufstehend, mir an dem nahen Tisch ein kleines Geschenk reichte. Er hat mir seinen Segen gegeben.

Von eigenthümlicher Merkwürdigkeit war der Zustand der kleinen kursächsischen Stadt, der wir angehörten. Sie war der Accise wegen vollkommen mit drei Thoren geschlossen, sehr klein, auch auf eine kleine Flur beschränkt. Bei Weitem der größte Theil der Flur gehörte den beiden Rittergütern Ober- und Unterhaus an, welche die Freiherren v. Werthern besaßen, eine in diesen Gegenden seit dem 15. Jahrhundert angesessene alte Familie, die damals einige gelehrte Mitglieder zählte. Der Oberhofrichter Friedemann v. Werthern besaß

eine große Bibliothek und ist zuweilen von den Professoren von Jena besucht worden. Er hat bei seinem Tode einige gute Stiftungen gemacht. Ich besinne mich noch auf das Geläute der Glocken bei seinem Tode und den Einzug seines Nachfolgers, des Domherrn v. Werthern, der ebenfalls als ein ausgezeichneter Mann betrachtet wurde und als sächsischer Minister in Dresden gestorben ist. Seine Mutter, seine Schwester und sein jüngerer Bruder, der aber nichts als ein bloßer Landjunker wurde, lebten im Schloß. Wir hatten wenig Verbindung mit ihnen, ausgenommen, daß die jungen Damen bisweilen die Mutter besuchten. Doch sind wir wohl auch zuweilen die alte Wendeltreppe hinaufgestiegen, um die verwittwete gnädige Frau — denn das war ihr Titel — zu begrüßen. Sie genoß die allgemeine Verehrung und machte den Eindruck einer würdigen und vornehmen, dabei jedoch anspruchslosen Persönlichkeit. Das Schloß hatte seine besondere Jurisdiction, deren Verwaltung ein Amtsschösser führte, welcher jedoch ein geschulter Jurist sein mußte.

Die Stadt bildete, hiervon abgesondert, ihr eigenes Gemeinwesen. Den Kern derselben bildeten einige alte Familien, die von den Rathmannen, welche aus früheren Zeiten erwähnt werden, stammen mochten. Damals trieben sie hauptsächlich Ackerbau, den sie mit kleinem bürgerlichen Gewerbe verbanden. Sie hießen Bremer, Köhler u. s. w. und schieden sich nach der Lage ihrer Häuser; so gab es „Köhler hinter dem Rathhause", „Köhler in der Straße", diese uns gegenüber. Sie hatten beide kleine Kramläden; der erste besuchte die Leipziger Messe, natürlich zu Fuß, und holte seinen Bedarf von daher. Besonders machten mir die ältesten Mitglieder dieser Familien vielen Eindruck; namentlich war da der alte Vater „Bremer an der Kirche", welcher den Ruf hatte, in sonst unheilbaren Krankheiten helfen zu können. Mir hat man versichert, daß er mich selber durch eine Art von Besprechung einst vom Tode gerettet habe. Die Frau Köhler, von der ich häufig ein Loth Kaffee herüberholte, soll eine besondere Zuneigung zu mir gehabt haben. Einst fand man mich in ihren Armen beinahe erdrückt und riß das schreiende Kind mit Mühe von ihr los. Sie war bereits halb wahnsinnig und hat sich die Nacht darauf die Kehle abgeschnitten. Manches Dunkle und Geheimnißvolle hatten überhaupt diese alten Familien; in ihnen lebte neben jenen Erinnerungen an das sächsische Kaiserhaus auch das Andenken der Grafen von Rabenswald, einer Burg, von der sich mitten im Holz auf dem Berge noch Ruinen finden. Da sollte die alte Gräfin umgehen, den Kopf unter dem Arme, ein Schlüsselbund an der Seite; denn sie sei sehr haushälterisch gewesen. Auf diesem dunklen Hintergrund erhob sich jedoch ein sehr heiteres Leben und Treiben in der kleinen Stadt. Ein eigenthümliches Gepräge gibt ihr ein munterer Bach, der mitten hindurchläuft, dann aus dem Schloßteich verstärkt, Mühlen treibt und durch das Rieth nach der Unstrut rinnt. Um den Bach bei seinen Uebergängen sammelten sich an Sommerabenden die Menschen; das Vieh, das eine jede Haushaltung hielt, wurde hereingetrieben, die Pferde, die vom Acker kamen, in die Schwemme am Teich geritten. Es gab vier Jahrmärkte — denn das Städtchen bildete zugleich einen Mittelpunkt für die umliegende Landschaft — wo sich fremde Handelsleute und zugleich die Bauern von den Dörfern her einfanden, die Familien aus der Nachbarschaft

ihren Besuch machten, um die nöthigen Bedürfnisse für die nächste Zeit einzukaufen. Dem Vater waren sie wegen der Ausgaben, die sie veranlaßten, nicht sehr angenehm; desto mehr den Kindern, die etwas Neues sahen und einen Festtag hatten.

Zu der Bürgerschaft gehörten der Oberpfarrer, der Diaconus, der Rector der Schule, der Cantor. Es waren die drei ersten nicht ganz unbedeutende Männer. Der Oberpfarrer Schneider war der Vater des namhaften Theologen Carl Ernst Christoph Schneider, welcher, damals ein junger Mann, sich auf den Schulen hervorthat und, etwa zwölf Jahr älter als ich, mir zum Muster vorgestellt wurde. Von den jüngeren Söhnen desselben, die jedoch nicht so solid waren, hat einer, Wilhelm Schneider, ein Mensch von großem angeborenen Talent, später viel mit mir verkehrt. Es war viel Leben in dem Haus, mehr noch als bei uns. Der Vater Schneider war ein aufgeklärter Prediger jener Zeit, ohne jedoch im Mindesten vom Dogma abzuweichen. Großen Einfluß aber auf die Gemeinde oder ihre einzelnen Mitglieder hatte er nicht. Als Diaconus hatten wir lange Zeit den jungen Rosenmüller aus einer bekannten Gelehrtenfamilie aus Leipzig, der auch selbst literarische Velleitäten hegte, die er aber nicht zur Ausführung brachte. Er hielt die Beziehungen zu Leipzig aufrecht, die überhaupt die vornehmsten aus der Ferne waren; ein Mann von einer gewissen Feinheit im Umgang, den wir viel sahen. Eine andere Classe bildeten die Juristen, alles herangezogene Fremde. Sie verwalteten die Patrimonialgerichte in der Nachbarschaft — wie mein Vater Gehofen und Nausitz, später Schönewerda verwaltete — oder widmeten sich auch der Advocatur. Der Advocat schlechthin so genannt hieß Eckart, wahrscheinlich der beste Kopf in der Stadt, ich will nicht sagen, ob in der Theorie, aber in der Praxis; streng und abstoßend, den Kindern flößte er eher eine gewisse Furcht ein, und wacker durch und durch. Das Gericht in der Stadt wurde von dem Stadtschreiber, einem kleinen verwachsenen Mann, der überdies immer an der Brust litt, verwaltet. Er war der allgemeine Hausfreund, ein guter Rathgeber, gewiegter Jurist. Noch mehrere Andere kamen hinzu, die dann mit dem Amtsschösser einen kleinen Kreis von Gelehrten bildeten; sie hatten alle studiert und erzählten gern von ihren Erlebnissen auf den Universitäten. Nicht immer zwischen den Männern, aber zwischen den Frauen war ein vertrauliches Verhältniß, das sich dann weiter auf die Häuser der Aerzte erstreckte, von denen einer ein Eingeborener war und zugleich die Apotheke des Ortes besaß. Er hatte sein Doctordiplom in voller Pracht unter dem kleinen Spiegel der Wohnstube aufgehängt; es war von der Universität Erfurt. Für einen besonderen Arzt galt er nicht. Man hat mir erzählt, daß er mir in einer meiner Krankheiten — denn ich war schwächlich von Natur — eine Arzenei gegeben hat, die immer schlechter wirkte, bis endlich der Vater in der Meinung, ich müsse ja doch sterben, mir die Qual ersparte, sie mir einzugeben. Hierauf sei ich besser geworden; der gute Mann aber habe bei seinem nächsten Besuche den Schrank vertraulich geöffnet und wahrgenommen, daß seine Medicin unberührt geblieben sei; er habe sich hierauf in heftiger Entrüstung entfernt. Es gab auch noch einen zweiten Arzt im Orte, der höher geschätzt wurde und in seine Stelle eintrat. So hatten wir denn in dem kleinen Städtchen die drei Facultäten mehr

oder minder gut vertreten; immer ein Gewinn für die Einwohner, die sonst ganz in ihrem Ackerbau aufgegangen wären und auf diese Weise mit den allgemeinen Ideen und Interessen in Verbindung gehalten wurden.

Was nun aber das meiste Leben in den Ort brachte, das war das Militär. Es waren ein paar Schwadronen Husaren in Wiehe eingelagert unter einem Oberstlieutenant, vor dessen Thüren oben am Bach, nicht weit von der Oberpfarre, drei Trompeter alle Abend bliesen. Mehrere Officiere, von denen einer eben in unserem Hause Wohnung nahm, Wachtmeister und Corporale waren uns Alle namentlich bekannt. Die Husaren sahen wir mit Vergnügen durch die Straßen sprengen; ihre Uebungen, die Pferde, die sie ritten, ihre Anstelligkeit und Vorzüge bildeten den Gegenstand des Tagesgesprächs. Die Officiere hielten sich am meisten zum Schloß, doch lebten sie auch viel mit den Honoratioren der Stadt, die denn eine Classe für sich bildeten, zusammen. Ihre Verdienste oder auch der Mangel derselben, ihre Unregelmäßigkeiten, wie wenn sie Abends in bürgerlicher Kleidung ohne Urlaub wegritten, um etwa einem Ball in der Nachbarschaft beizuwohnen, die Vermuthungen über ihre Tapferkeit oder Feigheit, zu denen sie Anlaß gaben, der größere oder geringere Aufwand, den sie machten, die Aufschneidereien der jüngeren in den Gesellschaften, ihre Streitigkeiten unter einander: alles das gab Leben und beschäftigte die Menschen. Eigentlich nahe kam uns jedoch in unserer Familie keiner, einen ausgenommen, und das war ein bürgerlicher: mit dem machte der Vater Freundschaft. Vor den übrigen zog er den Hut tief, tief ab; sonst vermied er ihren Umgang. Die vornehmste Figur unter allen war Thielmann, der später so namhaft geworden ist; damals das Ideal eines militärischen Mannes, von Energie und Wissenschaft; er machte sich gewaltig geltend. Später hat in unserem Hause der ältere Sohn Schiller's gewohnt; doch war es lange, nachdem ich es verlassen hatte. Aus der früheren Zeit erinnere ich mich nur, daß einer der Officiere — ich denke, es war ein Planitz — mir das Bild Schiller's, das er unter seinem Spiegel hatte, zeigte, mit der Bemerkung, daß dieser treffliche Mann vor Kurzem gestorben sei; es muß im Jahre 1805 gewesen sein. Die Gedichte Schiller's aber kannten wir nicht etwa, sie sind erst durch den Sohn importirt worden.

Ueberhaupt beschränkten sich die literarischen Beschäftigungen für die Aelteren auf einige juridische Handbücher, zuweilen auch ein geographisches, wie mir denn Engelhardt's sächsische Geographie als ein neues Buch erinnerlich ist, für die Jüngeren auf Bibel, Gesangbuch und einige Schulbücher, z. B. Gedike's Lateinisches Lesebuch. Denn bei dem Rector lernten wir Lateinisch, wenn wir wollten. Der Mann hieß Seyffert; ich werde ihn nie vergessen. Er hatte eine volle Classe von wilden Buben zu regieren, was denn nicht gut ohne den Stock abging. Doch hielt er sie so in Zucht, daß ich ihn noch in späten Jahren von Denen, welche er damals hart behandelte, höchlichst habe rühmen hören. Wir saßen auf dem Chor der Kirche nach den Classen auf den beiden Seiten langhin vor ihm; er hatte seinen Sitz vor dem Chor, wo er uns Alle übersah. Er sah es gerne, wenn man Etwas nicht verstand und ihn dann noch während des Gesanges danach fragte; wie ich ihn denn einmal wegen des Wortes Polizei, das in irgend einem Liede vorkommt und mir ganz neu war, behelligt habe.

Dann erschien er Montag Morgens in der Classe; seine reinen, glänzend gewichsten Stiefel machten unter der schmutzigen Brut einen gewissen Eindruck, sie gehörten dazu. Mit großer Inbrunst erhob er seine Stimme zum Gebet. Er war durch und durch gläubig; zuweilen ließ er sogar hindurchblicken, daß er mit einer oder der anderen Auffassung des Herrn Oberpfarrers nicht übereinstimmte, und tadelte mich, daß ich bei dem Examen den Einwendungen, die er gegen mein Aufsagen vorbrachte, zu geschwind nachgegeben hätte. Die Kinder der Honoratioren nahm er an seinen Tisch in der Schule, was nicht immer von Vortheil war, denn er schonte sie nicht im Mindesten. Die Uebrigen nannte er „Du", die hübscheren Kinder hatten den Vorzug, von ihm mit „Er" angeredet zu werden; allein das hinderte nicht, auch denen bei Gelegenheit einen tüchtigen Stoß zu geben, wenngleich er sie mit Schlägen verschonte. Er besuchte uns Abends häufig und versäumte nicht, wenn er Etwas, was ihm mißfiel, bemerkt hatte, was im Hause durchging, uns dies nachträglich vorzuhalten. Ich bin viel mit ihm spazieren gegangen. An den abschüssigen Stellen warnte er mich wohl, obgleich zu spät, mit strengem „Er"! Man konnte ihn nicht eigentlich lieben, man hatte mehr Furcht vor ihm; aber diese war mit Ehrfurcht gemischt, und wenn er auch bisweilen das Ehrgefühl verletzte, so versöhnte er doch wieder, und man blieb ihm anhänglich. Was er etwa versäumte, das holte des Abends der Vater nach, der einst bei dem seinen die Elemente des Lateins auf das Gründlichste gelernt hatte, so daß er sie noch vollkommen besaß. Namentlich im Winter gab er uns am Abend einigen Unterricht, und wir mußten ihm unsere Bücher vorweisen. Bei mir war nicht viel Zwang nöthig. Ich that eher zu viel, als zu wenig. Ich zog mich nicht von den Spielen zurück, war gern in Garten und Feld, erkletterte so gut wie ein Anderer die Bäume, um Kirschen und Pflaumen zu pflücken, war aber doch gern allein. In der Gasse neben dem Haus lagen Bauhölzer; auf denen bin ich oft stundenlang auf- und abgegangen. Alles das, was ich gelesen hatte, arbeitete dann in meinem Gehirn. Ich brütete über Gott und Welt. Geschrieben wurde nichts, kein Mensch fragte mich, was ich dachte; ich selbst vergaß es wieder.

So war die erste Epoche meines Lebens vor Ausbruch des Krieges von 1806. Die Officiere, die wir beherbergt, die stracken Husaren, deren Reiten wir sonst bewundert, sammelten sich zu ihren Standarten und Fahnen. Ein preußisches Regiment zu Pferd zog vor der Stadt vorüber; Alles strömte hinaus, um es zu sehen. Bald darauf aber hörten wir den Donner der Kanonen von der Auerstädter Schlacht. Wir Knaben liefen auf den Berg und machten Gruben in den Boden, um desto besser zu hören. Gleich darauf berührte der Rückzug auch unser Städtchen. Ich sehe sie noch vor mir, die lange Reihe von Wagen, die zum Hofe gehören mochten, wie sie in unserer Straße hielten. Einige Truppen folgten; der Vater, der bei der Einquartierungsliste übergangen war, holte selbst eine Anzahl Gemeiner heran, die sich um den runden Tisch der Stube setzten, wo ihnen die Mutter ein Abendessen bereiten ließ. Kaum waren sie weg, so erschienen französische Chasseurs, Versprengte, welche Brandschatzung forderten. Der einzige Mann im Ort, welcher ein wenig Französisch wußte, der Schwiegersohn des Oberpfarrers, der eine Leihbibliothek eingerichtet hatte, begab

sich zu ihnen hinaus. Man beschwerte sich hernach, daß er sich zu mehr verstanden habe, als nöthig gewesen wäre. Dann erschienen die stattlichen Männer in fremdartiger Tracht, die der Jugend gewaltig imponirten. Der gute Rector mußte anfangen, aus seinem Dolmetscher Französisch zu lehren, das er selbst nicht verstand.

II. Aufenthalt auf zwei Klosterschulen.

Bei der Reformation der Kirche im 16. Jahrhundert ist ein großer Theil der in dem Thal befindlichen Klostergüter in Privatbesitz übergegangen, andere sind zur Errichtung und Erhaltung von Erziehungsinstituten verwendet worden. Viele Grundstücke, auch die vornehmsten von denen, die wir selbst besaßen, zinsten nach Pforte, wohin freilich ein weiter Weg über den Orlas hinüber führte, und von dem wir bloß durch Hörensagen wußten. Alle Tage dagegen sahen wir Roßleben jenseit des Riethes über der Unstrut vor uns liegen. Es war vor Kurzem vollkommen umgebaut worden und nahm sich aus, wie ein schönes Schloß. Da hat uns zuweilen der Weg nach Querfurt vorbeigeführt, wenn wir das großelterliche Gut besuchten. Jenseits dem Holz waren wir dann immer ausgestiegen, um den Weg zu Fuß zu machen; der Vater liebte, das Thal auch von dieser Seite zu betrachten. Bekanntschaft hatten wir in Roßleben nicht; der Vater schien es nicht zu lieben. Sein Augenmerk war für seine Kinder nach Pforte gerichtet, weil er in seiner Jugend mit manchem Zögling dieses Klosters Bekanntschaft gemacht hatte, der in den alten Sprachen eine vollkommene Festigkeit besaß. Diesen größeren Klosterschulen zur Seite gab es aber noch eine dritte in unserer unmittelbarsten Nähe, eine Stunde Weges von Wiehe, die für jüngere Knaben zur Vorbereitung für die beiden anderen bestimmt war: Kloster Donndorf, unmittelbar am Gehölze auf einer Höhe, welche das ganze Thal überschaut. Dahin gingen zunächst unsere Wünsche. Doch hatte es bei den nicht immer ganz guten Beziehungen zwischen den Honoratioren der Stadt und dem Schloß, von welchem die Besetzung der Freistellen abhing, einige Schwierigkeit, eine solche zu erlangen, wie doch der Vater wünschte. Ich erfuhr zufällig selbst dort am Bach von einer durch den Abgang eines Bürgersohnes entstandenen Vacanz, und dem Vater gelang es, indem er die Gelegenheit unmittelbar ergriff, die Stelle für mich zu erhalten. Kurz darauf — es war im Frühjahr 1807 — wanderten wir denn, Vater und Sohn, während die kleinen Habseligkeiten des Knaben auf einem anderen Wege herbeigeführt wurden, über das grünende Feld dem Kloster zu. Wir traten ein durch die alte kleine Pforte, durch die einst die Nonnen — denn es war ein Frauenkloster gewesen — nach dem Brunnen tief unten im Thale geschritten waren, und fanden daselbst freundliche Aufnahme. Der Rector prüfte mich ein wenig; ich war sehr empört, als er mir bei der Gelegenheit einiges Zuckerwerk präsentirte; wohl nur nach alter Sitte, denn sonst war das seine Art gar nicht. Nach bestandenem Examen lief ich unter die Schüler, die auf dem Schulplatz Ball schlugen. Hier verließ mich der Vater nach ein paar Stunden Aufenthalt. Ich bin dann nie wieder außer den Ferienzeiten in das väterliche Haus zurückgekommen, das ich jedoch dort mit scharfen, jungen Augen von einem Schulfenster unterscheiden konnte.

Wir waren etwa unser dreißig Schüler von 11—14 Jahren, in zwei Classen vertheilt, von denen der Rector die obere, der Collaborator die andere unterrichtete. Wir wohnten in größeren oder kleineren, immer geräumigen Zellen; ich bekam meinen Platz in der größten und entferntesten von allen, unmittelbar am Schulgarten. Wie hörten sich die Gewitter droben so prächtig an; nie war ich noch so aufmerksam darauf gewesen; wir zählten die Secunden zwischen Blitz und Donner. Die Schule hatte ihren Reiz darin, daß sie zugleich Landaufenthalt war. Der Rector, des Namens Krafft, mochte vierundvierzig Jahre zählen. Uns erschien er schon sehr alt und zwar um so mehr, da er mit der Hand zitterte, wenn er ein Buch oder Papier darin hielt. Er gehörte der rationalistischen, jedoch praktisch-gläubigen Richtung in der Kirche an; denn er war Theolog, war aber ganz geeignet für seinen Platz: wohlwollend, aber doch noch mehr streng, keineswegs sehr eingenommen für die jungen Edelleute, welche man ihm schickte; er wies sie immer sehr ernst in ihre Schranken; überhaupt war er für persönliche Gunst unzugänglich. Aber sein Ernst erlaubte ihm doch, uns zuweilen in schönen Tagen in seiner Gartenlaube die lateinischen Exercitien zu corrigiren. Da in dem Kloster nur alle vierzehn Tage gepredigt wurde, so hielt er einen Sonntag um den andern die Gottesverehrung selbst. Im Sommer versammelte er uns unter ein paar großen Nußbäumen im Garten; ich denke, es waren Salzmann'sche Predigten, die er dann vorlas. Sie machten auf uns einen viel tieferen Eindruck, als wenn dann am anderen Sonntag der Pfarrer aus Dorf Donndorf heraufkam und seine Predigt mit donnernder Stimme abhielt. Wir saßen dann hinter der Kanzel, die Emporkirche erzitterte unaufhörlich. Ein noch eindringenderes Gepräge aber trugen die abendlichen Gebete, welche der Rector an den Sommerabenden, wenn wir vom Spaziergang nach Haus kamen, im Holz auf einem dazu eingerichteten Platz oder auch einem anderen, der sich gerade darbot, mit uns hielt. Wir stellten uns dann um ihn her; er sprach ein Abendlied versweise und intonirte den Gesang desselben, dem wir dann mit hellen Stimmen folgten. In dem Waldesdunkel unter den glänzenden Sternen, nach ihnen emporschauend, werden wir gehört worden sein, oder wenn nicht, so gingen wir doch mit erhobenem Gefühl von dannen.

Der Collaborator war noch ein junger Mann, der sich zu seinem theologischen Examen präparirte und zu diesem Zwecke zuweilen auch mit einigen Schülern die Evangelien in der Ursprache las; denn hier hatten wir Griechisch angefangen. Er führte uns weite, weite Spaziergänge. Wir besuchten einmal die Sachsenburg an der Unstrut, wo wir dann die Nacht bei einem unserer Verwandten in Gorsleben zubrachten, die ganze Jugend auf der Spreu. Den anderen Morgen wurden die Berge erstiegen und die Ueberreste der Burg gründlich besichtigt. Ein ander Mal besuchten wir im Dickicht des Waldes die freilich nur unbedeutenden Reste von Rabenswald, oder einen und den anderen Schwedenhügel. Noch habe ich das Gefühl von den sonnigen zugleich und schattigen Sommertagen, bei den Teichen von Kleinrode, wohin unsere Spaziergänge meistentheils führten, von alle dem Leben in Luft und Wasser, das sich da regte. Wir genossen die Natur, aber wir studierten sie nicht. Der Rector besaß einige Kunde, war aber nicht mittheilsam; der Collaborator war ein Candidat, der davon wenig wußte.

Dagegen war ihm eine schöne Gabe der Erzählung eigen; er hatte historischen Sinn und es war ein Fest für uns, wenn nach den schwereren Lehrstunden an den beiden großen Tafeln die Bänke auseinander gerückt wurden und der junge Lehrer zu erzählen, oder auch vorzulesen anfing, was in alten Zeiten geschehen war. Besonders war es sächsische und thüringische Geschichte, die dann durch die nahen historischen Plätze einen besonderen Reiz für die Jugend bekam.

Das Alterthum wurde uns nur etwa durch Becker's Erzählungen aus der alten Welt bekannt. Da bekamen wir zuerst einen Vorgeschmack der Homerischen Gedichte. Wir scharten uns dann sehr bald in Trojaner und Griechen und theilten die Rollen der Helden unter uns aus. Unser Achill war der Sohn des Rectors von Roßleben, Wilhelm, der etwas älter als die meisten Anderen war, derselbe, der sich später durch geographische Studien über das alte Germanien, namentlich auch über unsere Gegenden, einen Namen gemacht hat; leider ist er sehr früh gestorben.

Nicht wenig Eindruck machten auf uns die Rittergeschichten, die wir zu lesen bekamen, namentlich wenn sie in die thüringische Geschichte einschlugen, so daß sie die Burgen, die wir besuchten, und die umliegenden Gegenden belebten. Zum ersten Mal bekamen wir auch ein Schiller'sches Werk zu hören, und zwar das Lager. Die Exemplare waren bei der Beschränktheit der Mittel nicht eben häufig; unser Wilhelm hatte aus Roßleben eins mitgebracht und las einmal daraus vor. Ich selbst konnte es nicht in die Hände bekommen, doch blieb mir der Eindruck der Darstellung des unmittelbaren Lebens in der Poesie immer gegenwärtig. Dazwischen lasen auch wir die Napoleonischen Bulletins in der Leipziger Zeitung, welche gehalten wurde. Sie erfüllten zugleich die Phantasie und führten in die Tagesgeschichte, welche nie großartiger war, uns aber in unserem sächsischen Kloster doch nur eben als Weltbegebenheit berührte. Aus den verschiedensten Zeiten drangen so lebendige Momente in das junge Gemüth, das Vornehmste blieben aber immer die Erinnerungen aus der alten Welt. Zuweilen besuchte mich mein einige Jahre jüngerer Bruder Heinrich, einer der lieblichsten Knaben, welche man sehen konnte, schön und verschämt. Wir gingen dann wohl mit einander nach Wiehe, und auf den Stegen durch das Korn schreitend, dessen Aehren uns Beide überragten, erzählte ich ihm von den Heroen der Vorzeit; er lauschte mir mit größtem Interesse und Vergnügen. Die eigentlichen Studien hielten sich innerhalb der Elemente des Wissens, doch fingen sie schon an, einiges Vergnügen zu gewähren, namentlich poetische Stellen, die dann und wann einmal vorkamen. Doch erschien Theologie noch immer als die größte aller Wissenschaften, wie denn bei unseren Lehrern der Oberhofprediger Reinhard in Dresden als der größte Mann in der gelehrten Welt und als ein höchst nachahmenswerthes Muster glücklichen Emporstrebens betrachtet wurde.

Mein Aufenthalt auf der Schule war durch mannigfaltige Krankheiten, namentlich ein lang anhaltendes kaltes Fieber, welches in der Gegend und in der Schule grassirte, ungedeihlich geworden; ich sah erbärmlich aus. Oft hat mein Vater, wenn ich ihm davon sprach, daß ich bald nach Pforte zu kommen gedenke, gemeint, er werde mich wohl dahinaus bringen, aber auf den Gottesacker, der am Wege lag, nicht weiter. — Gott fügte es aber anders; ich genas,

und im Mai 1809, nachdem sich auch in Pforte unerwartet eine Stelle gefunden hatte, machten wir uns in der That dahin auf. Jetzt wurde der Orlas, der bisher den Gesichtskreis beschränkt hatte, wirklich überschritten, die tiefe Thalschlucht von Bibra hinunter zurückgelegt und die andere Höhe von uns zu Fuß neben dem Wagen erstiegen. Nach ein paar Stunden erreichten wir die Höhen über Kösen, nicht auf der Landstraße, sondern zur Linken derselben. Da that sich nun das Thal von Naumburg auf, dessen Dom wir noch eine Stunde weit hinter der Schule erblickten. Der Vater blieb bei dem Anblick stehen, um ihn zu genießen; ich ging voller Erwartungen der nächsten Zukunft hinter dem Wagen her, die Höhen abwärts voran.

Schulpforte ist die namhafteste von allen den Schulen, die in alten Klöstern errichtet worden sind. Es ist rings vollkommen von einer hohen Mauer umschlossen, abgesondert von allen anderen Ortschaften, eine kleine Welt, und zwar eine Schulwelt für sich. Wir hatten einen Freund an dem ersten Geistlichen John, der früher Diaconus in Wiehe gewesen und durch die Empfehlung Thielmann's befördert worden war. Ein kleiner, wohlhäbiger Mann, der ebenfalls der rationalistischen Richtung der Zeiten, in denen sie mit dem positiven Glauben noch nicht gebrochen hatte, angehörte; voll unendlichen Wohlwollens, nicht ohne Wissen, obwohl ohne eigentliche Wissenschaft. Er nahm uns auf das Freundlichste auf. Den anderen Tag bestand ich das Receptionsexamen. Nach demselben bei Tisch bemerkte John als etwas Auffallendes, daß der kleine Bürgerliche den Vorzug vor einem großen Edelmannssohn davongetragen, der zugleich mitgeprüft worden war, aber sich sehr unwissend gezeigt hatte. Mir war es auffallend, daß man das bemerken konnte; denn das war ja nach meinen Begriffen von Donndorf her ganz in der Ordnung. Was sollte der Standesunterschied bei einer Prüfung?

Die ersten Zeiten in Pforte waren angenehm in Bezug auf die Knaben von gleichem Alter, die mir nahe standen und unter denen ich bald Freunde fand; sehr unangenehm in Bezug auf die älteren, welche einen Vorrang besaßen und sogar kleine Dienste forderten, die an den alten Pennalismus erinnerten. Erträglich wurde es bloß dadurch, daß ein Jeder nach einiger Zeit selbst in die mittleren und höheren Classen zu kommen hoffte. Es waren mehr als anderthalb Hundert junge Leute zusammen, ohne allen weiteren Unterschied, als den der Jahre und der Classen. Eine Anzahl gab es, welche bei den Lehrern als Kostgänger lebten; sie wurden aber schon als Fremdlinge betrachtet. Der Charakter eines Portensers bestand darin, Alumnus zu sein. Das Eigenthümliche war, daß dieser Cötus der Alumnen sich als eine Genossenschaft, als die eigentliche Corporation der Schule betrachtete, über welche die Lehrer die Aufsicht führten, ohne daß man gerade zu unbedingtem Gehorsam gegen sie verpflichtet sei. Die Lehrer bestanden aus zwei Classen, den ordentlichen, welche den Titel „Professoren" vor Kurzem erhalten hatten, aber noch immer die alten Schultitel führten: Inspector, Conrector, Cantor u. s. w., und den Collaboratoren, welche auch noch nicht lange Zeit in Wirksamkeit waren und die unmittelbare Aufsicht führten. Sie wohnten je einer zwischen zwei Stuben, in denen man arbeitete, um dies um so besser ausführen zu können. Natürlich waren sie verhaßt; man sah ihnen

alle ihre kleinen Lächerlichkeiten ab; selbst eigentliche Achtung genossen sie nicht, wenn sie sich nicht ganz besonders gelehrt erwiesen. Die Schule war fortwährend im Zustand geheimer Rebellion gegen diese jungen Zuchtmeister, denn Anfänger waren sie Alle. Die ordentlichen Lehrer standen einen Schritt entfernter. Sie waren Männer in Jahren, von ausgeprägter Individualität, in guten Umständen, mit Familie. Ihnen zu gehorchen war man nicht sehr geneigt, doch geschah es.

Als die Gelehrtesten galten der Rector und der Mathematicus Schmidt; der Letztere, ein Mann von kleinster Statur, der älteste von Allen, durch eifrige Religiosität in dem alten Sinne etwa meines Großvaters, mannigfaltige Kenntnisse, auch der Natur, und eine gewisse Gabe der Poesie ausgezeichnet. Er hatte vor dem dreißigsten Jahre keine Stelle annehmen wollen, weil unser Herr und Heiland auch erst im dreißigsten Jahre zu lehren angefangen. Er fühlte einen frommen Abscheu gegen alle Einmischung heidnischen Wesens in die allgemeinen Anschauungen; er erklärte Jupiter für einen weiland König von Kreta. Man sagte ihm nach, er habe sich aus seinem Exemplar von Schiller's Gedichten den Bogen, auf welchem ‚Die Götter Griechenlands' stehen, herausbinden lassen. Sein Dichter war Klopstock, dessen versteckte Heterodoxien er entweder nicht bemerkte, oder sich gefallen ließ. Er hatte von der Messiade ein kostbares Exemplar mit Kupferstichen, die er zuweilen, etwa nach Tisch, wenn man das Glück hatte, von ihm eingeladen zu werden, vorzeigte. Sein Hauswesen war auf das Beste, Sauberste, Anständigste eingerichtet. Die Frau und die bereits ältere Tochter theilten seine Gesinnungen. Ein Sohn hatte schon die Stufe der Collaboratur überstanden und ein besseres Schulamt anderswo erhalten. Er zeigte sich, wenn er erschien, als das Abbild seines Vaters; es ist jener Schmidt, der viel über Missionen geschrieben hat, doch fehlte ihm der Genius des Alten. Von dem Mathematicus stammte das Berglied, das alle Jahr an dem Bergtage gesungen wurde, an welchem die Schüler in einer Art von Procession die waldumkleidete Anhöhe, an deren Fuße Pforte liegt, erstiegen. Es ist ganz eigens zu diesem Zweck angethan, voll von Würde und jugendlicher Freudigkeit. In früheren Jahren hatte er gar manche andere kleinere Gedichte, voll Geist und Anmuth, jedoch nur für die Alumnen und die Schule verfaßt. Denn in der Schule gingen alle seine Gedanken auf, so wie eigentlich auch die der übrigen Lehrer. Der Mathematicus war voll von heiligem Eifer gegen jede Uebertretung; er sagte wohl, wer sich einer solchen schuldig mache, stehe schon mit einem Fuß in der Hölle. Seine mathematischen Lehrstunden waren gründlich, ohne doch eigentlich recht anzuregen. Er gab zur Ergänzung auch noch Privatstunde, etwa für fünf Schüler, die sich dann um seinen runden, aus zwei Hälften zusammengesetzten Tisch versammelten, von dem er zu erzählen liebte, wer Alles schon von namhaften Menschen daran gesessen habe. Es war ein enges Stübchen, ringsum mit Büchern bis hoch hinauf besetzt, die er dann, wenn von einem oder dem anderen die Rede war, die Leiter ersteigend herunterholte. Den Titel las er dann vom ersten Wort bis zum Verleger herunter wörtlich ab. Außer dieser hatte er sich noch eine freiwillige Lehrstunde, die er die moralische nannte, vorbehalten, mit der er die Woche zu eröffnen pflegte. Er kam in einer frischen Perücke, sein

Bibelbuch vor sich hertragend, feierlichen Angesichts in das nahe Auditorium. Die Stunde war durch historische Beispiele, die er einflocht, der Jugend interessant. Das Eigenthümlichste mochte sein, daß er an den Feldzügen Napoleon's den größten Antheil nahm und ihn als einen Helden der Menschheit verehrte. Man sagte, er erwarte von ihm die Zurückführung der Israeliten in das gelobte Land. Bis zum Brand von Moskau war er immer sehr wohl unterrichtet, nachher nicht mehr. Er hat später, als er in den Ruhestand trat, seine Wohnung über dem Kreuzgange verlassen und eine andere, noch engere bezogen. Aber er war sehr zufrieden damit, denn in der neuen könne er doch die Sonne aufgehen sehen; ein Anblick, dessen er bisher entbehrt habe, und den ihm Gott aus besonderer Gnade in seinem Alter alle Tage gewähre.

Der Rector der Schule, Carl David Ilgen, eine lange Gestalt von tiefem Ernst, genoß den Ruf tiefer Gelehrsamkeit in den alten Sprachen, namentlich in der hebräischen. Er war der Sohn eines thüringischen Landschulmeisters, der damals noch bei ihm wohnte, und hatte dann als Professor in Jena sich einen gewissen Namen in der Literatur über das Alte Testament gemacht. In der Schule gereichte es ihm zur Vermehrung seines Ansehens, daß er der Lehrer Gottfried Herrmann's gewesen war, des Philologen, der hier als der vornehmste aller Gelehrten betrachtet wurde. Ilgen interpretirte den Horatius, ohne gerade sehr viel auf den Dichter selbst einzugehen. Er beschäftigte sich meistens mit den Alterthümern, die er ausführlich erläuterte, und brachte dann Emendationen an, die uns freilich nicht immer recht munden wollten: einmal brachte er usquequaque in eine Ode; aber er wußte immer die Aufmerksamkeit zu erhalten. Er führte alle Schwierigkeiten der Interpretation ausführlich auf und wußte sie dann so zu lösen, daß wir uns Alle befriedigt fühlten. Wir müssen ihm noch Alle danken, daß er uns mit Exercitien nicht viel plagte; aber er corrigirte sie gründlich und zeigte bei jedem Wort, daß er ein Kenner war. Seine vornehmste Action für die Schulübungen bestand in einem Dictat, das er bei dem Examen, welches zweimal des Jahres eine ganze Woche mit Arbeiten erfüllte, niederschreiben ließ, um es dann in lateinischen Versen zu bearbeiten. Dies war die Hauptaufgabe, die sich wohl noch an die Melanchthonischen Zeiten anschloß. So seltsam diese Art von Uebungen aussieht, ich möchte sie nicht verurtheilen. Der jugendliche Geist brauchte sich nicht zu quälen, um eigene Gedanken, die doch noch unreif sein mußten, in eine fremdartige Form zu kleiden. Man hatte einen gegebenen Stoff, an welchem man nur eben seine Bekanntschaft mit der alten Sprache übte, und zwar in einer freieren Bewegung und mit kleinen Erhebungen über den Boden des Gegebenen, die der Bildungsstufe entsprachen. Das Metrum erschien als eine andere Art von Grammatik; man mußte sie beide beherrschen. Der Rector wußte Stoffe zu wählen, welche das Interesse fesselten, meistens aus der sächsisch-thüringischen Geschichte, wo wir denn lernten, daß das nahe Zscheiplitz von supplicium herkäme und seinen Ursprung an Ludwig den Springer anknüpfte. Wir erschraken einmal, als er unter der lautlosen Stille, mit welcher die Bezeichnung des Themas erwartet wurde, mit seiner donnerähnlichen Stimme aussprach: De lexicographis. Aber es war ihm vortrefflich gelungen; er flößte für die saure und schwere Arbeit der Lexikographen und ihre

berühmten Namen lebhaftes Interesse ein. Alles geschah mit gebieterischer Würde. Ilgen war der König, oder vielmehr — denn er bezog sich gern auf die Befehle seiner hohen Oberen, die er jedoch meist selbst hervorrief — der absolute Statthalter in diesem kleinen Reich. An Schwächen fehlte es weder bei ihm selbst, noch in seinem Hauswesen; das verschwand aber Alles vor der unbedingten Autorität, die er genoß. Er erschien wie das objective Gesetz, seine Wissenschaft als die objective, zu lernende Wissenschaft. Er zog die jungen Leute nicht an sich heran; er fuhr auf und war schrecklich in seinem Ingrimm. Wenn ein Vergehen einer großen Anzahl vorgekommen war, rief er den Cötus zusammen, um seine Entrüstung kundzugeben. Dann brach sein Unwille los, man sah ihn schäumen vor Zorn; ohne Wirkung war das jedoch nicht trotz seiner Uebertreibungen, obwohl es nicht ganz die hatte, welche er erwartete.

Eine ganz andere Natur war der Tertius Lange, der später Ilgen's Nachfolger geworden ist. Dieser beschäftigte sich mit den Einzelnen; er sammelte sie in kleinen Kreisen um sich, ließ sie arbeiten und suchte einen Jeden seiner Natur gemäß zu fördern. Seine gewöhnlichen Lehrstunden waren weder sehr anziehend, noch sehr unterrichtend. Er lehrte Homerische Grammatik durch Tabellen. Sein lateinischer Ausdruck erschien dem Ilgen'schen nicht ebenbürtig. Aber er hatte eine Specialität, durch welche er die Aufmerksamkeit im höchsten Grade fesselte, das war die Archäologie; mit den Ueberresten der alten Kunst, den Ausgrabungen und den Sammlungen der Antiken war er gut bekannt. Er schilderte die alten Tempel, die Säulenordnungen und die plastischen Kunstwerke eingehend und anschaulich. Man hat ihm später diese Lection als über die Schule hinausgehend gestrichen; sie war aber das Beste, was er seiner Individualität nach geben konnte und gab. Er hatte Sinn für das Schöne, wie in der Kunst so auch im Leben und besaß eine sehr ausgebreitete Kenntniß der Literatur. Seine Vorträge über die alte Literatur waren ebenfalls für das Bedürfniß der Schule zu ausführlich, aber um so belehrender, je mehr er in die einzelnen Schriften einging. Seine Erklärung dieser oder jener Schrift Cicero's ließ uns kalt; seine literarischen Erörterungen über den Redner und dessen Werke gewannen unsere lebhafte Theilnahme.

In dem Laufe der fünf Jahre, die ich auf der Schule zubrachte, waren meine Studien vornehmlich auf die Lectüre der classischen Autoren gerichtet, namentlich der Dichter. Von Ovid, der fast zu viel Modernes hat, um den jugendlichen Geist zu fesseln, gingen wir über zu Virgil, den wir nicht allein lasen, sondern auswendig lernten. Es gab Einen und den Anderen unter uns, welche die Aeneide von Anfang bis zu Ende hätten hersagen können, wenigstens rühmten sie sich dessen, und wo man sie fragte, konnten sie fortfahren. Indessen war Homer endlich im Griechischen angefangen worden. Ich glaube, ich habe beide Gedichte, Iliade und Odyssee, drei Mal durchgelesen; was während des Aufenthalts in Donndorf doch immer mit einer etwas fremden Färbung gefaßt worden war, ging nun in seiner uralten eigensten Gestalt und Farbe an dem Auge vorüber. Sehr wahr, daß dabei nicht Alles auf das Genaueste erforscht wurde. Aber der Gesichtskreis der ältesten Welt umfing uns; mit unserer ganzen Seele lebten wir darin. Die Zeit des Abendgottesdienstes, wo ich, wie ich bekennen

muß, den kalten und matten Vorträgen wenig folgte, verwandte ich vielmehr dazu, die Bibel so viel als möglich ganz durchzulesen. Es waren die Evangelien bei Weitem mehr als die Episteln, die Psalmen mehr als die prophetischen Bücher, hauptsächlich aber waren es die historischen Bücher des Alten Testamentes, die ich immer von Neuem las. Es war ein vollkommen abweichender, aber doch naheliegender Horizont, wie der der Homerischen Gedichte. Es ist der Hintergrund oder vielmehr die Grundlage aller Bildung, aller Anschauungen der späteren Welt. Die junge Seele gleitet leicht über das Anstößige und Unverständliche weg; aber sie wird von dem Geheimnißvollen, was etwas ganz Anderes und wenigstens die Ahnung des Verständnisses in sich schließt, dem Großartigen und der Macht der Erscheinung, dem starken unmittelbaren Ausdruck derselben, in ihrer Tiefe ergriffen; sie athmet die Luft des Unvergänglichen ein. Die archaistische Farbe der Luther'schen Uebersetzung erhebt noch besonders über das Gespräch des Tages und die Schriften gewöhnlicher Art in eine andere Sphäre.

Auf dieser Stufe der Bildung mußte dann Klopstock unter den Modernen, die wir erreichen konnten, unser vornehmster Poet werden. Er war in derselben Schule erzogen; einen nahen Brunnen am Steig, der durch den Wald führte, nannte man mit seinem Namen. Die Versuche, das classische Metrum in der deutschen Nation einheimisch zu machen, wie auch wir das wohl versuchten, brachten ihn uns besonders nahe. An den langen Reden seiner Engel und Satane und der ersten Menschen konnten wir freilich immer keinen besonderen Antheil nehmen; sie waren dem Classischen gegenüber bei Weitem nicht prägnant genug. Was ihm persönlich ist in seinen Empfindungen, ist überhaupt das Schwächste; aber im Ganzen liegt die große christliche Dichtung, an der so viele Jahrhunderte mitgearbeitet haben, zunächst in der protestantischen Auffassung, wie sie bei Milton erscheint, zu Grunde, fast mehr, als Klopstock selbst sich dessen bewußt sein mochte. In dieser Dichtung liegt eine unendliche Macht, die ihr gleichsam eingeboren ist; sie ist eine Fortbildung des poetischen Elementes, das über den Apokryphen und zum Theil dem Neuen Testamente schwebt; sie wird nie ihre Wirkung verfehlen. Klopstock hat sich noch eines anderen Stoffes, der ersten Anfänge der deutschen Geschichte, zu bemächtigen gewußt oder doch gesucht; für sich selbst, d. h. in der Form mit noch geringerem Succeß, als in der Messiade. Dennoch welch' ein Fortschritt gegen die Rittergeschichten, mit denen wir uns früher beschäftigten! Es ist ein Gefühl von Größe und Nationalität und wilder Natur darin, welchem Wahrheit zukommt. Die Oden, denselben Geist athmend, noch kunstvoller und in dem kleinen Stoff energischer, eröffnen zugleich den Blick in das Privatleben eines guten und braven Mannes aus alter Zeit. Klopstock's Fanny und Cidly, seine zurückgewiesenen oder auch erwiderten zärtlichen Neigungen, sein Aufenthalt in der Schweiz und später in Eutin, die kleinen Abwandelungen seiner Lebensschicksale, sein Schlittschuhlaufen und seine Freundschaften bildeten den Gegenstand unserer Interessen und unserer Gespräche. Unter den jungen Leuten, wie sie beisammen waren, selbst bildeten sich Anziehungen, Abstoßungen, Schließen und Unterbrechen von Freundschaften, wofür man sich gewisse Maximen bildete, an denen festgehalten wurde. Ein eifriger Klopstockianer war mein Freund Haun, später Director in Mühlhausen, der in dem letzten Verhältniß

von einem seiner Schüler als vir sanctissimus bezeichnet ward und schon in diesem Alter Ernst, Wohlwollen und Würde besaß. Er versuchte sich selbst in der Klopstock'schen Art und Weise, was ihm denn die Ehre verschaffte, einmal am Charfreitag ein langes Gedicht öffentlich vorzutragen. Aehnlichen Sinnes war ein anderer, früh verstorbener Freund, des Namens Harzmann. Die Billigung der beiden ernsten und braven Freunde gab mir in Allem, was ich that und trieb, größere Zuversicht.

Von allen persönlichen Begegnungen aber bei Weitem die wertheste und nützlichste war die Freundschaft, welche mir einer der Collaboratoren, Wiek, später Director in Merseburg, damals bewies. Ein Mann von Tiefe der Anschauung, etwas dunkel in seinem Ausdruck, namentlich wenn das Feuer des Gesprächs ihn ergriff; aber zugleich den Einwirkungen des Zeitgeistes sehr offen, für das Neue empfänglich und immer bemüht, das Eine mit dem Anderen, zu combiniren. Von den dortigen Menschen war er der Einzige, der einen Begriff von Goethe hatte; er hat mir zuerst von Faust gesprochen. Lange liebte Schiller; er gab uns zuweilen einige seiner glücklich ausgesprochenen Sentenzen, an denen er Gefallen fand, selbst zu Uebersetzungsversuchen. Wir lasen die Schiller'schen Stücke und meinten, indem wir sie bewunderten, sie doch auch beurtheilen zu können. Sie sind dem Standpunkt der Jugend durchaus gemäß; denn sie bringen große objective Gestalten, die man vor sich sieht, vor die Augen; Farbe und Ton der Sprache prägen sich dem Gedächtniß ein. Das ist Alles bei Goethe nicht der Fall, dem vielmehr die Welt gleichsam ein persönliches Ereigniß geworden ist, das er auf originelle Weise zusammenfaßt und wiedergibt. Da ist Alles mehr subjectiv; ein gereifteres Alter gehört dazu, um daran Wohlgefallen zu finden. So recht eigentlich konnte auch ich mich in Goethe nicht finden. Auch war das Alles nur vorübergehend; das ernstliche Studium gehörte ausschließend der alten Welt an. Und da kann ich es nun Wiek nicht genug danken, daß er mich in die Lyriker und besonders die Tragiker des griechischen Alterthums einführte. Ich sehe noch die Erfurter Ausgabe der Sophokleischen Stücke vor mir, die er besaß und die er vor sich hatte, wenn wir sie miteinander lasen. Wir gingen zu Aeschylus fort, der mir freilich noch fremd blieb. Aber schon genug, wenn man außer dem, was man in der Hauptsache zu fassen meint, noch Etwas wahrnimmt, was jenseits steht und für die Zukunft übrig bleibt. Wiek hatte einen vollkommenen Begriff von dem Unterschiede der drei Tragiker. Ich fand an Euripides Gefallen, namentlich den Phönissen, doch geschah es wohl durch Wiek, daß ich mich von Anfang an mehr mit Sophokles beschäftigte. Es versteht sich, daß ich ihn durchlas. Allein für mich, ohne Theilnahme des Freundes, machte ich auch einen Versuch, das eine oder das andere Stück zu übersetzen; Elektra übersetzte ich ganz und machte mit der Reinschrift dem Vater zu seinem Geburtstag ein Geschenk. Die Uebersetzung ist freilich in fünffüßigen Jamben, sie scheint mir aber in der freien Bewegung, die dieses Metrum gestattet, nicht mißrathen zu sein. Ich übersetzte dann Philoktet in sechsfüßigen Jamben, hatte aber den sonderbaren Einfall, die Chöre freier und nach dem Vorbild von Schiller's Braut von Messina sogar in Reimen zu übersetzen. Auch einiger und zwar nicht der beste Einfluß von Goethe läßt sich an der zweiten Arbeit be-

merken; die erste ist unschuldiger, anspruchsloser und vielleicht besser. Die Hauptsache aber ist die gründliche und durchgreifende Beschäftigung mit dem wundervollen und unerreichbaren Werk des alten Dichters. An die Uebersetzungen schien sich wohl zu Zeiten Nachahmung knüpfen zu können; ich selbst bildete mir das in diesen frühen Jahren dann und wann wohl ein. Aber dazu war doch kein angeborenes Talent in mir; ich habe nicht einmal den Versuch dazu gemacht. Alles blieb Studium, hauptsächlich doch philologisches. Die Prosaiker wurden wenig getrieben, am wenigsten die Historiker, wohl aber Plato in seinen populäreren Dialogen. Doch genug davon. Ich will nur noch bemerken, daß die Literatur der Commentare zu den lateinischen und besonders den griechischen Schriftstellern, namentlich die holländische, die in der Schulbibliothek einigermaßen vertreten war, Ruhnkenius, Valkenarius, die Gronovius und Graevius uns nicht unbekannt blieben. Sie eröffneten einen Blick in die weitschichtige Gelehrsamkeit der späteren Latinität und Gräcität. Es war eine Welt von Citaten aus unbekannt gebliebenen Autoren, die denn doch für die Zukunft die Aufmerksamkeit erregten.

Unter diesen Studien, Ferienreisen nach Hause, manchen angenehmen, anderen unliebsamen Begegnungen und Ereignissen verflossen fünf Jahre in den stillen Mauern von Pforte. Die Clausur war nicht so streng, daß wir nicht vielfach Ausflüge, entweder kleinere in ganzer Menge, oder auch größere, Jeder allein mit ein paar vertrauten Freunden, unternommen hätten. Da wurden die Wälder und Felder durchstreift, ohne daß wir uns mit Naturstudien im Mindesten beschäftigt hätten, die nahen Höhen erstiegen, die uns schon wie Berge vorkamen, benachbarte Burgruinen besucht, unter anderen die Rudelsburg, eine der besterhaltenen, die man findet; wir schrieben unsere latinisirten Namen, Caesarius, Palmitius, so hoch wir konnten, in dem alten ritterlichen Gemäuer an. Die Saale erschien als ein großer Strom, Naumburg als eine große Stadt; für mich war es die größte, die ich noch gesehen. Der Dom mit seinen Thürmen und seinem Platz, und wieder das lebhafte Getreibe der Messe machte auf uns vielen Eindruck. Wie angedeutet: das Besondere war die Einheit der Beziehungen, die sich an die Schule knüpfen, welche uns als die vornehmste von allen geschildert wurde und die mit ihrer Geschichte und manchen berühmten Namen aus dem Kreise der scholastischen Beschäftigungen, die man jedoch bald zu überholen gedachte, die Gemüther fesselte.

Während wir aber in diesen Studien der alten Welt lebten und webten, bewegte sich die Gegenwart in den großartigsten Kämpfen, die jemals vorgekommen waren, welche die Welt erschütterten und wiederherstellten. Wir sahen französische Regimenter auf dem Feldzuge nach Rußland die große Landstraße, welche die Mauern berührt, hinziehen. Im Frühjahr 1813 bei dem ersten Vorrücken der Verbündeten erschienen auch bereits Kosaken mit ihren Fähnlein tragenden Lanzen vor unseren Blicken. Dann bedeckten sich die nahen Höhen bei Kösen mit französischen, von der anderen Seite kommenden neuen Regimentern. Mit vieler Zufriedenheit nahm sie der alte Mathematicus wahr, der sie mit seinem Tubus, seinem kostbarsten Eigenthum, aus dem Fenster betrachtete. Bald erfüllten Bataillone von Infanterie, deren Jugend uns auffiel,

den Schulhof. Gleich darauf erfolgte die Schlacht von Lützen, unfern von uns, so daß wir den Wechsel der Erwartungen und Erfolge gleichsam mit erlebten. Früher hatten uns wohl die französischen Marschälle interessirt, und wir hatten uns beim Kegelspiel ihre Namen gegeben. Allmälig hörten die Sympathien auf, man begrüßte die Manifeste der Verbündeten mit freudiger Einstimmung. Ich las gerade Tacitus, die Annalen und besonders Agricola; der Gegensatz zwischen Briten und Römern schien sich mir zu erneuern. Wiek bestärkte mich in der Bemerkung dieser Identität; man sieht: so recht unmittelbar lebten wir doch nicht in der Zeit. Endlich erfolgte die Leipziger Schlacht. Das Thielmann'sche Corps streifte bereits länger in unserer Nähe herum; vor dem Thore der Schule hat der Führer den ersten Bericht von der Schlacht Denen, die hinausgeströmt waren, vorgelesen. Wir wunderten uns nur, daß die Höhen von Kösen, die uns unüberwindlich schienen, von den Verbündeten nicht besser besetzt worden waren, um den Rückzug des Feindes zu hindern. Von dem Kriegseifer, der die preußische Jugend in dieser Epoche ergriffen hatte, war jedoch bei uns wenig zu spüren. Nur Einzelne wurden davon berührt und verließen die Schule; ich war viel zu schwach, um daran denken zu können. Der besondere Impuls, den das Gefühl eines gefallenen großen Staates, der mit aller Macht wieder aufzurichten ist, einflößt, hatte keine Stätte in unseren Mauern. Wir ließen die große Weltbegebenheit, unter deren Vollziehung die Erde erzitterte, sich vollenden, ohne daran Theil zu nehmen. Ich war mit den Arbeiten beschäftigt, welche bei dem Abgang von der Schule erforderlich waren, die ich dann Ostern 1814 verließ. Der Vater, der mich dahin geführt hatte, erschien, um mich wieder abzuholen. Als ich in dem gewohnten Geleit an der Schulpforte anlangte und das Hoch empfing, das man den Abgehenden brachte, traten ihm die Thränen in die Augen. Ich fand dabei nichts Besonderes, denn es war das Herkömmliche. Meine Gedanken waren auf fernere Studien und die Zukunft gerichtet.

III. Universitätsjahre.

Noch war der Kreis der Heimath eigentlich nicht überschritten worden; als die nächst zu erreichende größere Metropole des Handels und der Studien war auch in diesem immer Leipzig betrachtet worden. Es war ein Ereigniß, als nun nach einigen Wochen häuslicher Ruhe der Weg dahin eingeschlagen wurde. Auch dahin wollte der Vater mich führen. Auf dem Wege nach Querfurt durch das wenig wegsame Holz brach uns der Wagen; eine Vorbedeutung hat das aber nicht gehabt, als etwa die, daß meine Verbindung mit der alten Heimath immer weiter unterbrochen werden sollte. Die Mutter war noch rüstig genug, obwohl noch einmal guter Hoffnung, um den weiten Weg nach Querfurt, das sie als ihre Vaterstadt betrachtete, zu Fuß zu machen. Da lebte ihre Schwester mit einem Kaufmann verheirathet, mit einer wenig zahlreichen, in guten Umständen befindlichen Familie; das Haus wurde seitdem eine Reisestation zwischen Leipzig und Wiehe. Auch ein älterer Halbbruder der Mutter lebte daselbst, in einem altfränkisch wohlgeordneten, kleinbürgerlichen, aber sicheren Hauswesen. An den Hof schloß sich ein Garten mit schönen Blumen; man ging dann weiter nach dem sogenannten Graben, der mit Obstbäumen erfüllt war. Die bejahrte

Hausfrau setzte wohl einen Korb mit Aepfeln in den Laden, von dem sich die Vorübergehenden etwas kauften. Es war ein Haus, in dem nie eine Veränderung vorkam. Eine alte hölzerne, von Bänken umgebene Tafel, die ich von frühester Kindheit an kannte, habe ich noch lange Jahre darauf so stehen sehen; eine Wanduhr in ihrem hölzernen Gehäuse fügte ihr Tiktak Jahr aus Jahr ein zu dem gleichförmigen Leben. Der Onkel trug Jahrzehnte hindurch immer denselben Rock, ausgenommen des Sonntags, wo auch er seine Besuche machte; denn er war ein guter Landwirth und gab den Besitzern des indeß verkauften großväterlichen Rittergutes den besten Rath zur Bewirthschaftung. Die Hausfrau verwaltete still, altväterisch, fleißig, einfach ihr Hauswesen. Eine ältere Tochter schloß sich dem Allen an; eine jüngere, die eben aufblühte, führte mich in den Gärten umher. Alles zusammen bildete eine ganze einzige Erscheinung in dieser Epoche der Welt. Der jüngere Bruder der Mutter, der das Gut geerbt, aber nach der Theilung des Vermögens unter den Anforderungen der Kriegsjahre nicht hatte behaupten können, war in die Stadt gezogen, wo er eine Zeitlang sehr glänzend lebte. Er galt als der Baron Lehmike. Seine Familie — denn er war mit der Tochter eines anderen angesehenen Landwirthes verheirathet — machte einen gewissen Anspruch, gegen den wir Anderen zurücktraten. Genug: stille befestigte Häuslichkeit, Glanz und Lärmen, kaufmännische Thätigkeit waren da in der Familie vereinigt. Von Literatur und Studien war keine Rede, sondern nur von Gelderwerben, Geldhaben, Landwirthschaft und dem Saus und Braus des Lebens, soweit es in einer kleinen Stadt möglich ist. Auf dem Postwagen, der noch mit Kisten und Kästen bis hoch oben angefüllt war, so daß sich kaum ein paar Sitze für die Passagiere fanden oder vielmehr erst eingerichtet wurden, begaben sich nun Vater und Sohn nach Leipzig, wo uns ein alter Bekannter empfing, der Stadtwachtmeister, der ein kleines hübsches Haus an dem Graben, bei den neuen Anlagen, bewohnte. Unfern davon, in der Ritterstraße nahm ich Wohnung, die erste Stube, die für mich besonders bestimmt war. Der Vater, über den eine Erinnerung seiner eigenen Studienjahre gekommen war — wie denn von den Professoren, die er selbst gehört hatte, Einer noch am Leben war, der Philosoph Platner, den er mit mir aufsuchte — schied ungern von mir; er wäre lieber noch eine Weile geblieben. Ich fand einige Freunde aus Pforte und richtete mich ein.

Als ich mich bei dem Rector inscribiren ließ und in die Thüre eintrat, war er eben beschäftigt, sich ein frisches Oberhemd überzuwerfen. Der Bediente, der die Thür geöffnet, wurde, wie billig, ausgescholten. Ich trat zurück, fand aber dann, als ich mein prächtiges Testimonium aus Pforte auf einem großen pergamentähnlichen Bogen mit den besten Censuren vorwies, sehr gnädige Aufnahme. Der Rector war der Theolog Dittmann, der wohl in seinem Collegium über praktische Theologie, bei welchem sich nur die älteren, etwas bemoosten Häupter einfanden, von Dem oder Jenem sich eine Prise Tabak ausbat und dann mit munterer Bonhommie fortfuhr. Eine der ersten Vorlesungen, die ich mit meinen Pförtner Freunden besuchte, war die historische des Professor Wieland; vielleicht weniger aus Eifer für diese Wissenschaft, von der ich noch keinen Begriff hatte, als weil wir durch gedruckte Anmahnung, die uns bei der Inscription

eingehändigt worden, dazu aufgefordert wurden. Die Einleitung des Professors, die von der genetischen Behandlung der Historie eine Idee mittheilte, war anregend genug; in der weltgeschichtlichen Entwickelung indeß verlor man gar bald den Faden. Was mich von den historischen Büchern bisher abschreckte, war die Menge unverarbeiteter Notizen, überhaupt unverstandener Thatsachen, die sie mittheilten. Unser Professor hatte viel Feuer, allein weit förderte er uns auch nicht in dem Verständniß der Dinge. Sein Auditorium und seine Art war sehr wunderlich. Jenes stieß unmittelbar an seine Studierstube; an der Thüre derselben war sein Katheder. Er ließ uns in der Regel lange warten, ehe er aus der Thür hervorbrach und plötzlich auf dem Katheder erschien. Wehe Denen, die unmittelbar vor ihm saßen: er sprudelte, indem er sprach, so lebhaft, daß er das Papier, auf dem man nachschreiben wollte, feucht machte. Es kam wohl vor, daß die Betroffenen einen rothen Regenschirm aufspannten, um unter dessen Schutz ruhig schreiben zu können; er ließ sich das gern gefallen. Er gehörte der Schule des 18. Jahrhunderts an. Von dem Alterthum hatte er doch nur einen sehr ungefähren Begriff, wie er denn alte Titel modernisirte, die Legaten des römischen Heeres ohne Weiteres Generallieutenant titulirte u. s. w. Genug, diese Vorträge gingen ohne alle Wirkung an mir vorüber, und man war froh, aus diesen Räumen wieder zu entkommen; denn Frau Hofräthin Wieland liebte die Katzen, welche, wenn keine Vorlesungen gehalten wurden, in den Räumen herrschten und sie mit einem Geruch anfüllten, der um so unerträglicher hervordrang, je länger man dablieb. Wieland soll einzelne junge Leute, die sich ihm und seiner Frau näherten, gefördert haben, denn die mannigfaltigsten Kenntnisse wohnten ihm bei; ich war jedoch nie versucht, mich ihm zu nähern.

Von bei Weitem mehr genugthuendem Inhalt waren die kirchengeschichtlichen Vorträge Tzschirner's. Ueberhaupt ist Kirchengeschichte compendiarisch und in bändereichen Büchern besser bearbeitet in Deutschland, als die allgemeine. Der Gegenstand hat beschränktere Grenzen, ein entschieden dogmatisches Lehrinteresse, einen präcisen, durch große Ereignisse markirten Gang; der Zusammenhang mit der Literatur macht das Ganze faßbarer für den Geist. Tzschirner, welcher die Kirchengeschichte von Schröck vollendet hat, diesem aber bei Weitem nicht beikommt, war zu wortreich; aber er hatte ein Gefühl von seinem Gegenstande und, wir zürnten ihm wohl, wenn er, von dem Gegensatz der griechischen und lateinischen Kirche sprechend, wobei er viel Gutes und Einleuchtendes sagte, von seiner Absicht darüber zu schreiben erzählte, die er doch nie ausgeführt habe. Wenn ich dann nach Hause ging, fühlte ich wohl die Anregung, den großen Erscheinungen, den mächtigen Führern der Literatur in den mittleren und neueren Jahrhunderten nachzuforschen. Man ahnte, welches große Feld der Erkenntniß sich da eröffnet.

Meine Studien waren in den ersten Jahren der Theologie gewidmet; doch waren es mehr die Außenwerke, in denen ich mich bewegte und die mich anzogen: die literarische Einleitung in die Bücher des Alten und Neuen Testamentes, die Erklärung einiger neutestamentlichen Bücher. Tiefer in das Innere, bis zur Dogmatik selbst, bin ich nicht aufgestiegen. Mich schreckten die ungeheuren Hefte meiner Commilitonen, zwei dicke Bände, die sie nachgeschrieben hatten. Aber überhaupt fand ich mich mit dem Geiste der dortigen Theologie in offenem

Widerspruch. Ueberall herrschte ein gemäßigter Rationalismus, mit dem man sich vertragen konnte, wenn er praktisch auftrat, nicht aber, wenn es auf theoretische Ueberzeugung ankam. Es ist das vornehmste Mißverständniß in der Welt, entgegengesetzte Principien vereinen zu wollen: das unbedingt Gültige, das sich als Gotteswort ankündigt und anerkannt worden ist, und das momentane Raisonnement. Durch alle meine Gefühle war ich dem ersten zugewandt; ich weiß selbst nicht, wie es gekommen ist; denn um mich her hatte von jeher Alles zum Rationalismus geneigt; aber mir erschien er unbefriedigend, seicht und schaal. Ich glaubte unbedingt. Doch wäre es mir schwer gewesen zu sagen, wie weit das eigentlich reiche; denn das Supranaturalistische, wie man es bezeichnet, ist doch auch nur eine Richtung des Geistes, die von allem System frei und ihrer Sache dennoch sicher sein kann. Ich beschäftigte mich viel mit den Paulinischen Briefen und schrieb wohl selbst Einiges nieder, um mir z. B. den Zusammenhang des Briefes an die Galater klar zu machen. Großes Vergnügen machte mir ein Versuch, die Psalmen aus dem Hebräischen zu übersetzen, rhythmisch, aber so eng an den Text anschließend wie möglich. Ich bemühte mich, den Gedankengang aufzufassen, den eigensten Gehalt jedes dieser merkwürdigen Ueberreste eines hohen Alterthums zu ergreifen. Das Eine oder das Andere meinte ich auf einzelne Momente der Geschichte der Könige beziehen zu können. Erst wenn ich mich selbst versucht hatte mit einigen älteren Hülfsmitteln, las ich De Wette. Ich habe mich seitdem immer mit dem Gedanken getragen, in den Psalmen nicht allein religiöse Gefühle persönlicher Art, noch auch objective Religion überhaupt zu sehen. Als Gesänge David's hatte man schon aufgehört sie zu betrachten, und so weit reichte meine Orthodoxie nicht, daß ich auf die alte, durch einleuchtende Gründe widerlegte Ansicht zurückgekommen wäre; aber in der That: meistentheils ist es doch ein König, welcher redet; man sieht ihn kämpfen mit widerstrebenden Elementen; er fühlt sich fast dem Verderben nahe; ihn rettet nur, daß er sein Auge auf den ewigen Polarstern gerichtet hat, der ihm seinen Weg zeigt. Um es voraus zu sagen: als ich später Friedrich Wilhelm IV. näher kennen lernte, ist mir die verwandte Stimmung, die er in einzelnen hervorgestoßenen Worten kund gab, aufgefallen, wie weit er auch sonst von der Haltung jener Heroen des Glaubens und des Thuns noch entfernt blieb. Aber indem der König redet in seiner eigenen Person, seiner besonderen Lage, die sich durchfühlt, wenn man aufmerksam ist, spricht er sich doch zugleich aus wie ein gewöhnlicher Mann; er ist faßlich und ergreifbar für Alle; er repräsentirt den Menschen, wie er auch in untergeordneten Stellungen ist. Mich zog nun die Beschäftigung mit diesen herrlichen Denkmalen des grauen, gottinnigen und gottgläubigen Alterthums von den theologischen Fragen, die das Katheder beschäftigten, ab, ohne daß ich diese jedoch etwa verachtet hätte; ich fühlte mich nur von ihrer gäng und geben dreisten Lösung unbefriedigt. Unter den Predigern, unter denen es einige Männer von geübter Kanzelberedsamkeit gab, machte mir doch nur Einer Eindruck, der die Regeln wenig befolgte, des Namens Finke, welcher in der reformirten Kirche auf eine nicht so solenne Art, wie sie sonst in Leipzig üblich war, den Gottesdienst hielt." — ....

(An diesem Punkte bricht das ausgeführte autobiographische Dictat von 1863 zufällig ab; ein gleichzeitiges Notizblatt lehrt, wie Ranke das Bild seiner Leipziger Studien, von denen die Theologie doch nur eine und nicht einmal die wichtigste Seite vorstellt, zu vervollständigen gedachte. Es sei gestattet, die mit den dort gegebenen Winken zusammentreffenden Geständnisse späterer Jahre (1869, 1875, 1885) zum Schlusse kunstlos zu vereinigen.)

„Unter den Professoren überhaupt waren die wirksamsten die Philologen: auf der einen Seite Christian Daniel Beck, ein Mann von ausgebreitetster Wissenschaft, namentlich in Historie und Literatur; auf der anderen Gottfried Hermann, der erste Grammatiker, Metriker und grammatische Kritiker seiner Zeit. Selbst die Vorlesungen des Letzteren konnten mich jedoch nicht vollkommen befriedigen, da er auf die Metrik einen Werth legte, den ich niemals recht begriffen habe. Unvergeßlich aber sind mir seine Vorlesungen über Pindar, den ich nun erst verstehen lernte, über Hesiod und die griechische Mythologie, wobei er als großer Etymolog erschien, und beinah am meisten die über griechische Grammatik, welche ein volles Verständniß der Gesammtheit der Sprache athmete, eine logische Begründung der grammatischen Regeln enthielt, die den Geist befriedigt. Ich selbst versuchte mich hauptsächlich an Theokrit, den ich nur zur Hälfte als echt wollte gelten lassen; diese mir einleuchtenden Stücke übersetzte ich dann. Unter den Prosaikern wandte ich mich nun zu Thucydides, den ich mit aller Gründlichkeit durchlas; ich excerpirte seine politischen Lehren. Ein mächtiger, großer Geist, vor dem ich mich beugte, ohne ihm mit Uebersetzungsversuchen nahe zu kommen, so wenig wie Pindar; der Eindruck des Originals, das möglichste Verständniß desselben war Alles, was ich beabsichtigte.

Allein diese philologischen Studien waren doch weit davon entfernt, mich völlig zu beschäftigen; auch philosophische hatten mich inzwischen angezogen. Die Vorlesungen Krug's waren mir durch dialektische Bestimmtheit nützlich; aber mich dürstete, von dem Kantianer zu Kant selbst und dessen berühmteren Nachfolgern überzugehen. Ich schaffte mir Kant's Kritik der reinen Vernunft an und studierte viel bei meiner Lampe. Den größten Eindruck machte mir Fichte, freilich am meisten dessen populäre Schriften, die mit Religion und Politik in Verbindung stehen; den Reden an die deutsche Nation widmete ich eine unbegrenzte Bewunderung. Noch immer aber stand ich der Historie ziemlich fremd gegenüber. Den größten Einfluß auf meine Studien in dieser Richtung hat dann Niebuhr's römische Geschichte geübt, die mir zunächst für meine Beschäftigung mit dem Alterthum selber gewaltige Anregung gewährte. Es war das erste deutsche historische Buch, welches Eindruck auf mich hervorbrachte; wie vieles kam da vor, wovon mir noch keine Ahnung aufgestiegen war! Die Nachahmungen und Wiederholungen aus Livius und Dionysius und die Darstellungen Niebuhr's selbst, die an manchen Stellen einen echt classischen Geist athmen, flößten mir die Ueberzeugung ein, daß es auch in neuerer Zeit Historiker geben könne.

Ueber Allem schwebte jedoch in jener Epoche der Name Goethe, der auch selbst eine moderne Classicität in das Leben und die Studien eingeführt und zur Bildung des nationalen Sinnes in dieser Beziehung unendlich viel beigetragen

hat; er stand damals im Zenith seines Ruhmes. Ich war unter meinen Commilitonen sein größter Bewunderer; aber ihm nachzuahmen hätte ich schon damals nicht den Muth, noch auch den rechten Impuls gehabt: er war mir wirklich zu modern. Schon damals suchte ich nach älterer, noch mehr in der Tiefe der Nation liegender sprachlicher Form. Ich ergriff Luther, zuerst nur, um von ihm Deutsch zu lernen und das Fundament der neudeutschen Schriftsprache mir zu eigen zu machen; aber zugleich wurde ich denn doch von dem großen Stoff und seiner historischen Erscheinung selbst ergriffen. Im Jahre 1817, wo das Gedächtniß des Reformators allgemein erneuert ward, habe ich gegenüber den schwachen populären Darstellungen, die zum Vorschein kamen, wirklich den Versuch gemacht, Luther's Geschichte in seiner Sprache zusammenfassend darzustellen. Die Eindrücke der Zeit bewirkten indeß auch eine Annäherung an die großen Hervorbringungen des Mittelalters. Gefördert durch einen Freund, Anton Richter, hatte mein Interesse eine Richtung auf die bildende Kunst genommen. Im Herbst 1817 führte mich eine Fußreise von Leipzig an den Rhein auch nach Heidelberg, wo die von den Gebrüdern Boisserée gesammelten altdeutschen Gemälde mir den tiefsten Eindruck hinterließen. So bewegte ich mich in unzusammenhängenden, aber in jedem Fache eifrigen Studien; ich hatte nur zu viel angefangen, zu viel unternommen; auch die Mittel fingen an, mir auszugehen. Ein Glück, daß mir da — im Herbst 1818 — eine gute und ehrenvolle Stelle am Gymnasium zu Frankfurt an der Oder angeboten wurde, die ich Ernst Poppo verdankte, einem trefflichen Philologen, welcher mit mir im philologisch-pädagogischen Seminar unter Beck gearbeitet hatte und sehr früh zum Direktor jener Anstalt erkoren ward. In dieser Hinsicht war zwischen Preußen und Sachsen kein Unterschied; aber in jeder anderen Beziehung ist es doch die größte Veränderung, die ich überhaupt erlebt habe, daß ich aus dem gesellschaftlichen Leben in Leipzig in eine ansehnliche preußische Stadt überging.

Schon meine ersten Universitätsjahre wurden freilich von lebendigster Theilnahme an dem Fortgang der Weltbegebenheiten und ihrer Entscheidung bei Belle-Alliance erfüllt, die denn jedem Einzelnen mehr galten, als seine persönlichen Erlebnisse. Man begreift wohl, daß bei allem Fleiß, bei aller Hingebung an die Studien des Alterthums doch auch die großen Ereignisse, die sich vollzogen, den Geist ergriffen und dazu beitrugen, ich will nicht gerade sagen: ihn durchzubilden, noch weniger zu retardiren, aber ihm eine Richtung auf das öffentliche Leben zu geben. Von besonderer Bedeutung war es nun für uns, daß die thüringisch-sächsischen Lande durch den Frieden an Preußen fielen. Wenn man das an der Universität Leipzig auf das Bitterste empfand, so war mein Vater doch dafür. Er hatte alle die Unannehmlichkeiten, die mit der sächsischen Justizverwaltung, der er angehörte, verbunden waren, persönlich empfunden und zog das Landrecht den sächsischen Gesetzen, die preußische Proceßordnung, in die er sich nur mit Mühe fand, der sächsischen Justizverfassung vor. Es war ihm sehr erwünscht, daß ich meine erste, frühe Anstellung in Preußen fand. Für mich selbst hörte jede weitere Rücksicht auf abweichende Verhältnisse auf." —

Digitized by Google

Zu Uhland's hundertjährigem Geburtstage.

Von

Herman Grimm.

Am 26. April 1787 ist Uhland geboren worden, in Tübingen, wo sein Denkmal steht.

Die Erinnerung an Uhland wird von seinen Gedichten getragen, die wie Glocken durch Deutschland tönen, denen die Jahre nichts von der Fülle ihres Klanges genommen haben.

Schon den Kindern werden sie bei uns mitgegeben. Uhland zuerst erzählt dem Sextaner von Kaiser Rothbart lobesam und vom gejagten weißen Hirsche, den die drei Jäger unter dem Tannenbaum im Traume sehen. Das Rauschen des deutschen Waldes, der seine eigene Sprache redet, scheint von Uhland aufgefangen zu sein, das geheimnißvolle Getöse des Bergwassers, das, wer weiß woher kommend, wer weiß wohin eilend, in der unendlichen Einsamkeit der Bäume uns begegnet. Uhland sagt dem Kinde zuerst, was ein guter Kamerad sei, im Leben und Sterben; läßt es bei jedem Apfelbaume an den Wirth wundermild denken, der, als es ans Bezahlen gehen soll, den Wipfel schüttelt, und stellt ihm Jung Siegfried, den „stolzen Knaben" als Ideal auf, der den Ambos mit einem Schlage spaltet, Riesen und Drachen bekämpft und Jungfrauen befreit. Niemand weiß die Sehnsucht, die der Blick von der Höhe über deutsches Land und die silbernen Linien unserer Flüsse, empor zum Horizonte, uns einflößt, so herzdurchdringend auszusprechen als Uhland's Hirtenknabe, der auf alle Schlösser herabsieht und dem die leisen Glocken im Thale einst doch auch einmal läuten werden. Man wiederholt sich die Verse aus weiter Erinnerung und wird ihrer wieder inne wie verborgener Schätze, die man unsichtbar in sich trägt. Einmal im Leben sind Jedem von uns diese Bilder in die Seele gedrungen.

Wir sind uns kaum bewußt, wie umfassend die Grundlage der historischen Anschauungen ist, die wir Uhland verdanken. Wenn die Normandie und die Provence, wo sie genannt werden, ein unbestimmtes romantisches Echo in uns erwecken, so sind es Graf Richard von der Normandie („erschrak in seinem Leben nie") und der Castellan von Coucy, die es hervorrufen. Wir würden weniger von Karl dem Großen wissen, hätten wir in den Schulzeiten König Karl nicht mit den Genossen übers Meer fahren sehen und Bertha und den kleinen Roland vor Augen, „Frau Bertha weint in der Felsenkluft", und stände nicht auch der Tisch vor uns, an dem der Kaiser „Wildpret und Fisch" vor sich hatte.

Und dann des Sängers Fluch und der blinde König am Gestade des Meeres. Alles das ist wie zu einem Theile deutscher Geschichte geworden, die ohne diese Zuthaten verarmen würde. Nicht die Thatsachen brauchen wir, die diese neueste Mythendichtung gewährt, sondern die Atmosphäre, die aus ihr heraus dem verbürgt Historischen zu gute kommt.

Wer von unseren Dichtern gewährt so völlig ohne Zusatz das reine Ereigniß? Kein inhaltsloser Vers, keine Spur von Anspielungen, die uns in späteren Jahren erst den vollen Sinn des Gedichtes aufschließen. Was Uhland's Verse sagen, ist Jedem voll verständlich vom ersten Augenblicke an. Sie prägen sich uns ein wie Geschehenes, von dem kaum zu denken wäre, daß es ungeschehen sei; an jeden Berg, an jeden Baum, den er nennt, glauben wir wie an den Grabhügel Hector's und an den Feigenbaum vor dem skäischen Thore, von dem mich nicht wundern würde, wenn Schliemann seine Wurzeln wieder auffände. Thatsachen gibt Uhland, die sich selbst zu erzählen scheinen.

Das Gedächtniß der Menschen wird erfüllt heute mit Nachrichten über das Leben der Dichter. Unsere Fähigkeit, ihre besten Werke als Geschenke der Vorsehung für sich zu genießen, erlahmt bei diesem Nachspüren nach persönlichen Schicksalen. Kunstwerke höchsten Ranges bleiben doch immer wie goldene Aepfel, die vom Himmel herabfallen, und selbst wenn der Eine oder Andere die Hände gesehen zu haben glaubte, die sie herunterwarfen, so würden schließlich doch nur diese Hände sichtbar gewesen sein. Bei Niemand aber bedarf es dieses Nachforschens nach dem Persönlichen so wenig als bei Uhland. Was er uns gab, gehörte ihm allein, und Keiner wird ihm die Wege nachgehen, die zum Ursprunge seiner Verse führten. Das Deutschland und das deutsche Volk, dessen Märchenschicksale er uns erzählt, hat er geschaffen. Zu Anfang unseres Jahrhunderts, als die Herrschaft der Franzosen uns niederdrückte, stiegen Uhland's Balladen und Romanzen in seiner Seele empor. Trauer und Hoffnung arbeiteten mit, sie zu vollenden.

Wir heute empfinden nichts mehr von der schöpferischen Kraft, mit der die Anschauung alter deutscher Herrlichkeit die Gemüther damals erfüllte. Ich will Uhland selbst sagen lassen, wie das gemeint sei. Im November 1839 dankte er brieflich Wilhelm Grimm für die Gedichte Wernher's vom Niederrhein, die dieser ihm geschickt hatte.

„Wenn ich erwäge," heißt es in Uhland's Briefe, „wie das Studium der deutschen Vorzeit, soweit ich zurückdenken kann, so völlig ein anderes geworden, was seitdem für Erschließung und Vereinigung der Quellen, für Ergründung der Sprache und für richtige Auffassung der Alterthümer jeder Art geschehen und fortwährend im Werke ist, so sollte mir ein künftiges Geschlecht, dem die Früchte aller dieser Arbeit schon ausgebreitet vorliegen, als ein sehr begünstigtes erscheinen. Allein es werden dann auch manche Anschauungen verloren sein, die unserer Zeit noch zu Gebote standen; die alten Bauwerke, wenn sie auch nicht in sich vermürben, weichen doch täglich mehr den Ansprüchen der Gegenwart, und so ist es auch mit den Mundarten und Trachten, Sagen und Liedern, Sitten und Gebräuchen. Außerdem aber hat gerade jenes selbständige Arbeiten mit geringeren Mitteln, jenes allmälige Entdecken eines kaum geahnten Reichthumes, seinen

eigenthümlichen Reiz, und ich zweifle nicht, daß Ihnen die frische Luft des ersten brüderlichen Zusammenforschens nicht bloß eine schöne Erinnerung, sondern daß sie der lebendige Keim ist, aus dem Ihnen beiden für die nachfolgenden mühevollen und umfassenden Leistungen Kraft und Ausdauer zuging und nachhaltig zuwächst."

Wie sehr gehören wir heute zu den nachfolgenden Generationen, denen der Begriff des Arbeitens mit geringen Mitteln abhanden kam und denen aller Reichthum des sich immer mehr häufenden Materials die lebendigen Keime nicht zu schaffen vermag, die in jener Armuth verborgen lagen. Für uns haben die Bemühungen jener Zeit, die wir die der Romantik nennen, sogar etwas Künstliches. Die Einsamkeit, in der die Einzelnen ihre Wege gingen, der Druck des Daseins, der auf Allen lastete, erscheinen uns beinahe wie eine Krankheit. Im vollsten Sonnenscheine löst sich ein gewisses gedämpftes Element, ein stets Vorbereitetsein auf Unheil nie ganz auf. Aber auch aus Goethe's frühsten Gedichten tönt diese leise Klage. Aus dem König von Thule strömt sie uns entgegen, als sei es unmöglich, daß sie je verstummen könne. Wer hätte dieses Meer nicht einmal rauschen hören, in das der Becher hinabsinkt? Goethe's Götz von Berlichingen beruht auf dieser Stimmung von Anfang an: die Ahnung beherrscht uns, an dem Hause eines Mannes, der so treu nur dem gehorcht, was die Stimme des Herzens ihm gebietet, könne das Unheil nicht vorübergehen ohne einzutreten. Damals aber, als Goethe den Götz dichtete, waren die französischen Zeiten noch ferne: woher zu jener Zeit schon eine so trübe Weltanschauung? Sie ist dem deutschen Charakter eigenthümlich. Und wenn, wie Tacitus schreibt, die Deutschen seiner Zeit von Armin gesungen haben, so war es sicherlich die Klage um den verrätherischen Tod, den die Seinigen ihm bereiteten. Goethe entwand sich diesen Stimmungen dann. Er nahm die Heiterkeit des antiken Geistes und des Cinquecento in sich auf, die Jüngeren um ihn her aber vermochten ihm nicht zu folgen, und dies ist der letzte Grund, warum Brentano, Arnim und Kleist und warum auch Uhland ihm nicht recht zu Sinne war.

Wie freundlich aber muthen uns Uhland's Bilder des Vergänglichen an, wenn wir sie mit dem vergleichen, was seine Zeitgenossen in dieser Richtung hervorgebracht. Rückert, Chamisso oder Platen, um nur diese zu nennen, entbehren, was die Melodie der Sprache anlangt, nichts von dem, was Uhland auszeichnet: Keiner aber weiß seine Bilder so völlig abzurunden und auf sich zu stellen wie er. Mehr oder weniger deutlich erblicken wir die Dichter selbst neben ihren Gedichten und auf sie hindeutend gleichsam. Man hört heraus, von wem die Verse geschrieben seien. Rückert's Gedichte — wenn wir an diese herrlichen Sachen einmal Kritik anlegen wollen — beschwert, wenn auch oft kaum merklich, ein didaktischer tieferer Gehalt, der auf der einen Seite ihren Werth erhöhend freilich, auf der anderen denn doch dem schlichten Berichte der Dinge etwas ihnen ursprünglich Fremdes hinzufügt. Chamisso verleiht seinen Gedichten eine gewisse kunstvolle Zuspitzung, einen Anklang an jene aus Resignation und Indignation gemischte, persönlich gereizte Stimmung, die in Béranger's Sachen so scharf accentuirt hervortritt. Platen's historische Gedichte aber, die in Reinheit der Form und majestätischem Schritt der Sprache zu dem Schönsten

gehören, was die deutsche Dichtkunst hervorgebracht hat, weisen durch diese Vorzüge eben zu deutlich vielleicht auf ihren Urheber hin. Uhland würde das Grab am Busento nie gedichtet haben. Der erhabene Tonfall dieser Verse, die als ein Erzeugniß höchster literarischer Cultur dastehen, wäre seiner Natur nicht gemäß gewesen. Er meißelte nicht wie ein Bildhauer die Gestalten, die seine Phantasie betraten, sondern mit leichter aber auch sicherer Hand, wie Albrecht Dürer, zeichnete er sie nieder. An den Dichter lassen sie uns kaum denken, keine andere Moral führen sie mit sich als die sich von selbst ergebende, keine sprachliche Technik, kein Ueberbietenwollen oder -können anderer Dichter verrathen sie: schlicht tragen sie sich vor, als habe das Ereigniß selber sein eigenes dichterisches Gewand um sich gewoben. Uhland's Versen gegenüber begreift sich, wie der Glaube überhaupt entstehen konnte, Volkslieder seien auf fast organischem Wege entstanden, die die Thatsachen sich in Worte umsetzten, als seien Homer's Gesänge oder die Nibelungen Niederschriften gleichsam einer unwillkürlich dichtenden Volksseele, gleichzeitig aufsprossende Blüthen des Volksgeistes, die der Zufall nur in einen Kranz wand, Flimmern goldhaltigen vaterländischen Erdreichs, das zu immer größeren Massen sich zusammenfand. In dieser Art sind meines Wissens Volksgesänge nie entstanden, sondern die Vermuthungen der Gelehrten haben das als möglich hingestellt. Immer waren es, soweit unser Auge reicht, Einzelne, in deren Geiste die Begebenheit ganz neue Gestalt annahm; so rein aber konnten nur diese Künstler das erzählen, was man als den Abglanz wirklicher Ereignisse später ansah, daß an besondere Persönlichkeiten, die diese Arbeit verrichtet hätten, nicht mehr geglaubt wurde. Was denn war das Thatsächliche, aus dem Uhland's herrliche Gedichte hervorgingen? In seiner Brust geschehen diese Thaten. So wahrhaftig aber berichtet er sie, daß von ihm selber vielleicht einmal, wie von Homer, gar nicht mehr die Rede sein könnte. Und auch wo er von politischen Dingen spricht oder Allegorien bietet, springen die Gedanken klar und natürlich hervor, als verständen sie sich von selber.

Schicksale hat jeder Mensch; auch Uhland nahm wohl eine Last von Erlebnissen mit sich. Zum Verständnisse seiner Gedichte aber bedürfen wir ihrer kaum. Sie zeigen ihn als eine liebenswürdige, kräftige Natur, über die Schicksalsstürme aber nicht gekommen sind. In dem glücklichen Winkel Deutschlands zwischen Rhein, Neckar und Schwarzwald, wo er zur Welt kam, durfte er bleiben, und die Liebe und Verehrung von Freunden und Nachbarn, die sich wohl bewußt waren, was sie an ihm besaßen, hat seine Wege begleitet. Soll durchaus nach etwas Schicksalsvollem gesucht werden, so lag es darin, daß er in seinen besten Jahren die Tage mit durchmachen mußte, wo nach den Freiheitskriegen von den Versprechungen und Erwartungen der ungeheueren sieggekrönten Kämpfe keine sich erfüllte, und daß, als in den Tagen seines Alters noch einmal die kurze Hoffnung eines deutschen Kaiserreiches sich aufthat, Uhland nun, umfangen von verträumten politischen Möglichkeiten, die jetzt aber keine mehr sein konnten, zu denen gehörte, die ein einiges Deutschland ohne Oesterreich nicht wollten. In der Paulskirche erhob er sein Wort: die Wellen des adriatischen Meeres höre er rauschen, die um den Verlust Deutschlands klagten. Alles Spätere hat er nicht erlebt. Aufsehen machte, daß er nach dem Verluste all' dessen, was 1848

Digitized by Google

endlich zu bringen schien, den preußischen Orden pour le mérite, der ihm durch Humboldt angeboten wurde, zurückwies. Norddeutschland hat ihm stets ferner gelegen. In Anerkennung seines Ruhmes aber haben Nord- und Süddeutschland einander nie etwas nachgegeben.

Uhland war Jurist und begann als Advocat und Staatsdiener. Früh widmete er sich dem politischen Leben in seinem Vaterlande. 1830 wurde er Professor in Tübingen, 1833 legte er seine Stelle nieder. Unter welchen öffentlichen Umständen sich das vollzog und wie er darüber dachte, ist in seinen Versen zu lesen. Uns heute klingen seine politischen Gedichte nicht so stark ins Ohr, als die eigne Zeit sie vernahm, aber wir begreifen doch, warum sie ihn schließlich ins Privatleben drängten. In die Ausgabe seiner Gedichte, die vor mir liegt, hat Jacob Grimm Uhland's Geburts- und Todestag eingeschrieben und auch den Ausschnitt aus einer Zeitung eingeklebt, auf dem aus einem Briefe die Beschreibung seines Hauses in Tübingen gegeben wird: „An der Straße nach Reutlingen, nahe am Neckar, steht sein Haus, mit freier Aussicht auf die fernen Waldberge. Da wohnt unser größter Dichter". Und der Schluß, nachdem der Eintritt in das Arbeitszimmer geschildert worden ist: „An der Wand hing sein Bild in mehr jugendlicher Auffassung, wovon uns ein Abdruck in Menzel's Moosrosen geblieben ist. Diese Auffassung ist mir für mein Gefühl die liebste; denn sie zeigt uns Uhland als Dichter, wogegen die späteren Bilder mehr den ernsten Sagenforscher zeigen. Als solcher wurde er auch bald dadurch kund, daß in seinem sauberen und geschmackvollen Arbeitszimmer Grimm's Deutsche Grammatik und Rechtsalterthümer aufgeschlagen lagen. Uhland ist in der Unterhaltung still und in sich versenkt; sein edles Gesicht zeigt eine tiefe abgeschlossene Ruhe. So führte denn seine Frau, eine schlanke, edle Gestalt, die Unterhaltung. Uhland schien gern ihren Worten zu lauschen und lächelte zu mancher Bemerkung hin. Es ward erst lebhafter, als wir auf die deutschen Volkslieder kamen."

Uhland's Frau, die nach seinem Tode die Geschichte seines Lebens geschrieben hat, ist die gewesen, an die seine Liebeslieder gerichtet waren. Zarte, sanfte Verse, die die volle Empfindung des Augenblickes aussprechen, in dem sie entstanden, und nichts darüber. Diese Frau paßt völlig zu dem Lande, das sie und ihn umgab, und das er in allen Jahres- und Tageszeiten besingt: man kann sich kein schöneres Symbol für den deutschen Begriff der Heimath bilden als diesen Anblick. Wir verstehen, warum Uhland selbst in dem kleinen Tübingen lieber draußen vor dem Thore wohnen wollte. An einen Besuch Jacob Grimm's dort erinnert ein anderer Brief (vom Jahre 1847). „Daß Sie, verehrter Freund," schreibt Uhland ihm, „wenigstens Tag und Nacht unter meinem Dache weilten, wo Sie doch längst einheimisch sind, ist mir ein dauernder Gewinn. Wär' ich nur im Stande gewesen, Sie länger aufzuhalten, unsere Umgegend hätte doch einiges Anziehende bieten mögen. — Seien Sie von mir und meiner Frau herzlich gegrüßt." Derselbe Brief zeigt, worüber er mit Jacob Grimm damals verhandelte. Die Tiedgestiftung hatte einen Preis zu vergeben und Uhland das Preisrichteramt abgelehnt. Nun wandte man sich an Jacob Grimm, der Mörike's Idyll vom Bodensee vorschlug und, ehe er dem Comité dies mittheilte, Uhland's Urtheil einholte. Uhland erwiderte, er könne nichts Besseres

thun, als ihm wiederholen, was er Mörike selbst geschrieben habe: „Es hat mir lange nichts so ungetrübten poetischen Genuß gewährt. Ein so trefflich gelungenes Werk muß zu Weiterem Lust und Muth geben. Dichten Sie rüstig fort, so lang Ihnen diese glückliche Stimmung wach ist. Sie haben sich in unserer unmüßigen Zeit den Frieden der Poesie gewahrt, ohne ihn doch in idealer Ferne suchen zu müssen; er lag Ihnen näher in der Wirklichkeit des Volkslebens und Volksgemüths." Und an Jacob Grimm sich dann wieder wendend, fügt Uhland (nicht ohne einen Anflug von Ironie) hinzu: „Dieses lebendige Gefühl für die feinere Seele im Volk berührt sich wohl auch mit den „höheren geistigen Interessen der Menschheit", wovon das Statut (§ 18) spricht." Ich weiß nicht, welcher Entschluß später gefaßt worden ist. Von Anastasius Grün war Kinkel's Otto der Schütz, und von Zschocke in Aarau, Keller's Gedichte oder Ettmüller's Karl der Große und das fränkische Jungfrauenheer vorgeschlagen worden. Uhland nahm sich seines Landsmannes an, der unter den schwäbischen Dichtern ihm am nächsten kam. Ueberhaupt zeigt er sich als Beurtheiler fremder Gedichte von Anerkennung beseelt. Das Letzte, was zu seinem Andenken herausgekommen ist, sind Holland's Mittheilungen über bestimmte Vorlesungen, welche Uhland 1830 bis 1833 hielt. Da konnte Alles eingereicht werden, was sprachliche Form hatte, und so liefen dann Gedichte seiner Zuhörer ein, die einer liebenswürdig ermunternden Kritik unterworfen wurden. Gegen das, was ihm zuwider war, wußte er sich mit Ironie zu wahren. Hart wird er nie. Das Vertrauen auf das endliche Durchdringen des Wahren und Gerechten, das der Lebensathem seiner besten Zeitgenossen in den elenden öffentlichen Verhältnissen war, deren Ablauf es still zu erwarten galt, machte sich auch in seinem literarischen Urtheil geltend.

Im Jahre 1853 kam Uhland nach Berlin, und in einem Briefe vom April des folgenden gedenkt er dieses Besuches. Er könne seinen Pflegesohn, Wilhelm Steudel, nicht ohne einen Gruß an Jacob Grimm, seinen theueren Bruder und dessen gastfreundliche Familie nach Berlin reisen lassen. „Wer," so endet dieser Brief, „seine Arbeiten sehr vereinsamt betreiben muß, dem ist die Anregung durch persönliches Begegnen, sei es auch nur von kurzer Dauer, überaus wohlthuend; ich habe das, als ich im vorigen Sommer von Ihnen und Ihrem Bruder so freundlich aufgenommen war, lebhaft empfunden."

Ich erinnere mich Uhland's aus dieser Zeit sehr wohl. Er ergriff nur selten das Wort. Seine Frau, deren Sprache den wohlthuenden schwäbischen Klang hatte, führte, wie in seinem Namen, die Unterhaltung.

Uhland starb den 13. November 1862. Seine Gedichte erschienen gesammelt zum ersten Male 1815. 1836 hatten sie nur fünf Auflagen erlebt, 1875 dagegen kam die sechzigste heraus. Seitdem hat ihre Verbreitung im größten Maße zugenommen. Es ist nicht denkbar, daß sie jemals veralteten.

Berlin, Februar 1887.

Das britische Weltreich.

Seine politisch-militärische Stellung.

Von

F. Heinr. Geffcken.

Im Septemberheft v. J. ist versucht, im Anschluß an die Londoner Colonialausstellung, einen Umriß des britischen Weltreichs und seiner Bedeutung im Allgemeinen wie der Beziehungen der Glieder zum Mutterlande zu geben, wobei betont wurde, daß dieses Reich, dessen Gleichen die Weltgeschichte nicht gesehen, in den beiden letzten Menschenaltern nicht nur räumlich fortwährend weitergewachsen ist, sondern namentlich in seiner inneren Entwicklung einen gewaltigen Aufschwung genommen hat, der eine noch weit größere Zukunft verheißt. Dennoch hat das glänzende Bild auch seine Kehrseite, die in der Frage liegt, welches sind die Machtmittel Englands, um seine weltumspannenden Gebiete und überall verstreuten Stellungen gegen einen etwaigen Angriff zu vertheidigen? Wie früher gezeigt, ist der großartige überseeische britische Besitz keineswegs bloß das Ergebniß friedlicher Colonisation, sondern seit der Mitte des 17. Jahrhunderts vornämlich durch eine selten unterbrochene Reihe von Kriegen und Eroberungen begründet. Für alle Kämpfe, welche England seit Cromwell mit Spanien, Holland und namentlich mit Frankreich führte, lag der Schwerpunkt in der Colonialpolitik; die Herrschaft über See war maßgebend für seine Theilnahme an festländischen Kriegen, für seine Bündnisse, für seine Stellung zu völkerrechtlichen Fragen. Die fortschreitende Erweiterung des Colonialgebietes und damit des Handels lieferte die Mittel zu diesen Kriegen und zu immer neuer Ausdehnung des Reiches, mit der der Nationalreichthum rasch wuchs; allerdings war auch die öffentliche Schuld, die man 1680 bei einem Betrage von $1\frac{1}{2}$ Mill. £ für eine bedenkliche Last hielt, 1816 auf nahezu 800 Mill. gestiegen, aber der britische Staatscredit war dabei unerschüttert geblieben, und jene Riesensumme konnte, obwohl sie fast ausschließlich für kriegerische Zwecke verausgabt war, wohl als productive Anlage gelten, da ihr Gegenwerth das gewonnene Reich war, aus welchem übersteigende Quellen des Wohlstandes flossen. Am Schluß der letzten Periode dieses großen Kampfes (1792—1815) stand Eng-

land als die fast allein herrschende See- und Colonialmacht da, während Frankreich nur kümmerliche Ueberbleibsel seines einstigen überseeischen Reiches behielt, Holland auf Java und Guyana beschränkt war und Spanien seine Herrschaft in Süd- und Mittelamerika durch die Losreißung seiner dortigen Colonien verlor.

Diese Verhältnisse haben sich seitdem entscheidend verändert. Eine Colonialmacht freilich ist England mehr denn jemals: nicht nur haben sich die ihm damals gehörenden Gebiete innerlich mächtig entwickelt, das Reich hat sich auch durch eine Reihe fortwährender friedlicher Colonisationen wie gewaltsamer Einverleibungen stetig ausgedehnt. Es wurden 1829 Western-Australia, 1834 Victoria, 1836 South-Australia, 1859 Queensland, 1837 die Falklands-Inseln, 1876 die Fiji-Inseln, 1880 Rotumah zu britischen Colonien erklärt; am Cap wurden 1866 Kaffraria, 1868 Basutoland, 1876 Griqualand, 1879 Walfischbai einverleibt; 1881 trat Portugal die Delagoabai ab; außerdem wurden in Afrika erworben: 1861 Lagos, 1872 der holländische Antheil der Goldküste, 1874 Labesch in Arabien, 1884 Berbera am Rothen Meere, 1886 das Protectorat über den Niger erklärt. In Asien traten außer der Vergrößerung des indischen Reiches hinzu: von 1819 ab die Straits-Settlements, 1839 Aden, 1843 Hong-Kong, 1846 Labuan, 1855 Perim, 1875 Mohammereh an der Mündung des Euphrat, 1877 Quetta, 1878 Cypern, 1883 Nord-Borneo; auch die Entwicklung der Dominion of Canada bis zum Stillen Meere und ihre Abgrenzung gegen die Vereinigten Staaten gehört erst der neuesten Zeit an. Aber wenn während derselben der überseeische Besitz Englands so sehr gewachsen ist, so ist es doch nicht mehr alleinige Colonialmacht in dem Sinne, wie dies 1815 der Fall war; in Amerika sind ihm die Vereinigten Staaten mit ihrem gewaltigen Wachsthum als ebenbürtige Weltmacht zur Seite getreten; Frankreich hat in Algier ein Reich begründet, das sich bereits auf Tunis ausdehnt und begehrt, in Aegypten mitzusprechen; es hat Cochin-China erobert, sein Protectorat Anam und Madagascar aufgezwungen, in Neu-Caledonien, Tahiti und den Marquesas-Inseln Fuß gefaßt; die holländischen Colonien im Malayischen Archipel haben sich sehr ausgedehnt; endlich ist Deutschland in die Reihe der Colonialmächte getreten und hat England sofort gezeigt, daß die Zeit zu Ende sei, wo letzteres glaubte, auf jeden unbesetzten Punkt über See ein Anrecht zu haben. Noch weniger hat die britische Seemacht ihre frühere Stellung behaupten können: ist sie absolut genommen immer noch stärker als die jedes anderen Landes, so kommt ihr die Frankreichs nahezu gleich, und sie wäre keiner Coalition derselben mit einer oder mehreren der Flotten zweiten Ranges gewachsen. Vollends aber ist die militärische Kraft Englands zu Lande in einer Weise ins Hintertreffen gekommen, die es in dieser Beziehung nur noch als Macht zweiten Ranges zählen läßt; es hat zwar eine Reihe kleiner Kriege erfolgreich durchgeführt, aber nur gegen Völker, welche der europäischen Kriegskunst unkundig waren. Während früher in Europa kein großer Krieg stattgefunden, an dem sich Großbritannien nicht sogleich oder schließlich betheiligte, hat es seit 1815 nur einmal im Krimkrieg an der Seite Frankreichs in europäischen Verwicklungen militärisch eingegriffen und nicht mit besonderem Erfolge; den großen Veränderungen der

Digitized by Google

Karte des Festlandes durch die Kriege von 1859, 1863, 1866, 1870/71 hat es unthätig zugesehen, 1878, als die russischen Erfolge seine Stellung im Orient bedrohten, sich mit einem zweifelhaften Compromiß zufrieden geben müssen, 1883 seine ägyptische Unternehmung nicht sehr glänzend durchgeführt und ist 1885 in Afghanistan vor Rußland zurückgewichen. Wenn daher ein französischer Schriftsteller früher England „einen Polypen mit Zwergenleib und riesigen Fangarmen, welche den Erdball einschnüren," genannt hat, so ist die Spannkraft dieser Arme entschieden nicht mehr dieselbe wie vormals, während englische Interessen in der ganzen Welt in Frage stehen und kein großer festländischer oder überseeischer Streit England unberührt läßt. Lord Beaconsfield freilich hat die entgegengesetzte Ansicht vertreten; in einer Rede auf dem Lord-Mayors-Bankett vom 9. November 1876 sagte er: „Es gibt kein Land, dem so an der Erhaltung des Friedens liegt, wie England; der Friede ist eine speciell englische Politik. Es ist keine angreifende Macht; denn es gibt nichts, das es begehrt; es beansprucht keine Städte, keine Provinzen[1]). Aber obwohl die Politik Englands der Friede ist, so ist doch kein Land so gut für den Krieg vorbereitet wie das unsrige. Wenn es für eine gerechte Sache den Kampf aufnimmt — und ich will nicht glauben, daß es für eine andere als eine gerechte Sache Krieg führen wird — wenn der Kampf ein solcher ist, der seine Freiheit, seine Unabhängigkeit, seine Herrschaft betrifft, so sind seine Hülfsquellen, wie ich glaube, unerschöpflich. Es ist nicht ein Land, das, wenn es einen Feldzug beginnt, sich fragen muß, ob es einen zweiten oder dritten aushalten kann, sondern es wird dann sich nicht eher zufrieden geben, als bis das Recht gesiegt (till right be done)." Die Haltung Beaconsfield's während des folgenden russisch-türkischen Krieges hat diese stolzen Worte kaum gerechtfertigt, und noch weniger war Gladstone im Hinblick auf seine Politik berechtigt, zu sagen, England sei so stark, daß es fast mit dem Himmel Krieg führen könne; denn wenn England überhaupt noch Krieg führen kann, so verdankt es dies sicherlich nicht Gladstone. Unstreitig sind die materiellen Hülfsquellen Englands unendlich viel größer als zu Anfang des Jahrhunderts: es würde ohne Schwierigkeit hunderte von Millionen für Kriegszwecke aufbringen können; es besitzt die größten Werften der Welt. Aber zwei Fragen kommen dagegen in Betracht. Zuerst: wird England in einem großen Kampfe Zeit haben, diese Hülfsquellen frühe genug zu entwickeln? Armeen und Flotten lassen sich nicht aus der Erde stampfen; die durch Eisenbahnen, Telegraphen, Hinterlader, Torpedos und Massenbewaffnung von Grund aus veränderte Kriegskunst hat es möglich gemacht, das Schicksal eines Staates in wenigen Wochen zu entscheiden. Welche Hülfsquellen Frankreich besitzt, hat seine rasche Wiederaufrichtung nach dem Frankfurter Frieden gezeigt; dennoch mußte es sich 1871 nach sechsmonatlichem Ringen als besiegt erklären, und was bedeutet das kleine englische Heer gegenüber denen der festländischen Großmächte? Die zweite Frage ist die, daß mit der Ausdehnung des englischen Weltreiches und Handels seine Verwundbarkeit eine unendlich viel größere geworden ist; die

[1]) Die vorhin erwähnten Einverleibungen und speciell die Besetzung Cyperns durch Beaconsfield selbst entsprechen dieser Behauptung nicht.

englische Flotte ist ganz außer Stande, die auf allen Meeren verstreute Handelsmarine zu schützen. Dieselbe besaß 1810, wo England unbestritten die Seeherrschaft hatte, einen Gehalt von 2426000 Tons; jetzt zählt die britische Flagge 28326000 Tons, und der gesammte Handelsumsatz ist von 60 auf 966 Mill. £ gestiegen. Von den überseeischen Gebieten mögen Canada und Australien im Stande sein, sich gegen einen feindlichen Angriff zu vertheidigen; eine selbständige Operationsarmee hat nur Indien, alle übrigen Colonien würden auf ihre kleinen Besatzungen angewiesen sein und die Kraft der englischen Flotte theils der feindlichen Hauptmacht entgegentreten, theils dem Schutze Großbritanniens selbst sich widmen müssen. Man braucht in dieser Beziehung nicht einmal an eine erfolgreiche Landung nach einer verlorenen Seeschlacht zu denken, aber man muß um so mehr in Betracht ziehen, daß die Bevölkerung Englands heute für ihren Lebensunterhalt sehr wesentlich auf fremde Zufuhren angewiesen ist. Während 1810 die Weizeneinfuhr sich auf etwa 3 Procent des Gesammtverbrauchs bezifferte, beträgt dieselbe jetzt über 55 Procent, und Englands gegenwärtige Einfuhr sämmtlicher Nahrungsmittel belief sich 1883 auf 194 Mill. £, nahezu die Hälfte der Gesammteinfuhr, wovon 102782000 £ auf vegetabilische und 51217000 £ auf thierische Nahrungsmittel kommen, zusammen etwa 54 Procent der geschätzten Kosten des Gesammtunterhalts. Es gibt kaum irgend welches Nahrungsmittel, das England nicht theilweise vom Auslande zu beziehen genöthigt ist. Das Gleiche gilt von den Rohstoffen, welche in verschiedenen Zweigen der Industrie verarbeitet werden; so betrug die Production von Baumwolle 1881—1885 durchschnittlich 1440 Mill. Pfd., von Jute 466 Mill. Pfd., wofür der Rohstoff ausschließlich eingeführt ist; für die Wollproduction mit 341 Mill. Pfd., Flachs und Hanf mit 380 Mill. Pfd., kam derselbe wenigstens zu einem großen Theile vom Ausland. Man erwäge danach, welches die Folgen sein müssen, wenn diese Zufuhren auch nur für kurze Zeit abgeschnitten würden.

Jedenfalls ist die Lage Englands eine solche, daß es im gegenwärtigen Augenblicke, wo Verwicklungen drohen, welche dasselbe an mehr als einem Punkte in Mitleidenschaft ziehen müßten, für zeitgemäß erachtet werden darf, die militärische und politische Machtstellung des britischen Reiches sich näher anzusehen und zu erwägen, über welche Mittel dasselbe zu seiner Vertheidigung verfügt [1]).

I.

Es kann kein Zweifel sein, daß Indien den Schwerpunkt des britischen Weltreichs bildet, folglich muß die ganze Energie der britischen Politik darauf gerichtet sein, einmal die von Rußland bedrohte Nord-Westgrenze Indiens zu

[1]) Empfehlenswerthe Anhaltspunkte hierfür gibt die Schrift: Otto Wachs, Königl. preußischer Major a. D., „Die Weltstellung Englands, militärisch-politisch beleuchtet, namentlich mit Bezug auf Rußland.“ Mit 7 Karten. Cassel, Th. Fischer. — die, wenn sie sich stellenweise in kühnen Combinationen ergeht, doch ein durch einsichtige Beobachtung begründetes Urtheil zeigt. Hübner, in seinem sonst so vorzüglichen Buche „Durch das britische Reich“, 2 Bde., 1886, übergeht diese Fragen fast ganz; einzelne Punkte derselben sind berührt in den Aufsätzen der Fortnightly Review, Januar, Februar, März d. J., The present position of European politics, die Sir Charles Dilke zugeschrieben werden.

sichern, andrerseits sich die Straße vom Mutterlande zur Gangeshalbinsel frei zu halten. Meisterhaft hatte nun England es in früherer Zeit verstanden, feste Pfeiler zu gewinnen, auf denen diese Straße ruht, und zwar in doppelter Richtung. Bis zum Durchstich der Landwege von Suez ging der einzige Weg nach Indien um das Cap, welches die Holländer seit 1652 besetzt hatten, während die Franzosen auf der Ostseite Afrika's die Inseln Isle de France und Réunion inne hatten, das Hauptquartier der Kreuzer, die dem englisch-ostindischen Handel so großen Schaden thaten. In den Kriegen des Kaiserreichs eroberte England beide Stellungen, nahm Holland das Capland ab und brachte Isle de France, diese „stella clavisque maris Indici", nunmehr Mauritius genannt, in seine Hand. Letzteres hat als Kohlenstation ersten Ranges, mit dem befestigten Hafen von Port Louis und seinen Docks, auch jetzt noch militärische Bedeutung, um so mehr als in neuester Zeit die Franzosen wieder in Madagascar Fuß gefaßt haben. Das Capland hat in Bezug auf Indien vorläufig allerdings sehr verloren, bildet auch einen schwachen Punkt für den Angriff, da auf demselben nur die Simons-Bay, nicht aber die Tafel-Bay befestigt ist, auch England durch seine früher dargelegte falsche Politik dort seine Stellung stark erschüttert hat und einer unfreundlich gesinnten holländischen Mehrheit der Bevölkerung gegenübersteht. Nichts desto weniger würde die Colonie in einem Kriege mit Frankreich militärisch sehr wichtig werden, da letzteres die Verbindung Englands mit Indien durch das Mittelmeer leicht zerstören, nicht leicht aber den alten Seeweg um das Cap abschneiden kann, auf dem England noch die Etappen von St. Helena und Ascension besitzt. Weit wichtiger allerdings ist in normalen Verhältnissen seit der Eröffnung des Suez-Canals die Straße durch das Mittelmeer, welche gegen die um das Cap eine Verkürzung von 1710 geographischen Meilen bietet. Gleich den Eingang desselben beherrscht Gibraltar mit seiner in den Fels gebrochenen Festung in drei übereinanderliegenden Galerien, welche der Besatzung von 6000 Mann gesicherte Unterkunft gewährt und als ziemlich uneinnehmbar gelten kann; die einzige Schattenseite vom Gesichtspunkt der Flotte ist der Mangel an Docks. Kaum minder stark ist die nächste Stellung, Malta, an dem wichtigsten Kreuzungspunkt des Mittelmeeres gelegen. 1800 entriß England die beiden Felseneilande Frankreich, in dessen Hand sie aus der des Ordens gekommen waren, versprach zwar im Frieden von Amiens ihre Räumung, aber zögerte dieselbe so lange hinaus, daß dies wesentlich der Grund des Wiederausbruchs des Krieges wurde.

Seitdem hat die Befestigungskunst Alles aufgeboten, um die von Natur so unzugänglichen Felsinseln uneinnehmbar zu machen. Die Süd- und Westküste bilden steile Wände, während an der Nordküste die von den Forts St. Elmo und Vittoria gedeckten Häfen Marza Musietto und Porto Grande für eine große Flotte sichern Ankerplatz bieten. Hauptstation des englischen Mittelmeergeschwaders, mit großen Werften und Arsenalen, sowie einer Besatzung von 6000 Mann Marinetruppen und Anlaufspunkt aller nach Osten gehenden Dampferlinien, beherrscht Malta beide Theile des Mittelmeeres und würde schwerlich anders als nach einer entscheidenden Niederlage zur See durch Hunger bei einer Belagerung überlegener Flotten genommen werden können. Dazu ist die

rührige Bevölkerung der trefflich angebauten Inseln eine eigenthümliche Mischung von italischem und saracenischem Blut, die eine eigene Sprache redet, obwohl eifrig katholisch, England sehr ergeben; denn die Regierung hat ihr klug weitgehende Selbstregierung in allen inneren Angelegenheiten eingeräumt. Bis 1863 besaß England eine weitere wichtige Stellung im östlichen Mittelmeer durch seine Schutzherrschaft über die Republik der Jonischen Inseln; damals gab Lord Russell dieselbe aus philhellenischer Begeisterung zu Gunsten Griechenlands auf, was Bismarck's bekannte ironische Bemerkung über den Niedergang von Staaten, die anfangen Gebiet wegzugeben, hervorrief. Jedenfalls war es eine unverzeihliche Kurzsichtigkeit, daß England bei dieser Abtretung sich nicht auf Corfu einen strategischen Punkt als Marinestation vorbehielt. Diese Fahrlässigkeit hat nun Lord Beaconsfield freilich mehr als wett gemacht, indem er durch den Vertrag vom 6. Juni 1878 Cypern in Besitz nahm, durch welches England eine feste Basis im Ostbecken des Mittelmeeres gewann, die ihm zugleich rasche Verbindung mit Rhodos, Kreta und seiner Suda-Bay, der Besika-Bucht, den Dardanellen und den Häfen Spaniens, vor allem aber eine Deckung Alexandria's und der Suezcanal-Mündung sichert; auffallender Weise aber ist bis jetzt bei allem, was die Regierung durch einsichtige Verwaltung für die Hebung des Wohlstandes der Insel gethan, so gut wie nichts für die Befestigung des werthvollen Hafens von Famagusta geschehen. Noch wichtiger als die Besetzung Cyperns ist diejenige Aegyptens geworden, durch welche England zugleich den Suezcanal vollständig beherrscht. Mit jener hartnäckigen Blindheit, die Palmerston bei aller sonstigen Intelligenz oft zeigte, hatte sich derselbe der genialen Unternehmung von Lesseps auf das Aeußerste widersetzt. Die Beharrlichkeit des großen Franzosen, unterstützt von dem ganzen Einfluß Napoleon's III. überwand alle Hindernisse, und sofort nach der Eröffnung des Canals zeigte es sich, daß keine Macht größeres Interesse an demselben hatte als England; von den durchfahrenden Schiffen führen nicht weniger als 80 Procent mit 2½ Millionen Tonnen die britische Flagge. In richtiger Erkenntniß benutzte dann 1876 Disraeli die financielle Bedrängniß des Khedive, um durch den Ankauf von dessen Suezactien England einen entscheidenden Einfluß auf den Canal zu sichern, und das so noch gesteigerte Interesse an Aegypten zwang Gladstone zu dem Feldzug von 1882. Derselbe war sicher kein Beweis weiten politischen Blickes; denn nur zögernd und widerwillig entschloß er sich dazu, als er sah, daß er der öffentlichen Meinung nicht widerstreben könne, ohne seine Macht zu gefährden, und auch dann bot er Frankreich und Italien die Mitwirkung bei der Pacification des Nillandes an. Der verbissene Parteihaß Gambetta's gegen Freycinet bewahrte Gladstone davor, daß man ihn beim Worte nahm; die französische Kammer verwarf die geringfügige Forderung von 10 Millionen Francs, welche hingereicht hätte, das Doppelregiment in Aegypten zu sichern, das England dann kaum ohne Krieg hätte beseitigen können. Militärisch wurde die Unternehmung planlos ins Werk gesetzt, wie die Beschießung Alexandria's ohne Landungscorps bewies, welche die Zerstörung der Stadt zur Folge hatte; aber der glückliche Schlag Wolseley's bei Teb-el-Kebir machte der kurzen Herrschaft Arabi Pascha's ein rasches Ende. Hierauf folgte freilich ein Regiment von militärischer und politischer Unfähigkeit, das seines Gleichen sucht;

zwecklose Metzeleien, von tactisch verfehlten Plätzen, wie Suakims Sandwüste, aus unternommen, wechselten mit noch weniger begründeten Rückzügen; der Sudan wurde aufgegeben, Gordon in sein Verderben geschickt und elend im Stich gelassen, von Lord Dufferin's organisatorischen Plänen nichts ausgeführt; die Verwaltung gerieth in Anarchie, und die englische Herrschaft machte sich durch Schwäche und Willkür gründlich verhaßt. In der letzten Zeit haben sich unter Lord Salisbury die Verhältnisse einigermaßen gebessert, dagegen sucht Frankreich das gegenwärtige Ministerium bei Gladstone's Wort zu nehmen und dringt auf Räumung Aegyptens. Die politische, militärische und commercielle Bedeutung des Landes verbieten indeß gebieterisch jedem englischen Ministerium hierauf einzugehen, und nur eine große Niederlage könnte die Verwirklichung des französischen Verlangens herbeiführen. Ist Frankreich nicht zum Krieg entschlossen, so wird seine Forderung der Räumung Aegyptens dessen Besetzung nur verlängern. England hat die Räumung zwar zugesagt und hat auch kaum ein großes Interesse, das Nilland als Colonie zu besitzen; es lehnte das Anerbieten des Kaisers Nikolaus an Sir H. Seymour, Aegypten zu nehmen, ab, da es ihm nur darauf ankomme, sicheren Durchzug zu haben, und derselbe wäre schon gesichert, wenn Aegypten ein neutralisirter Staat würde. Vorläufig aber fehlt für einen solchen die Vorbedingung einer festen einheimischen Regierung, welche ihre Neutralität vertheidigen könnte, und man sieht noch nicht, wie dieselbe herzustellen ist. Vorschläge für eine Neutralisirung, wie sie Sir H. Wolff gemacht, wären nur ein verkleidetes englisches Protectorat, dem Frankreich nie zustimmen würde. Ohne die Neutralisirung des Landes wäre aber auch die des Suez-Canals werthlos, da die Macht, welche Aegypten beherrscht, in einem Kriege schwerlich der Versuchung widerstehen wird, die Hand auf den Canal zu legen; jedenfalls muß England die Neutralität so auffassen, daß zwar im Canal selbst keine Feindseligkeiten stattfinden dürfen, ihm aber die Durchfahrt mit Kriegsschiffen stets frei bleiben muß. Daneben kann es dessen Mündung, so lange es im Besitz Aegyptens ist, jederzeit mit Strandbatterien und Torpedos schließen, und seinen Ausgang an der Straße Bab-el-Mandeb beherrscht es längst durch die Stellung von Aden und Perim. Die öde wasserlose Lavahalbinsel Adens wurde bereits 1839 besetzt, seitdem zu einer beachtenswerthen Festung ausgebaut, durch Landankäufe an dem westlichen Theile der Bai erweitert und bietet zugleich die zweite große Küstenstation der indischen Straße. Verstärkt wurde diese Stellung noch durch die Besitznahme der westlich am Eingang der Meerenge gelegenen Insel Perim mit geräumigem tiefen Hafen (1855), Muscha's an der Tadschurra-Bai, Saila's, Berbera's an der Somaliküste und der Insel Sokotora, östlich vom Cap Gardafui. Von dort ist der wichtige Hafen Karadschi am Indus rasch erreicht, der nach General Roberts die Basis der centralasiatischen Defensivpolitik Englands werden soll, aber trotz seiner Wichtigkeit nur sehr unzulänglich befestigt ist; Bombay dagegen, das Hauptquartier der indischen Flotte, mit großen Docks, ist gut beschützt, ebenso Point de Galle und Trikunamali, das einerseits Mauritius, andererseits Singapore die Hand reicht. Für die Vertheidigung aller dieser Stellungen ist in den letzten Jahren Manches geschehen, aber immerhin noch lange nicht genug, und in ganz Indien besteht kein Dock, das für Panzerschiffe ausreicht; die gerade

Straße nach Indien besteht also aus einer Reihe fester Plätze die überall der englischen Macht sichere Stützpunkte gewähren. Die Lage hat sich seit 1815 freilich sehr geändert, indem Frankreich über eine starke Mittelmeerflotte verfügt, einen großen Theil der nordafrikanischen Küste besitzt und sich auch im Rothen Meere die Station Obok geschaffen hat, welche Perim neutralisirt; und wenn England hiefür ein Gegengewicht in der neuen Seemacht Italiens findet, welche nach der Besetzung von Tunis sicher eher gegen als für Frankreich in die Waagschale fallen dürfte, so wird doch selbst von englischen Autoritäten anerkannt, daß in einem Kriege mit Frankreich der Suez-Canal nutzlos für die Verbindung mit Indien sein würde. Es wäre England unmöglich, zwischen Frankreich und Corsica einerseits, Algier und Tunis andererseits Truppen, Munition und Waaren durchzuführen und das Mittelmeer zu beherrschen, wenn es zugleich seine Stellung im Aermel-Canal behaupten und seine Colonien vertheidigen soll.

Einer großen Versäumniß hat England sich unstreitig schuldig gemacht, indem es unterließ, die Tigrisbahn durch Syrien nach der Spitze des Persischen Meerbusens zu bauen, obwohl die ersten Ingenieure, wie Oberst Chesney und eine 1865 eingesetzte königliche Commission dies dringend empfahlen, da diese Bahn von London bis Bombay eine Wegeverkürzung von 1600 Kilometer gewähren und erlauben würde, binnen vierzehn Tagen Truppen nach Indien zu bringen. England hätte damit, abgesehen von den Vortheilen rascherer Handelsverbindung, eine Landstraße neben dem Suez-Canal und eine neue große strategische Linie; dieselbe wäre zwar in einem Kriege mit Frankreich ebenso unbrauchbar wie die Straße durch das Mittelmeer, und auch davon abgesehen nicht unbedingt sicher, da sie durch das Gebiet räuberischer Beduinen führen würde, die z. B. bei einem Kriege mit Rußland leicht gebraucht werden könnten, die Bahn unsicher zu machen. Dieselbe wäre aber in normalen Verhältnissen immerhin sehr werthvoll für die Verbindung mit Indien. Daß sie nicht gebaut wurde, ist einer der vielen Fehler der orientalischen Politik Englands, auf die hier noch ein kurzer Blick zu werfen ist.

Der Herzog von Wellington, von der Ansicht ausgehend, daß die Verträge von 1815 die möglichst günstige Lage für England im Mittelmeer geschaffen, widerstrebte grundsätzlich jeder Schwächung der Türkei und bezeichnete bekanntlich die Schlacht von Navarino als untoward event; aber er besaß andererseits nicht die Energie, Rußland entgegenzutreten und ließ sich bei seiner Reise zur Krönung des Kaiser Nikolaus zur Unterzeichnung des Protocolls bringen, durch welches Großbritannien, Rußland und Frankreich sich zur Schöpfung eines autonomen griechischen Staates verbanden, obwohl er es tief als eine persönliche Verletzung und Ueberlistung empfand, daß das Petersburger Cabinet während seines dortigen Aufenthaltes ohne sein Vorwissen der Pforte den Krieg erklärte. Er und Aberdeen wagten ebenso wenig einzuschreiten, als nach langen Mißerfolgen die russische Armee zwar in Adrianopel stand, aber durch Krankheit und Entbehrung sich in der traurigsten Verfassung befand, und überließ es dem preußischen Feldmarschall v. Müffling, den Frieden von Adrianopel zu vermitteln, der Rußland Erfolge in einem Maße gewährte, auf die es nach seinen militärischen Leistungen keinen Anspruch hatte. Nicht minder verkehrt war es,

daß, als sich nun die Selbständigkeit Griechenlands unvermeidlich zeigte, Lord Palmerston, um das Opfer der Pforte möglichst zu verringern, sich weigerte, dem jungen Staate die ausreichende breite Gebietsgrundlage zu geben, welche Prinz Leopold als unumgänglich für das Gedeihen des neuen Staates und seine Annahme der Krone bezeichnete, so daß an seine Stelle der unmündige und unfähige bayrische Prinz Otto trat. Metternich sah in dieser Beziehung weiter; er war ein hartnäckiger Gegner der griechischen Unabhängigkeit, aber als diese Thatsache geworden war, gab er seinem ersten Gesandten in Athen, dem Major v. Prokesch, die Instruction, Griechenland als Erben der Pfortenherrschaft zu betrachten. Auch Mehemed-Ali's Aufstand gegenüber blieb England unthätig und überließ es Rußland, dem Sultan zu Hülfe zu kommen, das dafür den Vertrag von Unkiar-Skelessi von 1833 einheimste, welcher es berechtigte, in allen inneren Angelegenheiten der Pforte einzuschreiten[1]) und die Meerengen fremden Kriegsschiffen schloß, so daß Rußland im Schwarzen Meere unangreifbar ward. Dieser Vertrag machte allerdings in London wie Paris solchen Eindruck, daß die beiden Cabinette gemeinsam gegen denselben protestirten. Um sie zu trennen, verstand Rußland sich zum ersten Male dazu, 1840 die orientalische Frage zum Gegenstand eines gemeinsamen Vertrages zu machen, welcher die Schließung der Meerengen als Grundsatz anerkannte und Mehemed-Ali's Selbständigkeit brach. Es folgte darauf der Besuch Kaiser Nikolaus' in London 1844, bei dem er Lord Aberdeen und Sir R. Peel seine Zukunftspläne über das Schicksal der Pforte darlegte, welche dann später in den bekannten Unterhaltungen mit Sir Hamilton Seymour ihre weitere Entwicklung fanden. Es ist heute in England Mode geworden, den Krimkrieg als großen Irrthum zu betrachten; thatsächlich war derselbe nicht nur ein gerechter, sondern auch von einer unvergleichlichen Gunst der politischen Lage getragen, indem Napoleon III. aus dynastischen Gründen die englische Allianz suchte und ihr die Militärmacht Frankreichs zur Verfügung stellte für einen Kampf, an dem sein Land wenig Interesse hatte. Der Fehler war nur der, daß einmal der Krieg falsch geführt wurde, indem man sich in Sebastopol festbiß, statt Rußland an seiner verwundbarsten Stelle, dem damals noch unüberworfenen Kaukasus zu fassen, und daß England sich von Napoleon vorzeitig zu einem Frieden drängen ließ, welcher Rußlands strategische Stellung wesentlich ungeschwächt ließ und sich, wie Klaczko sagt, begnügte „den Nagel der großen Zehe des Riesen" zu beschneiden. Lord Palmerston sah den Hauptgewinn des Pariser Friedens darin, daß Rußland „bound by treaty" sei, das Schwarze Meer nicht wieder zu befestigen; ein Mann von seiner diplomatischen Erfahrung hätte doch wissen sollen, daß die feierlichsten Verträge für Rußlands Politik nicht mehr bedeuten als Zwirnsfäden, zumal sie auf die Unterbindung seiner natürlichen Machtsphäre gehen. Es hat diese Beschränkung, sobald die politische Lage der Art war, daß von den Garanten des Pariser Friedens Frankreich ohnmächtig war, England unter Gladstone ihm

---

[1]) Art. 1. „Leurs Majestés promettent de s'entendre sans réserve sur tous les objets qui concernent leur tranquillité et sûreté respectives et de se prêter mutuellement des secours matériels et l'assistance la plus efficace."

nicht wirksam entgegentreten wollte, und Oesterreich allein es nicht konnte, 1870/71 ebenso abgeschüttelt, wie es 1886 sein Versprechen im Art. 59 des Berliner Vertrages, Batum zu einem bloßen Freihandelshafen zu machen, für eine „obligation qui n'existe point“ erklärte, und Sebastopol geht seiner Auferstehung entgegen. Noch einem andern Irrthum unterlagen Lord Palmerston und Lord Stratford beim Pariser Frieden: sie meinten, die Selbständigkeit der Türkei sei zu retten, wenn man die Einmischungen Rußlands in ihre inneren Angelegenheiten abschneide, und glaubten an deren Reformfähigkeit; sie übersahen, daß im Islam der untrennbare Zusammenhang von Religion und Recht eine wirkliche Gleichberechtigung der christlichen Unterthanen des Sultans unmöglich macht, und es deshalb in einem muselmännischen Staate kein Laienbewußtsein gibt. Der Hat-i-Humayum blieb auf dem Papiere wie alle Versprechungen politischer Reformen, und nicht fünf Jahre nach dem Pariser Frieden nöthigte das Blutvergießen am Libanon die Westmächte, selbst einzuschreiten und der Pforte das règlement du Liban aufzunöthigen.

Auch im letzten türkisch-russischen Kriege haben sich Englands Staatsmänner der Situation wenig gewachsen gezeigt, nicht Beaconsfield's obenerwähnte Worte wahr gemacht. Schon das war ein unverzeihlicher Fehler des Premiers, daß er aus persönlichen Parteirücksichten Lord Derby, Luxemburger Angedenkens, wieder zum Auswärtigen Minister nahm, der durch seine Gemahlin ganz unter der Leitung des russischen Botschafters, Graf Schuwaloff, stand, keine andere Politik als die des Friedens um jeden Preis hatte und Depeschen unterdrückte, die im Ministerrath beschlossen waren, um Rußland keinen Anstoß zu geben. Nicht weniger unglücklich war die Sendung Lord Salisbury's zu der Conferenz in Constantinopel (December 1876 und Januar 1877), wo er Arm in Arm mit Ignatieff, dem „Vater der Lüge“, dem von jedem Muselmann bestgehaßten Mann, erschien und durch die Unterstützung von dessen Forderungen den Krieg unvermeidlich machte, dem er vorbeugen wollte. Erst, als nach dem Falle von Plewna endlich der Widerstand der Pforte zusammenbrach und Gurko's Scharen vom Balkan herabstiegen, schien Beaconsfield Ernst zu machen, obwohl die nach Cypern eingeschifften indischen Truppen schwerlich ein großes militärisches Gewicht in die Wagschale geworfen hätten; Derby mußte der empörten öffentlichen Meinung weichen, als er sich auch noch damals der Einfahrt der britischen Flotte in die Dardanellen widersetzte, und Salisbury, der an seine Stelle trat, schrieb sein stolzes Circular vom 1. April 1878 gegen den Frieden von San Stefano. Betrachten wir aber, was im Berliner Frieden nun England Rußland abgewann, so rechtfertigt sich das „Peace with honour“, mit dem Beaconsfield vom Congreß zurückkehrte, nur sehr bedingt. Der handgreiflichste Vortheil war das durch den vorhergehenden Junivertrag erworbene Cypern; die Eroberungen Rußlands in Asien wurden durch die Herausgabe von Bayazid und das Thal von Alaschkerd etwas vermindert; Ardahan, Kars und Batum dagegen behielt es, und England rührte keinen Finger dagegen, daß Rußland das im Pariser Frieden abgetretene Stück Beßarabiens Rumänien wieder entriß, obwohl es demselben im Vertrage vom 15. April 1877, Art. 2, seine Integrität „dans ses limites actuelles“ garantirt hatte und so wieder Donau-

macht wurde. Der Hauptwiderstand Englands aber richtete sich gegen das durch den Frieden von San Stefano geschaffene autonome Fürstenthum Bulgarien, dessen Grenzen in zu bedenkliche Nähe von Constantinopel zu kommen schienen. Nun war es ja ganz richtig, und die Folge hat es bewährt, daß Rußland unter dessen Autonomie nur seine Herrschaft in Bulgarien verstand; aber indem England in Berlin die Abtrennung Ostrumeliens durchsetzte, wiederholte es nur den Fehler, den es bei der Schöpfung Griechenlands gemacht, in verstärktem Maße und legte den Grund zu neuen Verwicklungen. Entweder mußte Bulgarien überhaupt unter der Herrschaft der Pforte bleiben mit gewissen Rechten örtlicher Selbstregierung oder es mußte ein Fürstenthum geschaffen werden, das in sich lebensfähig war und sich im Laufe der Zeit von der russischen Leitung frei machen konnte; hierzu aber war das durch den Vertrag von San Stefano vorgesehene Fürstenthum, dem die Pforte zugestimmt hatte, offenbar sehr viel mehr im Stande, als das durch den Berliner Congreß verkleinerte. Der Sieg Beaconsfield's, der nach seiner Rückkehr im Oberhause rühmte, es sei ihm gelungen, dem Sultan Ostrumelien, „that beautiful province", zu erhalten, war also ein Scheinerfolg; thatsächlich regierte in Philippopel Rußland durch Aleko Pascha ebenso wie in Sofia, und in dem Maße, als die über die Trennung mißvergnügten Bulgaren an Selbständigkeit gewannen, mußte das Streben hervortreten, die beiden willkürlich getrennten Theile derselben Nationalität wieder zu vereinigen. Der Verlauf der Ereignisse hat die Richtigkeit dieser Auffassung bewiesen, die allmälig auch von Salisbury eingesehen, und Fürst Alexander gewann in seinem Streben, sich von der drückenden Abhängigkeit seiner russischen Minister zu befreien und die Unabhängigkeit zu erreichen, die Kaiser Alexander II. bei dem Abzug seiner Truppen in der schwungvollen Proclamation vom 11. April 1879 Bulgarien feierlich verhieß, seine beste Stütze in dem einsichtigen Vertreter Englands, Mr. Lascelles. Aber wie schwach war wieder die Haltung des Londoner Cabinets in der neuesten Verwicklung: von einem Gladstone, der stets Rußland zu Willen war, kann es zwar nicht Wunder nehmen, daß er den klugen und energischen Gesandten in Constantinopel, Sir W. White, der den Russen ein Dorn im Auge war, entfernte, und dem Protokoll vom 5. April 1886 zustimmte, wonach nicht der Fürst Alexander, sondern der Fürst von Bulgarien und zwar nur auf fünf Jahre Statthalter von Ostrumelien werden sollte, obwohl in dieser Fassung Rußlands Absicht deutlich zu Tage trat, den verhaßten Battenberger zu beseitigen. Aber auch Salisbury, der nach der Revolution von Philippopel in einer Depesche an White offen anerkannte, daß dies Ereigniß der Ausdruck einer unzweifelhaft nationalen Bewegung sei, stand dem Attentat vom 21. August 1886 hilflos gegenüber und verbat sich nur alle unbequemen Fragen im Parlament. Die bezeichnende damalige Aeußerung der „Nordd. Allg. Ztg." wird unvergessen bleiben, daß die ganze Lage eine andere sein würde, wenn England auch nur nach einem Partner gesucht hätte, um Rußland Widerstand zu leisten. Erst die Kenntniß des dann am 14. November von Graf Zichy in der ungarischen Delegation enthüllten geheimen Vertrages vom 25. Juli 1885 zwischen dem Fürsten von Montenegro und seinem Schwiegersohn, dem serbischen Prätendenten Peter Karageorgewitch, wonach dieser auf Serbiens Krone zu Gunsten des Sohnes

des Fürsten Nikita verzichtet, dafür aber den Thron von Bulgarien, „qui devra être vacant à bref délai", einnehmen und die Herzegowina, die Vilayets von Scutari und Durazzo und Nord-Albanien unter russischem Protectorat Montenegro einverleibt werden sollten, ließen den Premier in seiner Rede auf dem Lord-Mayors-Bankett vom 9. November 1886 eine energischere Sprache annehmen und den Handstreich vom August als durch Verräther „debauched by foreign gold" vollführt bezeichnen. Aber auch dann sprach er von Interessen Englands, die gefährdet werden könnten, gab also nicht zu, daß dieselben schon berührt seien und forderte Oesterreich zum Vortritt auf. Die Thronrede vom 27. Januar d. J. zeigt einen weiteren Rückzug; wenn sie erklärt, daß man keine Störung des europäischen Friedens von der noch ungeregelten Lage im Südosten und den dortigen noch nicht beigelegten Streitfragen, befürchtet, so wird man das in Petersburg so verstehen, daß England Rußland keinesfalls mit den Waffen entgegentreten werde. Sicher aber ist, daß, wenn es dem russischen Einfluß gelingt, in Sofia und Philippopel wieder maßgebend zu werden, dies nur ein neuer Schritt nach Constantinopel wäre, das Alexander I. mit naiver Begehrlichkeit von Napoleon I. als „die Schlüssel seines Hauses" forderte, das ihm aber letzterer ebenso bestimmt weigerte, weil sein scharfer Blick das goldene Horn als den Sitz der Weltherrschaft erkannte. Mit den schwachmüthigen Friedensfreunden, welche Constantinopel werthlos für England erklären, so lange ihm der Suezcanal offen bleibe, ist nicht zu streiten. Rußland beherrscht trotz seiner schwachen Flotte das Schwarze Meer bereits durch Sebastopol, Nicolajeff, Noworossijsk und Batum; als Herr der Dardanellen würde es jederzeit die Verbindung mit Indien durch den Suezcanal bedrohen können. England muß deshalb Indien am goldnen Horn vertheidigen; würde es das nicht thun, würde es dulden, daß nach der Ansprache des Stadthauptmanns von Moskau im August der russische Adler sich auf der Hagia Sofia niederließe, so würde es später nur unter um so viel ungünstigeren Umständen für die Erhaltung seiner indischen Herrschaft kämpfen müssen. Es würde sich wiederholen, was im fünfzehnten Jahrhundert bei der Begründung des türkischen Reiches in Europa geschah. Damals beschwor der Kaiser Michael Comnenus die Mächte, ihm zu helfen, sich des Einbruchs der Feinde der Christenheit zu erwehren; vergeblich, sie hatten ihre eigenen kleinen Sorgen und bekriegten sich untereinander; Byzanz war ihnen Hekuba, aber sie haben dies durch jahrhundertlange Kriege gebüßt, die Ungarn zur Einöde machten, das Mittelmeer der Herrschaft der Barbaresken-Seeräuber überlieferten, bis endlich sich die Macht der Türken vor den Thoren Wiens brach. In gleicher Lage würde Europa sich finden, wenn es duldete, daß Rußland, dessen erobderndes Vordringen bereits Friedrich II. mit dem der Gepiden und Hunnen verglich, sich Constantinopels bemächtigte. Der große König wies schon damals auf die Nothwendigkeit einer europäischen Coalition gegen diese „puissance terrible" hin, deren Druck in Krieg und Frieden er genugsam erfahren; einer „ligue des plus grands souverains pour s'opposer à ce torrent dangereux". Glücklicher Weise für England finden sich auch andere Mächte, welche Rußlands Herrschaft am Bosporus nicht dulden können. Aber der weitsichtigen russischen Politik ist dies selbstredend nicht entgangen, und eben deshalb hat sie nach dem

Digitized by Google

Krimkriege sofort begonnen, sich einen Weg nach Indien zu bahnen, um so auf England einen Druck auszuüben, der es im gegebenen Augenblick hindern soll, Constantinopel zu vertheidigen, indem man hofft, daß dann Oesterreich allein nicht wagen werde, Rußland entgegenzutreten. Wir haben deshalb einen Blick auf die Lage der beiden Nebenbuhler in Asien zu werfen.

II.

Es ist hier nicht unsere Aufgabe, die Geschichte der Begründung des einzigartigen indo-britischen Reiches zu erzählen. Es genügt zu bemerken, daß mit Nelson's Sieg bei Abukir und der Besiegung Tippu-Saib's durch Lord Wellesley, Englands Alleinherrschaft auf der Gangeshalbinsel feststand; das Bündniß Napoleon's mit Persien nach dem Tilsiter Frieden in Finkenstein und die Sendung des Generals Gardanne nach Teheran hatten keinen praktischen Erfolg. Wohl aber lenkten sie den Blick der Regierung von Calcutta auf die Wichtigkeit Persiens, mit dem 1809 ein Defensivvertrag geschlossen ward, wodurch Persien gegen Subsidien zusagte, niemals einer europäischen Macht den Durchzug nach Indien zu gestatten; gleichwohl behielt Rußland im Frieden von Gulistan 1813 alle gemachten Eroberungen und erlangte das alleinige Recht, auf dem Kaspischen Meere Kriegsschiffe halten zu dürfen. 1814 schloß England einen neuen Vertrag mit Persien, der die Subsidien erhöhte, und England versprach, dasselbe gegen jeden nicht von ihm hervorgerufenen Angriff einer europäischen Macht zu vertheidigen. Diesen Vertrag ließ Canning 1825 ungestraft durch Rußland verletzen, das unter den nichtigsten Vorwänden das persische Gokchah besetzte, und verweigerte die Hülfe, weil jener Ort nicht bewohnt sei; so war der Schah dem übermächtigen Feinde preisgegeben, der ihm im Frieden von Turkomantschai 1827 die Provinzen Erivan und Nakitchevan entriß. Aber hiermit noch nicht genug, wandte sich Canning's Nachfolger, Palmerston, feindlich gegen Persien, als dasselbe, um sich für diesen Verlust schadlos zu halten, das früher stets zu ihm gehörige Herat wiederzuerobern suchte, das ihm schon deshalb nöthig war, weil es ihm eine feste Basis gegen die fortwährenden verheerenden Einfälle der räuberischen Turkmenen gab, welche Khorassan plünderten und die Einwohner auf die Sklavenmärkte der centralasiatischen Khanate schleppten. Palmerston zwang den Schah, die Belagerung Herats aufzugeben und entfremdete Persien dadurch gründlich, das doch die wirksamste Vormauer für Indien bildete. Betrachtete man aber als solche Afghanistan, zu dessen Gunsten Palmerston einschritt, so war es um so mehr geboten, dessen Herrscher Dost Mohammed zu stützen, der sich nach langen Bürgerkriegen zum unbestrittenen Gebieter der heterogenen Landschaften gemacht, die man heute unter Afghanistan begreift, dessen Grenzen nach Norden erweitert hatte und nichts mehr begehrte, als im guten Einvernehmen mit England zu leben. Aber Palmerston, erschreckt durch die Unternehmung Peroffski's gegen Khiva, deren Zweck war, wie das Kriegsmanifest sagte: „den Einfluß in jenem Theile Asiens zu stärken, auf den Rußland ein Recht habe", sowie durch die Sendung des russischen Lieutenants Vitkevitch nach Kabul, wollte durch einen großen Schlag das Ansehen Englands in Asien herstellen und kam auf den unglücklichen Einfall, einen unfähigen Nebenbuhler Dost Mohammed's, Schah Schudscha, der als Flüchtling

in Indien lebte, zum Emir von Afghanistan zu machen. Der Anfangs siegreiche Marsch Sir John Keane's auf Kabul führte zu der furchtbaren Katastrophe von 1841; in Besorgniß wegen der Verpflegung seines durch hohe Gebirge von Indien und dessen Zufuhren getrennten Heeres, ließ der General sich in Unterhandlungen mit den Afghanen wegen freien Rückzuges ein und führte seine Truppen aus dem sicheren verschanzten Lager in die mit mannshohem Schnee versperrten Päffe. Zuerst fielen die den Proviant tragenden Kameele in dem eisigen Klima, dann erlagen demselben die die Masse des Heeres bildenden, der Kälte völlig ungewöhnten Sepoys, und wenige Tage darauf wurde der durch Mangel an Nahrung und furchtbare Strapazen erschöpfte europäische Rest des Corps ein Opfer der verrätherischen Ueberfälle der beutesüchtigen Bergstämme. Nur die kleinen Besatzungen von Kandahar und Dschellalabad behaupteten sich gegen alle Angriffe, bis im nächsten Jahre ein neues englisches Heer sie entsetzte und fast ohne Schwertstreich Kabul aufs Neue einnahm. Durch diese Erfahrungen gewitzigt, schloß England, dessen Ansehen in Asien durch diese unüberlegte Politik zum ersten Male einen schweren Schlag erlitten, nun ein Bündniß mit Dost Mohammed, das dieser treu beobachtete und das England vom höchsten Werth bei dem Sepoy-Aufstand von 1857 wurde; im Uebrigen wurde das Reich im Laufe der vierziger Jahre befestigt und erweitert, so daß es im Norden und Westen seine natürlichen Grenzen am Himalaya und Soliman erreichte. Es ist schon erwähnt, daß England im Krimkrieg wenig glücklich operirte: die verwundbarste Stelle Rußlands nach Asien zu war der Kaukasus; es besaß dort zwar seit dem Ende des vorigen Jahrhunderts Mingrelien, Imeretien und Georgien und eroberte in dem Kriege von 1828 Abchasien, aber die fanatisch muselmännischen Stämme der Tschetschenzen, Lesghier, Abchasen u. s. w. hatten damals noch wesentlich ihre Unabhängigkeit behauptet. Schamyl erbot sich, eine Division mit 40000 Mann zu machen, wenn man ihm mit 20000 Mann europäischer Truppen zu Hülfe komme; Naib Mohammed Emir, der das Gebirge zwischen dem Meere und dem Kuban inne hatte, wollte 60000 Mann stellen. So hätten die Westmächte Rußland diese gewaltige Position entreißen können, welche mit Persien, resp. der Pforte vereinigt, eine schwer übersteigliche Schranke geworden wäre. Statt dessen überließ man den asiatischen Feldzug der Türkei, die nichts that, erschöpfte seine Kraft vor Sebastopol und ließ schließlich General Williams in Kars, das in der islamitischen Welt als das Bollwerk Asiens galt, capituliren, ein Sieg, der die Einnahme von Sebastopol mehr als wett machte. Ebenso wenig wußte man Persien als Verbündeten zu gewinnen, das der russische Einfluß vielmehr neutral erhielt und welches England durch den Krieg, den Palmerston 1857 gegen dasselbe unternahm, aufs Neue entfremdet wurde.

Nach dem Pariser Frieden vom 30. März 1856 warf sich nun Rußland mit voller Kraft auf die Unterjochung des Kaukasus und führte dieselbe siegreich durch; die Cirkassier zogen in der Mehrzahl der Unterwerfung die Auswanderung nach der Türkei vor, welche thörichterweise durch die Ansiedelung von 400000 derselben in Bulgarien das muselmännische Element zu stärken glaubte, aber damit nur den Grund zu späteren Conflicten legte, während Rußland diese widerspenstigen Völkerschaften los wurde. Um dieselbe Zeit hatte dasselbe die

zwischen ihm und den mittelasiatischen Khanaten liegenden Wüsten Kizil-Khum und Kara-Khum überwunden; man bahnte sich nach dem unglücklichen Zuge Peroffski's langsam einen Weg durch dieselben, indem man eine fortlaufende Reihe von Brunnen grub und Forts errichtete, um sie zu beschützen. Nach und nach wurden drei Millionen Kirghisen einverleibt; 1848 wurde das Fort Aralsk am Syr-Darya gegründet; 1852 beherrschte eine Flottille den Aral-See. Das khokanzische Fort Ak-Meschèd wurde bezwungen, und mitten im Krimkrieg unternahm Peroffski einen Feldzug gegen Khiva, der diesmal von vollem Erfolge gekrönt war. 1864 rückten nun die russischen Truppen längs des Syr-Darya zum Angriff gegen die mittelasiatischen Khanate vor; Taschkend wurde am 27. Juni 1865 genommen; 1868 stürmte General Kaufmann Samarkand, Bochara behielt nur eine nominelle Unabhängigkeit, 1873 fiel Khiva, und obwohl Graf Schuwalow noch kurz vorher in London erklärt hatte, „nicht allein liege es dem Kaiser fern, Besitz von Khiva zu nehmen, sondern positive Befehle seien gegeben, keine verlängerte Besetzung desselben vorzunehmen", mußte der Khan das ganze rechte Ufer des Amu-Darya abtreten und sich in volle Abhängigkeit von Rußland geben. England sah diesen fortgehenden Eroberungen thatsächlich unthätig zu, begnügte sich mit schüchternen Vorstellungen und ließ sich in eine lange Unterhandlung mit dem Fürsten Gortschakow über eine herzustellende neutrale Zone zwischen den Gebieten beider Mächte in Asien ein, welche, schief angefangen, zu gar keinem praktischen Ergebniß führte. Der Fürst sagte zwar, jede weitere Ausdehnung in Asien sei für Rußland Schwächung, und erkannte damals an, daß Afghanistan ganz außerhalb der Sphäre liege, in der es berufen sein könne, seinen Einfluß zu üben; aber alles kam darauf an, dessen Grenzen klar zu stellen, und dies versäumte England an dem wichtigsten westlichen Punkt, Herat und seinen Umgebungen. Gerade von dieser Seite jedoch drohte für Indien die Gefahr, wie einer der besten Kenner der asiatischen Verhältnisse, Sir Henry Rawlinson, schon 1868 in einer vorzüglichen Denkschrift dargelegt hatte. Er zeigte, daß das Vordringen Rußlands gegen Indien dem eines Heeres gleiche, welches Parallelen gegen eine Festung eröffne: die erste nördliche, die nur eine Beobachtungslinie sei, gehe von Orenburg auf den Irtisch, die zweite vom Kaspischen Meere auf den Amu-Darya und längs desselben bis zur Pamir-Hochebene. Durch sie werde Rußland das ganze upbayische Gebiet und die großen Wasserstraßen des Syr-Darya und des Amu-Darya beherrschen; gleichwohl werde sie überwiegend eine Bedrohungslinie sein, von der Indien nichts zu fürchten habe, da die dazwischen liegenden Gebirge eine starke Vertheidigung bildeten. Die dritte Parallele, die Rußland unfehlbar in Angriff nehmen werde, gehe vom Süden des Kaspischen Meeres längs der persischen Grenze auf Herat und von da auf Kandahar und Kabul. Gelinge es diese herzustellen, so würde Rußland wahrhaft furchtbar sein; wenn es erst die Turkmenen östlich vom Kaspischen Meere beherrsche, so könne es beliebige Truppenmassen auf Herat werfen, das der Schlüssel Indiens sei und die wichtigste militärische Stellung in Mittelasien einnehme, zumal seine Umgebungen alle Hülfsquellen für den Frieden wie für den Krieg böten; einmal im Besitz dieser Festung, würde Rußland dieselbe gegen jede Macht behaupten können. In einem derartigen Kampfe aber würde England sehr im Nachtheil

sein; schon das Vordringen einer fremden großen Militärmacht müsse in der Bevölkerung Indiens Erregung hervorrufen, besonders bei den unzufriedenen Mohammedanern, die wieder in Verbindung mit ihren Religionsgenossen in Afghanistan ständen. Sei Rußlands Einfluß in Kabul erst maßgebend, so werde es die unruhigen Grenzstämme jenseits des Solimangebirges zu Einfällen in Indien aufstacheln und durch die Aussicht auf dessen Plünderung Turkmenen wie Afghanen fortreißen. Dies prophetische Programm der russischen Politik hat sich rasch erfüllt und gezeigt, was auf Gortschakow's Wort, daß Ausdehnung Schwächung sei, zu geben war. Schon 1869 war im Osten des Kaspischen Meeres Krasnovodsk begründet, angeblich um von dort eine kürzere Karawanenstraße nach Mittelasien zu eröffnen, obwohl durch die östlich davon liegende unwirthbare und von den Turkmenen unsicher gemachte Steppe keine Handelsstraße gehen konnte; 1871 besetzte man Tschikislar, richtete nach der Unterwerfung Khiva's ein großes Blutbad unter den Yomuts an, dann wurden die Göklens am Attreck unterworfen und die Eisenbahn von Michailowsk nach Kizil-Arvat begonnen. Gegen den stärksten Stamm, die Achal-Tekkes, erlitt zwar am 1. September 1879 General Lazarew die schwerste Niederlage, welche je ein russisches Heer in Asien erfahren; aber im Januar 1880 stürmte Skobelew Geok-Tepe, unterwarf den ganzen Stamm und erklärte alles von Turkmenen bewohnte Gebiet durch Recht der Eroberung als russisch. Unter dem Namen einer Grenzregulirung mußte Persien einen erheblichen Strich Landes am Attreck mit den Forts Giamab und Kulkulab an Rußland abtreten. Saraks ward besetzt; im Februar 1884 unterwarfen sich freiwillig die Häupter von Merv, das den Knotenpunkt aller Straßen bildet, welche vom Süden nach Turkestan führen, und somit hatte Rußland die ganze alte unabhängige Tartarei mit einem festen Netze umzogen. Diesem planvollen und energischen Vorgehen sah man in England wiederum unthätig zu und suchte nur, Rußland durch Vorstellungen und Unterhandlungen zurückzuhalten, während jene turkmenischen Stämme vergeblich auf britische Hülfe warteten, welche, zu rechter Zeit gewährt, Rußland die schwersten Hindernisse bereitet hätte; ja gerade Disraeli, der im Gegensatz zu Gladstone die imperial policy vertrat, wußte Rußland nichts Besseres entgegenzusetzen, als die Königin zur Kaiserin von Indien zu erklären, und sagte am 5. Mai 1876 im Unterhause, er sehe, weit entfernt auf die Entwicklung der Macht Rußlands in Mittelasien mit Unruhe zu blicken, keinerlei Grund, weshalb dasselbe nicht die Tartarei so gut erobern solle, wie England Indien erobert habe. Aber auch hinsichtlich Afghanistans, des einzigen Bollwerkes für Indien, zeigte man den größten Mangel klarer und entschlossener Politik. Dost Mohammed's Nachfolger, Schir-Ali, wünschte das freundliche Verhältniß zu England fortzusetzen; aber dieses, obwohl es ihn schon früher als rechtmäßigen Herrscher anerkannt, ließ ihn vollständig im Stich, als er durch eine Empörung seiner Brüder in große Bedrängniß gerieth, erkannte sogar jene als de facto Herrscher von Kabul und Kandahar an, und bot ihm Subsidien erst an, als er seine Nebenbuhler beseitigt. Trotz seiner Erbitterung über diese Behandlung schlug der Emir, durch Rußlands Vordringen besorgt gemacht, ein Defensiv- und Offensivbündniß vor, welches ihm Schutz gegen russische An-

griffe und erneute innere Wirren gewähren sollte, wogegen er sich bereit erklärte, britische Agenten überall außer Kabul zuzulassen und seine Grenzfestungen den britischen Truppen zu öffnen. England lehnte dies ab, erklärte des Emirs Besorgnisse für unbegründet und speiste ihn mit allgemeinen Versicherungen seines Wohlwollens ab. Rußland versäumte nicht, dies auszubeuten und suchte in Beziehungen zu Schir-Ali zu treten, obwohl Gortschakow anerkannt, daß Afghanistan außerhalb seiner Actionssphäre bleiben solle. Der Emir nahm diese Annäherungsversuche mit Mißtrauen auf und theilte sie der indischen Regierung mit; diese antwortete darauf mit einer moralischen Vorlesung, als er seinen ältesten Sohn Jakub-Khan, der sich gegen ihn empört, gefangen setzte, während General Kaufmann ihn beglückwünschte, diesen Absalon unschädlich gemacht zu haben. Es war daher zu spät, als nach dem Fall des schwachen Gladstone'schen Ministeriums der neue indische Staatssecretär Lord Salisbury versuchte, die Beziehungen zu Afghanistan in eine bessere Lage zu bringen, indem er verlangte, einen englischen Agenten in Kabul zu haben. Schir-Ali lehnte dies ab, da der Krieg Rußlands mit der Pforte im Heranziehen war und er eventuell seine Allianz der höchstbietenden beider Mächte verkaufen wollte; die Besetzung Quetta's sah er als Drohung an und trat in immer nähere Beziehungen zu General Kaufmann. Gleichwohl erklärte Lord Salisbury bei Ausbruch des Krieges die Befürchtungen eines Conflictes mit Rußland für ein Nachtgespenst (Indian night mare), das am besten durch den Gebrauch hinlänglich großer Karten beseitigt würde.

Als aber der Vertrag von San Stefano das Maß englischer Geduld erschöpft hatte, und Salisbury, nach Derby's Rücktritt, seine auswärtige Politik mit dem stolzen Circular vom 1. April einleitete, da gewann jenes Nachtgespenst plötzlich sehr greifbare Gestalt in der Person eines in Kabul auftauchenden russischen Gesandten. Eine Diversion von Taschkent gegen Indien ward vorbereitet, indem 15000 Mann über Samarkand südwärts rückten, während 4000 bestimmt waren, von Tschikislar vorzudringen. Diese Umstände waren es, welche Salisbury zu seinem geheimen Abkommen im Mai 1878 mit Graf Schuwalow bestimmten, das man nicht ohne Grund in England „surrender" nannte; denn es war eine erzwungene Uebereinkunft, abgenöthigt durch die Entdeckung, daß das Beharren auf der Politik des Circulars sofort russische Operationen gegen die nordindische Grenze in Verbindung mit einem feindlichen Afghanistan zur Folge haben würde, eine Eventualität, die, an sich schon ernst, noch gefährlicher dadurch wurde, daß man vollkommen unvorbereitet darauf war, ja indische Truppen nach dem Mittelmeer eingeschifft hatte. Um dem zu entgehen, war man genöthigt, Rußland in der türkischen Frage halbwegs entgegenzukommen; was es aber mit dem „peace with honour" auf sich hatte, zeigte sich sofort. Die russische Gesandtschaft war vor dem Frieden nach Kabul gegangen, blieb aber nach demselben dort. Der indische Vicekönig Lord Lytton erklärte dies für unvereinbar mit dem Ansehen Englands, und man verlangte von Schir-Ali die sofortige Zulassung einer britischen Gesandtschaft; als dieselbe an der Grenze zurückgewiesen ward, erklärte England ihm den Krieg. Der Emir floh nach Turkestan und starb dort bald darauf. Am 24. Mai 1879 ward mit dem

Nachfolger Jakub-Khan der Friede von Gundamak unterzeichnet, aber gleich darauf der Vertreter Englands, Major Cavagnari, ermordet. Jakub's Mitschuld erschien außer Zweifel; er ward als Gefangener nach Indien abgeführt; General Roberts züchtigte die Aufrührer scharf, und Abdurrahman-Khan ward als Nachfolger eingesetzt. Der Vertrag von Gundamak gab England eine bessere Grenze durch Einverleibung der Pässe und bestimmte im Art. 3, daß der Emir seine Beziehungen zu fremden Staaten nach dem Rath und den Wünschen der britischen Regierung regeln, mit solchen Staaten sich auf keine Verpflichtungen einlassen und gegen sie keinen Krieg führen werde, ohne die Mitwirkung Englands, daß dagegen letzteres ihn mit Geld, Waffen und mit Truppen unterstütze, die in der Weise verwendet werden sollten, welche die britische Regierung für zweckdienlich erachte. Art. 10 setzte die jährlichen Subsidien auf 6 Lakhs Rupien fest. War dieser Vertrag vortheilhaft, so machte sich das inzwischen im April 1880 ans Ruder gekommene Ministerium Gladstone einer unverzeihlichen Schwäche schuldig, indem es Kandahar trotz des Protestes von Roberts räumte und sogar die von Quetta herauf begonnene Eisenbahn zerstörte. Rußland benutzte dies, indem es seine transkaspischen Unternehmungen in der erwähnten Weise ausführte und die sogenannten Staatsmänner der Liberalen suchten die Befürchtungen der indischen Presse als „nervousness" wegzuspotten. Erst als die Russen immer weiter gingen und ein Gebiet in Anspruch nahmen, das stets afghanisch gewesen war, ward Lord Granville unruhig, wußte aber kein anderes Mittel als eine gemeinsame Commission zur Feststellung der Westgrenze Afghanistans vorzuschlagen; man ging hierauf in Petersburg zögernd ein, ließ dann den englischen Commissar Monate warten, rückte inzwischen immer weiter vor und führte schließlich einen Zusammenstoß mit den Afghanen herbei, in dem diese unter den Augen der englischen Commission geschlagen wurden. Auf diese Nachricht begann Gladstone mit dem Säbel zu rasseln und ließ sich einen Credit von 12 Mill. £ bewilligen, ließ aber schließlich die Afghanen und seinen Commissar vollständig im Stich und die wichtigste Stellung Pendjeh in Rußlands Händen, womit sich dieses die beste Straße nach Herat sicherte. Die Commission konnte aber auch dann ihr Werk nicht beenden, da Rußland schließlich auch nördlich das stets in afghanischem Besitz gewesene Kodja-Saleh in Anspruch nahm. Inzwischen hat es seine Eisenbahn von Merv bis Tschardijui, den bisherigen Knotenpunkt der Karawanenstraße von Khiva nach Bochara, fortgeführt, so daß das Kaspische Meer jetzt in unmittelbarer Verbindung mit dem Amu-Darya steht, dessen strategische Bedeutung sich weit über das russische Reich in Asien hinauserstreckt. Die Truppen des Kaukasus, welche sonst Monate brauchten, um in Khiva oder Bochara anzukommen, können bald in ebenso viel Tagen dorthin geworfen werden; gleichzeitig wird von Samarkand die Pamir-Hochebene durchforscht, um einen Weg zu finden, auf dem Rußland auch von Norden angreifen kann. So stehen die beiden Mächte sich gegenüber; der Erfolg ist bis jetzt ganz auf Seiten Rußlands gewesen. Kein Unbefangener wird glauben, daß es die ungeheuren Opfer an Blut und Geld gebracht habe, nur um den Räubereien und dem Sklavenhandel in Mittelasien ein Ende zu machen und über Länder zu herrschen, welche auf lange Zeit hinaus mehr kosten als einbringen

werden: nach der „Petersburger Zeitung" vom 9. Jan. 1883 haben in Turkestan allein von 1869—82 die Ausgaben die Einnahmen um 115 Mill. Rubel überstiegen. Auch der unleugbare Vortheil, den diese Ausdehnung des Gebietes durch bessere Verkehrswege der russischen Industrie gebracht, während zugleich die englischen Waaren durch hohe Zölle und Einfuhrverbote verdrängt sind, ist kein genügendes Gegengewicht für diese Opfer, und ein solches wäre ebenso wenig in der Gewinnung eines Hafens am persischen Meerbusen zu sehen; denn nach welchen andern Ländern sollte der Absatz russischer Waaren gehen, die durch den weiten Transport sehr vertheuert würden, um den englischen Concurrenz zu machen? Trotz aller gegentheiliger Versicherungen der russischen Diplomatie hat Skobelew dem leitenden Gedanken ihrer Politik den präcisen Ausdruck gegeben, daß, wenn Rußland jetzt Halt mache, das Fell nicht des Gerbens werth sei; Englands Macht in Indien soll gebrochen und damit zugleich auf dasselbe ein Druck ausgeübt werden, der es hindere, Rußlands Plänen auf Constantinopel entgegenzutreten.

In demselben Maße, wie Rußlands Ansehen und der Glaube an seine Unüberwindlichkeit in Asien gestiegen, ist das Prestige Englands dort durch sein fortwährendes Zurückweichen gesunken; eine Stellung wie Kandahar freiwillig aufzugeben, ist dem Asiaten nur ein Beweis von Schwäche. England hat in Asien seine insulare Stellung verloren, die es früher durch die zwischen Indien und Rußland liegenden Wüsten einnahm; es muß also, wie die Mächte des europäischen Festlandes, eine große militärische Grenze haben und Befestigungen errichten, welche der Basis der Operationen so nahe wie möglich liegen und nicht umgangen werden können. Diese Stellung ist vollständig neu in seiner Geschichte; zu Hause durch seine Flotte geschützt, konnte England, wenn es angriff, seine Streitkräfte an den Punkt des feindlichen Gebietes werfen, den es am verwundbarsten hielt. Jetzt zum ersten Male hat es eine große Militärmacht als Landnachbarn und muß bereit sein, gegen diese, welche die Stunde ihres Angriffs wählen kann, sich jederzeit zu vertheidigen. Die Pässe der Grenzgebirge werden jetzt befestigt; aber abgesehen davon, daß die wichtigsten Schlüsselstellungen in afghanischen Händen sind, kann England dort nicht den russischen Angriff abwarten. Treffend hat in dieser Beziehung Lord Napier of Magdala 1878 gesagt: „Es ist oft von Leuten, die ein maßgebendes Urtheil in Anspruch nehmen, behauptet, daß wir sicher sein werden, wenn wir innerhalb unserer Gebirgsgrenze bleiben. Aber dies widerspricht aller Geschichte. Eine lange Bergkette, die an vielen Stellen durchbrochen werden kann, gibt denen keine Sicherheit, die sich hinter derselben verbergen. Indien ist oft durch seine Bergscheide angegriffen, die niemals erfolgreich vertheidigt wurde; es wartete, um den Kampf in seinen eigenen Ebenen auszufechten und wurde jedesmal geschlagen. Wie viel hat Oesterreich verloren, indem es seine böhmischen Gebirge nicht vertheidigte! Was hätte die Stellung der Türken sein können, wenn sie die Balkanpässe hinreichend gesichert hätten." (Corresp. resp. Central Asia 1878, p. 228.) England darf also niemals an der Induslinie einen russischen Angriff abwarten, sondern muß sich die entscheidenden Vorposten sichern, wie es dies bereits hinsichtlich Quetta's und des Bholanpasses gethan hat, und bemüht sich jetzt, den schweren Fehler

gutzumachen, den Gladstone durch die Aufgabe Kandahar's beging. Auf die Bundesgenossenschaft des Emirs von Afghanistan, Abdurrahman, kann England rechnen; denn er, der früher als Flüchtling in Bochara gelebt, kennt die Russen und weiß, was ihm bei ihrem Siege bevorstände. Aber seine Macht ist in Afghanistan selbst nichts weniger als fest begründet; die tyrannische Herrschaft, die er übt, hat nicht Aufstände wie den gegenwärtigen der Ghilzai's zu hindern vermocht; sein Statthalter in afghanisch Turkestan, Ischak-Khan, obwohl sein Vetter, ist unzuverlässig: auf zweimaligen Befehl, nach Kabul zu kommen, hat er mit Ausflüchten geantwortet, da er wußte, daß er von dort wahrscheinlich nicht zurückkehren würde, und andererseits wagt Abdurrahman nicht, ihn abzusetzen, da er dann nach Bochara gehen und durch Intriguen dem Emir dort noch schädlicher sein würde. Herat bleibt die Schlüsselstellung, weil es die Oeffnung des Heri-Rud schließt und den Ausgang des großen Ausfallsthores bildet, dessen nördlicher Anfang in Pulikatun und Zufilkar liegt; ist es erst genommen, so liegt die Straße nach Kandahar offen, und der moralische Eindruck eines solchen russischen Sieges wäre kaum zu überschätzen. Die Russen haben nun für einen Angriff auf Afghanistan alle wichtigen Stellungen inne; sie können ihre Streitkräfte von Pendjeh sowohl gegen Kabul wie gegen Herat werfen und würden mit einem zehntägigen Marsche vor letzterem stehen, während die Reiterei und reitende Artillerie schon in vier Tagen ankommen kann; ein englisch-indisches Heer würde mindestens sechs Wochen brauchen, um bis dahin zu gelangen. Andererseits soll Herat durch englische Genieofficiere zu einer starken Festung gemacht sein, und es würde sich fragen, ob die Russen hinreichendes Belagerungsgeschütz heranbringen können und sich dasselbe so lange zu halten vermöchte, bis Entsatz zur Stelle wäre; außerdem ist auch das mit Herat durch eine Kunststraße verbundene Balkh befestigt. Ueber die Stärke der Heere der Gegner gehen die Ansichten der Fachmänner sehr auseinander; indische Officiere haben 1884 berechnet, daß Rußland schon damals in drei Monaten 95000 Mann vor Herat bringen und 13000 Mann von Samarkand bis Kabul marschiren lassen kann; Wachs nimmt an, daß jetzt innerhalb dreier Wochen 40—50000 Russen von den Küstenpunkten des Schwarzen Meeres nach den entscheidenden mittelasiatischen Punkten gebracht werden können. Capitän Yate dagegen, ein Mitglied der afghanischen Grenzcommission[1]), der also an Ort und Stelle beobachten konnte, glaubt, daß die Russen nicht mehr als 30000 unterhalten können, weil die Verproviantirung zu schwierig sei. Dies ist entschieden unrichtig, da, wie erwähnt, Rawlinson bemerkt, daß Herats fruchtbare Umgebung selbst ein Heer ernähren könne und Rußland von seinen großen Vorrathskammern des Südens nicht weit entfernt ist. Dagegen gibt Yate zu, daß die russischen Truppen sehr viel beweglicher seien als die indischen, namentlich die Reiterei, da jeder indische Reiter einen Diener haben muß, also doppelt so viel Leute zu unterhalten sind als fechten können, und daß der Troß, den bis jetzt die indische Armee nothwendig hatte, ein ernstliches Hemmniß sei. Die gesammten englisch-indischen

[1]) England and Russia face to face in Asia. Travels with the Afghan Boundary Commission. London 1887.

Streitkräfte beziffern sich auf rund 200 000 Mann, nämlich 61 591 Engländer und 150 000 Sepoys, abgesehen von den zahlreichen Contingenten der eingeborenen Fürsten, die ohne einheitliche Ausrüstung und Führung sind. Diese 210 000 Mann, die über einen Strich von 300 000 engl. Quadratmeilen verstreut sind, wären aber keineswegs gegen Rußland verfügbar; sie sollen eine Grenze von 350 engl. Meilen, 2000 Meilen Eisenbahn und wichtige strategische Punkte vertheidigen, die Etappenlinien durch Beludschistan und Afghanistan sichern und die indischen Fürsten überwachen, welche über 49 Mill. Unterthanen herrschen. Bei der Krisis vom April 1885 lag die Sache so, daß England einem russischen Angriff nur 10 000 Mann britische und 40 000 Mann einheimische Truppen ohne weitere Reserve entgegenstellen konnte. Seitdem mag durch den einsichtigen und energischen neuen Vicekönig, Lord Dufferin, Manches geschehen sein, um die Schlagfertigkeit zu erhöhen; andererseits nimmt die noch nicht vollendete Unterwerfung Birma's erhebliche Kräfte in Anspruch; ein Aufstand in Indien ist nicht zu befürchten, so lange England nicht eine entscheidende Niederlage erlitten hat oder Constantinopel den Russen preisgibt, was unter den 40 Mill. seiner muselmännischen Unterthanen eine gefährliche Gährung hervorrufen würde. Ein russischer Angriff von Norden würde, wie Rawlinson sagt, wesentlich nur die Bedeutung einer Bedrohung haben, da die ungeheuren Gebirge zu unwegsam für militärische Zwecke sind; die Entscheidung wird in Afghanistan fallen. Wenn Herat von den Russen genommen wird, werden voraussichtlich der Gegenstand des Kampfes die Knotenpunkte der sogen. Königsstraße zwischen Indien, Iran und Turan: Kandahar und Ghuzni sein; von der Behauptung dieser strategischen Stellungen wird die Herrschaft Englands über Indien abhängen. Auf Verbündete hat es in Asien außer Afghanistan nicht zu rechnen; es sei denn, daß es ihm gelinge, China mit fortzureißen, dem Rußland das untere Amurgebiet genommen und das sich auch jetzt von demselben nicht weniger bedroht fühlt. China, das mehr und mehr aus seiner Abgeschlossenheit heraustritt, hat sich eine achtungswerthe Flotte geschaffen, die, mit der englischen vereint, dem russischen Amurgebiet, das durch keine Eisenbahn mit Westsibirien verbunden ist, sehr gefährlich werden könnte. In Rußland weiß man, daß China zwar ohne einen europäischen Verbündeten nicht vorgehen wird, fürchtet aber, daß England demselben für den Kriegsfall schon die Wiedergewinnung des Amurs zugesagt hat und sieht einen Beweis dafür in der Keckheit, mit der die Chinesen sich über bestehende Verpflichtungen hinwegsetzen, z. B. den Uferbewohnern des Sungari verbieten, russische Waaren zu kaufen, während der Vertrag von Aigun (1858), Rußland das Recht freier Schiffahrt auf diesem Flusse gab. China's Streitmacht zu Lande bietet dagegen vorläufig nur wenig gegen Rußland brauchbare Truppen, und immerhin ist dies Bündniß unsicher. Eben deshalb ist es in Englands Interesse, den großen Kampf gegen Rußland, dem es unter keinen Umständen entgehen wird, nicht in Afghanistan beginnen zu lassen, sondern auf der Balkanhalbinsel, wo es Oesterreich-Ungarn, die Pforte, Rumänien und Bulgarien zu Verbündeten haben kann, wenn es ernstlich will, so daß Rußland genöthigt wäre, gegen diese Coalition seine ganze Kraft zu wenden. Vielleicht zeigt schon die nächste Zeit, ob noch Entschluß genug in Englands Regierung und Volk lebt, um demgemäß zu handeln.

III.

Werfen wir nun noch einen Blick auf das übrige Colonialreich. In Ostasien ist das indische Reich durch die Einverleibung von Oberbirma im letzten Jahre erweitert und damit dem Vordringen Frankreichs nach Süden von Cochin-China aus ein Riegel vorgeschoben worden. In China hat England durch den 1842 erworbenen Besitz von Hong-Kong eine natürlich starke Stellung, deren unvollkommene Befestigung aber erst jetzt verbessert und nicht vor 1887 vollendet sein wird; daneben bestehen Kohlenstationen auf chinesischem Boden in Amoy und Schanghai, auf japanischem in Nangasaki, Hiogo und Yokohama; als Gegengewicht gegen die russischen Festungen des Amurgebietes, Nikolajewsk und Wladiwostok, wurde Port Hamilton besetzt, aber wieder aufgegeben, weil der dortige Aufenthalt für Soldaten klimatisch unerträglich, alle Vorbedingungen für deren Unterhalt fehlen, auch der Ankergrund nicht besonders günstig ist und die Herstellung der nothwendigen Bauten ungeheure Kosten verursachen würde. Dagegen hat China sich vertragsmäßig verpflichtet, keiner anderen Macht die Anlegung eines Hafens auf der Nauhan-Inselgruppe oder in Korea zu gestatten. Durchschneiden wir dann den Stillen Ocean, so betreten wir zuerst auf der vor dem Festlande von British-Columbien gelegenen Insel Vancouver mit ihrem vorzüglichen Hafen von Esquimalt wieder englischen Boden. Dieser durch Lage, wie Kohlen- und Eisenbergwerke sowie Holzreichthum werthvolle Besitz ist bisher ebenso wie der Endpunkt der canadischen Pacificbahn, Port-Moody, noch so gut wie unbefestigt. Jene Bahn aber hat neben ihrer großen commerciellen auch militärische Bedeutung, da sie mit Hülfe directer Dampfer von Queenstown nach Halifax und von Port-Moody nach Hong-Kong die rascheste Verbindung mit Ostasien bildet und den Weg um 1013 Kubikmeter kürzt; sie wird gestatten, Truppen und Kriegsmaterial in zwei bis drei Wochen nach Esquimalt zu bringen, während die bisherige Dampferverbindung dorthin mehrere Monate erforderte. Der westliche Endpunkt und bedeutendste Hafen Britisch-Amerika's, Halifax, ist Kohlenstation ersten Ranges und durch Forts gut vertheidigt, aber ohne Docks; im Innern der gewaltigen Dominion of Canada ist außer Quebec nicht ein einziger befestigter Platz, die Stellung derselben gegen die Vereinigten Staaten mithin so gut wie schutzlos. Im Süden der letzteren ist Hamilton auf der Bermudagruppe, mit dem einzigen Dock in Amerika, stark befestigt; die Werke von Port-Royal auf Jamaica und St. Lucia nähern sich der Vollendung. Antigua und Barbados sind Kohlenstationen zweiten Ranges.

Ohne allen Schutz sind bis jetzt die so mächtig aufgeblühten australischen Colonien, Neuseeland und die Fidji-Inseln, und es begreift sich daher, daß, als 1885 der Bruch zwischen England und Rußland drohte, man in Melbourne und Sidney fürchtete, eines Tages das russische Amurgeschwader erscheinen zu sehen. Australien ist am weitesten entfernt und im Kriege am meisten ausgesetzt. Diese Colonien, in denen ein sehr warmer englischer Patriotismus herrscht, sind denn auch vor Allem für die Idee einer Imperial federation eingetreten; daß eine solche auf politischem Gebiet nicht möglich, ist in unserem ersten Aufsatz ausgeführt. Es ist deshalb in dem Rundschreiben des Colonialsecretärs Stanhope, der eine Conferenz zur Berathung der Angelegenheit auf den April 1887 an-

beraumte, erklärt, daß alle politischen Fragen von derselben ausgeschlossen seien und neben der Verbesserung des Post- und Telegraphendienstes die Organisation der Vertheidigung in erster Linie erörtert werden soll. In einer vorgängigen Besprechung zwischen dem Befehlshaber des australischen Geschwaders, Admirals Tryon, und den Ministern der australischen Colonien, die im vorigen Jahre in Sidney stattfand, ist der Plan aufgestellt, ein neues australisches Geschwader zu bilden, das ein Theil der Reichsflotte bleiben soll, aber die dortigen Gewässer nicht ohne Zustimmung der Colonialregierungen verlassen dürfte, wogegen letztere die Kosten des Geschwaders zu tragen, sowie den König Georgs-Sund zu befestigen bereit sind; in ähnlicher Weise wird mit den anderen wichtigen Colonien eine Vereinbarung zu treffen sein. Die Conferenz wird berufen sein, einer neuen Idee zuerst eine praktische Form zu geben, nämlich dem Gedanken, das Greater-Britain zur Reichseinheit zu entwickeln. Diese Idee ist noch in ihrer Kindheit, aber sie hat Wurzel in der englischen Race gefaßt und ist durch die Colonialausstellung, welche in noch nicht gesehener Menge Bewohner der überseeischen Besitzungen nach London geführt und sowohl mit England als miteinander in Berührung gebracht, mächtig gefördert. Nur Leute vom Schlage eines Gladstone stehen ihr verständnißlos gegenüber. Die Königin durfte mit Wahrheit in ihrer Rede bei Schluß der vorigen Session sagen, daß „ein wachsendes Bestreben vorhanden, auf jedem praktischen Wege die Bande enger zu ziehen, welche die verschiedenen Theile des Reiches vereinigen.“ Die Conferenz wird ein erster Versuch sein; sie wird, wie das Schreiben des Colonialsecretärs hervorhebt, nur berathenden Charakter haben und keine Colonie durch Majoritätsbeschlüsse binden; aber sie wird sicher nicht ohne Ergebniß verlaufen. Der Geldpunkt wird keine Schwierigkeit machen; die Colonien sind ganz bereit, für ihren Schutz zu zahlen, und England hat die Mittel, die nöthigen Schiffe zu bauen. Dagegen fehlt es den ersteren ganz an dem nöthigen fachmännisch geschulten Personal, und letzteres kann von dem seinigen nichts abgeben. Es ist deshalb vorgeschlagen, von den Colonialregierungen alljährlich eine genügende Anzahl von Seecadetten der britischen Flotte zur Ausbildung überweisen zu lassen, um später die Bildung eines colonialen See-Officiercorps zu ermöglichen. Für Australien wird die Errichtung einer See-Cadettenschule in Sidney geplant, wo die Zöglinge ihre theoretische Ausbildung erhalten sollen, um alsdann praktischen Dienst an Bord englischer Kriegsschiffe zu thun. Nach Zurücklegung des gewöhnlichen See-Officiercursus würden dann die Zöglinge für Zwecke der colonialen Häfen- und Küstenvertheidigung brauchbar sein und auf diese Weise auch werthvolle Kräfte für eine coloniale Kreuzerflotte gewonnen werden. In erster Linie wird es sich darum handeln, die Kohlenstationen vor jedem Angriff sicher zu stellen. Lord Randolph Churchill konnte sich kein größeres Armuthszeugniß geben, als indem er verlangte, die Ausgaben hierfür zu vertagen. Der Seekrieg ist durch den Dampf ein vollständig anderer geworden; ein Geschwader kann nicht, wie zu Nelson's Zeiten, jahrelang umherschwimmen, sondern seine Wirksamkeit beruht ganz auf der Kohle. Die neutralen Häfen sind der Marine im Kriege verschlossen, weshalb begreiflicher Weise Frankreich sich sträubte, seine Operationen gegen China als Krieg gelten zu lassen, da ihm in einem solchen unmöglich

wurde, seine Kohlenvorräthe in britischen Häfen zu erneuern. England dagegen verfügt über ein Netz von Kohlenstationen auf eigenem Boden wie keine andere Nation; aber sie sind, wie der Bericht der Naval Defences Commission zeigt, bis jetzt sehr unzureichend geschützt; sie müssen wirksam vertheidigt sein, damit ihre Vorräthe den englischen Schiffen stets zugänglich und nicht dem Feinde in die Hände fallen können. Das Gleiche gilt von den Docks, den Arsenalen und Handelshäfen. Stellungen, welche erst durch ein Geschwader vertheidigt werden müssen, sind eine bloße Last; denn wenn die Marine sie überwachen und vertheidigen soll, ist dieselbe nicht zum activen Dienst gegen den Feind verfügbar und kann nicht die englische Handelsflotte beschützen. Die wirksame Befestigung dieser Stellungen zu Lande wird also die Kraft der Flotte sehr erhöhen und gestatten, dieselbe voll gegen den Feind zu wenden; außerdem wird derselbe, wenn er weiß, daß gegen diese Befestigungen wenig auszurichten ist, auch einen Angriff nicht versuchen. Man sieht dies in England vollständig ein; der Fehler scheint nur, daß die Regierung nicht den Muth hat, nach dem Beispiel des Palmerston'schen defence loan vom Parlament die Ermächtigung zu verlangen, die dazu erforderliche Summe von 7—8 Mill. £ durch ein Anlehen sofort verfügbar zu machen, statt das Jahresbudget der Flotte zu sehr zu belasten und doch zu langsam vorwärts zu kommen. Auch die Befestigung der englischen Häfen und Arsenale ist nicht ausreichend; mag die Flotte stark genug sein, so lange sie nicht eine große Niederlage im Canal erlitten, dieselbe gegen einen feindlichen Angriff zu vertheidigen, so muß man doch auf alle Fälle gerüstet sein. Im Zeitalter der Telegraphen wäre es immerhin möglich, die Flotte auf kurze Zeit durch falsche Nachrichten von dem Punkte zu locken, der das Objectiv des Angriffes bildet, und man erwäge die Folgen einer Landung in Newcastle, Glasgow, Bristol, Dundee oder gar einer Wiederholung der Expedition des Generals Hoche im Südwesten Irlands, wo Englands Feinde von den Home Rulern mit offenen Armen aufgenommen werden würden; eine wirksame Vertheidigung aber gegen die heutigen Geschütze der Panzerschiffe läßt sich nicht improvisiren. Ja nicht einmal die großen Kriegshäfen können als absolut gesichert gelten; in Irland entbehrt die einzige durch zwei Forts befestigte Stellung von Cork nach der Landseite jedes Schutzes gegen einen in der Nähe landenden Feind, der, in ihrem Besitz, nach England übersetzen kann, an dessen Westküste nur Milfort Haven durch ein Fort mit 16 Kanonen und der Mersey durch die Seaforth-Batterie mit 7 großen Geschützen befestigt sind. Ganz Schottland und die Ostküste Englands bis Harwich hinab, das ein Fort von 5 Geschützen hat, sind ohne jede militärische Deckung. Besser steht es mit den Befestigungen der Themse, welche Sheerneß, eine der vier Hauptmarinestationen, Chatham, Woolwich, Purfleet und Deptford mit ihren Arsenalen, Werften, Waffen- und Munitionsfabriken, vor Allem aber London schützen; doch gelten auch sie nach fachmännischem Urtheil nicht für ausreichend, indem namentlich Chatham auf der Westseite ungedeckt ist. Da London nicht nur das Herz Englands, wie Paris das Frankreichs, sondern des ganzen Colonialreiches und zugleich die größte Handelsstadt der Welt ist, so müßte es wie Paris mit einem Ringe von starken Forts mit weittragenden Geschützen umgeben sein, was nach Ansicht competenter Officiere mit 5 Mill. £ zu machen wäre. Das Hauptaugenmerk ist bisher der

Vertheidigung der Südküste zugekehrt gewesen; hier treten uns die großen, stark befestigten Kriegshäfen Plymouth und Portsmouth entgegen, welches letztere, durch die Halbinsel Gosport und die Insel Wight geschützt, in seinem Hafen die ganze englische Flotte aufnehmen kann, deren Hauptquartier derselbe in jedem Seekriege bilden wird; daneben sind Falmouth, Portland und andere Punkte gut vertheidigt. In diesen Häfen liegt der Schwerpunkt der maritimen Kraft Englands; hier sind seine größten Arsenale, Docks, Werften und Vorrathskammern von Allem, was zum Bau, zur Ausrüstung, Ausbesserung und Verproviantirung von Kriegsschiffen erforderlich ist.

Dennoch behaupten englische Autoritäten, daß selbst Portsmouths Seehafen nicht unbedingt sicher gegen einen plötzlichen Angriff sei, und Wachs legt Nachdruck darauf, daß die gegenüberliegende französische Küste in Bezug auf maritimen Schutz und Stärke der Befestigungen der englischen Südküste überlegen sei. In erster Linie treten hier die in den Fels gesprengten und von Napoleon III. vollendeten mächtigen Werke Cherbourgs mit ihren großen Bassins hervor, welche diese Festung, die weithin Land und See beherrscht, als geradezu uneinnehmbar und als den stärksten Punkt einer wirkungsvollen maritimen Offensive erscheinen lassen; an sie schließen sich nördlich Calais und Dünkirchen, gleichfalls Festungen ersten Ranges, und die zweiter Stärke von Gravelines und Havre, hinter ihnen liegt die Linie der Landfestungen von St. Omer, Lille, Douay, Arras, welche durch doppelgeleisige Bahnen unter sich und mit Calais in Verbindung stehen, während als weiterliegendes Centrum Paris mit allen seinen Hülfsmitteln erscheint. Während somit die englischen Küsten viele schwache Punkte bieten, kann die französische Nordküste als unangreifbar gelten, und was die Offensive betrifft, so braucht kaum gesagt zu werden, daß sich seit Napoleon I. durch den Dampf alle Verhältnisse vollständig geändert haben, indem die Strecke von Calais nach Dover in 1½ Stunden zurückgelegt wird, und die Eisenbahnen ermöglichen, Truppen und Artillerie in der kürzesten Frist einzuschiffen. An einen Angriff auf die französische Küste wird indeß England schwerlich denken; aber Wachs scheint zu übersehen, daß an sich die englische Südküste vertheidigungsfähiger ist als die französische. Sie tritt steil und hoch an das Meer, so daß jedes Geschütz dort gegen einen Angriff von Schiffen gedeckt ist, während jede Kugel, welche ein Schiff von oben trifft, für dasselbe lebensgefährlich ist. Die wenigen Befestigungen von Dover sind deswegen stärker als die gegenüberliegenden von Calais.[1]) Verfügen daher die Engländer nur über hinreichende Artillerie, so werden sie die Südküste schon vertheidigen können, und der Feind, der dies weiß, wird sich auf andere, wirklich schwache Punkte werfen. Hinsichtlich dieser kommt auch in Betracht, daß bei Englands Eisenbahnnetz und der allseitigen telegraphischen Verbindung doch rasch Truppen zur Stelle geschafft werden können, um einer sich immerhin langsam vollziehenden Landung zu widersetzen. Freilich müssen Truppen und Geschütze in ausreichender Menge vorhanden sein; aber für die Vertheidigung, bei der es nicht auf Gefechte ankommt, wäre die Miliz ganz brauchbar.

(Ein Schlußartikel im nächsten Heft.)

[1]) Es scheint daher nicht richtig, wenn Wachs glaubt, daß bei Dover sich leicht eine Landung bewerkstelligen lasse.

Unsere Grenzen.

Von
Otto Wachs, Major a. D.

Wenn wir auf den folgenden Seiten unseren Lesern einen kurzen Ueberblick über die Grenzen Deutschlands in militär-politischer Hinsicht zu geben versuchen, und sie einladen, mit uns eine kurze Musterung über die Bollwerke zu halten, welche Natur und Kunst zwischen uns und unsern Nachbarn zu Vertheidigung und Angriff aufgeführt hat, so müssen wir von vornherein betonen, daß sie darin keine Geheimnisse der vaterländischen festen Plätze und Positionen verrathen, oder ihre Aufmerksamkeit auf noch nicht öffentlich berührte Schwächen in den fremden Vertheidigungssystemen und Vertheidigungseinrichtungen hingelenkt zu finden erwarten dürfen. Das würde gegen die Pflicht jedes Patrioten, wie viel mehr eines preußischen Officiers verstoßen. Wir müssen uns auf dasjenige beschränken, was Jedermann aus der einschlägigen Literatur und genauen Kartenwerken wissen kann, und würden somit unsere Arbeit für überflüssig halten, wenn eben Jedem diese Hülfsmittel zu Gebote ständen, oder die Zeit zur Verfügung wäre, sich daraus ein kurzes Bild zusammenzustellen. Auch dürfen wir annehmen, daß die Leser in dieser ernsten Zeit unserer kurzen Skizze mit Interesse folgen werden, wo Aller Augen, wenn nicht gerade mit Besorgniß, so doch mit Spannung nach diesen Grenzen, insbesondere den westlichen, gerichtet sind, an denen wir bereit sein müssen, was wir 1870/71 in schwerem Kampfe errungen haben, in voraussichtlich schwererem Kampfe zu vertheidigen.

Aber es handelt sich doch nicht bloß um die westliche Grenze. Wie ein sorgsamer Hausherr zum Schutze seines Eigenthums nicht nur die „Wetterseite" ins Auge faßt, so hat auch das deutsche Volk seinen Wohnsitz nach allen Himmelsrichtungen hin zu hüten. In der Mitte Europa's wohnend, haben wir rings umher starke und eifersüchtige Nationen zu Nachbarn, deren Interessen gar leicht mit den unserigen in harten Widerstreit gerathen können.

Gehen wir bei der heutigen Betrachtung, um ihr etwas engere Grenzen zu ziehen, von dem Gedanken aus, daß Schlesien, Sachsen und Bayern durch Oesterreich nicht bedroht sind, die Neutralität der Schweiz und Belgiens aufrecht er-

halten bleibe und von Holland aus kein Angriff zu gewärtigen sei, so haben wir die Südwest-, die Nord- und die Ostgrenze ins Auge zu fassen.

I.

Die deutsche oder elsaß-lothringische Grenze gegen Frankreich, von Delle (südlich von Belfort) bis Longwy, in der Luftlinie etwa 250 Kilometer lang, hat nur eine kurze Strecke von etwa 90 Kilometern in den Vogesen eine natürliche Scheidelinie. Auf der ganzen übrigen Länge ist sie mehr oder minder offen, und menschliche Kunst und Hand hat besonders auf französischer Seite Riegel und Bollwerke errichtet, welche die Natur versagte. Wir beginnen die militärische Musterung im oberen Elsaß, auf einem Abschnitte, welcher durch deutsche Werke und natürliche Grenzen nicht gedeckt ist, und in welchem Frankreich, basiert auf Belfort und das hinterliegende Besançon, einen Vorstoß unternehmen kann, da die Wirkungssphäre von Neu-Breisach, dem Durchgangspunkte auf der Straße zwischen Colmar, Freiburg und weiter durch das Höllenthal nach Schwaben, nicht weit südwärts reicht. Eine französische Operation von hier aus würde zunächst das obere Elsaß und das obere Baden, reiche Culturlandschaften mit wohlhabenden großen Städten, bedrohen. Indes dürfte der Gegner, welcher hier mit einer großen Armee den Durchbruch versuchen sollte, durch die Gefährdung der hinterliegenden Verbindungen sicher eher zum Stehen kommen, als bis das süddeutsche Ulm sich geltend zu machen brauchte. Deutschen Streifcorps gegenüber aber, für die das wechselvolle Terrain im Nordosten von Belfort wie geschaffen ist, würden bloße französische Demonstrationen um so schneller unwirksam werden, als in diesem Falle unsere leistungsfähigen Bahnen ein gewichtiges Wort mitzusprechen hätten.

Von dem offenen Thore von Belfort aus zieht sich die Scheidelinie, wie gesagt, zwischen deutschem und französischem Besitz auf dem Kamme der Vogesen hin, um später in Lothringen wieder in eine rein politische Grenze überzugehen.

Wenden wir nun den Blick nordwärts an der Festung Neu-Breisach vorbei, so steht man alsbald auf dem durch Sieg und Blut 1870/71 erworbenen „militärischen Territorium", das bis über Diedenhofen hinaus zur luxemburgischen Grenze reicht. Von der Ill her winkt uns der alte Münster, und ein Name klingt uns ins Ohr gleich dem Rauschen eines Märchenwaldes, das Wort: Straßburg. Die wunderschöne, sagenberühmte, alte, freie Reichsstadt trägt wieder deutsche Farben und hat sich wie einst zu des Reiches Schild aufgeworfen. Dieser Schild aber ist solchergestalt, daß es augenblicklich nur eine einzige Festung gibt, welche Straßburg an räumlicher Ausdehnung übertrifft — Paris. In dem verschanzten Lager an der Ill können 250000—300000 Mann aufgenommen werden; seine Front wird durch die Forts Großherzog von Baden und Kronprinz gedeckt; rechts von diesen sind die Forts Podbielski, Roon, Moltke, Fransecky (an der Mündung der Ill), links die Forts Bismarck, Kronprinz von Sachsen, Tann, Werder und Schwarzhoff errichtet, während der rechtsrheinische Gürtel aus den Forts Kirchbach, Bose und Blumenthal besteht. Die Forts haben theils trockene, theils nasse Gräben. Eine Ringbahn verbindet die Werke mit den in den Waffenplatz mündenden Eisenbahnlinien. Das Hauptwerk aber besteht selbst-

verständlich aus der mit verstärkter und verbesserter Umwallung versehenen Stadt, welche durch die Ill, den Rhonecanal und Rhein auf drei Seiten von einer freilich nicht zusammenhängenden Wasserzone umgeben werden kann.

Folgende Angaben mögen dazu dienen, sich von der Ausdehnung dieser befestigten Stellung einen Begriff zu machen. Fünf bis acht Kilometer von dem Stadtwall entfernt liegen die unter sich in einem Abstande von 3—4 Kilometern erbauten Forts. Der mittlere Durchmesser des verschanzten Lagers beträgt 14 Kilometer, während der Durchmesser einer feindlichen Einschlußlinie mindestens 26 Kilometer lang sein würde, und der Belagerer einen Umkreis von 80 Kilometern besetzen müßte. Bei Paris bildet der Kranz der neueren äußeren französischen Befestigungen um die Stadt eine von Westen nach Osten liegende Ellipse, deren kurze Axe auf 30, deren lange dagegen auf 40 Kilometer gestreckt ist. Diese Maße mögen zum Vergleiche beider Plätze dienen.

Wie Paris zu beiden Seiten der Seine, so liegt der deutsche Waffenplatz, welcher Bitsch als detachirten Posten ausgesetzt hat, auf beiden Ufern des Rheines. Paris wie Straßburg sind im Besitze unerschöpflicher militärischer Hülfsquellen und beherrschen ausgedehntes, fruchtbares Terrain.

Fünf Tagemärsche nordwestlich von Straßburg liegt, an einem wuchtigen erratischen Block (Saint=Quentin), von der Mosel durchflossen, das uralte Metz. Hier ließ sich 1870 der deutsche Aar dauernd nieder, um von hoher Warte aus die schwer errungene Position eifersüchtig zu hüten. Wir sind an der alten und neuen Grenze Deutschlands angelangt und stehen zugleich an der westlichsten Kante des Reiches, von wo so oft die Wetterwolken über das Reich heraufzogen. Heute schaut die wiedergewonnene Stadt selbstvertrauend über die weiten sie umgebenden Schlachtfelder, in denen so viele deutsche Helden in die große Nacht hinüberschlummern. Hier ist der Stein, an welchem deutsches und welsches Wesen sich so nahe berührt, wo so oft Völkerstürme sich brachen; er ist unser Lug=ins=Land geworden.

Die neun detachirten Forts des Metzer Lagers führen folgende Namen: Hindersin, Göben (Queuleu), Manteuffel (Saint=Julien), Zastrow (les Bottes), Prinz August von Württemberg (Saint=Privat), Prinz Friedrich Karl (Saint=Quentin), Manstein — mit einem gepanzerten Thurm — Alvensleben (Plappeville) und Kamecke (Voippy) mit zwei gepanzerten Thürmen.

Diese beiden nun wieder erworbenen Vesten am Rhein und an der Mosel, Straßburg und Metz, sind die starken End= und Stützpunkte einer strategischen Axe, der Operationsbasis nämlich, welche von den Vogesen zu der Mosel reicht, und bei deren Betrachtung man unwillkürlich an strategische Offensive denken muß. Wie früher für die Franzosen gegen Deutschland, so sind sie jetzt für Deutschland nicht nur Bollwerke gegen den Feind, durch welche Elsaß=Lothringen sicher unter Dach und Fach gebracht sind, Oberdeutschland, die bayrische Pfalz und die Rheinprovinz gedeckt werden, sondern sie sind auch Ausfallspforten gegen ihn geworden. Straßburg bedeutet den Ausgangspunkt einer Armee, die im Elsaß, in den Vogesen oder an der Meurthe operirt; es ist der Ort, von dem aus die über den Kamm der Vogesen vorbrechenden feindlichen Colonnen mit Hülfe des hochentwickelten Eisenbahnnetzes in die Berge zurückgeworfen werden; es ist,

in Verbindung mit dem 50 Kilometer rheinaufwärts in der linken Flanke gelegenen Neu-Breisach, die sichtbare Drohung gegen eine weiter oberhalb nach Baden übergegangene feindliche Armee. Metz aber gleicht durch Natur und Ingenieurkunst den Mangel irgend welcher Deckung in dem hindernißlosen Lothringen aus. Diese Festung galt 1871 der Kraft von 100 000 Mann gleich, und durch ihren Besitz ziehen wir, um eine solche Armee stärker, in einen etwaigen neuen Kampf. Wie Straßburg mit Neu-Breisach den Oberrhein, so beherrscht Metz mit dem nur 25 Kilometer entfernten Diedenhofen die Mosel und erhebt gleichsam drohend den Finger gegen das nur acht Tagemärsche entfernte Paris; ein doppelter Eisenbahnweg sichert die Verbindung und Unterstützung mit und von der Hauptstadt des Reiches.

Außer Neu-Breisach und Diedenhofen ist Bitsch, das die Eisenbahn Straßburg-Metz und aus der Rheinpfalz nach Lothringen führende Wege sperrt, fortificatorisch verstärkt worden, während die Festungen Pfalzburg und Schlettstadt geschleift sind.

So beschaffen ist das militärische Profil, welches deutsche Hand diesseits der französischen Grenze gezeichnet hat. Hinter diesem Profile rückwärts schließt eine zweite Vertheidigungslinie sich an, die ältere aus der Zeit vor 1871, welche durch die Festungen Ulm, Rastatt, Mainz, Coblenz, Köln gebildet wird, und welche in Verbindung mit jenen beiden großen Plätzen ein Festungssystem repräsentirt, das weder zu stürmen ist noch zu umgehen, und durch welche es einem französischen General schwer fallen möchte, eine Armee siegreich hindurchzuführen, „um sich jenseits des Rheines den Marschallstab zu holen." Verrath aber wird, so hoffen wir, nimmer wieder eine der verrammelten Hinterpforten zu den deutschen Landen dem Feinde heimlich öffnen.

Betrachten wir jetzt die Vertheidigungsmittel, mit welchen die Franzosen ihre Grenzen zu Schutz und Trutz versehen haben[1]).

Nach dem Verluste von Straßburg und Metz haben dieselben im Jahre 1872 einen neuen Landesvertheidigungsplan festgestellt, in welchem begreiflicherweise die Ostfront die Hauptrolle spielt. Dieser Plan ist bereits zur Ausführung gelangt und die strategische Mauer gegen Deutschland längst vollendet; trotzdem entdecken sie immer noch Spalten, die ausgefüllt werden sollen, so das „Trouée des Ardennes". Sie sparten in der That weder Geld noch Mühe, um die „frontière d'est" hermetisch zu schließen, und man muß gestehen, wenn man die französischen befestigten Lager, die Plätze zweiter Ordnung mit detachirten Forts jeglichen Musters, mit den Sperrforts aller Gattungen und die sonstigen Verbarrikadirungen genau prüft, daß hier nahezu ein Meisterwerk der Ingenieurkunst geschaffen worden ist.

Im Süden ist da, wo die Grenze der Schweiz durch die deutsche abgelöst

[1]) Zum Studium des voraussichtlichen westlichen Kriegsschauplatzes wie der östlichen Grenzländer empfehlen wir angelegentlichst die vor Kurzem bei Theodor Fischer in Cassel erschienene „Uebersichtskarte vom nordöstlichen Frankreich", wie die früher herausgegebene „Uebersichtskarte vom westlichen Rußland" von O'Grady. Letztere Karte empfahl wegen der umfangreichen, zuverlässigen Angaben u. s. w. zum Zwecke geographischer Studien schon im Jahre 1884 der General-Quartiermeister Graf von Waldersee.

wird, durch seine Lage sowie durch die Ausdehnung seines Befestigungsgürtels **Belfort**, an der Savoureuse gelegen, zum mächtigen Waffenplatz der Ostfront erhoben. Es sperrt die schmale Straße aus dem Ober-Elsaß nach dem Doubs- und Saônethal, hütet also den Paß zwischen Jura und Vogesen und deckt die Verbindungen Mühlhausen-Vesoul und Epinal-Besançon. Vor der kleinen, mit fester Umwallung versehenen Stadt erhebt sich, in kurzer Entfernung von dieser, der Gürtel jener alten, zum Theil in Felsen gehauenen Forts und Redouten. Der Aus- und Weiterbau hat seit dem Jahre 1872 keine Unterbrechung erlitten, und es sind nicht allein die in weiter Entfernung sich hinziehenden Anhöhen und fernliegenden wichtigen Terrainpunkte durch starke Befestigungen auf dem Mont Salbert, durch die Forts Vaudois, Bosmont, Vezelois, Roppe und andere weniger umfangreiche Werke gekrönt, sondern man baut auch neben vier kleinen Forts mächtige Batterien auf den Erhebungen zwischen Essert und Bavillers zur Beherrschung der westlich des Platzes gelegenen Ebene. Andere nicht minder starke Batterien werden nicht weit vom Bahnhofe von Belfort zwischen Danjoutin und der Gabelung der beiden Schienenstränge Mühlhausen und Lyon errichtet; ihr Zweck ist, Danjoutin auch dann noch zu decken, wenn der Gegner über die vorgeschobenen Werke der Südregion bereits gebietet. Im Herbste 1886 konnte man die Vergrößerung und Verstärkung der alten Forts Bellevue (jetzt Denfert) und la Justice constatiren, an deren Ausbau hunderte von Leuten angestrengt schafften. Letzteres Werk ist gegen jede Annäherung aus Südosten durch Neuanlage von Erdschanzen gedeckt, während die Wirkungssphäre des Forts Denfert nach Norden hin durch starke Batterien erweitert wurde. Belfort besitzt Brieftaubenstation.

Zwölf Kilometer von Belfort entfernt liegt an der oberen Savoureuse das sehr starke Fort **Giromagny**; es deckt die nach dem Ballon d'Alsace sich hinaufwindende, in das Moselthal führende Straße und sichert die Verbindung mit den in den Vogesen errichteten Forts. Wie Giromagny im Norden, so stellt das an der Lisaine gelegene, oben schon genannte Fort **Vaudois** (neun Kilometer von Belfort) die Verbindung mit **Montbéliard** (Mömpelgart) her. Hiernach beträgt die peripherische Befestigungslinie Belforts einen Umfang von 50 Kilometern, und schon daraus läßt sich auf die Bedeutung des Platzes ein Schluß ziehen.

Zur Sicherung der zwischen Belfort und der Schweizer Grenze gelegenen Gegend hat man zunächst das bei Montbéliard gelegene feste Schloß armirt, und so die Deckung des hier befindlichen Canal-, Eisenbahn- und Straßenknotenpunktes bewirkt.

Auf Kanonenschußweite, nordöstlich von Montbéliard, erblickt man das mächtige, am rechten Doubs-Ufer, zwischen der Mündung der Lisaine und Savoureuse, erbaute Fort **la Chaux**, das, durch zwei Batterien verstärkt, nicht allein die Thäler des Doubs, der Allaine, der Savoureuse und der Lisaine taktisch beeinflußt, sondern auch alle aus dem Elsaß und der nordwestlichen Schweiz kommenden Verbindungen nach Montbéliard sperrt.

Dieselbe Aufgabe, welche Fort la Chaux, nordöstlich von Montbéliard, zu erfüllen hat, fällt für das Doubs- und Allainethal, die Eisenbahn Mühlhausen-Besançon, den Rhein-Rhonekanal sowie für wichtige Straßen dem 3½ Kilo-

meter südwestlich von der Stadt belegenen Fort Mont Bart zu. Die Straße von Basel nach Besançon, welche den Doubs bei Pont-de-Roide überschreitet, wird an diesem Punkte durch die Batterien des Roches unter Feuer genommen, während weiter östlich, auf dem Höhenzug von Blamont, südlich eben genannter Straße, das Fort Lomont aufgethürmt ist. Nachdem man durch diese, seit dem letzten deutsch-französischen Kriege errichteten Befestigungen den Terrainabschnitt zwischen der Schweiz und Belfort gesperrt und die strategische Wichtigkeit letzteren Platzes bedeutend erhöht hat, ist die französische Grenze von den Vogesen bis zum Jura verbarrikadirt; hinter diesen Barrikaden liegt am Doubs, in dessen Thale die Straße abwärts ins südliche Frankreich führt, die starke umfangreiche Festung Besançon mit ihren siebenzehn weit vorgeschobenen Forts.

Verfolgen wir die französische Grenze von diesem Terrainabschnitt nordwärts, so zeigt sich, daß sich die Linie der Festungen nicht so eng an den Gang der politischen Grenze anlegt, wie bisher, vielmehr gilt die Mosel, von ihrer Quelle am Ballon d'Alsace fast bis zu ihrem Eintritt in das deutsche Gebiet zwischen Pont-à-Mousson und Metz, als Vertheidigungslinie, hinter welcher und nordwärts welcher dann die Maaslinie auftritt. Wir haben also zunächst die Mosel zu betrachten.

Gleich nordwärts von dem erwähnten Fort Giromagny hat man die Straße, welche von da nach Epinal über den Ballon d'Alsace und durch das obere Moselthal führt, durch folgende Werke sicherzustellen versucht.

Zuerst erhebt sich, unfern der deutschen Grenze, 1200 Meter über dem Meere dort, wo die Straße von Mühlhausen über Thann an dem Nordabhange des Ballon d'Alsace hinaufkriecht, das Fort du Ballon de Servance; steigt man sodann in das Moselthal nieder, so erblickt man das Fort Château Lambert und vierzehn Kilometer unterhalb desselben das Fort Rüpt, welche die Vogesenpässe beherrschen, durch welche die Straßen von Mühlhausen, Gebweiler u. s. w heranziehen, um dann aus dem Moselthale in das Oignon- und Breuchinthal, d. h. nach Besançon und Vesoul hinüberzuführen, und welche zugleich den Eintritt in das Moselthal nach Nordwesten sperren.

Westlich der Stadt Remiremont dominirt das Fort Parmont jene das Moselette- und Moselthal durchlaufende, Neu-Breisach, Colmar und Langres verbindende Straße.

Weiter den Lauf der Mosel abwärts ist, noch elf Kilometer oberhalb Epinals, das Fort d'Arches erstanden, welches mit seinen Geschützen sowohl das Terrain beherrscht, wo der Vologne-Bach in die Mosel mündet, also auch andererseits die Straße unter die Hut seiner Beschützung nimmt, welche aus Colmar und Schlettstadt kommt, um hier die Mosel zu überschreiten.

So finden wir überall da, wo die Kunststraßen aus dem oberen Elsaß das Moselthal erreichen, französische Schlagbäume errichtet, die das Vordringen einer Invasionsarmee in der Richtung auf Langres oder Chaumont aufhalten, wie auch eine Umgehung der Festung Belfort unmöglich machen sollen. Naturgemäß ist durch die oben genannten Straßensperrungen auch eine gesicherte Verbindung zwischen Belfort und Epinal hergestellt.

Epinal selbst ist ohne Wall und Graben, aber durch acht weit vorgelegene

detachirte Forts (je vier auf beiden Ufern der Mosel) und Batterien zu einem befestigten Lager und wichtigen Brückenkopf erhoben; dem Platze ist die Sicherheit des Eisenbahn- und Straßenknotenpunktes bei Epinal überantwortet. Die Befestigungen führen folgende Namen: Fort de Dogneville (mit einer Annexbatterie), Fort de Longchamp (mit zwei Annexbatterien), Fort de Razimont, Fort de la Mouche, Fort du Bambois (mit Enveloppe), Batterie des Frisches, Fort du Roulon (mit einer Annexbatterie), Fort de Girancourt, Batterie de Sanchey, Fort d'Uxegney und Batterie de la Grande-Haye; der peripherische Umkreis des Befestigungsringes beträgt achtunddreißig Kilometer.

Wie auf der Front Belfort-Epinal, so hat auch weiter nordwärts in dem Terrain zwischen letzterer Stadt und Toul die Republik dafür Sorge getragen, daß ein von Osten vorrückender Feind die Hauptstraßen- und Flußübergänge verlegt findet. Die Mosellinie greift hier in die Maaslinie, die sich bei Toul auf etwa fünfundzwanzig Kilometer nähert.

Zunächst erblickt man an der Maas, nordwestlich von Epinal, das unweit Neufchâteau erbaute Fort Bourlémont, welches den für Etappenzwecke so wichtigen Eisenbahnstrang von Chaumont-Neufchâteau-Mirecourt-Nancy, wie die hier zusammenstoßenden wichtigen Straßen deckt, während weitere zwanzig Kilometer abwärts sich auf den rechts der Maas hinziehenden Höhen das Fort Pagny-la-blanche-Côte erhebt, um den Uebergang der Bahn Neufchâteau-Vaucouleurs und die Maasstraße unter Feuer zu nehmen. Zwölf Kilometer südlich von Toul sichert das Fort Blénois-les-Toul eine wichtige Straßengabelung. Das südöstlich von Nancy auf dem linken Moselufer bei dem Flecken Pont-Saint-Vincent errichtete Fort sperrt die von Toul kommenden Straßen und deckt eventuell einen Uferwechsel, wie auch ein zweites Mal die Eisenbahn Chaumont-Nancy; nordöstlich von Toul aber und nördlich von Nancy sind an der militärisch so wichtigen Eisenbahnstation Frouard, wo Meurthe und Mosel sich vereinigen, die Redoute Chanois und zwei vor derselben liegende starke Batterien zu verzeichnen, während weiter nach Südosten geschoben, unfern der deutschen Grenze, das sehr starke Fort Mannonviller an der Vezouse und der großen Bahn Paris-Straßburg diesen Eisenstrang wie die Brücke zu decken bestimmt ist.

Sechzig Kilometer unterhalb Epinal's erhebt sich im Moselthale das mächtige Toul, ein aus detachirten Forts und Batterien verschanztes Lager, dessen Fortsgürtel vierzig Kilometer lang ist. Toul selbst hat die alte Stadtumwallung behalten und ist von nassen Gräben eingefaßt; seine Befestigungen bilden: die Position von Saint-Michel (das ist der Bergkegel im Norden der Stadt, von dem aus 1870 die deutschen Batterien in Thätigkeit traten) mit Fort Saint-Michel und Enveloppe; die Position von Villey-le-Sec mit Fort Villey-le-Sec, inclusive des Reduits und der Enveloppe der Annexbatterie; die Position von Domgermain mit Fort Domgermain; die Position d'Ecrouves mit Fort d'Ecrouves; die Redouten von Dommartin und von Chaudeney; das Fort du Tillot mit Annexbatterie; das Fort Blénod mit zwei Annexbatterien; die Redoute de la Justice und endlich das Fort Lucey. Toul besitzt eine Brieftaubenstation.

Wir gelangen jetzt, indem wir die Moselfront verlassen, in die fast in ihrer

Verlängerung nordwestlich hinstreichende, für Frankreichs östliche Grenze so wichtige Maaslinie, in den entscheidenden Abschnitt der Landesvertheidigung, in welchem Toul und Verdun die starken Flügel bilden.

Sämmtliche nachbenannte Forts, auf dem rechten Flußufer errichtet, begünstigen französische offensive Unternehmungen um so mehr, als sie die Brücken gegen Osten und die wichtige, sie verbindende Bahn decken, welche von Commercy bis Verdun auf dem linken, westlichen Maasufer läuft. Die Forts, von denen die drei ersten über Annexbatterien zu verfügen haben, tragen folgende Namen: Fort Gironville und Lionville im Nordosten von Commercy; Fort Camp-Romain, südöstlich von Saint-Michel (das stärkste der Linie); Fort Troyon und endlich Fort Genicourt.

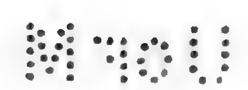
So wären wir an dem Stützpunkte des linken Flügels des ungeheuren, französischerseits aufgeworfenen Walles, an Verdun angelangt. Die alte Stadtumwallung kann, mit Ausnahme des Terrains vor der im Westen gelegenen, seit 1871 erbauten Citadelle mit vorgeschobenem starkem Hornwerk Saint-Viktor durch Anstauung der Maas verstärkt werden. Die elf auf die große Entfernung von 4000 bis 7000 Meter vorgeschobenen Forts des rechten Ufers sind: die Redouten de Belleville, de Saint-Michel, de Souville mit Annexbatterie, Fort de Tavannes, Redoute de Belrupt, Fort de Rozellier und Redoute d'Hautainville; auf der linken Maasseite liegen: die Redouten de Dugny, de Regret, de la Chaume und de Marre. Die Peripherie der äußeren Befestigungen beträgt fünfunddreißig Kilometer. Während die Forts des linken Ufers eine Beschießung der Stadt von den vorliegenden Höhen aus verhindern, beherrschen die auf dem rechten Ufer die Ebene der Voëvre.

Montmédy an der belgischen und Longwy an der belgisch-luxemburgischen Grenze gelegen, können kaum höhere fortifikatorische Bedeutung beanspruchen als ein Fort erster Klasse. Der Argonner Wald zwischen diesen Plätzen und Verdun hat keine künstlich geschaffenen militärischen Positionen zu verzeichnen, auf welche man französischerseits um so eher verzichten zu können geglaubt hat, als gerade hier ein Durchbruch seitens der Deutschen wegen der Nähe der belgisch-luxemburgischen Grenze und etwa aufgedrungener Frontveränderung bedenklich, daher also unwahrscheinlich sein dürfte.

Hiermit wären in gedrängtester Folge die deutschen und französischen Bollwerke erster Linie namentlich aufgeführt, welche die beiden Nationen mit fertig gemachtem Gewehr seit 1871 aufgeworfen haben.

Der Rahmen dieses Aufsatzes verbietet, uns in strategischen Muthmaßungen auf dem demnächstigen westlichen Kriegsschauplatze zu ergehen, auf einem Terrain, das an einem großen Tage als Unterlage riesenhaften Völkerringens dienen soll; aber der Gedanke, daß aus der Art und Weise, wie die Völker ihre höchsten irdischen Güter zu schützen sich bestreben, auf die Art der Kriegsführung, auf ihre militärischen Tugenden und Schwächen, ihren Charakter ein Schluß zu ziehen sei, ist zu naturgemäß, als daß wir hier nicht den Versuch wagen sollten, mit kurzen Worten auf ihn einzugehen.

Während wir auf deutscher Seite wenige, aber starke Stütz- und Schutzpunkte finden, hält Frankreich an dem Cordonsystem des vorigen Jahr-



hunderts fest und hat nach Osten eine zusammenhängende weite Festungslinie aufgeführt, welche auf den starken Pfeilern Belfort, Epinal, Toul und Verdun ruht. Während die Deutschen der todten Widerstandskraft des Terrains und dem Beistande fortificatorischer Bauten nicht mehr Werth beilegen, als ihnen gebührt, und des eigenen Landes Schutz in kräftiger strategischer Offensive suchen, haben unsere muthmaßlichen Gegner in einem künftigen Kriege die Wissenschaft des Spatens und der Kelle zu einer bis jetzt unbekannt gewesenen Vollkommenheit erhoben, schaufeln sich immer tiefer ein oder bauen sich immer höher auf, so daß sie heute nicht mehr einzelne Schlüssel, vielmehr einen ganzen Schlüsselbund zu verwahren haben. Selbstverständlich aber ist ein solches Klammern an stabiles, unverrückbares Terrain mit der Offensive schwer zu vereinigen; denn wie das Jahr 1870 zeigte, ist eine französische Armee schnell hinter die Wälle gebracht, nicht so leicht aber vor dieselben, und es darf uns darum wohl die Frage erlaubt sein, ob die Nation, die jenseits der Vogesen ein so bewegtes Leben führt, noch dieselbe ist, welche sich stets bestrebte, in eifrigem Verlangen zum Angriff dem Feinde zuvorzukommen, die immer helle Begeisterung für offenen Kampf, für schnelle Entscheidung, aber größte Abneigung gegen stehendes Feuergefecht und gegen das Ausharren hinter Wall und Graben an den Tag legte? Sind die heutigen Franzosen nicht mehr die Söhne der Väter, denen Napoleon III. noch 1859 in der Po-Ebene zurief, schnell die Feuerregion zu durcheilen, um dem Bajonnett zu vertrauen? Schrieb nicht noch im Juli 1870 das „Journal polytechnique“: „Le soldat français marche toujours en avant, voilà notre tactique“? Was soll also die Sinnesänderung in den militärischen Anschauungen früherer Tage, der jähe taktische und strategische Fahnenwechsel bedeuten? Weiß man drüben nicht, daß die verlorenen Provinzen und der Rhein vor der Front liegen; daß nur die Feldschlacht wiedergibt, was die Feldschlacht nahm? Ist man im westlichen Hause wirklich so zahm geworden, daß man nicht über die Schwelle zu treten wagt und lieber dem Schilde vertrauen möchte als der Hand, die den Speer wirft? Sind sie vergessen, die Tage in Aegypten und Italien, als Frankreichs Söhne dem jugendlichen Consul folgten? Werden die Erinnerungen an die Thaten auf der tartarischen Halbinsel und in der Po-Ebene nicht wieder wach?

Wie aber, wenn kein Heil mehr in den mit launenhafter Vorliebe aufgeworfenen Straßen- und sonstigen Versperrungen zu finden ist, wenn die aus neu construirten Mörsern geworfenen Geschosse, mit neu erfundenem Sprengstoff gefüllt, wirklich binnen vierundzwanzig Stunden ein Fort von dem Erdboden verschwinden lassen? Diese Frage findet Beantwortung in der seitens des französischen Kriegsministers vor Kurzem erlassenen „Instruction pour le combat de l'Infanterie“, welche auf Stärkung des offensiven Elementes, des Geistes der Entschlossenheit und der Initiative, des Thatendurstes und des Handelns nach eigener Verantwortung den Hauptnachdruck legt, mit einem Worte an den leidenschaftlichen Cultus der Offensive appellirt. Freilich sind es die eben genannten Factoren, welche die Schlachten der Neuzeit, in denen schnell die Form zerfällt und der Geist allein lebendig wirken muß, gewinnen machen; indeß ist ein leiser Zweifel wohl gestattet, ob man durch eine Instruction im Handumdrehen die Vorstellungen verwischen könne, welche seit sechzehn Jahren französische Officiere und Unter-

officiere von der Ueberlegenheit der vertheidigungsweisen Kampfesform sich angeeignet haben.

Was sollen uns Deutschen aber befestigte Lager u. s. w. bedeuten, die wir die offene Feldschlacht lieben? Sicherlich nicht das, was Metz und Paris dem Gegner im letzten Feldzuge waren, Angelpunkte der Operationen, die zu Gefängnissen wurden und ihm zum Fluche gereichten. Deshalb sehen wir in unseren Bollwerken nichts als Stützpunkte für des Heeres lebendige Kraft, für die freie Bewegung der Feldstreitkräfte.

II.

Der Richtung der Magnetnadel folgend, wenden wir uns nunmehr der vaterländischen Nordgrenze zu. Hier liegen die geographischen und politischen Verhältnisse so einfach, daß unsere Besichtigung nur eine ganz kurze zu sein braucht. Wir beginnen diese Besichtigung im Westen, wo das „Deutsche Meer" die Dünen bespült, betrachten dann weiter den Landhals der jütischen Halbinsel, um den Ostseestrand entlang steuernd unter dem 56° nördlicher Breite bei Memel zu enden.

Die Vertheidigung dieser Küsten gegen Norden findet im Allgemeinen in dem Umstande eine wesentliche Unterstützung, daß die Beschaffenheit derselben feindliche Landungen fast nirgends begünstigt, vielmehr in hohem Grade erschwert, weil große Seeschiffe sich den Küsten nur an einigen Stellen nähern können; wo aber zu schützende werthvolle Objecte im deutschen Meere liegen, wie Bremerhaven, Bremen und Hamburg, wie die Ems-, Weser- und Elbemündungen, ist die sie trennende Entfernung zu unseren Gunsten nur eine kurze. Alle diese Punkte werden durch Forts, große Küstenbatterien, gepanzerte Hartgußdrehthürme (an der Weser die Forts Langlütjen 1 und 2, Brinkannahof und Weddewarden, an der Elbe Fort Kugelbake mit Batterie Grimmerhorn, Batterie Oesterhorn und Grotenstack, bei Stade die Forts Grauerort 1 und 2) und submarine Vertheidigungsmittel gesichert. Auch ist für Bremen und Hamburg ihre Lage weit stromaufwärts an sich schon ein Schutz. Den deutschen Hort und Leuchtthurm aber in dieser Region bildet das unter den größten natürlichen Schwierigkeiten auf sumpfigem Boden erstandene Wilhelmshaven, wo Culturkräfte das Wassermeer zurückgedämmt haben, und die Welle des Sandes gegen die Welle der See schützt. Hier hat das Vaterland sich eine Grundfeste ersten Ranges geschaffen und Posto nicht allein im Deutschen Meere, sondern auch im deutschen Nordwesten gefaßt. Wilhelmshaven wird durch mächtige Forts u. s. w. nach der See- wie nach der Landseite geschützt und gilt von dort wie von hier aus für uneinnehmbar. Die Befestigungen des Platzes zerfallen in drei Abschnitte und zwar in: die Forts und Batterien, welche den Hafen unmittelbar gegen einen Flottenangriff, in die Anlagen, welche ihn gegen einen Landangriff, und endlich in die Batterien, welche die Jade, als das zum Hafen führende Defilé, vertheidigen sollen. Wilhelmshaven verfügt als Marinestation erster Ordnung über Alles, was zum Bau, zur Ausrüstung und Reparatur von Kriegs- und Handelsfahrzeugen nothwendig ist. Es besitzt Torpedo- und Bootshafen, Trockendocks, Schwimmdock für die mächtigsten Panzer, Hellingen, große Hafenbassins und

steht mit dem Ems-Jadekanal in Verbindung. Ein unterirdisches Kabel führt nach Berlin, Hamburg und Kiel.

Nordwärts der Elbemündung besitzt die holstein'sche und schleswig'sche Westküste in den Watten zwischen den nordfriesischen Inseln einen schützenden Vorbau, während die Eidermündung durch Untiefen gesperrt ist. Weit ausgedehnter als der eben besprochene Strand der Nordsee ist der Ostseestrand, und deshalb auch reicher an festen Küstenplätzen. Zuerst fällt in dem westlichen Winkel unser Blick auf die stattliche, jetzt in deutschen Landen gelegene Kieler Bucht. Diesen unvergleichlichen Hafen hat Deutschland in waffenstarrendes Gewand gekleidet und durch Friedrichsort wie durch Batterien mit gewaltigster Bestürkung die Fahrrinne unter scharfe Controlle gestellt. Wie auf Wilhelmshaven kann die Kriegsflotte sich auf Kiel stützen, das wie jenes jeder nautischen Anforderung Befriedigung gewährt. Weiter nach Osten sind die Einfahrten bei Travemünde, Wismar und Warnemünde durch Panzerdrehthürme gesichert, während Stralsund mit dem gegenüberliegenden Rügen durch Strandbatterien in inniger Verbindung steht. Die befestigte Hafeneinfahrt bei Swinemünde (bestehend aus der Westbatterie, einem geschlossenen Erdwerke am linken und der Ostbatterie auf dem rechten Ufer der Swine) deckt das hinterliegende wichtige Stettin. Ebenso schützen schwere Batterien die gefährdeten Küstenpunkte zwischen Kolberg und Stolpemünde. Wir erreichen nunmehr den demnächstigen dritten deutschen Kriegshafen, jenes Danzig, das französischen, in der Sturm- und Drangperiode erschienenen Blättern zufolge durch die französische Flotte in Grund und Boden geschossen sein sollte. Wie Kiel im westlichen, so soll Danzig im östlichen Theile der Ostsee reparaturbedürftigen Fahrzeugen einen gesicherten Rückzugspunkt und auf seinen großen weltberühmten Werften die Mittel der Herstellung bieten. Beide Plätze sind gleicherweise Ausgangs- und Stützpunkte einer activen maritimen Defensive. Die befestigte Stadtenceinte von Danzig ist durch Ueberschwemmung auf leichte Weise zu verstärken, während ein Fort bei Neufahrwasser und Weichselmünde nebst kleineren Werken Sicherheit gegen die See gewährleisten. Wie endlich Pillau durch zwei Panzerforts das Frische, so schützt Memel durch ein solches das Kurische Haff.

Der nächste nördliche Nachbar Deutschlands zu Lande wie zur See ist Dänemark, dem Umfange nach zwar klein, wichtig aber in moralischem und physischem Zusammenhange mit Norwegen und Schweden oder im Bündniß mit Frankreich oder Rußland. Was Seeland war und Kopenhagen für die dänische Geschichte, der Sund in seiner Weltbedeutung für den europäischen Norden, ist Jedermann bekannt; daß sie es wieder werden, ist man augenblicklich eifrigst bestrebt und arbeitet zu dem Zwecke an Befestigungen am Sunde bei Charlottenlund wie auf der Insel Amager. Die Neubefestigung der Hauptstadt nach der Land- wie nach der Seeseite (es ist ein neues starkes Seefort projectirt) wird jetzt begonnen. Man hofft die geographische Gunst nochmals verwerthen zu können, ehe der Nordostseecanal fertig geworden ist. Denn wenn die jütische Halbinsel erst durch den Schnitt von deutscher Hand zur Insel geworden, dann ist damit die deutsche maritime Kraft fast verdoppelt, und wenn dieselbe heute schon

in der baltischen See die herrschende ist, so wird von da ab keine andere Flagge sie um Masteslänge überragen.

Von Dänemark allein droht Deutschland weder Gefahr durch einen offensiven Vorstoß auf der cimbrischen Halbinsel, der auf Fridericia gestützt an der Stellung Düppel-Sonderburg und an Kiel vorbei geführt werden müßte — noch auch durch andere von den dänischen Inseln ausgehende Unternehmungen. Ein Alarm auf der deutschen nordischen Linie würde aber von dem Augenblick an ein allgemeiner und dauernder werden, wo Rußland als Verbündeter des Danebrogs an den Schlüsseln zur Ostsee die Vorposten bezieht, oder gar Kopenhagen Vorstadt des Kleinods Peters I. an der Newa werden sollte. Der Besitz Seelands mit seiner Hauptstadt ist von großer Wichtigkeit für jede Macht, welche die Herrschaft in der Ostsee erstrebt.

Was den Schutz unserer nördlichen Grenzen betrifft, so kann das Vaterland ruhig sein; zu den oben genannten unbeweglichen Vertheidigungsmitteln gesellt sich noch die bewegliche Kraft der Abwehr und des Angriffs: wir besitzen eine Flotte, die stark genug ist, um Rußland und Dänemark die Spitze zu bieten, und welche gegen jedweden Feind die Aufgaben einer wirksamen Defensive, die unter wuchtigen und entscheidenden Offensivstößen geführt wird, zu erfüllen in der Lage ist. Neben unseren guten Schlachtschiffen, dem beweglichen und wichtigen Vertheidigungselement für die Häfen und ihre Zugänge, einem Elemente, dem wir unbedingt vertrauen können, treten aber auch noch mit schweren Geschützen bestückte Pontons, zur Abwehr des Feindes von den Küsten, in Wirksamkeit und werden von der Erfindung der Neuzeit, dem Fischtorpedo und Torpedoboot, secundirt. Ein Blick auf die Karte genügt, um zu zeigen, wie gerade sehr wichtige Theile unserer Küstenstrecken durch ihre Configuration und durch ihr flaches Fahrwasser die Vertheidigung durch Torpedoboote und flach gehende Panzerboote, welche große See- und Manövrirfähigkeit besitzen, begünstigen. Als solche Küstentheile sind anzusehen die Flußmündungen, die Inseln und Watten in dem Deutschen Meere, die buchtenreiche Ostküste Schleswig-Holsteins, die Gewässer um die Insel Rügen, die Odermündungen und zuletzt die ganze Strecke von Danzig bis Memel.

Endlich ist noch ein Moment hervorzuheben: Es könnte geschehen, daß es, trotz aller Mittel der Abwehr, einem Feinde gelänge, Streitkräfte auf deutschem Boden zu landen, und daß es zu seiner Vertreibung der Landkräfte bedürfte. Diese rasch zu versammeln und an die gefährdeten Punkte zu werfen, dient das günstig angelegte Eisenbahnnetz, welches eine Parallelbahn mit der Küste und Bahnen aus dem Inneren nach den Hauptpunkten derselben aufweist. Das Hauptquartier für die gesammte Küstenvertheidigung ist Altona, und dieser Platz steht mit allen wichtigen Strandorten in Verbindung. So wirken als Factoren der Vertheidigung Norddeutschlands die fixirten Festungsanlagen, Batterien u. s. w. einerseits, wie active, durch Dampf und Electricität unterstützte Streitmittel zur See wie zu Lande andererseits, um das Rüstzeug vertrauenswürdig zu gestalten.

III.

Als die nächst der Westgrenze am meisten gefährdete Front Deutschlands

ist die östliche zu bezeichnen, auf welcher man in einer Länge von 1200 Kilometer mit Rußland Wand an Wand wohnt; auch hier, wo keine natürliche Scheidewand existirt, gilt es, alle Kräfte anzuspannen, um nicht Terrain zu verlieren.

Das weithin über den Mittellauf des Weichselstromes hinaus nach Westen vorgetriebene Polen scheint auf den ersten Augenblick in Vereinigung mit Lithauen die Provinzen Ost- und Westpreußen in gefahrdrohender Weise zu umklammern. Je eingehender man indeß die beiderseitige Position prüft, um so größer wird die Beruhigung.

Im Anschluß an unsere Betrachtung des Ostseesaumes beginnen wir bei dem am Kurischen Haff gelegenen und die Einfahrt in dasselbe sperrenden Memel, auf das wir nochmals kurz zurückkommen werden. Einhundertundzwanzig Kilometer (in der Luftlinie gemessen) südlich von diesem nördlichsten Wachtthurm ist ein großes deutsches befestigtes Lager errichtet, welches freien Spielraum in die Provinz und freien Ausflug nach der Ostsee gestattet; es ist das unweit der Pregelmündung und des nordöstlichen Winkels des Frischen Haffs gelegene Königsberg. Die Hauptumfassung dieser Stadt wird durch den Pregelstrom, den alten und neuen Pregel und den Oberteich in vier Fronten getheilt. Vor der sehr verstärkten Stadtumwallung liegen in weitem Umkreise folgende Werke: Auf dem rechten Pregelufer in erster Linie Lauth, Neudamm, Quednau, Beidritten, Charlottenberg—Marienberg und Holstein; in zweiter Linie Ernsthof und Ziegelei. Auf dem südlichen Pregelufer sind errichtet: Kalgen, Karschau, Schönfließ, Seligenfeld und Neuendorf. Während die Front gesichert wird durch die kleine Festung Boyen am Lötzensee, welche das wichtige Seendefilé sperrt und die Bahn Königsberg—Bialystok deckt, verschließt Memel das Kurische Haff, controlirt eine Strecke der Eisenbahn Memel—Königsberg und deckt die linke Flanke. Pillau endlich, der Schlüssel zum Frischen Haff, auch landwärts durch einen Schienenstrang und Straße mit dem verschanzten Lager verbunden, sorgt für Rückendeckung und die Aufrechthaltung der Verbindung mit Danzig über das Haff. Das Delta des Niemen, die Deime, der Pregel, die untere Weichsel mit den gesicherten Uebergängen bei Marienburg und Dirschau, das Samland, wo das Ostseegold, der Bernstein, gefunden wird, die undurchdringlichen Wälder der Niederung, sowie die langhingestreckten Meerestheile der beiden Haffs gestalten diesen wechselvollen Abschnitt zu einer einzigen Riesenfestung, welcher als ungeheures Glacis die masurische Seenplatte mit ihren unzähligen Defiléen, Zu- und Abflüssen vorgelagert ist.

Unter der Voraussetzung, daß die Königsberger Armee sich die Freiheit der Bewegung zu behaupten wisse, eröffnet sich ihr ein weites Feld zu kühnen, entscheidenden Thaten. Große Ströme, Flüsse, Seen, Wälder, Schienenstränge, Straßen, Sumpfniederungen und endlich das Meer, dessen Küste von Memel bis Danzig den widerstandsfähigsten Theil des deutschen Ostseegestades bildet, alle diese Factoren müssen mitwirken, um auf dem großen militärischen Schachbrette Züge zu thun, welche, wenn unerwartet und überraschend, großen Erfolges um so weniger ermangeln werden, als die Kraftquelle eine unversiegliche ist.

So ist das Land im Osten der unteren Weichsel, welches der deutsche Orden

einst deutscher Cultur dienstbar machte, durch ein schneidiges Schwert leicht zu sichern; es sind von hier aus aber auch die Operationslinien einer feindlichen Armee, welche aus Innerrußland durch Polen sich ziehen, flankirend zu bedrohen, zumal wenn der feindliche Stoß sich an Thorn bricht, oder südlich von diesem geführt werden soll. Weit ausgreifend freilich wäre ein solches strategisches Manöver, dennoch so lange ausführbar, als Eisenbahnen und Straßen bis zur Grenze dienstbar gemacht werden können.

In Thorn aber hat sich das Deutschthum auf einem in früherer Zeit hart umstrittenen Terrain einen festen militärischen Eck- und Strebepfeiler geschaffen. Die strategische Lage ist geradezu schlagend; denn Thorn liegt in dem nördlichen Winkel, wo die schiffbare Drewenz in den Weichselstrom mündet, dessen beide Ufer es beherrscht, während die untere Drewenz, fast unter seinen Geschützen dahin fließend, leicht zu übersetzen ist. In weiter Spannung hat die Ingenieurkunst die strategische Ortslage nach Kräften verwerthet.

Die durch Wall und theilweise nasse Gräben, Lünetten u. s. w. gesicherte Stadt lehnt sich an das rechte Ufer des Stromes an und wird von fünf detachirten Forts umkränzt. Die feste eiserne, sehr lange Brücke vermittelt den Eisenbahn- und sonstigen Verkehr, sowie die Verbindung der Stadt mit dem linksseitigen Brückenkopf, neben welchem der sehr wichtige Eisenbahnknotenpunkt liegt. Diesen Befestigungskern auf dem linken Ufer umgeben drei detachirte Forts. Die Position von Thorn an einer Hauptwasserstraße und an der Drewenz, welche doppelten Uferwechsel gestattet, seine Verbindung durch Schienenwege mit dem Mittelpunkte Deutschlands, dem Norden, Nordosten und Süden, wie nach Polen, gewähren einer hier stehenden Armee so mannigfache Mittel zur Ausführung strategischer Operationen, daß eine russische Armee erst dann die Grenze Polens auf dem Marsche nach Westen überschreiten darf, nachdem Thorn gebändigt oder die in seinem befestigten Lager stehenden Streitkräfte festgenagelt sind.

Sollte indeß deutscherseits auf eine entscheidende Flankenbedrohung von Nordost und Nord aus militärischen Gründen verzichtet werden, dann würde einem vorrückenden Gegner an der Warthe, von dem durch centrale Lage zwischen Thorn und Breslau wichtigen verschanzten Lager Posen ein „Halt!“ geboten werden. Obra-, Bruch- und Netze-Linie erschweren ungemein eine Umgehung des aus zwölf — vier auf dem rechten, acht auf dem linken Warthenfer — detachirten Forts bestehenden, mächtigen Platzes. Wie bei Thorn sind die Forts numerirt. Hier wie dort befindet sich eine Brieftaubenstation. Die Posener Festungsperipherie ist 30 Kilometer lang. Obra und Warthe bilden vortheilhafte Vertheidigungsabschnitte. Die Linie Thorn—Posen ist die Hauptaxe zur Vertheidigung des Herzens von Deutschland gegen Osten; hier machen sich die günstigsten Wechselbeziehungen der Weichsel, Warthe und Netze geltend. Es erinnert diese durch die beiden Festungen bestimmte Linie an jene andere, früher betrachtete: Straßburg—Metz; während aber im Westen rückwärts in zweiter Linie die verschanzten Lager von Ulm, Mainz, Koblenz und Köln Unterstützung boten, liegt hier nordöstlich vorgeschoben in linker Flanke die befestigte Provinz Ostpreußen;

während im Westen die Rheinlinie mittelbar sich geltend macht, ist es im Osten das baltische Meer.

Analog der südwestlichen deutschen Achillesferse im Oberelsaß haben wir im Südosten, in Schlesien, namentlich zwischen Weichsel und Warthe, eine verwundbare Stelle zu verzeichnen; dort wie hier werden indeß Flankenbedrohungen den Gegner bald zum Stehen bringen, insbesondere von Krakau aus dann, wenn Oesterreich verbündete Macht bleibt. Sollte aber trotzdem eine russische Armee von Schlesien aus gegen Preußens Hauptstadt anmarschiren, so hat sie mit den beiden in ihrer rechten Flanke an der Oder liegenden Plätzen, der Festung Glogau (mit Brückenkopf) und dem verschanzten Lager von Küstrin (mit sechs detachirten Forts) erst die Rechnung zu begleichen. Bei Küstrin, das wichtiger Eisenbahnknotenpunkt ist, können 40 000 Mann lagern. Es ist also am Pregel, an der Weichsel, Netze, Warthe, wie endlich der Oder, wo die deutsche Defensive gegen Osten ihren stärksten Rückhalt findet, während die Festungen Neisse und Glatz nach Osten hin geringer Bedeutung sind.

Nachdem wir die Skizze der Orte gegeben haben, von denen aus eine Offensive gegen Osten stattfinden kann, respective auf welche bei zeitweiser Defensive sich die deutschen Kräfte stützen werden, überschreiten wir die Grenze, um die an der russischen Westfront, uns gegenüber aufgeworfenen Bollwerke zu beleuchten, durch welche Rußland mit unermüdlicher Ausdauer unter großen finanziellen Opfern seine militärische Position in diesem Theile des weiten Reiches günstiger zu gestalten sich bemüht hat.

Wir beginnen an dem Flusse, der nur in dem untersten Laufe deutsches Land durchströmt, oberhalb aber Rußland dienstbar ist, dem Niemen (oder Memel), an dessen rechtem Ufer, wo die Wilia ihre Wasser in ihn ergießt, wir die offene Stadt Kowno finden. Dieselbe wird von einem aus elf Forts bestehenden, weit vorgetriebenen Gürtel umfangen; sieben dieser, theilweise starken Werke liegen im Süden des Stromes, während vier — eines westlich der Wilia — den Platz gegen Norden decken. Kowno's Aufgabe besteht nicht nur in dem Schutz der langen eisernen Brücke und des Tunnels der Bahn Sanct Petersburg—Königsberg, sondern es hat auch den Uebergang der Straßen von Riga, Dünaburg und Wilna nach Königsberg und Warschau auf einer Floßbrücke zu decken. Kowno ist also im wahren Sinne des Wortes ein strategisches Defilé.

Bei dem am rechten Bobrufer gelegenen Städtchen Goniondz hat man zum Schutze der Bialystok—Königsberger Eisenbahnbrücke in den letzten Jahren zwei lünettenartige Werke auf dem linken Flußufer aufgeworfen, während zwei andere die Höhen auf der nördlichen Seite krönen. Die Sumpfniederungen des Bobr verstärken diese Position ungemein.

Durch Kowno und Goniondz sind die beiden einzigen aus Rußland nach Ostpreußen führenden Schienenwege gesperrt. Wenden wir uns nun nach dem geographisch, national und kirchlich von Rußland getrennten Polen, so finden wir an der Weichsel das natürliche Element mit der Ingenieurkunst vereinigt, um diesen Strom als Schlagbaum einer von Westen vordringenden gegnerischen Armee vorzuschieben.

Zunächst hat man sich da, wo der Bugfluß in den Weichselstrom mündet,

des strategisch so wichtig gelegenen Nowo=Georgiewsk (Modlin) versichert. In dem fast gestreckten Winkel, den das rechte Strom= und das rechte Flußufer zeichnen, findet man zunächst sehr ausgedehnte, bombensicher eingedeckte Defensivkasernen, welche aus zwei Stockwerken bestehen und nach der Weichselfront hin durch drei Caponnièren flankirt werden, während sie auf der anderen Seite von besonders starken, sturmfreien Wällen umgeben sind; um diese Wälle legt sich, ein Kilometer entfernt, eine äußere Befestigungslinie. Den Brückenkopf auf dem linken Weichselufer bildet ein Kronwerk, an das sich drei Lünetten anschließen. Die Gruppe der Werke von Nowydwor endlich füllt den durch das rechte Weichsel= und linke Bugufer gebildeten Winkel.

Um diesen Festungskern schlingt sich ein Ring von neuen Forts, die den Platz zu dem Range eines befestigten Lagers erheben. Wir führen diese in der Reihenfolge der eben genannten inneren Gruppen namentlich auf, und beginnen mit dem Fort Pomiechowo an dem Wkrafluß mit Eisenbahnbrücke, Fort Wymysly und Fort Zakroczym; den Brückenkopf umgeben die Forts Grochale, Cybulice, Czasnow und Debina, während das Fort Janowiec vor den Werken von Nowydwor aufgebaut ist. Nowo=Georgiewsk sichert nicht nur einer Armee dreifachen Uferwechsel, sondern sperrt auch die Bahn Warschau=Danzig.

Zweiunddreißig Kilometer stromaufwärts liegt die offene Stadt Warschau mit starker, im Norden derselben sich erhebender Citadelle, deren Mauerwerk, weil freistehend, leicht zu breschiren; sie ist von einigen sehr kleinen Forts umgeben und ihr gegenüber erhebt sich auf dem rechten Weichselufer, durch eine eiserne Brücke verbunden, das Fort Sliwicki, welches als der Brückenkopf dient; außerdem überspannt eine zweite eiserne Brücke den hier 400 Meter breiten Strom. Es gehen im Frühjahr vierzehn Forts ihrer Vollendung entgegen, von welchen zehn: Powsinek, Sluzowiec, Okencie, Zoszinowo, Wlochy=Jelenin, Chrzanowo, Gorce, Parysowo, Wawrzynowo und Bielany auf der Warschauer Front, vier: Klein=Grochow, Zombki, Zacisze und Pelcowizna auf dem linken (Pragaer) Ufer liegen, und welche Polens Hauptstadt den Charakter eines verschanzten Lagers verleihen, dessen Durchmesser 12 Kilometer beträgt. Warschau ist der Mittelpunkt des Eisenbahn= und das strategische Centrum des Befestigungssystems in Polen.

Als letzte auf dem linken Flügel der russischen Weichselfront gelegenen Festung erscheint das 110 Kilometer oberhalb Warschaus, rechts der Weichsel und am nördlichen Ufer der Wieprzmündung sich erhebende Iwangorod. Seine Befestigungen werden gebildet aus der Umwallung des Städtchens, in welchem zahlreiche, bombensichere Defensivkasernen, und dem Fort Gortschakow auf dem linken Weichselufer — aus einer Lünette mit Reduit und Kehlmauer bestehend —; weiterhin erheben sich in der Entfernung von 2—3 Kilometern vor der Stadt vier detachirte Forts, während zwei andere ebenso weit dem Fort Gortschakow vorgelagert sind. Trotz aller fortificatorischen Mängel muß man Iwangorod hohe strategische Bedeutung zuerkennen, da es nicht nur die Brücke der Eisenbahn Siedlze=Krakau deckt, sondern auch den Schienenstrang von Warschau nach Lublin sperrt.

Mit Iwangorod schließt die Aufzählung der Deutschland gegenüber errichteten

Festungen, welche russischen Streitkräften in ihren Operationen über die Flüsse und in der Benutzung, respective Sicherung der Eisenbahnstränge zur Unterlage dienen sollen. Mit dem von Frankreich errichteten Festungsgürtel verglichen erscheinen sie dem ersten Blicke wenig bedeutend. Aber die Russen glauben in ihnen befestigte Lager für mehr als eine halbe Million Soldaten zu besitzen und damit die sicheren Ausfallsthore nach Westen; weiterer Schutzmittel glaubt Rußland zunächst nicht zu bedürfen, da es werthvolle Kampfobjecte, wie sie Frankreich von Meile zu Meile bietet, in diesen weiten Strecken wenig zu hüten hat. So muß Deutschland, das in die Nothwendigkeit versetzt werden kann, im Westen und im Osten zu kämpfen, bereit und fähig sein, wie dort in hochcultivirten, dicht bevölkerten, ressourcenreichen, von Eisenbahnen, guten Straßen und Canälen durchzogenen Landestheilen zu streiten, so hier auf öder, dünn bewohnter und armer scythischer Steppe den Unbilden des Klimas zu trotzen, sowie Schwierigkeiten wegelosen Terrains oder ungangbarer Wege zu überwinden.

Bietet also das in Rede stehende russische Kriegstheater gegnerischen Operationen große Schwierigkeiten, so sind doch auch hier die Verhältnisse nicht ganz mehr die, welche sie im Jahre 1812 waren, als die Heere — fast möchten wir sagen — von Europa unter dem weißen, moskowitischen Leichentuche gebettet wurden, nachdem sie, von dem grellen Feuerschein der heiligen Stadt beleuchtet, den eiligen Rückzug angetreten hatten. Nicht nur die Beschaffenheit Westrußlands, die Organisation der Heere, ihre Verpflegung u. s. w. sind andere geworden, sondern uns zum Heile gibt es auch sehr empfindliche, leicht verwundbare Stellen auf oder nahe der Linie, in welcher der slavische Coloß die westliche Außenwelt berührt. Wenn wir in Bezug auf Frankreich sagen können, daß unsere Grenze vortheilhaft berichtigt worden ist, dann gilt — ein Blick auf die Karte zeigt es — dies in erhöhtem Maße von der Grenzenkontur im Osten, namentlich aber, wenn Oesterreich uns die verbündete Hand reicht.

Unsere kurze Umschau hat gezeigt, daß unser Verhältniß zu den anstoßenden Nationen nicht das von friedlichen und gefälligen Nachbarn ist, die sich damit begnügen, die gemeinsame Grenze des Besitzes kenntlich zu machen, um diese Grenze gegenseitig zu respectiren. Vielmehr mußten, um sie zu hüten, überall machtvolle Bollwerke aufgeworfen werden, und hinter diesen stehen die Nationen, in Waffen starrend, eine die andere überbietend. Von einer Friedensära, welche Idealisten träumen, ist gerade derjenige Erdtheil, der sich rühmt, Träger der menschlichen Cultur zu sein, am allerweitesten entfernt; und namentlich wird ein Krieg mit Frankreich, wenn er entsteht, ein Ringen der beiden Gegner bis zum Aeußersten werden.

Daß wir diesen Krieg nicht wünschen, ist in ernster Stunde laut und feierlich verkündet worden; aber ihn zu vermeiden, liegt schwerlich in deutscher Hand.

Gemeindewahlen in Pompeji.

Von
Gottlob Egelhaaf.

Es war ein schreckhaft wunderbares Schicksal, welches am 24. August des Jahres 79 unserer Zeitrechnung die Städte betraf, die den Südabhang des Vesuvius umgrenzten. Von Herculaneum im Westen bis nach Pompeji im Osten, ja bis nach dem jenseits des Sarnus gelegenen Stabiä reichte das Gebiet der Verwüstung, und alle drei Städte wurden von der ungeheuren Katastrophe verschlungen. Aber noch wundersamer war das Geschick, welches das Leben bewahrte inmitten des Todes, welches die in Asche, Sand und Gluthsteinen begrabenen Städte großentheils erhielt bis zu dem Zeitpunkt, da ihr Dornröschenschlummer nur durch einen glücklichen Zufall endete und zuerst, 1709, Herculaneum, dann, 1721, Pompeji dem Schutte wieder entstiegen. Durch das oft unterbrochene und doch niemals aufgegebene Werk der Ausgrabung ist heute nahezu die Hälfte von Pompeji wieder offengelegt, und es gehört nicht allzu viele Phantasie dazu, um die Gegenwart anzuknüpfen an die Vergangenheit, um die Ruinen, welche sich heute dem Blicke darbieten, wieder zu vervollständigen, um uns den Zustand vor die Seele zu führen, in welchem sich die Stadt mit ihren zwölf- oder gar dreißigtausend Einwohnern in dem Augenblick befand, welcher dem jähen Einbruch des äußersten Schrecknisses vorausging. Unermeßlich ist die Belehrung, welche wir dem wiedererstandenen Pompeji danken. Nirgends sind so die schwachen und kalten Andeutungen unserer literarischen Quellen über das Leben und Treiben der alten Culturvölker in Haus und Hof, auf Markt und Straße ergänzt, erhellt, belebt worden wie hier. Vor allem unsere Kenntniß der antiken Malerei setzt, wie eigenthümlich und beschränkt auch all der in Pompeji gefundene Reichthum sei, gerade hier ein. Hier ist uns, wenn auch nur in einer Nachbildung, der berühmte Agamemnon des Timanthes wieder erstanden, welcher sich, das Haupt verhüllt, um das Unschaubare nicht zu schauen, von der geliebten Tochter wendet, welche um seines Frevels willen zum Altar hingetragen wird und ahnungslos nach Dem die hilfeflehenden Hände reckt, welcher ihres Elendes Ursache ist. Aus dem Schutte Pompeji's ist die kindermordende Medea wieder hervor-

gekommen, um uns, die Hände mit dem Stahl noch unschlüssig auf der Brust gekreuzt, das Auge halb den harmlos spielenden Kleinen zugewendet, halb vor sich, in sich hineinsinnend, zu Augenzeugen jenes furchtbaren Seelenkampfes zu machen, da das tiefgekränkte Weib, die verrathene Königstochter, die verlassene Geliebte auf Tod und Leben rangen mit dem Empfinden der Mutter.

Poesie und Prosa des antiken Lebens haben helles Licht aus der Stadt empfangen, in welcher bis auf diesen Tag Leben und Tod in sonst nicht erhörter Weise verschwistert erscheinen. Es sei gestattet, ein Stück des prosaischen Lebens der Stadt nach der vortrefflichen Arbeit eines berühmten belgischen Gelehrten, welche kürzlich die Presse verlassen hat, zu schildern.

Wir meinen die Kämpfe um die Gemeindewahlen [1]).

Die Colonieen und Municipien des römischen Kaiserreichs genossen einer ausgiebigen Gemeindeselbständigkeit und verwalteten ihre Angelegenheiten mittelst eines städtischen Raths, der hundert auf Lebenszeit bestellten Decurionen, und, der Regel nach, dreier Behörden von je zwei Mitgliedern: der Zweimänner, duumviri, für das Rechtsprechen, juri dicundo, die man mit unsern Bürgermeistern gleichstellen mag, der beiden Aedilen für Straßenpolizei und öffentliche Arbeiten, und der Quästoren oder Schatzmeister. Pompeji begnügte sich aber mit einem einfacheren Rüstzeug: es hatte nur Duumvirn und Aedilen, und die Stadtkasse wurde, wie es scheint, von den Duumvirn verwaltet. Die Amtsdauer betrug für alle Beamten nur ein Jahr; aber die gewesenen Beamten pflegten, wenn sie unbescholten abgingen, in den Stadtrath überzutreten, für dessen nothwendige Ergänzung so im Wesentlichen gesorgt war. Das Wahlrecht stand allen mündigen Bürgern zu, aber es entschied nicht die Mehrheit der Wähler; vielmehr war die Stadt in Wahlbezirke, tribus oder curiae, getheilt, die wahrscheinlich den Stadtvierteln entsprachen, und gewählt waren diejenigen Bewerber, welche in der absoluten Zahl der Wahlbezirke die relative Stimmenmehrheit erhalten hatten. Angenommen also, daß eine Stadt sieben Wahlbezirke hatte, so waren diejenigen gewählt, welche in vier von denselben eine größere Stimmenzahl erlangt hatten als ihre Gegner; wenn diese auch in den drei andern Bezirken zusammen mehr Stimmen, absolut genommen, auf sich vereinigten — sie waren nichtsdestominder durchgefallen: man bemerkt überall, wie die Gemeindeordnung sich aufs Engste an das Beispiel der römischen Staatsverfassung anschließt.

Zur Wählbarkeit sowohl in den Stadtrath wie zu den Beamtenstellen gehörten zwei Dinge: ein Alter von mindestens 25 Jahren und ein Vermögen von, so scheint es, 100,000 Sesterzen oder etwa 17,000 Mark. Durch letztere Bestimmung wurde der Gefahr vorgebeugt, welche aus dem unbeschränkten Gemeindewahlrecht hätte erwachsen können; es bestand eine Verbindung von demokratischem und aristokratischem Wesen, welche uns alsbald an unser deutsches Gesetz über die Reichstagswahl erinnert: Jeder kann wählen, aber gewählt werden kann nur, wer einen gewissen Besitz hat. Das römische Stadtrecht ist noch vorsichtiger als das deutsche Reichsrecht, indem es direct den eigenen Besitz eines gewissen Ver-

[1]) P. Willems, les élections municipales à Pompéi. Bruxelles, J. Hayez, 1886.

mögens fordert; eine Umgehung des Gesetzes mit Fractionsdiäten fällt in Pompeji weg.

Die Stadtwahlen waren in Pompeji eine Sache von großer Wichtigkeit, welche die allgemeinste Theilnahme erregte. Von etwa 1450 gemalten Inschriften an den Häusern, welche bis jetzt gelesen worden sind, dürften kaum 100 solche sein, welche sich nicht auf die Wahlen von Duumvirn und Aedilen beziehen. Auf Mauern und Pfeilern, zwischen den Thoren und Fenstern der Häuser bemerkt man diese Inschriften, welche, fünf bis dreißig Centimeter groß, mit Mennig auf den Kalk oder weißen Stuck gemalt sind, mit denen die Tuffsteine der Häuser bedeckt sind. Manchmal stellt der Stuck die Form einer viereckigen Platte dar, um der Inschrift etwas mehr in die Augen Fallendes zu geben. Man hat auch Inschriften auf den Tuffsteinen selbst entdeckt, welche erst sichtbar geworden sind, nachdem die davor befindlichen Lagen Stuck abgefallen waren; offenbar hat man es also mit solchen Inschriften zu thun, welche hart vor der Bekleidung der Wände mit Stuck angebracht wurden, also mit älteren Urkunden. Einige Inschriften, es mögen etwa hundert sein, weisen sich auch durch den altertümlichen Charakter ihrer Buchstaben, durch deren Dicke, durch verwickeltere Doppelbuchstaben als besonders alt aus: sie gehen bis auf das Zeitalter des Augustus oder noch weiter zurück. Im Ganzen ist es freilich nicht leicht gemacht, die zahllosen Inschriften, welche wimmelnd die Häuser bedecken, in fest umschriebene Gruppen abzutheilen. Für den Wähler Pompeji's war dies nicht schwer, weil sich natürlich jeweils die frisch aufgetragenen Inschriften durch den Glanz der Farbe von den älteren und verwitterten abhoben, welche früheren Wahlkämpfen gedient hatten; aber für uns, die wir nach achtzehn Jahrhunderten die Schriften lesen sollen, ist die Sache erheblich schwieriger geworden.

Trotzdem hat Willems es mit großem Glück und bewundernswerther Eleganz versucht, eine Geschichte der letzten Gemeindewahlen Pompeji's aus den Inschriften zu entwickeln. Da die Beamten am 1. Juli ihr Amt anzutreten hatten, so fanden die Wahlen etwa drei Monate vorher statt. Wir können also sagen, daß die Beamten, welche beim Hereinbrechen der Katastrophe im öffentlichen Dienste waren, etwa im März 79 gewählt worden sind.

Es zeigt sich nun, daß für die vier Stellen, welche zu besetzen waren, zehn Bewerber in Wurf gekommen sind. Als Aedilen wurden vorgeschlagen folgende sechs: M. Casellius Marcellus, L. Albucius Celsus, M. Cerrinius Vatia, Cn. Helvius Sabinus, C. Cuspius Pansa und L. Popidius Secundus. Man könnte sich wundern, daß sich für das wichtigere Amt, das Duumvirat, nur vier Bewerber gemeldet hatten; allein dies erklärt sich daraus, daß man zu Duumvirn nur solche nahm, die schon Aedilen gewesen waren; die Zahl der Bewerber war also naturgemäß geringer. Auch bestand der Brauch, gewisse Bürger durch wiederholte Wahl zu Duumvirn zu ehren und namentlich zu duumviri quinquennales nur gewesene „Bürgermeister" zu wählen; denn diese quinquennales hatten die alle fünf Jahre stattfindende Musterung und die Durchsicht der Dekurionenliste vorzunehmen, also besonders wichtige Geschäfte zu erledigen. Aus diesem Grunde hat es nichts Auffallendes, daß, wie gesagt, nur vier Bürger nach dem Bürger-

meisteramt strebten: C. Gavius Rufus, L. Ceius Secundus, C. Calventius Sittius Magnus und M. Holconius Priscus.

Alle diese zehn Bewerber hatten den bestehenden Vorschriften gemäß die professio zu vollziehen, d. h. sich bei dem Wahlvorstand, dem älteren der im Amte stehenden Bürgermeister, zu melden, und zwar in einer bestimmten Frist vor dem Wahltag. Sich öffentlich als Candidaten zu nennen, entschließt man sich nicht ohne eine gewisse Bürgschaft dafür, daß man gewählt wird. Heute besorgen diese Sache die Wahlvereine; sie bezeichnen den Candidaten, und eine Niederlage trifft weniger den Mann als die Partei, der er sich zur Verfügung gestellt hat. In Pompeji gab es keine Wahlvereine; die Ermuthigung der Candidaten ging von deren Nachbarn aus, welche bezeichnender Weise die Wahlsache in der Regel vom nächsten, so zu sagen Kirchthumsinteresse aus behandelten: je näher man den Aedilen oder Duumvir hatte, desto besser fuhren offenbar die eigenen, die örtlichen Interessen. Dabei kommen nun die ergötzlichsten Dinge zu Tage. Wir finden Inschriften zum Zwecke der Bekanntmachung des Namens des Candidaten, welche lauten: Casellium Marcellum aed(ilem) rog(ant) vicini: „den Casellius Marcellus verlangen seine Nachbarn als Aedilen.“ Manchmal treten auch einzelne offen hervor; ein Pyramus Olympionica Calvos fordert auch den Casellius; selbst zwei Frauen, Statia und Petronia, stimmen in den Chorus ein und fügen den Wunsch bei: tales cives in colonia in perpetuo! Möchte es immer solche Bürger in der Colonie geben! Wir haben nicht die Ehre, diese Frauen zu kennen, aber ihre Namen gehören keiner pompejanischen Familie von Rang an; es sind vermuthlich Gastwirthinnen oder Kneipenbesitzerinnen gewesen, wie die meisten Frauen, welche sich in die Wahlkämpfe der Stadt mischten. Man hat auch in Pompeji schon verstanden, den Mund recht voll zu nehmen; eine Inschrift versichert, daß das Volk, populus, schlechtweg für L. Popidius Secundus sei. Man ließ es sich auch Geld kosten, den Namen, den man aus der Urne hervorgehen lassen wollte, recht bekannt zu machen: ein großer Bäcker, J. Genialis, vermiethete die zu Placaten, wie wir sagen würden geeigneten Stellen seines Hauses; das Buntscheckige der Inschriften an der Wand seiner Bude beweist dies ziemlich deutlich.

Vor Allem thätig waren die Freigelassenen. Einer, Dionysius, dessen früherer Herr Popidius gewesen war, hat in der Nähe der Wohnung seines Patrons nicht weniger als vier Programme malen lassen, welche alle die Candidatur des Mannes den Wählern ans Herz legten. Aber auch die zahlreichen Gesellschaften der Stadt mühten sich, die collegia oder sodalicia, welche in der Regel einen angesehenen Mann zum Patron und also vorkommenden Falls für ihn einzuspringen so Pflicht wie Interesse hatten. So erklären alle Goldarbeiter, aurifices universi, daß sie den Cuspius Pansa zum Aedilen haben wollen. Für eben denselben sprechen sich die lignari (= lignarii) aus, also alle Holzhändler, Ebenisten, Tischler, Zimmerleute und Baumeister, Alle, die irgend etwas mit Holz zu thun haben. Die lignari haben sich auch über die Wahlen zum Duumvirat, welche unmittelbar vor der Aedilenwahl statthatten, schlüssig gemacht; sie wollen den Holconius Priscus als Bürgermeister. Für Casellius als Aedilen treten von den lignari nur die plostrari ein, die Wagenmacher; dafür ist er der

Candidat der bäuerlichen Interessen: ihn fordern die agricolae. Nur die pomari, die Obsthändler, haben ihren eigenen Kopf: sie stehen für seine Gegner Helvius und Cerrinius ein. Natürlich waren bei diesen Dingen in der Regel die materiellen Interessen ausschlaggebend; ein paar Jahre vorher hatten die Bäcker, die pistores, den C. Julius Polybius als Aedilen mit der Begründung empfohlen: panem bonum fert, er liefert gutes Brod; es war also einer ihrer Standesgenossen, den sie an die Spitze der städtischen Polizeiverwaltung hatten bringen wollen. Die Goldarbeiter hatten ohne Zweifel auch guten Grund, für den reichen Cuspius Pansa einzutreten, welcher ihnen etwas zu verdienen geben konnte, und ähnlich stand es ohne Zweifel mit den anderen Berufsarten, die bei den Wahlen hervortreten, den gallinari oder Geflügelhändlern, den piscicapi oder Fischern, den Walkern, Färbern, Kittelmachern, Salbenhändlern, Barbieren, Maulthiertreibern und zuletzt den Buchhändlern, den librari. Letztere haben freilich in Pompeji, einer Phäakenstadt von großem Luxus und empörendster Sittenlosigkeit, keine große Rolle gespielt, und bis jetzt ist die Hoffnung noch immer getäuscht worden, daß man auch einen Buchladen ausgraben und dort einen vollständigen Titus Livius finden werde, womit das Einstampfen aller vorhandenen „römischen Geschichten" von selbst gegeben wäre. Ganz aufzugeben ist diese Hoffnung aber nicht; man hat doch die Quittungen des Bankiers (auctionator) L. Cäcilius Jucundus gefunden, und zwar erst im Juli 1875, und außerdem hat man nahe beim Thor nach Stabiä ein Gebäude bloßgelegt, welches ein Abschreiberzimmer enthielt. Die librari also verlangen den Sabinus als Ädilen, vermuthlich also den Helvius Sabinus, dem wir sonach literarische Neigungen zutrauen dürfen.

Unvermerkt wird der Leser wahrgenommen haben, wie sich die Wahlinschriften als ein treffliches Mittel erweisen, uns die Bestandtheile der pompejanischen Bevölkerung vorzuführen. Die Liste ist aber noch lange nicht erschöpft; sie ist einer Erweiterung nach andrer Seite hin fähig. Der Bürger gehörte nicht bloß einem bestimmten Erwerbsstande an, wie wir sie aufzählten; er nahm auch an religiösen Vereinen Antheil, und einige dieser Vereine lernen wir nun auch aus Anlaß der Wahlen kennen. Längst war die alte, kalte und formalistische Religion der Italiker zersetzt worden, zuerst durch das Eindringen hellenischer, dann morgenländischer Gottesdienste. So hatte in Pompeji die ägyptische Isis ihren Tempel, welcher bei den Theatern lag, und die Anbeter dieser Göttin bildeten den Verein der Isiaci. Zangemeister hat letzteren Ausdruck zwar auf die Tempelsklaven der Isis bezogen; aber es ist nicht denkbar, daß Sklaven sich hätten in die Wahlen mischen dürfen, und doch treten Isiaci universi in den Kampf ein. Der Cultus der Isis, welcher den Frieden der Seele und ewiges Glück gegen einige geheimnißvolle Uebungen und körperliche Reinigungen verhieß, ohne einer einzigen menschlichen Leidenschaft in den Weg zu treten, mußte in Pompeji nothwendig viele Anhänger finden. Nicht minder war dies der Fall mit dem Dienste der Venus, welche sogar die eigentliche Schutzgöttin der Stadt war, die Venus fisica Pompeiana. Auch sie hatte ihre Tempel und feurigen Verehrer, die Venerii, und es ist bezeichnend, daß der fremde und der einheimische Cultus sich bei den Wahlen feindselig gegenüberstehen, wie dies wohl auch sonst der Fall war. Die Isisanbeter verlangen Cuspius Pansa und Helvius Sabinus; die Anhänger der

Stadtgöttin scheinen als Aedilen den Popidius Secundus, als Duumvirn den Ceius Secundus begünstigt zu haben. Ja, es gibt eine Inschrift, nach welcher sich die Göttin selbst in den Kampf mischte: Venus Casellium aedilem.

Nicht alle Vereine zu Pompeji hatten indessen ernste Zwecke; es gab auch solche, welche sich bloß des Vergnügens wegen zusammengethan hatten. Nicht immer freilich war ihre Thätigkeit eine harmlose; nach dem Bericht des Tacitus (annal. XIV 17) hat im Jahr 59 aus Anlaß von Gladiatorenspielen eine blutige Schlägerei zwischen den Pompejanern selbst und den aus Nuceria herübergekommenen Zuschauern stattgefunden, in Folge deren der Senat die Spiele für zehn Jahre untersagte und alle ungesetzlichen collegia auflöste. Unsere Inschriften lehren uns die pilicrepi kennen, die Ballschläger, dann die seribibi oder Spättrinker, die Ahnherren des Kämmerers Spazzo, welche in der Kneipe eines gewissen Edone zechten, auf welcher man liest: „Edone sagt: hier wird um ein Aß getrunken. Wenn Du zwei Aß zahlst, so erhältst Du besseres Getränk. Wie viel mußt Du zahlen, wenn Du Falerner trinken willst?" Die seribibi stehen alle, universi, für M. Cerrinius Vatia als Aedilen ein, woraus zu schließen sein wird, daß auch dieser Biedere nicht zu früh vom Becher aufstand. Zwei Thüren weiter preisen die furunculi (kleine Diebe) und dormientes universi (alle Schlafmützen) ihre Candidaten an; Willems vermuthet nicht ohne Grund, daß es Spitznamen einer und derselben Gesellschaft sind; die Spättrinker waren Nachtvögel, welche man wohl furunculi nennen konnte, und das lange Trinken mußte wett gemacht werden durch langen Schlaf.

Neben den Vereinen treten, wie schon oben berührt, auch Einzelne mit ihren Empfehlungen hervor. Ein Waffenschmied verlangt den Casellius, wenn er das Gemeinwesen wohl bewahrt wissen soll; ein Broncefabrikant mit seinen Lehrlingen den Pansa. Mit seinen Lehrlingen heißt in Pompeji cum discentes suos; der haarsträubende Fehler kommt wiederholt vor, Beweis genug, daß auf dem alten oskischen Boden die Präposition cum in der That bis zum Accusativus herabgekommen war. Ein Weinwirth beim herculaneischen Thor, Phöbus, erklärt sich für Holconius und Gavius und fügt bei: cum emptoribus suis, sammt seinen Kunden; es werden die Bauern gewesen sein, welche an den Markttagen bei ihm einkehrten. Auch freigelassene Frauen, welche die Lorbeeren Statia's und Petronia's nicht schlafen ließen, stürzten sich in die Arena: Helpis Afra, Successa, Fortunata; andre reißen ihre Männer mit sich fort, Recepta ihren Thalamus, Parthope ihren Rufinus. Man suchte auch durch Placate auf einflußreiche Wähler einzuwirken. Der Bankier L. Cäcilius Jucundus hatte sich, obwohl er nur ein Procent vom Werthe der Ankaufsgegenstände bezog, ein schönes Vermögen erworben. Er selbst war todt, aber seine Söhne Quintus und Sextus betrieben das Geschäft fort. „O Quintus und Sextus Cäcilius Jucundus," sagt eine Inschrift, „wir wünschen das Duumvirat für Ceius Secundus." Man kann auch wahrnehmen, daß gewisse Gegenden und Familien ausgesprochen Partei nehmen. Der Süden der Stadt war offenbar für Ceius Secundus und Popidius Secundus; für den Ersteren erklärte sich die reiche gens Cornelia, für Cerrinius die gens Vettia, für Helvius Sabinus die gens Poppaea.

Mittlerweile ist der Tag herangekommen, an welchem die amtliche An-

meldung der Bewerber stattfinden muß. Alle zehn genannten Männer glauben so viel Anklang gefunden zu haben, daß sie es wagen können, förmlich aufzutreten. Sonach entwirft der Wahlvorstand die Liste, auf welcher alle zehn Namen eingetragen werden, und schlägt sie auf dem Marktplatz so an, daß alle Wähler ebenen Fußes davon Kenntniß nehmen können. Nun ändern sich die Inschriften. Nun wird das rogat ersetzt durch facit; der Wähler erklärt, daß er nicht bloß die Candidatur wünscht, sondern daß er für den Betreffenden stimmt. So erklärt Fidelis, dessen Wirthschaft das Abzeichen einer Ziege trägt: aedilem facit M. Casellium Fidelis. Einer, Namens Tyrannus, schlägt einen noch wärmeren Ton an; er sagt: M. Cerrinium Vatiam aedilem dignum reipublicae Tyrannus cupiens fecit cum sodales: „mit Freuden hat Tyrannus sich für Cerrinius entschieden, einen des Gemeinwesens würdigen Mann, er mit seinen Genossen." Ebenso warm und kategorisch erklärt der hochangesehene Q. Bruttius Balbus, dessen Wähler ihn seiner Zeit als einen Mann empfohlen hatten, welcher die Stadtgelder nicht vergeuden werde (hic aerarium conservabit), daß er sich für Cn. Helvius Sabinus entschieden hat. Andere Inschriften dringen in andere Männer: fac, facias, wähle ihn; fave, begünstige ihn; officium commoda, wähle für ihn. Man wird auch wohl noch deutlicher: „Rufinus, begünstige den Popidius Secundus, und er wird Dich wählen." „Proculus, wähle den Sabinus zum Aedilen, und er wird Dich wählen" (nämlich später einmal). Aber sehr bemerkenswerth sind zwei Dinge. Einmal, daß die im Dienste stehenden Beamten sich des Eingreifens in die Wahlen enthielten; niemals liest man, daß ein Duumvir unter den Empfehlenden wäre, und obwohl die Aedilen mit der Wahlleitung nichts zu thun hatten, so ist doch auch nur ein Fall erweislich, wo ein Aedil, Julius Polybius, sich in den Kampf mischt. Das Andre ist die vollendete Höflichkeit, mit welcher der Wahlkampf geführt wird. Ueberall lesen wir nichts als Lobsprüche; die Candidaten werden gute, würdige Männer genannt, oder redliche Jünglinge, ausgezeichnete Jünglinge, die alles Gute verdienen, unbestechliche, sittsame Jünglinge; nirgends begegnet ein schmähender Angriff auf den Gegner, und unsere heutigen Wahlen könnten von den pompejanischen recht viel lernen. Wo wir etwa einen Hieb vermuthen dürfen, da ist er so zart ausgedrückt, daß wir ihn gar nicht verstehen. So lautet eine in ihrer Dunkelheit fast unübersetzbare Inschrift: M. Cerrinium aed. alter amat, alter amatur, ego fastidi, qui fastidit, amat. „Den M. Cerrinius zum Aedilen. Der Eine liebt, der Andre wird geliebt, ich habe ihn verschmäht, wer ihn verschmäht, liebt." Etwas derber ist allerdings der Zuruf: „Wer den Quintius nicht will, soll sich zum Esel setzen": aber die Grobheit gilt nicht etwa einem der Gegencandidaten, sondern Denen, welche dem Empfohlenen keinen Geschmack abgewinnen können.

In den letzten Tagen vor der Wahl wurde natürlich mit aller Macht gearbeitet; Cicero sagt ja einmal im Unwillen darüber, daß Cäsar so wenig wählerisch bei der Ergänzung des Senats vorging: „es sei leichter, in Rom Senator zu werden, als in Pompeji Decurio." Nun bedeckten sich erst die Wände und Mauern mit Anschlägen; die Maler hatten alle Hände voll zu thun; einer, Namens Infantio, arbeitet mit drei Gehilfen, Florus, Fructus und Sabinus. Es war für diese Leute eine vortreffliche Gelegenheit, durch gute Aus-

führung der erhaltenen Aufträge sich geschäftlich zu empfehlen: eine Gelegenheit, die freilich nicht Alle benützten; denn Manche erfreuten die Candidaten durch Verderbniß ihrer Namen, und so prangt noch jetzt Popidius als Podidius an einem Hause, Secus statt Secundus, Procus statt Proculus.

Die Kosten für die Inschriften haben vermuthlich des Oefteren die Candidaten bezahlt, und das war noch die anständigste Rolle, welche ihr Geld bei den Wahlen spielen konnte. Es gab deswegen, wie in Rom selbst, so auch in den Landstädten, strenge Vorschriften gegen die Wahlbestechung. Kein Candidat durfte während der zwei Jahre, welche seinem Auftreten vorhergingen, Geschenke irgend welcher Art vertheilen; er durfte keine Feste geben und nicht mehr als neun Personen, die gewöhnliche Zahl beim triclinium, auf einmal zur Tafel laden. Wer diese Verbote übertrat, setzte sich einer Anklage und damit einer Buße von 5000 Sesterzen oder etwa 800 Mark aus, welche in die Stadtkasse zu zahlen waren. Freilich gab es andere Kniffe, die sich gesetzlich nicht verbieten ließen. Wir erwähnten, daß die Wahleinheit, nach welcher gezählt wurde, nicht der einzelne Wähler war, sondern der Wahlbezirk. Die zwei Candidaten, welche die höchste relative Stimmenzahl erreichten, galten als die Erwählten des Bezirks; alle Stimmen, welche auf die andern Bewerber fielen, waren für diese so gut wie verloren und wurden nicht etwa bei einem andern Bezirk für sie in Anrechnung gebracht. Was lag da näher, als daß zwei Candidaten sich verständigten, daß der eine dem andern seine Stimmen in denjenigen Bezirken abtrat, wo er selbst keine Aussicht hatte, und sich dafür zum Schaden eines Dritten die Mehrheit in den andern Bezirken sicherte? Es war auch eine der Hauptstadt abgesehene List; man nannte das in Rom coire ad deiciendum alium honore: sich vereinigen, um einen Andern durchfallen zu lassen. Es ist das nichts Anderes, als der bei unsern Reichstagswahlen, namentlich in der Stichwahl, so beliebte Stimmenschacher. Die Pompejaner trieben ihn aus persönlichen Gründen; wir treiben ihn aus Fractionsgründen. Wo bleiben da die „Wilden“, welche die besseren Menschen sind? Daß man in Pompeji der Gefahr entgegen arbeitete, lehren die Inschriften, welche den Wahlagenten galten: Uboni, vigula! „Ubonius, sei wachsam!“ Attale, dormis! „Attalus, du schläfst!“ Letzterer war ein Agent des Popidius, Ubonius einer des Calventius.

Wer nun bei den Wahlen des Jahrs 79 gesiegt hat, das wissen wir nicht; aber es ist leicht möglich, daß, wenn einmal das zweite Halbtheil der Stadt aufgedeckt worden sein wird, auch die Namen der Beamten ans Licht kommen, welche zur Zeit der Katastrophe in Pompeji walteten.

Zum Schluß aber müssen wir noch fragen: Weshalb denn überhaupt der lebhafte Kampf? Warum drängten sich die Bewerber zu den Stellen, welche ihnen nicht bloß keine Einkünfte brachten, sondern sie noch überdies zwangen, für Spiele und öffentliche Arbeiten (ludi et monumenta) eine im Mindestbetrag sogar gesetzlich bestimmte Summe aus ihrer Tasche zu zahlen?

Hundert Jahre vor dem Untergange der Stadt mögen die Wahlkämpfe einen nationalen Hintergrund gehabt haben. Pompeji hatte im Bundesgenossenkrieg sich den Abgefallenen angeschlossen und war zur Strafe dafür von Sulla in eine seiner Veteranencolonieen mit dem Namen Colonia Veneria Cornelia Pompeianorum

verwandelt worden; die Einwohner hatten einen Theil ihrer Häuser und Güter an mehrere Cohorten sullanischer Landsknechte abtreten müssen, und da ist es nur natürlich, daß zwischen dem oskischen und dem lateinischen Element lange und heftige Reibungen stattgefunden haben werden. Aber im Jahr 79 n. Chr. war dieser Zustand längst überwunden; die lateinische Sprache herrschte unbestritten in der Stadt, und nur verlorene Spuren erinnern noch an das oskische Wesen, so wenn in der casa del Fauno die Wände mit dem oskischen Alphabet beschrieben sind und die Blumengöttin Flora noch oskisch als Fluusa angerufen wird, oder einer den Namen Aemilius von rechts nach links schreibt.

So wenig nationale Gründe den Kampf belebten, so wenig politische. In Rom selbst gab es damals noch Republikaner; in der Provinz, wo man dem Kaiserreich eine Zeit der Ruhe und verhältnißmäßiger Freiheit dankte, gab es keine mehr. Besonders Pompeji war kaiserlich bis ins Mark der Knochen. Der Kaisercult stand daselbst in Blüthe, er hatte Vereine und Priester; wenn der Kaiser einen Richter sendet, welcher Eigenthumsstreitigkeiten zwischen der Stadt und Einzelnen schlichten soll, so heißt derselbe heiligster Richter, und Epidius Sabinus spricht mit seiner Inschrift gewiß die Gesinnungen seiner Mitbürger aus: „Es leben die Richtersprüche des Kaisers und der Kaiserin! Wenn ihr gesund seid, so sind wir glücklich immerdar!"

So bleibt nichts übrig als das Nächstliegende: der Kampf drehte sich um das Wohlergehen und die Interessen der Gemeinde. Und zur Ehre der Stadtbehörden muß man es sagen: die Pracht der öffentlichen Gebäude, die Pflasterung der Straßen, die Trinkwasserquellen, welche die Straßenecken zieren, die öffentlichen Bäder, die Entfernung alles Unraths durch unterirdische Canäle, welche mit allen Häusern in Verbindung stehen, mit einem Wort, die Verschönerungs- und Wohlfahrtsarbeiten zu Pompeji sind der Art, daß sie vielen unserer modernen Städte zum Muster dienen könnten. Die Pompejaner hatten das Gemeindewahlrecht, und sie verstanden, das muß man ihnen lassen, dasselbe zu ihrem Nutzen zu gebrauchen.

Rathsmädelgeschichten.

Von
Helene Böhlau.

Dritte Geschichte.

Die Rathsmädchen laufen einem Herzog in die Arme.

Frau Rath hielt darauf, daß ihre beiden Mädchen alljährlich in den ersten schönen Frühlingswochen eine Erholungskur gebrauchten, zur Kräftigung ihrer Gesundheit und Schönheit.

Sie hatte da einen harmlosen Kräuterthee, von dem Vetter Apotheker ausgekundschaftet, den filtrirte sie in frühster Morgenstunde ihren beiden Schelmen ein und ließ sie danach in den frischen Morgen laufen. Sie war nicht dafür, daß man erst abwarte, bis Krankheit den Menschen überkommen und sich gar eingenistet habe, ehe man Etwas zur Stärkung thue, sondern hielt es für klüger, dem Uebel vorzubeugen, und fuhr auch gut dabei; denn ihre Mädchen gediehen zu ihrer vollen Zufriedenheit, und die jährliche Frühlingskur schlug vorzüglich bei ihnen an, sei das nun dem schönen Morgengenuß zuzuschreiben oder dem guten Appetit, den sich die Beiden auf ihren Spaziergängen holten. Trotz der Einfachheit des Lebens bei Raths und mancher ärmlichen Einrichtung wurden unsere Beiden in vielen Dingen auf das Vorsichtigste gepflegt und behütet.

Frau Rath wußte die Schönheit ihrer Kinder zu schätzen und bestrebte sich, sie ihnen für eine gute Dauer zu kräftigen.

Denn diese Schönheit war deren einziges Erbtheil, und Frau Rath wußte aus Erfahrung, welche Ruhe und Heiterkeit aus andauernder Schönheit entspringt.

So wurden unsere Beiden von frühster Jugend an mit Bedacht gestriegelt und gebadet wie zwei werthvolle Pferdchen. Die Mutter hatte die Pflege des wunderbaren Haares ihrer Beiden eigens übernommen, flocht und kämmte es selbst und wusch es ihnen regelmäßig mit Salzwasser, und das war kein kleines Opfer, das die vielbeschäftigte Frau brachte; aber sie hätte um keinen Preis die Pflege dieses großen Schatzes den leichtsinnigen, unverständigen Dingern selbst überlassen.

So geschah es durch die große Fürsorge und Liebe ihrer guten Mutter, daß es eine Freude war, die wohlversorgten Creaturen anzusehen, trotzdem sie sich auf Straßen und Gassen umhertrieben, mit allerlei Volk verkehrten, ein Leben führten wie ein paar lustige Buben, und von Jedermann als Ausbünde angesehen wurden, die wenig gelernt und so wenig behalten von aller Weisheit, die man in sie einzufüllen bestrebt gewesen war, daß es eine Schande blieb. Die Mädchen verdankten ihren Morgenspaziergängen mancherlei Gutes, das sie in ihrer Faulheit, wenn die Mutter sie nicht herausgetrieben hätte, wohl schwerlich erfahren haben würden.

Während dieser Gänge tauchten sie Beide in der Stille der unberührten Frühlingsherrlichkeit wahrhaft unter und wurden von der Reinheit der neu erwachten Natur durchdrungen. Sie lernten so das Schöne, Stille lieben, und die gute sorgsame Frau Rath hätte die beiden Töchter in keine bessere Schule schicken können, als in die frühe Stunde, die ein erlauchter Lehrer, der Frühling selbst hielt. Sie kamen immer in einer etwas gesänftigten Stimmung zurück, von der sich Gutes hoffen ließ, und hatten noch dazu von außerordentlichen Erlebnissen, die anderen Sterblichen selten oder nie begegneten, zu berichten. Fanden sie auch für ihre Mittheilungen meist wenig Glauben, so ließen sie sich doch durchaus nicht stören, ihre gemeinschaftlichen Gänge zu einem Quell für Wahrheit und Dichtung werden zu lassen; bald war ihnen, als sie mitten im Grünen saßen, ein wildes Karnickel in den großen Hut gelaufen, der neben ihnen lag, bald sonst sehr Ungewöhnliches passirt. Einmal, und das ist eine Geschichte, solcher unartigen Geschöpfe werth, da hatten sie, da sie nichts Besseres zu thun wußten, sich mit ihren Haaren miteinander zusammengeflochten, und zwar so fest, dicht und verzwickt, daß sie sich schließlich nicht wieder auseinander bekamen und einen alten Herrn, der an ihnen vorüberging, bitten mußten, ihnen behilflich zu sein. Sie konnten das Benehmen ihres Retters aus dieser Noth gar nicht sonderbar und grotesk genug beschreiben, wie er den gewaltigen Knäul, der die goldene Haarfluth Marien's und die bräunlich-roth glänzende Röse's zusammenfaßte, verwundert und bedenklich in der Hand gewogen; wie er die Beiden von oben bis unten betrachtet habe, wie wenn er sich vergewissern wolle, ob es auch mit ihnen ganz richtig sei. Röse berichtete auf das Genaueste, wie der Herr neben ihnen gestanden. Sie hatten ihre Köpfe so eng aneinandergeflochten, daß sie sich, als sie sich erhoben, kaum bewegen konnten, und sie erzählten lachend, wie er nach längerem verwunderten Schweigen gesagt haben soll: „Nun theilen mir die beiden holden Kinder aber mit, wie sie zu dem artigen, sie werden mir verzeihen, dummen Streich gekommen sind? Denn bei Gott, es ist keine Kleinigkeit für ungeübte Hände, solch' einen allerliebsten Knäul auseinander zu bringen."

Röse schnitt damit wohl etwas auf, daß sie darauf erwidert habe: „Man kommt auf die eine Dummheit gerade so wie auf alle anderen auch, ich weiß nicht wodurch eigentlich." Da habe der alte Herr, der eine gelbe Weste trug und ein rundes weißes Gesicht hatte, sehr gelacht.

„Fremd war er," sagte Röse, „sonst hätten wir ihn gekannt. Jedenfalls mußte er irgend ein durchreisendes Licht sein, davon kommen ja täglich welche an.

Ich machte auch so eine Andeutung, und nach seinem Gesicht, das er zog, zu schließen, werde ich nicht fehlgegriffen haben. Unser alter Herr hat übrigens gut daran gemußt, bis er die „Wirrschatte“ wie sie in Weimar sagen, einigermaßen auseinander bekam, und wir konnten uns nicht rühren, ohne daß er zauste, und er hat geächzt und gelächelt und gestöhnt und um Vergebung gebeten ohne Ende.

„Ei, was dem Menschen für sonderbare Dinge passiren können,“ hat er in allen Ausdrücken wiederholt.

„Wird es mir Einer glauben, was mir hier auf meinem harmlosen Spaziergange passirt ist! Ich möchte mir von den beiden Demoiselles ein Beglaubigungsschreiben über das Begebniß überreichen lassen.“

„Das ist doch so merkwürdig nicht,“ hat Röse gesagt.

„So, so, so,“ murmelte der Fremde. „Was seid Ihr denn für schlimme Nixen, bringt Spaziergänger in Verlegenheit, alte würdige Herren in Bedrängniß?“

„I bewahre,“ bekam er von Marie zur Antwort, „wie hätten wir sonst nach Hause kommen sollen?“

„Macht nicht solches dummes Zeug, Ihr Mädchens,“ hat sie der Herr in der gelben Weste ermahnt, „Ihr könnt ja in Teufelsküche kommen!“

Wie viel und wie wenig Glauben ihre Geschichtchen fanden, kümmerte die Beiden nicht; sie erzählten sie dem, der sie hören wollte, und nie kam es vor, daß Eine die Andere Lügen strafte. Sie hielten zusammen, und was die Eine sagte, vertrat ohne Weiteres die Andere. Ob es wahr oder nicht wahr sein mochte, das stand in zweiter Linie, darauf kam es nicht an. Das erste Bedingniß blieb, daß sie einander beistanden wie ein paar echte, rechte Spießgesellen. Dies Vertrauen, das Eine zur Anderen hatte, mochte wohl auch der Grund sein, daß sie sich mit einander so wohl und sicher fühlten.

Da war es einmal, daß ein unbeschreiblicher Maimorgen über der Erde ausgebreitet lag, Nachtigallen schlugen im Weimarischen Park, der Hollunder duftete, das junge Laub strömte sanfte gewürzige Gerüche und strahlendes Farbenlicht aus. Auf den thaufeuchten Wegen lag es wie ein Frühlingshauch, so daß sie unbetreten erschienen.

Auf den Wiesen an der Ilm schimmerte noch ein leichter Frühnebel; aber schon wärmte die Sonne und theilte all' der zarten Frühlingspracht Kraft zum Ausdauern mit.

Auf dem breiten Parkweg laufen unsere beiden Frühaufsteher, Hand in Hand, und da sie sich immer und überall auf ihre Art vergnügen müssen, so laufen sie jetzt, da ihnen nichts Besseres einfällt, rückwärts wie die Krebse, dem wohlbekannten römischen Hause zu, das sonnbeschienen, weißleuchtend, von einem dunkeln Lebensbaum beschattet, säulengetragen, an des Parkes Hauptweg liegt. So trotten sie hin, in allem Behagen und mit dem Eifer, den sie für jede Thorheit, auch für die geringste, anzuwenden gewohnt sind.

In dieser Morgenstunde sind sie vollends alleinige Herrinnen des Parkes und können thun und treiben, was ihnen beliebt.

Sie unterhalten sich über das Benehmen einer Gesellschaft Mädchen, die damals mitten darin im Weimar'schen Leben steckten, älter als die Rathsmädel

waren und diese zu allerlei Vertraulichkeiten, zu Botengängen u. dgl. sich herangezogen hatten.

Wir werden von dieser Gesellschaft noch erfahren.

Jetzt plauderten unsere Beiden über die Mädchen und raisonnirten über sie und ihre Liebeshändel, in die sie durch ihr Amt als Botengängerinnen manch' einen Blick gethan hatten, und übten eine scharfe Kritik an Allem, was diese Schönen betraf und was sie von ihnen erfahren und erlauscht hatten. Und wie sie so rückwärts mit auffallender Sicherheit, jedenfalls durch lange Uebung errungen, klatschend und plaudernd hineilten, fühlten sie mit einem Male einen mächtigen Widerstand. Sie erschraken, guckten mit großen Augen und fanden sich in den ausgebreiteten Armen eines stämmigen Mannes, in den Armen ihres Landesherrn Karl August, der sie, als er sie so eifrig dahertraben sah, aufgefangen hatte.

„Schönen guten Morgen," sagte er ihnen, indem er sie festhielt, „Ihr seid mir gute Dinger, Euern Herzog umzurennen. Wenn ich nun nicht so fest auf den Füßen stände, jetzt läge ich da, und Ihr kämt für die Unthat direct ins Zuchthaus. Donnerwetter, steht es denn mit Euch immer noch so schlimm? Ich hörte, Ihr wärt vernünftiger geworden?"

„Das sind wir auch, Hoheit," erwiderte Röse befangen, als Karl August sie freigelassen, und Beide knixten tief und a tempo nach dem Recepte der alten Kummerfelden.

„I, der tausend! vernünftig und schön sind wir geworden. Gute Gaben für junge Frauenzimmer. Aus der Schule nun endlich?"

„Ja, bald, Hoheit!"

„Gratulire! Das soll ja für Euch eine böse Zeit gewesen sein? Condolire noch nachträglich."

„Wie man's nimmt," meinte Röse. „Sie war so schlimm auch wieder nicht. Man muß die Dinge nicht schwer nehmen; dann sind sie nicht schwer."

„So, Ihr betrügt den lieben Herrgott, ihr Tausendsapperloter? Dann macht's nur so fort. Seht Ihr, da sind wir ja schon." Sie standen vor dem römischen Haus. „Habt Ihr schon gefrühstückt?"

„Noch nicht, wir haben erst Gesundheitsthee getrunken!"

„So fehlt Euch Etwas? Wart Ihr krank?"

„Nein, Hoheit, uns fehlt gar nichts, wir trinken nur so."

„Das läßt sich hören," sagte Karl August lachend. „Kommt mit und frühstückt bei mir."

Die Mädchen sahen sich bedeutungsvoll an, ungefähr mit dem Ausdrucke, als wollten sie sagen: Da hätten wir ja wieder einmal Etwas zu erzählen; aber dieser einverständliche Blick verhinderte sie nicht, sich wieder unterthänigst und vollendet zu verneigen und damit ihre Bereitwilligkeit anzudeuten, daß sie mit Vergnügen die Ehre annehmen würden.

„Dann also vorwärts; ich bin hungrig, bin auch solch' ein Frühauf wie Ihr."

Und sie gingen miteinander, der Fürst zwischen den beiden schönen Kindern, die Stufen zu dem weißen, in der Sonne leuchtenden Hause hinauf.

Digitized by Google

„Wir haben uns recht lange nicht gesprochen, dächte ich," fuhr er fort; „mein Gott, was das junge Volk heranwächst. Schade, daß es mit allen Dingen so schnell zu Ende geht, und es gibt Schönes! Kinder, es gibt Schönes auf Erden!"

Als sie miteinander bei dem Frühstück saßen, das Karl August seinen jungen Gästen zu Liebe hatte durch allerlei Leckereien vervollständigen lassen, frug er, nachdem sein Blick lange wohlgefällig auf den Beiden geruht: „Hat Goethe Euch kürzlich gesehen? der hat auch seine Freude an den beiden Rangen. Darauf könnt Ihr Euch Etwas zu gute thun. — Uebrigens vortrefflich, daß ich daran denke, Ihr verderbt mir meine Gitterthür an der Wilhelmsallee; was fällt Euch denn ein; was macht Ihr denn da? Seid Ihr denn nicht klug, Euch dort zu schaukeln?" Röse und Marie wurden feuerroth. „Dort haben wir Euch kürzlich vom Schlosse aus beobachtet. Wir haben das Opernglas benützt; Goethe wollte wissen, was für zwei schöne Mädchen solche Gassenbubenstreiche ausführen. Schämt Ihr Euch denn gar nicht, ist denn das Thor zum Schaukeln da?"

Vor den Fenstern des Schlosses, da liegt eine schönbogige Brücke, die über die Ilm führt und die an ihrem Ende durch das besagte gut schmiedeeiserne Thor abgeschlossen werden kann.

„Unser Garten liegt ja gleich hinter dem Thor, Hoheit," entschuldigte Marie sich, roth übergossen, „da müssen wir manchmal auf den Schlüssel warten, wenn der Vater erst noch Etwas zu thun hat, und was sollen wir denn so lange machen? Wir haben uns von jeher dort am Gitterthor geschaukelt."

„Meinetwegen thut's auch weiter," sagte Karl August lachend. „Ich sehe es mir gerne an, besonders wenn Ihr die weißen Kleider mit den blauen Schleifen anhabt, da macht es sich artig. Ein Ende muß es ja doch einmal nehmen."

„Ach, das war neulich, am Sonntag Nachmittag," sagte Röse zu Marie gewendet. „Vollends Sonntag Nachmittag, da schaukeln wir uns oft dort, da weiß man so wie so nicht, was man anfangen soll."

„Lesen thut Ihr wohl nie Etwas?" frug Karl August.

Beide Mädchen blickten verlegen nieder.

„Kennt Ihr denn so Einiges, was in unserer Zeit entstanden ist?"

„Wir kennen Alles, Hoheit," sagte Röse erschreckt und doch erleichtert, immer noch mit niedergeschlagenen Augen.

„Aber gelesen haben wir nichts, nicht wahr?"

„Nein," sagten Beide einstimmig und entschieden.

„Also Alles durchs Schauspiel? gucke, gucke! Da geht Ihr wohl oft hinein."

„Ja, Hoheit, sehr oft!"

„Nun, diese Art Bildung muß für Eure Eltern aber doch eine gehörige Ausgabe sein?"

Da saßen sie Beide, feuerroth, und blickten sich rathlos an.

„Hört einmal, Schelme, Diebsgesindel," sagte der Herzog freundlich, „haltet Ihr es denn wirklich für möglich, Scherz bei Seite, daß man so Jahre lang

immer glücklich mit der größten Regelmäßigkeit sich in das Theater einschleichen kann, ohne daß sie Einen wenigstens einmal erwischen?"

Die Mädchen blickten sich betroffen und immer noch purpurroth an.

„Ich glaube, Ihr denkt das wahrhaftig? Ist denn Euch nie die Idee gekommen, daß Ihr von höherer Hand, als von Euerm Flöten-Lobe, auf den Schleichwegen beschützt wurdet? O! Ihr Schelme! Ihr Diebsgesindel!" rief der gute Fürst, auf das Herzlichste lachend. „Doch laßt es Euch gesagt sein, Ihr habt Euern Landesherrn mit seiner vollen Bewilligung hintergangen. Was denkt Ihr denn! Und hintergeht ihn nur ruhig und so guten Gewissens wie bisher weiter."

„Ach, Hoheit," riefen Beide wie aus einem Munde, erstaunt, beschämt, bestürzt, erfreut.

„Laßt das, laßt das," sagte Karl August liebenswürdig. „Macht es nur so fort, ich und noch manch' Anderer haben ihren Spaß gehabt und werden ihn, so Gott will, noch lange haben, wenn wir Euch Gesindel sitzen sehen. Nehmt nur Eure Plätze so, daß ich auch controliren kann, ob Ihr wirklich da seid. Ich sehe Eure vergnügten Gesichter gerne im Theater; auch wenn Ihr sie auf Schleichwegen und zum Schaden unserer Casse hineintragt."

Die Drei plauderten noch lange miteinander.

Welch' eine liebenswürdige, göttliche Zeit war es, in der die schönen Jahre der Rathsmädel fielen. Alle, die damals jung waren, waren gesegnet jung.

Die Rathsmädchen ließen es sich wohlschmecken im römischen Hause.

Karl August zeigte und erklärte ihnen Bilder, die an den Wänden hingen, und Röse und Marie nahmen Gelegenheit, ihrem Gönner den Kameraden Franz Horny und dessen Talent zu empfehlen.

„Ihr haltet ihn für begabt und vielversprechend?" frug der Fürst liebenswürdig spöttisch.

„Ja, Hoheit," sagten die Mädchen einmüthig.

„Dann, wenn Ihr ihn dafür haltet, werden wir uns nach dem jungen Mann umsehen."

Ein Adjutant machte eine Meldung, und Karl August wendete sich zu seinen Gästen.

„Wir müssen leider von einander Abschied nehmen. Meine Räthe kommen, jetzt muß regiert werden," sagte er lächelnd. „Lebt wohl, Ihr beiden Prachtmädchen! Nach Euerm Franz Horny will ich mich einmal umschauen, lebt wohl!"

Wie von einem frischen Winde getrieben, liefen die Beiden, als sie die Stufen des römischen Hauses überschritten, nach Hause, um zu erzählen. Ob sie Glauben fanden oder nicht, das that nichts zur Sache. Was sie wußten, wußten sie. Sie waren Manns genug, sich darüber zu freuen, aus tiefstem Herzen vergnügt zu sein.

Politische Rundschau.

Berlin, Mitte März.

Wie früher bereits an dieser Stelle mit freudigster Genugthuung darauf hingewiesen werden konnte, daß überall, wo deutsche Herzen schlagen, festliche Vorbereitungen für den neunzigsten Geburtstag unseres Kaisers getroffen wurden, legt die Ankunft der fürstlichen Vertreter der europäischen Herrscherhäuser zum 22. März in Berlin vollgültiges Zeugniß für das Ansehen und die Beliebtheit ab, welche Kaiser Wilhelm auch überall im Auslande verdientermaßen genießt. Oder wäre es nicht in hohem Grade bezeichnend, daß eine welthistorische Persönlichkeit von der Bedeutung unseres Kaisers seit einer Reihe von Jahren mit neidloser Bewunderung als Friedensfürst anerkannt und gepriesen wird? Während dieser dem Neide, der Eifersucht gewissermaßen unnahbar erscheint, erkennt er auch selbst fremdes Verdienst, wo immer er es finden mag, aufs Bereitwilligste an, und wenn die Heldenthaten, denen Deutschland seine Einheit verdankt, mit goldenen Lettern in den Annalen der Geschichte verzeichnet stehen, so ist Kaiser Wilhelm stets der erste, welcher betont, wie sehr er von seinen treuen Rathgebern, vor Allem dem Fürsten von Bismarck und dem Feldmarschall Grafen von Moltke, unterstützt worden ist. Das Muster eines Herrschers, ordnete Kaiser Wilhelm seine Person stets dem Staatswohle unter, mag er nun trotz dem Abrathen der Aerzte, um die fernere Ausbildung der von ihm neuorganisirten Armee nicht aus den Augen zu verlieren, zu „seinen Soldaten“ beim Manöver oder auf dem Paradefelde sich begeben, mag er in ernster Zeit der Verhütung europäischer Verwicklungen seine unablässige Fürsorge widmen. Als in jüngster Zeit internationale Gegensätze jeder Art sich geltend machten, als sich kaum absehen ließ, wie die anscheinend unversöhnlichen Interessen Rußlands auf der einen, Oesterreichs und Großbritanniens auf der anderen Seite ausgeglichen werden sollten, als die Balkan-Halbinsel der Schauplatz eines blutigen Ringens verschiedener Großmächte zu werden drohte, war es an erster Stelle die feste Zuversicht auf die Friedensliebe des Kaisers Wilhelm, welche die schlimmsten Besorgnisse verscheuchte. Und wenn auch heute noch schwarze Punkte am politischen Horizonte sichtbar sind, so ist es wiederum der feste Glaube an Deutschlands Friedensmission, der sich überall wirksam erweist. Kaiser Wilhelm ist aber nicht bloß ein Hort des Völkerfriedens, auch die Wissenschaft, die Kunst und die Literatur genießen seinen segensreichen Schutz, und es kann nicht oft genug hervorgehoben werden, wie einer der größten deutschen Schriftsteller, Gustav Freytag, wenn er das Facit seines Lebens zieht, zu dem Schlusse gelangt: „Zuletzt aber darf ich, ein bejahrter und unabhängiger Mann, dem die Gunst der Mächtigen nichts Großes zutheilen kann, als höchsten Gewinn meines Lebens das Glück rühmen, welches mir, gleich Millionen meiner Zeitgenossen, zugetheilt worden ist durch Einen, der auf die Siebzigjährigen herabsieht wie auf ein jüngeres Geschlecht, durch unseren guten Kaiser Wilhelm und durch seine Helfer, den Kanzler und den Feldherrn.“ Mögen sich alle

Digitized by Google

Segenswünsche der deutschen Nation erfüllen, die aus Anlaß des neunzigsten Geburtstages unseres Heldenkaisers gehegt werden; möge dieser beim Anblicke derjenigen, die später der Reihe nach den deutschen Kaiserthron besteigen sollen, die unerschütterliche Zuversicht gewinnen, daß das Reich, wie es in dem Volke fest wurzelt, sich auch mit dem Hause Hohenzollern aufs Innigste verknüpft fühlt.

Wie leicht geht im Streite der Parteien das Bewußtsein verloren, daß in der Stunde der Gefahr alle Gegensätze verschwinden würden, die bei den jüngsten Reichstagswahlen zur Erscheinung kamen! Im Interesse des Friedens muß es jedenfalls mit Freuden begrüßt werden, daß die Forderung der Regierung, die normale Stärke des deutschen Heeres an Mannschaften für die Zeit vom 1. April 1887 bis zum 31. März 1894 fixirt zu sehen, am 11. März mit 227 gegen 31 Stimmen in dritter Berathung vom Reichstage angenommen worden ist. Unterliegt doch keinem Zweifel, daß, wenn die geschlossen für das Septennat stimmenden Parteien im neuen Reichstage die Mehrheit bilden, dieses Ergebniß auf eine mächtige Strömung im deutschen Volke zurückgeführt werden muß. In diesem Zusammenhange ist insbesondere das Anwachsen der national-liberalen Partei auf nahezu hundert Abgeordnete von symptomatischer Bedeutung. Daß das Centrum, trotz den Noten des inzwischen verstorbenen Cardinal-Staatssecretärs Jacobini an den päpstlichen Nuntius in München, den bisherigen Besitzstand beinahe vollständig gewahrt hat, ist minder überraschend, als daß die elsaß-lothringischen Wähler lediglich Protestcandidaten in den Reichstag gesendet haben, indem sogar der einzige versöhnliche Candidat, der früher gewählt war, Zorn von Bulach, diesmal einem Heißsporne nach dem Herzen der französischen Partei das Feld räumen mußte. Die beträchtlichen Verluste der Deutsch-Freisinnigen müssen diese jedenfalls belehrt haben, daß ihre Taktik in der Angelegenheit des Septennats eine verfehlte war, während der Rückgang der Socialdemokraten keineswegs auf eine Verminderung der socialistischen Wähler, sondern auf das Zusammengehen der Gegner zurückzuführen ist, wie aus den vorliegenden statistischen Berechnungen deutlich erhellt. Dieselben zeigen nämlich, daß die Socialdemokraten von ihren 25 Mandaten nicht weniger als 14 eingebüßt haben, während die Zahl der Stimmen seit den Reichstagswahlen des Jahres 1884 von etwa 550 000 auf 774 000, also um mehr als 40 Procent gestiegen ist. Daß die particularistische „Volkspartei" in Süddeutschland durch die jüngsten Wahlen weggefegt worden ist, daß die Welfen von ihren 12 Mandaten nur 5 zu behaupten vermochten, daß endlich die Polen ihren bisherigen Besitzstand nicht wahren konnten, dient zur Vervollständigung des Bildes. Daß andererseits die Deutsch-Freisinnigen in denjenigen Wahlkreisen, in denen es gelungen ist, polnische Candidaten aus dem Felde zu schlagen, Schulter an Schulter mit den übrigen Deutschen im Wahlkampfe standen, darf nicht minder hervorgehoben werden als die Unterstützung, welche sie bei den Stichwahlen mehrfach den gemäßigteren Parteien gegenüber den Socialdemokraten angedeihen ließen.

Die Zusammensetzung des neuen Reichstages gestattet der Regierung, sich auf eine feste Mehrheit zu stützen; nur bleibt zu wünschen, daß die Gesetzgebung sich vor Allem maßvoll erweise und alle extremen Forderungen ablehne. Ebenso erheischt die gedeihliche Entwicklung der Staatseinrichtungen, daß nicht etwa je nach der politischen „Conjunctur" bald die Nationalliberalen, bald das Centrum zur Mitbildung der Reichstagsmehrheit aufgerufen werden; vielmehr ist jetzt der Zeitpunkt gekommen, aller Schaukelpolitik ein Ende zu machen, zumal da das Centrum gerade durch sein jüngstes Verhalten gezeigt hat, daß es sich an erster Stelle durch Fractionsinteressen leiten läßt, deren Interpretation überdies den Herren Windthorst und Freiherrn von Franckenstein obliegt.

Unter den Aufgaben des Reichstages wurden in der am 3. März verlesenen Thronrede, nächst der Feststellung der Präsenzstärke des deutschen Heeres, vor Allem die Berathung des Reichshaushalts-Etats und die Reform des Steuersystems hervorgehoben. Dann wurde darauf hingewiesen, daß die Thätigkeit der verbündeten Regierungen sich unausgesetzt auf den weiteren Ausbau der auf der kaiserlichen Botschaft vom 17. November 1881 beruhenden socialpolitischen Gesetzgebung richte, daß es sich zunächst darum

handle, durch die Ausdehnung der Unfallversicherung auf die von derselben noch nicht erfaßten Kreise der arbeitenden Bevölkerung eine hinlänglich breite Unterlage für das weitere und abschließende gesetzgeberische Vorgehen zu gewinnen, und daß dem Reichstage zu diesem Zwecke Gesetzentwürfe über die Unfallversicherung der Seeleute und der bei Bauten beschäftigten Arbeiter zugehen würden. Diese Vorlagen dürfen mit um so größerer Genugthuung geprüft werden, als es sich stets von Neuem empfiehlt, den noch nicht völlig im Banne der socialdemokratischen Schlagworte befindlichen unteren Classen des Volkes zu zeigen, daß der Staat sehr wohl seine Pflicht erkennt, die in wirthschaftlicher Hinsicht Schwächeren innerhalb der möglichen Grenzen zu schützen und für die Zukunft sicherzustellen. Darf man in solchen Gesetzentwürfen eine der Entwicklung der modernen Gesellschaft entsprechende Richtung erblicken, so wird eine ebenfalls in der Thronrede angekündigte Vorlage, welche den Interessen des Handwerkerstandes durch Erweiterung der den Innungen zu verleihenden Befugnisse dienen soll, daraufhin geprüft werden müssen, ob es sich hier etwa um eine rückläufige Bewegung der Gesetzgebung handelt. Mit Recht würde unter Anderem dagegen Verwahrung eingelegt werden, daß diese Befugnisse in irgend welcher Form auf die den Innungen nicht freiwillig angehörenden Gewerbetreibenden ausgedehnt werden.

Mit besonderer Spannung sah man aller Orten den Ausführungen der Thronrede über die Beziehungen des Deutschen Reichs zu den fremden Mächten entgegen. Da nun darauf hingewiesen wurde, daß diese Beziehungen heute noch dieselben wären wie zur Zeit der Eröffnung der vorigen Reichstagssession, so empfiehlt es sich, daran zu erinnern, wie dieselben damals als freundlich und befriedigend bezeichnet wurden, und wie das Ziel der deutschen Politik darin bestehen sollte, nicht nur dem deutschen Volke die Segnungen des Friedens zu bewahren, sondern auch für die Erhaltung der Einigkeit aller Mächte zu wirken. Wenn das Septennat von Anfang an als eine Bürgschaft für den Frieden gelten konnte, wurde in der Thronrede vom 3. März noch ausdrücklich betont, daß der Reichstag der friedliebenden Politik des Kaisers die wirksamste Unterstützung zu gewähren vermöchte, falls er „schnell, freudig und einmüthig" den Vorlagen zustimmte, welche die unverzügliche und nachhaltige Stärkung der defensiven Wehrkraft Deutschlands zum Zwecke haben. In diesem Zusammenhange wurde weiter entwickelt, daß der Reichstag, sobald er ohne Zaudern und ohne Spaltung den Willen der Nation zum einmüthigen Ausdrucke brächte, die ganze Fülle der nationalen Kraft gegen jeden Angriff heute und zu jeder Zeit aufzubieten, schon durch seine Beschlüsse und noch vor deren Ausführung die Bürgschaften des Friedens wesentlich verstärken und die Zweifel beseitigen würde, die sich an die bisherigen parlamentarischen Verhandlungen über die Vorlagen behufs Stärkung der deutschen Wehrkraft knüpften. Die Mahnung an die Minderheit des Reichstages, jede Spaltung zu vermeiden, mußte im Hinblick auf die Stellung, welche einzelne Fractionen gegenüber dem Septennate genommen hatten, von Anfang an aussichtslos erscheinen. Wir möchten denn auch mehr Gewicht als auf die gewünschte Einmüthigkeit des Beschlusses auf die Schnelligkeit legen, mit welcher derselbe vom neugewählten Reichstage gefaßt worden ist. Allerdings gab Herr von Bennigsen bei der ersten Lesung der Vorlage bereits mit Recht der Auffassung Ausdruck, daß, nachdem die Angelegenheit durch die Wahlen entschieden, es angesichts der Vorgänge in Nachbarländern, deren Vertretungen die Credite für Verstärkung der Wehrkraft unbeanstandet, ja sogar einstimmig bewilligt haben, den Parteien des Reichstages, der Mehrheit wie der Minderheit, würdiger wäre, in einer solchen Lage allseitig zu verzichten auf den Austrag aller der leidenschaftlichen Kämpfe, welche Deutschland überhaupt durchwühlen. Der versöhnliche Ton, in welchem die erste Rede des nationalliberalen Parteiführers gehalten war, mußte sicherlich auch bei den Gegnern angenehm berühren, zumal da Herr von Bennigsen darauf hinwies, daß der aufgelöste Reichstag bereits über wesentliche Theile der Vorlage zuletzt eine erfreuliche Uebereinstimmung herbeigeführt habe. Daß ein allerdings nur aus sieben Mitgliedern bestehender Bruchtheil des Centrums ebenfalls für das Septennat stimmen würde, durfte von Anfang an um so mehr angenommen werden,

Digitized by Google

als die neue kirchenpolitische Vorlage, welche dem preußischen Herrenhause am 22. Februar zugegangen ist, wichtige Zugeständnisse enthält, die allerdings nicht verhinderten, daß Bischof Kopp in seinen Abänderungsanträgen noch weiter gehende Ansprüche der Clericalen formulirte. Die weit überwiegende Mehrheit des Centrums hat sich freilich bei der zweiten und dritten Berathung der Militärvorlage der Abstimmung enthalten.

Wie der deutsche Reichstag mußten sich auch die Delegationen in Oesterreich und Ungarn jüngst mit der Militärvorlage beschäftigen, und es ist bezeichnend, daß dieselbe sowohl von der österreichischen als auch von der ungarischen Delegation einstimmig angenommen worden ist. Höchst bemerkenswerth waren die Erklärungen, welche der österreichisch-ungarische Minister des Aeußeren, Graf Kalnoky, ertheilte, um die Forderung von 52½ Millionen Gulden für militärische Zwecke zu rechtfertigen. Der Reichskriegsminister, Graf Bylandt, welcher die Begründung der Creditvorlage in technischer Hinsicht übernommen hatte, gab zu, daß eine Mobilisirung der Armee nicht bevorstehe; auch fehlt es jenseits der Leitha keineswegs an Skeptikern, deren einem der Ausspruch in den Mund gelegt wird, der Kriegsminister habe allerdings nicht bewiesen, daß er gerade 52½ Millionen brauche, wohl aber, daß er ohne besondere Mühe noch sechsmal so viel ausgeben könne. Für die hohe Politik bedeutsamer waren die Mittheilungen des Grafen Kalnoky, welcher hervorhob, daß zwar die bulgarische Angelegenheit, welche noch vor Kurzem die Aufmerksamkeit der ungarischen Delegation fast ausschließlich beschäftigte und zu seinem Bedauern noch nicht gelöst sei, an ihrer Wichtigkeit und Bedenklichkeit nichts eingebüßt habe, daß aber andere Fragen in Europa in den Vordergrund getreten, welche auch in den durch die Orientangelegenheit kaum in Mitleidenschaft gezogenen Ländern große Besorgnisse in Betreff der Erhaltung des Friedens erregen. Freilich fügte der Minister hinzu, die guten Beziehungen der Monarchie zu den auswärtigen Mächten hätten sich nicht geändert. Da Graf Kalnoky sich nicht verhehlen konnte, daß diese Versicherung insbesondere im Hinblick auf Rußland einigermaßen problematisch erscheinen müsse, erklärte er noch ausdrücklich, die Beziehungen zu dem erwähnten Kaiserreiche wären durchaus freundschaftlich, ebenso läge keine unmittelbare Bedrohung des Friedens vor. Diese Erklärungen wurden jedoch dahin eingeschränkt, daß, wie durch die tiefe Erschütterung der finanziellen und wirthschaftlichen Interessen erhärtet werde, die allgemeine politische Situation in Europa große Beunruhigung sowie Unsicherheit hinsichtlich des dauernden Fortbestandes des Friedens hervorrufe, welche jeden Staat zur Stärkung seiner Wehrkraft und zur Vorbereitung für alle Fälle dränge. Am wirksamsten erwies sich in der ungarischen Delegation jedenfalls das Argument, daß angesichts der elementaren Schnelligkeit, mit welcher bei der hohen Entwicklung der militärischen Organisation der Uebergang vom Frieden zum Kriege sich vollziehen kann, sowie mit Rücksicht auf die enge Wechselwirkung zwischen den Ereignissen im Westen und im Osten Europa's die österreichisch-ungarische Regierung im Gefühle ihrer Verantwortlichkeit schon jetzt daran denken müsse, im Falle ernster Verwicklungen nicht zurückzustehen, vielmehr jene Möglichkeit der Kraftentwicklung zu besitzen, ohne welche sie weder ihre Interessen zu schützen noch dem Verlaufe der Ereignisse im vollen Gefühle der Sicherheit entgegenzusehen vermöchte. Graf Kalnoky unterließ nicht, zu wiederholen, daß Oesterreich-Ungarn von keinem Nachbar direct bedroht und daß alle zu treffenden Vorsichtsmaßregeln von administrativer und defensiver Natur seien, wie man denn auch heute noch sich der Hoffnung hingeben zu können glaube, daß es gelingen werde, das angestrebte Ziel auf friedlichem Wege zu erreichen.

Inzwischen haben die aufständische Bewegung in Bulgarien und die Erschießung der an der Insurrection betheiligten Officiere in Rustschuk gezeigt, daß nach wie vor Zündstoff vorhanden ist, der sich leicht für die Balkanstaaten verhängnißvoll erweisen kann, falls es nicht bald gelingen sollte, dem gegenwärtigen provisorischen Zustande ein Ende zu bereiten.

Da der bekannte Satz: Is fecit cui prodest auch dahin ausgedehnt wird, daß

derjenige als Thäter vermuthet wird, dem eine bestimmte Handlung Nutzen bringen sollte, kann es nicht überraschen, wenn trotz der raschen Dämpfung des Militärputsches in Silistria und in Rustschuk dieser auf russische Einwirkung zurückgeführt wird, ohne daß es jedoch an jedem bestimmten Anhalte für diese insbesondere in englischen Blättern erhobene Anschuldigung fehlt. Die Unbefangenheit, mit welcher die der russischen Regierung nahestehende Presse die aufständische Bewegung, nachdem dieselbe sich als ein Fehlschlag erwiesen hat, zu erklären versucht, gestattet vielmehr den Schluß, daß ein Erfolg der Parteigänger Zankow's in Petersburg zwar sehr gerne gesehen worden wäre, daß aber jede directe Einmischung und Verantwortlichkeit von Seiten der russischen Regierung mit Entschiedenheit zurückgewiesen wird. So versucht der „Regierungs-Anzeiger" den Nachweis, daß der jüngste bulgarische Aufstand die Folge des Druckes gewesen sei, welcher seit dem vorigen Jahre auf dem Lande lastete, namentlich seitdem die Führer einer gewissen Partei sich der Gewalt bemächtigt, die bei der Wahl ihrer Mittel keineswegs Bedenken gehegt hätten. Viele zur Auswanderung gezwungene bulgarische Officiere, welche angeblich zu den besten militärischen Elementen gehörten, mochten, wie das erwähnte russische Organ versichert, nicht kaltblütig zusehen, wie die bulgarische Armee, deren gute Organisation ihnen nicht geringe Mühe verursacht hatte, das „blinde Werkzeug einer politischen Partei würde." Allerdings kann der russische „Regierungs-Anzeiger" nicht umhin, selbst anzuerkennen, daß der Aufstand ein tollkühnes Unternehmen war, und daß das nutzlose Blutvergießen bedauert werden müsse. An den Ausdruck der Hoffnung, daß es in Bulgarien zu einer Wiederherstellung der Ordnung kommen werde, bei welcher die Rechte der Bevölkerung in zuverlässiger Weise gewahrt würden, wird dann die Versicherung geknüpft, daß die russische Regierung nach wie vor die bisherige Verhaltungslinie beobachten wolle. Hiernach darf man annehmen, daß eine bewaffnete Intervention Rußlands auch jetzt nicht bevorsteht. Wohl aber kann die Frage aufgeworfen werden, was geschehen wäre, wenn der Militärputsch in Silistria und in Rustschuk sich erfolgreich erwiesen hätte, oder wenn es in Zukunft einmal den „zur Auswanderung gezwungenen Officieren, welche zu den besten militärischen Elementen gehörten", gelingen sollte, durch Inscenirung eines neuen Aufstandes der Regentschaft die Spitze zu bieten. Andrerseits erscheint für die in Bulgarien herrschende Strömung charakteristisch, daß die Bevölkerung thatkräftig gegen die Insurgenten Partei ergriff und bei der Wiederherstellung der Ordnung mitwirkte. Trotzdem darf man sich im Interesse Bulgariens nicht der Wahrnehmung verschließen, daß die Regentschaft gut daran thun würde, ihren ganzen Einfluß im Sinne der Anbahnung besserer Beziehungen zu Rußland geltend zu machen. In diesem Sinne äußerte sich auch der deutsche Botschafter in Konstantinopel, Herr von Radowitz, gegenüber den bulgarischen Delegirten, indem er die Gefahren kennzeichnete, denen Bulgarien sich durch die Verlängerung des daselbst herrschenden Provisoriums aussetzen würde. Der deutsche Botschafter empfahl zugleich, den Forderungen der russischen Regierung Rechnung zu tragen, da ein fortgesetzter Widerstand der Regentschaft Verwicklungen hervorrufen könnte, deren Vermeidung die Bulgaren selbst dringend wünschen müßten. Erwägt man ferner, daß Riza Bey als Bevollmächtigter der Pforte bei seinem Empfange durch die Mitglieder der Regentschaft in Sofia ebenfalls eine Verständigung der Parteien anrieth, um auf der Grundlage eines gemeinschaftlichen Programms den Versuch zu machen, das Wohlwollen Rußlands durch dringend nothwendige Zugeständnisse wiederzuerlangen, so steht zu hoffen, daß die gegenwärtigen Machthaber in Bulgarien im Interesse ihres eignen Landes nicht minder als zur Wahrung des europäischen Friedens allen berechtigten Forderungen der russischen Regierung entsprechen werden. Andernfalls wäre die Aera der aufständischen Bewegungen mit den jüngsten Militärputschen sicherlich nicht abgeschlossen, mögen immerhin die jüngsten energischen Maßregeln der Regentschaft, insbesondere die von ihr angeordneten Erschießungen in Rustschuk den zu Verschwörungen neigenden Elementen zunächst einen heilsamen Schrecken eingeflößt haben.

Von besonderem Interesse bleibt nach wie vor das Verhalten der französischen Presse gegenüber den Vorgängen in Bulgarien. Das Pathos, mit welchem diese

Digitized by Google

Organe sonst versichern, Frankreich trete jederzeit für die unterdrückten Volksstämme ein, sticht seltsam gegen den Eifer ab, mit welchem jene immer mehr, als ob sie einer Losung gehorchten, den russischen Standpunkt vertheidigen. Beinahe sollte man glauben, die französische Regierung würde nichts lieber sehen, als daß russische Regimenter mit klingendem Spiele über die Donau zögen und in Sofia einrückten. Nur ganz schüchtern wird wohl von dem einen oder dem andern Blatte hervorgehoben, daß es den französischen Interessen kaum dienlich wäre, falls Rußland auf dem Wege nach Constantinopel eine weitere Etappe zurückgelegt hätte. Hält man sich zugleich gegenwärtig, wie Herr Katkow in Moskau und sein panslawistischer Anhang fortwährend Lockrufe nach Frankreich hin vernehmen lassen, um durch die Chimäre eines russisch-französischen Bündnisses zu wirken, so erscheint das ganze Intriguenspiel ziemlich durchsichtig. Die Panslawisten sowohl als auch gewisse sanguinische Politiker Frankreichs rechnen noch immer darauf, daß Deutschland aus Anlaß der bulgarischen Verwicklung sich gründlich mit Rußland verfeinden könnte. Fürst Bismarck läßt sich jedoch durch diese Manöver von seiner correcten Haltung nicht abbringen, indem er bei aller Anerkennung der berechtigten Ansprüche Rußlands das Ziel Deutschlands nicht aus den Augen verliert, die Gegensätze zwischen den beiden anderen Kaiserreichen auf der Balkanhalbinsel nach besten Kräften auszugleichen. Da die leitenden Staatsmänner Rußlands über die einzelnen Phasen der deutschen Orientpolitik sehr wohl unterrichtet sind, darf man den feindseligen Artikeln Katkow's und seines Anhanges keine größere Bedeutung beimessen, als den von französischer Seite an Rußland gerichteten nicht officiellen Anerbietungen, sich in Bulgarien ganz nach Belieben einzurichten. Für Europa ist es immerhin von Werth, von Neuem festgestellt zu sehen, mit welcher „Uneigennützigkeit" die Franzosen allezeit für die „Unterdrückten" Partei ergreifen.

Selbst bei den Italienern erzielt dieses von der französischen Presse bis zum Ueberdrusse wiederholte Argument längst keine Wirkung mehr, zumal da man sich deutlich genug daran erinnert, wie die französische Regierung ihre „Unterstützung" der italienischen Einheitsbestrebungen sich mit Nizza und Savoyen bezahlen ließ, während die Hauptstadt Rom selbst dem neuen Staatswesen vorenthalten blieb, bis die Siege der deutschen Waffen den Einzug der italienischen Truppen am 20. September 1870 durch die Bresche der Porta Pia ermöglichten. Wenn daher direct französische Organe die Verlängerung des Anschlusses Italiens an das deutsch-österreichische Bündniß durch den Hinweis zu vereiteln suchten, daß im Gegensatze zu Frankreich Deutschland sich nie bereit finden lassen würde, den Italienern bei der Erlangung von Triest sowie des Trentino behilflich zu sein, so muß dieser Hinweis so lange völlig wirkungslos bleiben, als Frankreich nicht etwa in die Wiederabtretung von Nizza und Savoyen willigt, sondern nur über fremdes Eigenthum disponiren möchte. Auch wird in Frankreich übersehen, daß die auswärtige Politik Italiens nicht von den Irredentisten, sondern von zielbewußten Männern, wie dem Grafen Robilant, gemacht wird, der auch in dem nach Wechselfällen aller Art neugebildeten Ministerium Depretis seine Stellung behauptet und wie bisher sich die Pflege der besten Beziehungen zu Deutschland und Oesterreich angelegen sein lassen wird. Das Cabinet Depretis wird allerdings auch in Zukunft in der Deputirtenkammer zahlreiche Schwierigkeiten zu überwinden haben. In dieser Hinsicht ist das jüngste Verhalten Crispi's bezeichnend, der seine ursprünglich eingebrachte Tagesordnung, in welcher die Haltung des Ministeriums in der letzten Krisis als den parlamentarischen Gebräuchen zuwiderlaufend getadelt wurde, in der Sitzung vom 11. März dahin abänderte, die Kammer habe kein Vertrauen zum Ministerium und gehe zur Tagesordnung über. Der Antrag Crispi's wurde zwar mit 214 gegen 194 Stimmen abgelehnt, die Majorität erscheint jedoch keineswegs beträchtlich genug, um völlig ausreichende Garantien für die Zukunft zu bieten. Im Interesse des Friedens bleibt jedenfalls zu wünschen, daß Depretis und Graf Robilant ihren maßgebenden Einfluß bewahren.

Aus dem Berliner Musikleben.

Mitte März 1887.

Oper und Oratorium.

Der Schwerpunkt des musikalischen Interesses lag während des letzten Vierteljahres, trotz einer gegen die Vorjahre noch gewachsenen Fluth von Concerten, in der Oper. Der Tod des Herrn von Hülsen, so durfte man annehmen, bedeutete nicht nur einen Wechsel der Person, sondern des Systems. Die mit dem Namen Richard Wagner's bezeichnete Partei hatte zwar nur geringen Grund zur Klage über Vernachlässigung in der Pflege des Wagnerwerkes, dessen Vervollständigung durch „Rheingold" und „Götterdämmerung" unausgesetzt im Auge behalten wurde; aber das nicht unbillige Verlangen nach mindestens einem der Partei notorisch angehörigen Capellmeister bestand längst und durfte jetzt auf Befriedigung hoffen. Allerdings gab, so weit sie bekannt war, die wesentlich eklektische Neigung des neuen Generalintendanten Grafen von Hochberg den Wagnerianern zunächst keine Bürgschaft; aber die plötzliche Kündigung des hochverdienten Herrn Capellmeisters Radecke, dann die Berufung des Herrn Deppe für die classische Oper und endlich die des Herrn Anton Seidl, ehemals Dirigent des wandernden Wagner-Theaters, für das Wagnerwerk, ließen an Deutlichkeit nichts zu wünschen. Der Frieden der Kunstgemeinde war durch diese Metamorphose nicht gering beunruhigt; ein Fest- und Ehrentag der ganzen musikalischen Welt stellte ihn zunächst jedoch völlig wieder her: der hundertste Geburtstag unseres Carl Maria von Weber am 18. December 1886.

An diesem Tage werden Millionen sich begegnet sein in der dankbaren Erinnerung an einen Meister der Töne, der im engsten und strengsten Sinne einer der Unseren, ein deutscher Meister war. Verehrungsvoll nennen auch andere Nationen Weber's Namen und erquicken sich an den köstlichen Gaben, die sein Genie aller Welt verschwenderisch darbot; aber das rechte Verständniß und die rechte Empfänglichkeit für den eigenthümlichen Zauber, den Weber's Musik heute wie ehemals ausübt, wird doch dem Fremden für immer versagt bleiben. Den Geist begreift nur, wer ihm gleicht; nur im deutschen Gemüthe kann neues Leben, neue Gestalt gewinnen, was als das Geheimniß deutschen Gemüthslebens in Weber's Tönen ausklingt. Oder war es nicht vornehmlich Weber, der den holden Traum unserer Jugend musikalisch verklärte, dessen Musik wie der Genius der eigenen eingeborenen, romantischen Neigung mit freundlicher Geberde unsere schlummernde musikalische Seele aufweckte und unser Wohlgefallen am Musikalisch-Schönen, wohl auch heiße Sehnsucht nach seinen Offenbarungen entzündete? Wohl dem, der seine musikalische Erziehung und Führung von der Engelserscheinung des Chorals und der kräftig-vertraulichen Gestalt des Volksliedes ableitet; ihm steht unter allen Vertretern der Kunst gerade Weber am nächsten, und er hat seines Geistes schon einen Hauch verspürt, ehe er es noch ahnte. Oder kann Jemand ernstlich meinen, daß derjenige Theil unserer jüngsten Generation, welcher seine erste Nahrung am Zukunftsquell sog, seine ersten musikalischen Entzückungen dem „Ring des

9*

Digitized by Google

Nibelungen" und „Tristan und Isolde" verdankt, den Pulsschlag deutschen Kunstlebens kräftiger und nachhaltiger vernommen und einen festeren Grund für die Bildung seines musikalischen Geschmacks gewonnen habe? Trotz alles Hohnes, den ein Theil des Literatenthums über die „Poesie der höheren Tochter" ausschüttet, darf man doch darauf bauen, daß eine deutsche Mutter, wenn sie für ihr Kind zu wählen hat, zwischen den über- oder untermenschlichen Wesen des „Ringes" und den sittenreinen Menschen des „Freischütz" keinen Augenblick im Zweifel über das Rechte sein wird. Und wahrlich! nur derjenigen Kunst blüht eine sichere Zukunft, welche das National-heiligthum: das erziehende Haus nicht verletzt. „Ehrt eure deutschen Meister!" Ja-wohl! Aber voran stehe: „Bewahret eure deutsche Jugend!" Und in diesem Sinne legten wir am 18. December den goldenen Lorbeer um Weber's Haupt und schmückten seine Urne mit dem Eichenkranz.

Die Königlichen Theater hatten zum Jubiläum die ausschließliche Aufgabe, diejenigen beiden Bühnenwerke Weber's in mustergültiger Form darzubieten, welche den Grund legten zu der durch fünfundsechzig Jahre sich gleich gebliebenen, so recht im Nationalgefühl wurzelnden und ausdauernden Beliebtheit des Meisters. Den Geist jener spanischen Romantik, den die deutsche romantische Schule so sehr bewunderte, in den eigenen Dichtungen aber selten erreichte, finden wir in Weber's Musik zu „Preciosa", deren Stoff bekanntlich einer Novelle des Cervantes entnommen und von P. A. Wolff bearbeitet ist. Dieses Muster eines Melodramas, in welchem die Existenz der ganzen Gattung gestützt und vertheidigt wird, kam im Opernhause zu wirklich festlicher, theilweise glänzender Darstellung. Es schien, als trete die recitirende Kunst bei allem Adel des eignen Rechtes bescheiden zur Seite, um der feiernden und gefeierten Musik kein Blättchen ihres Kranzes streitig zu machen. Welche Innigkeit der Empfindung immer und immer wieder in Preciosa's Romanze! Wie reizend abenteuerlich klingen diese Zigeunerchöre voll wahrhaftiger, nicht affectirter Freude an der bei den Romantikern so beliebten Waldeinsamkeit! (Ambros.)

Im Schauspielhause, also ungefähr auf derselben Stelle, an der am 18. Juni 1821 Weber seinen „Freischütz" zum ersten Male vorführte und von einem wahrhaften Sturme des Enthusiasmus, der reinsten spontanen Begeisterung, wie auf einer goldschimmernden Wolke in den reinen Aether des Ruhmes gehoben wurde, kam diese Oper, von welcher ein französischer Beurtheiler bezeichnend sagte: „In ihr ist ganz Deutschland!", zu einer Darstellung, wie sie in Berlin seit langen Jahren unmöglich war. Es bedurfte eines Centennariums, um den „Freischütz" aus der Secundärlinie der Probiropern für angehende Primadonnen wieder in die erste Reihe zu rücken; aber es ist doch nun geschehen, und das verdient Dank. Es sei in Kürze an jenen 18. Juni erinnert. Weber war in Berlin und ein populärer Mann. Die Begeisterung der Freiheitskriege hatte den mit dem Volke lebhaft sympathisirenden Künstler entzündet; er hatte für Körner's „Leyer und Schwert" die rechten Töne gefunden und seinerseits dazu kräftig beigesteuert, daß auf den Schwingen dieser Lieder der deutsche Gedanke seinen Flug durch das Land machte. Denn was selten voll anerkannt und deutlich gesagt wird: Weber's Bedeutung liegt mindestens ebenso sehr auf dem politischen und culturgeschichtlichen als dem musikalischen Gebiete; er hat, wie Köstlin richtig bemerkt, die Musik in den sympathischen Contact mit dem Volksgeiste gebracht, ihr eine völlig neue sociale Bedeutung gesichert. So war es ganz selbstverständlich, daß „das Parterre von Rittern des eisernen Kreuzes" und die akademische Jugend den unscheinbaren Mann mit dem eigenthümlich geschnittenen, geistvollen Gesicht, als er am Pulte erschien, warm und laut begrüßte, daß die Ouvertüre, obwohl Weber zur Fortsetzung trieb, durchaus wiederholt werden mußte, und daß das Jauchzen den ganzen Abend nicht abbrach. — Die Akustik des Schauspielhauses ist so vorzüglich, daß jeder Laut mit sozusagen photographischer Schärfe zur Wahrnehmung gelangt. So klang auch an diesem 18. December die Ouvertüre so frisch und urwüchsig wie ein neues Werk. Nur sechs erste Violinen hatten den so reichlich beschäftigten Bläsern das Gegengewicht zu halten; aber sie thaten es auch. Jeder der sechs von Herrn Strutz, dem Kammer-

virtuosen, geführten Künstler fühlte seine Verantwortlichkeit dreifach, und dies Gefühl beherrschte die ganze von Herrn Radecke dirigirte Capelle. Alles klang und gelang ausgezeichnet. Aehnlich war es auf den Brettern, aber nur ähnlich. Die undeutschen, ästhetisch gar nicht zu rechtfertigenden Vocale der Herren Lieban (Kilian) und Biberti (Kaspar) kamen leider ebenfalls photographisch-scharf zu Gehör. Jener brachte wenigstens seinen hübschen Humor in ansprechender Weise, wenn auch etwas zu absichtlich ins Publicum hinein, zur Geltung und saß musikalisch fest in seiner Rolle; dieser Kaspar jedoch hatte nicht einmal seine Noten sicher inne. Mit diesen Anmerkungen ist aber auch alles Unerfreuliche des Festabends, so weit es die Sänger angeht, abgethan. Ueber diesem trüben Bodensatz gab es nur klaren Wein. Wahrhaft entzückend sang Fräulein Leisinger; sie hat Beides für die Agathe: die richtige Klangfarbe und die gute Schule. Daß ihre übrigens angenehme Erscheinung nicht vollkommen unserem Ideale entspricht, liegt lediglich an einer Angewöhnung, die von heute auf morgen abgelegt werden kann: die Sängerin lächelt etwas zu viel, und leider auch, wenn sie so überzeugend den Ton der Wehmuth und des Schmerzes anschlägt. Es ist möglich, daß das für die Technik des Singens vielfach als unentbehrlich bezeichnete Heranziehen der Oberlippe an die Zähne den heitern Ausdruck erzeugt; aber damit darf kein Mißverständniß erweckt werden. Unsere Sängerin besitzt die Sympathie des Publicums besonders wegen der großen Sorgfalt, die sie an ihr Studium wendet. In der Agathe blühen uns die Ergebnisse dieses schönen Strebens in Fülle entgegen. Fräulein Renard spielt das Aennchen allerliebst und täuscht damit über das Beben und Flackern ihrer so schönen Stimme anmuthig hinweg. Herr Ernst ist ein Max nach unserm Herzen, und ebenso waren die Herren Betz (Eremit) und Krolop (Cuno) vortrefflich. — Die Feier wurde hier wie im Opernhause durch einen von Ernst von Wildenbruch gedichteten schwungvollen Prolog eingeleitet, den im Schauspielhause Herr Kahle mit Aufgebot aller so wirkungssicheren Kunst seiner Rede unter lebhaftem Beifalle vortrug.

* * *

In einer Symphonie-Soiree zeigte sich Herr Deppe zum ersten Male an der Spitze der Königlichen Capelle, und am 5. Januar zum ersten Male am Pulte des Opernhauses. Der „Fidelio“ wurde gegeben. Nicht als ob diese einzige Oper Beethoven's, einzig in ihrer Art und die einzige des Meisters, besonderer Aufwendungen bei uns bedürftig wäre, wie sie gewiß derselben stets würdig ist; oder als ob ihre Leitung besondere, selten verliehene Dirigentenqualitäten voraussetzte. Gerade dieses Werk gehört zum guten Theil dem Schatz der Hausmusik unserer musikalischen Familien an, ist ungefähr wie der „Freischütz“ im besten Sinne Nationalwerk und unserem Gedächtniß eingelebt.

Aber die prangende Fülle seiner Schönheit im specifisch musikalischen, vom bühnengemäßen wohl zu unterscheidenden Sinne, hat die Künstler immer wieder zu ihm gelockt, obwohl, oder eigentlich weil es die Feier eines ganz außergewöhnlichen Heroismus, eines, gleich Schiller's Frauengestalten, mehr Pathos als Natur aufweisenden edlen Weibes gilt. Die ethische Kraft dieses Werkes deckt alle seine übrigen, nirgend auf der Oberfläche erscheinenden Mängel; es wirkt stets auch erhebend, wie es sicher erschütternd wirkt. Hier kann man ohne jeden Vorbehalt sagen: Seht, hört, studirt es, zeigt es euren Kindern! Die Wahl erwies sich in jedem Belang als eine gute. Von außergewöhnlich vielen und sorglichen Proben ging zeitig die Kunde, und das Haus war stark besetzt. Gleich die Ouvertüre schuf günstige Stimmung und fand lebhaften Beifall, der sich bis zum Hervorruf des Herrn Deppe steigerte. Nicht die gewöhnlich dem Drama vorangestellte Fidelio-Ouvertüre in E, sondern die große dritte Leonoren-Ouvertüre ward gespielt, jene, welche durch das berühmte erlösende Trompetensignal mitten in die Peripetie der Handlung versetzt. Als die Specialität des neuen Capellmeisters fand sich ein in weiteste Ferne zurückweichendes Piano. Diesem entsprangen die meisten günstigen Wirkungen des Abends. Es ist nun gewiß ein Vortheil, wenn ein Dirigent die dynamische Scala nach der Seite des Pianos erweitert; aber ein

Uebelstand trat durch dieses Bemühen doch sogleich hervor. Das Orchester wurde auch da in den Schatten gedrängt, wo es die leidenschaftlich bewegte, auf starke Tongebung hingewiesene Singstimme nicht etwa nur zu begleiten, sondern wesentlich zu unterstützen, den Aufschwung mit ihr a tempo auszuführen hat. So hoch der Gewinn anzuschlagen ist, daß Herr Deppe dem Gesange zu seinem Grundrechte verhilft: vor Allem verstanden zu werden als Wortlaut —, so ist doch andererseits der Schaden zu groß, welchen das in einem Zuge erfundene und empfundene Kunstwerk durch Ueberdeckung oder doch Verschleierung wesentlicher organischer Factoren erleidet.

Das zweifelhafte Mittel des inaugurirten Piano-Superlativ wurde nach wenig Tagen auch auf den „Freischütz" angewendet; auch hier wirkte es an verschiedenen Stellen sinnlich-berückend, an anderen zerstörend. Der Mangel einer Rücksicht auf den Raum und die Akustik des Opernhauses trat diesmal gleich in der Ouvertüre deutlich, aber verundeutlichend hervor. Das bis zur Unhörbarkeit zurückgedrängte Piano der Violinen war im Parquet auch dann als bedeutungsvoller Klang nicht zu vernehmen, wenn absolute Ruhe herrschte. Ein solches übertriebenes Piano können vielleicht noch die Hörner, aber schon die Holzbläser nicht mehr mitmachen, und es zerfiel daher bei deren Eintritt das Klangbild, statt sich zu schönerer, gesteigerter, innerer Einheitlichkeit zu schließen, in zwei Hälften. Schon dieser offenbar völlig außerhalb der Berechnungen Weber's liegende Dualismus verdunkelt die Idee des Kunstwerks; aber der Zwiespalt klafft noch viel weiter auf, wenn nun mit stählerner Härte Trompeten und Posaunen zu dem Ensemble treten. Je leichter zu erkennen ist, daß in Weber's Partitur jenes Raffinement in der Ausgleichung der Instrumentgruppen meist nicht wirksam war, dem wir auf jeder Seite Wagner's begegnen, desto entschiedener muß man sich gegen eine irrthümliche Anwendung Wagner'scher Principien auf Weber'sche Werke erklären. Weber schrieb eine Volksoper; der volksthümliche Zug verträgt aber den Lack modernen Raffinements nicht nur nicht, sondern behauptet stolz sein Sonderrecht. Im Uebrigen ging die Oper, trotz nochmaliger Proben, etwas weniger gut, als am 18. December im Schauspielhause. Den Chor z. B. hatte Herr Deppe nicht genügend in der Gewalt; die Wolfsschluchtmusik haben wir schon besser gehört und den ganzen dritten Act selten so gewöhnlich.

* * *

Die erste Novität unter dem Regime des Grafen von Hochberg war „Donna Diana" von Heinrich Hofmann, deren Text E. Wittkowsky frei nach Moreto's gleichnamigem Lustspiel bearbeitete. Weshalb der Componist von der ursprünglichen Absicht zurückkam, sein Werk als „komische Oper" zu bezeichnen, ist nicht recht klar. Die nur klügliche Erwägung, daß durch eine solche Bezeichnung eine gewisse Summe schwer zu erfüllender Hoffnungen erweckt werden müsse, hat zwar auch ihr Recht; aber thätiger als die Klugheit war bei der Entscheidung, wenn auch unbewußt, die Anlage H. Hofmann's und die Richtung, in welcher er diese Anlage am liebsten zu bethätigen scheint. Hofmann sympathisirt ziemlich auffällig mit dem Wagnerianismus; nicht, als ob ihm nicht auch die Meisterwerke der Classiker durchs Gemüth klängen —, aber in Wagner's Ausdrucksform und Redeweise hat er sich so eingelebt, dieselbe sich so assimilirt, daß sie ihm nun wie die Muttersprache von der Lippe gleitet. Hofmann producirt bekanntlich in ungewöhnlich schnellem Tempo; damit scheidet bei ihm die eigentliche, bewußte Entlehnung ganz von selbst aus. Während der Gedanke Wagner's nur gestreift wird, finden sich zu seiner Gestaltung alle bei Wagner so wirksamen Factoren zusammen: die Mischung der Klangfarben, die chromatische Führung der Harmonien und theilweise die vom declamatorischen Stil beeinflußte Melodie. So kommt nicht selten ein Stück Musik zum Vorschein, das auch Wagner geschrieben haben könnte, und das im Grunde doch nur von dem Instrumentationsgeschick Hofmann's seine Gestalt gewann. Nun ist nicht schwer nachzuweisen, daß Wagner seine Kunstmittel wesentlich in den gewählten Stoffen selbst fand, daß z. B. seine Chromatik als das geeignetste Mittel zum musikalischen Ausdruck der pessimistischen Weltanschauung, zur naturgemäßen Sprache der unfreudigen Charaktere des Nibelungenringes nothwendig

werden mußte. Als Wagner in den „Meistersingern" den Versuch machte, diese Chromatik mit einem heiteren Lebenselement zu verquicken, zeigte sich der Fundamentalfehler. Die edelste und höchste Komik, der (nach Plato) auch der Meister des Tragischen nicht ferne stehen darf, beruht, wie Jahn es ausdrückt, in einer eigenthümlichen Mischung herzlicher Theilnahme für die menschliche Empfindung mit der das Gemüth befreienden Heiterkeit. Unverkennbar steigt in der That bei Mozart die Auffassung des Komischen bis zu der Tiefe hinab, in welcher das Tragische und Komische ihre gemeinsame Wurzel haben. Aber nicht das Tragische allgemein, sondern nur eine Seite desselben hat in der Chromatik ein eigenthümliches Idiom gefunden, welches für das Komische nicht nur nicht verwendet werden kann, sondern auflösend auf dasselbe wirkt. In Hofmann's Werk prävalirt die Chromatik in solchem Grade, daß auch komisch angelegte Charaktere oder Situationen nur verschleiert erscheinen. Es ist wieder einmal der Beweis erbracht, daß die Wagner'sche Richtung eine lebensvolle Verbindung mit dem Komischen nicht eingehen, eine echt-komische Oper nicht erzeugen kann.

Trotzdem enthält Hofmann's Musik Zusätze echt-komischer Natur, und häufig genug, wo sein Text unzweideutig das Heitere umschreibt, gibt die Musik der Anregung leicht und fließend nach, dann aber meist unter Verzicht auf die Chromatik — und wohl auch etwas auf die Noblesse. Der Anregende ist allerdings immer nur Moreto, dessen dreiactiges Lustspiel „Donna Diana" bereits 1654 erschien, von Gossi unter dem Titel „Principessa filosofa o il contraveleno" 1772 ins Italienische und aus diesem von Werthe ins Deutsche übertragen wurde. Herr E. Wittkowsky hat sich die Arbeit recht leicht gemacht; sein Textbuch ist vielfach nur Abschrift, eigentlich nur das verkürzte Original, auch in Bezug auf die Anzahl der Personen. Zu dem Versuche, die für unseren Begriff von Mädcheneigensinn schon über Gebühr karrikirte und durch die spanische Etikette noch um einen Stich unverständlicher und ungenießbarer werdende Hauptfigur etwas kindlicher und menschlicher zu gestalten, ist auch nicht einmal der Anlauf gemacht. Was soll uns eigentlich eine noch so geistreiche Dame sein, welche sich nur dem verlobt, der „ihren Stolz zu überwinden durch seinen größern Stolz verstand —"? Der Librettist fordert zwar, daß diese Worte „fein betont" vorgetragen werden; man durfte aber erwarten, daß sie verschämt, die hell auflodernde Flamme der Liebe jungfräulich maskirend der stolzen Diana über die Lippen kommen. Hier war für die Darstellerin Gelegenheit zur Veredelung.

Den Verlauf des Lustspiels als bekannt voraussetzend, soll hier nur eine kurze Skizze des musikalischen Verlaufs folgen. Mit schmetternden Trompetenfanfaren und einer jauchzenden Violinfigur setzt die Ouvertüre ein und leitet unter Andeutung der zu erwartenden Liebesscenen direct auf den ersten Chor der Ritter, ferner auf den in eine wohlgelungene Arie ausgehenden Monolog Cesar's und das grundlegende Gespräch zwischen diesem und Perin. Das Bekenntniß seiner Liebe singt der Ritter in Liedform, derjenigen, mit welcher Hofmann bekanntlich meisterlich schaltet. Der Entschluß, den Versuch zur Gewinnung Dianens zu wagen, klingt in der Weise der ersten Arie „Diana's stolzes Herz sei mein" schwungvoll aus. Im ersten Acte treten ferner Diana's Arie „Wollt ihr's hören?", Gaston's Lied und das Finale bedeutsam hervor. Der zweite Act zeigt Hofmann's Vermögen von der vortheilhaftesten Seite. Zwar wird der Tanzrhythmus, auch abgesehen von dem eingelegten und natürlich organisch sich einordnenden Ballet, sehr oft beliebt und mehr als eine geläufige Weise gestreift; aber die Hauptschwierigkeit, welche der Text bereitet, der bunte Dialog, die lebhafte pointenreiche Hin- und Herrede fügt sich in den einmal angeschlagenen Rhythmus zwanglos ein und fließt leicht und angenehm dahin. Das Duett zwischen Diana und Cesar dürfte zu dem Besten gehören, was auf diesem Gebiete geschrieben wurde; dramatisch und musikalisch bildet es den Höhepunkt des ganzen Werkes. Ein Cabinetstück ferner ist die vom Piccolo begleitete fein-charakteristische Arie Perin's „Ja, wär' ich nicht da". Weniger Wirkung hinterlassen die Gesänge der vereinigten drei Damen, doch schließt der Act wieder sehr heiter mit der Scene zwischen Florette und Perin. Im dritten Acte ist das Massenständchen als interessanter und gelungener Versuch,

drei verschiedene Melodien (in kunstvollem Contrapunkt) gleichzeitig zur Geltung zu bringen, sowie endlich das anspruchslose, niedliche Walzerlied Floretta's zu erwähnen.

Unter den Ausführenden standen die Herren Ernst (Cesar) und Krolop (Perin) in erster Reihe. Auch Herr Oberhauser (Gaston) sang und spielte mit Wärme und Hingebung. Weniger befriedigten die Damen. Fräulein Beeth (Diana) hat ebenso an Wohllaut der Stimme, als an der Fähigkeit, den Ton ruhig, ohne Tremuliren zu bilden, erheblich eingebüßt. Fräulein Renard (Fenisa), die leider auch tremulirt, hatte für ihre sängerische und poetische Begabung zu wenig und Fräulein Pattini (Floretta) für ihre Fähigkeit im Deutschsprechen zu viel zu thun, so amüsant auch ihre Erscheinung war. Der Chor sang vortrefflich. Das Orchester unter Herrn Kahl löste seine Aufgabe meisterlich. Die Decorationen waren des Jubiläums-Ausstellungsjahres würdig und das Publicum — war zufrieden.

* * *

Die zweite Novität der Saison, deren Annahme jedoch ebenfalls noch von Herrn von Hülsen vollzogen wurde, war wiederum das Werk eines Berlin seit 1871 angehörigen, aber in Belgien (Lüttich) 1844 geborenen Componisten. Philipp Rüfer, bisher nur durch wenige Werke für Orchester, Streichquartett oder Claviertrio und als Lehrer am Scharwenka'schen Conservatorium bekannt, trat plötzlich mit der großen Oper „Merlin" hervor und gewann sich trotz vielfacher erheblicher Hindernisse mit einem Schlage die allgemeine Achtung. Den Text schrieb ihm sein väterlicher Freund Dr. Ludwig Hoffmann. Daß nicht schon viel früher ein Librettist sich des dankbaren Merlinstoffes und der Artussage bemächtigte, daß dies namentlich nicht nach Wagner's Lohengrin und Parsifal geschah, welche ebenfalls die Gral-Legende benutzen, ist um so befremdlicher, als doch sonst die dramatische Dichtung alles Mögliche und Unmögliche ohne Zaudern ihren Zwecken dienstbar machte. Die Merlin-Literatur reicht bis in das 15. Jahrhundert zurück, nachdem schon im 13. Jahrhundert die Vita Merlini auf Pergament geschrieben war. Unsere Königliche Bibliothek besitzt einen wahren Schatz von lateinischen, spanischen, französischen etc. und namentlich welschen Dichtungen und Abhandlungen. Alle behandeln denselben Helden, der (nach Hume) im 6. Jahrhundert gelebt haben soll. Seine Spur war jedoch nicht gänzlich verweht, denn (was Rüfer leider zu spät erfuhr), es entstanden gleichzeitig und völlig unabhängig von einander zwei Opern desselben Titels. In Wien war Carl Goldmark, der Componist der „Königin von Saba" mit Siegfried Lipiner's Text schneller an der Arbeit und hatte schon Hamburg und Newyork erobert, ehe noch Rüfer's Werk in Scene ging. Dem energischen Anreiz zur ausführlichen Vergleichung, welcher aus diesem Nebeneinander zuckt, muß leider widerstanden werden; so viel nur von dem, was sie unterscheidet sei beigebracht, als zur Würdigung des allein zugänglichen Berliner „Merlin" dienen kann.

Mit Hume stellt sich der Wiener Librettist zunächst auf den historischen Boden. Gleich die erste Scene spielt während der Schlacht gegen die Sachsen, an welche Bedwyr, ein Ritter der Tafelrunde, die Stellung des Sachsenheeres verrathen hat. Merlin entlarvt durch die Macht seines Seherauges den Verräther, zwingt durch die Gewalten, welche ihm als dem Sohne des „Dämon" verliehen sind, diesen zur Schaffung von Nebeln und Irrlichtern und führt so die Feinde ins Verderben. Merlin's Macht soll aber, wie die Fee Morgana dem Dämon offenbart hat, sofort gebrochen sein, wenn er „zu Weibes Wonnen sich gewendet." Diese Wendung führt die wilde Jägerin Viviane herbei und damit die eigentliche dramatische Verwickelung, welche im Tod Vivianen's und in der damit errungenen Befreiung Merlin's aus des Dämons Gewalt ihre höchst effectvolle Lösung findet. Der Handel um die Seele, in welchem die Faustsage ihren Schatten vorauswirft, ist untrennbar mit Merlin's Geschichte verwebt; darum findet er sich auch bei Hoffmann. Wie aber in Wien eine Reihe vielleicht historischer Personen hinter dem mystischen Schleier der Sage verschwindet, wie dort der ewige Conflict zwischen Licht und Finsterniß, Himmel und Hölle rein menschlich und von Menschen durchkämpft wird, die trotz aller sagenhaften

Zuthat Fleisch von unserm Fleische sind oder doch sein können, — so hat Hoffmann deutlich zu erkennen gegeben, daß er sein Buch, etwa im Sinne Immermann's, ausschließlich als Dichtung, aufgefaßt wissen will, in der auch die Sage selbst völlig freie Verwendung findet. In dieser Sage ist nun das legendenhafte, christliche Element so stark betont und von Hoffmann weiter entwickelt, daß sich sein Werk auf dem Grunde desselben erhebt, wie es andererseits ohne seine entschieden christliche Tendenz das wichtigste Merkmal einbüßen und in die Reihe der bloßen Zauber- und Ausstattungsstücke zurücksinken würde. Folgen wir dem Buche:

Merlin, Sohn des Teufels und einer schuldlosen Jungfrau, ruht unter herrlichen Bäumen. Er gedenkt seiner in Frömmigkeit dahingeschiedenen Mutter, schläft ein und schaut im Traume Christum (der in Berlin nicht dargestellt wurde) und den versuchenden Satan inmitten einer Schar dienender Engel. (Traumvolle, einschläfernde Musik — Waldweben — Engelchor zum lebenden Bilde: „Heiland der Welt! Alle unzähligen seligen Ewigen, schwebend um Gottes Thron, preisen des Vaters Sohn!") Merlin erwacht in Finsterniß, und der Teufel kommt, ihm seine Vaterschaft zu offenbaren. („Wenn sich der Gott hat Sohnes Lust bescheert, meinst du, dem andern Mächt'gen sei's verwehrt?") Völlig in der Tonart Mephisto's philosophirt der Teufel von Zeit und Ewigkeit und bezeichnet den Hof des Artus als Merlin's Ziel und Thatengebiet. (Die Musik schildert währenddessen in großartiger Steigerung ein Gewitter). Merlin, der sterbenden Mutter letzte Weisung mit der des Vaters vergleichend, willigt ein und empfängt nun Zauberkraft. Wolken, von Blitzen durchzuckt, hüllen die Scene ein; als sie wieder entschweben, wird eine lachende Landschaft sichtbar. Viviane sitzt kranzwindend unter einem Baume. (Ballade vom Mägdlein, zu dem der Ritter kam, der den Kranz empfing und auf immer Abschied nahm). Merlin kommt in prächtiger Edelmannskleidung und gewinnt sofort Vivianen's Liebe, wie sie die seinige. Die Dichtung wird Wahrheit. Als Viviane spricht: „In deinem Heil liegt nun das meine!" erinnert er sich seines Versprechens, nimmt Abschied und empfängt den Kranz, der nun unverblüht ihn immer schmückt.

Der zweite Act führt uns vor Artus' Burg. Der König ist in Trauer versunken, aus der ihn weder seines Weibes Ginevra noch seiner Ritter Klagen und Bitten zu lösen vermögen. Den König bedrückt, was Aleard der Sänger in seinem Liede kündigte, daß der Gral, die heilige Schale mit des Erlösers Blute, von seinen ritterlichen Hütern verlassen im Wüstensande liege. (Die Idee der Kreuzzüge.) Der Entschluß reift, das Heiligthum zu gewinnen; wer aber zeigt den Weg? Da erscheint Merlin, bietet dem Könige sein Roß, welches Weg und Ziel finden werde, sieht das Heer sammt der Königin und deren Frauen von dannen ziehen (langausgedehnte Marschmusik), erhebt sich in die Luft und erscheint wieder bei Vivianen. Auf seinen Ruf steigt aus der Erde ein herrlicher, mit Gärten umgebener Palast, Tänzerinnen und Genien kommen herbei und bilden in holdem Spiel nacheinander aus Lilien ein Kreuz, aus Immergrün einen Anker und aus Rosen ein Herz. (Chor: „Glaube, Hoffnung, Liebe werden euch zum ew'gen Heile dienen, doch die Liebe, die allmächtige, ist die größte unter ihnen!" 1. Cor. 13). Inmitten seligen Besitzes ahnt Vivianen Merlin's abermaliges Scheiden. Er läßt einen Springquell aufsteigen: so lange er quillt, ist Merlin ungefährdet, sein Versiegen aber bedeutet Todesnoth.

Der dritte Act zeigt in der Wüste bei blutroth untergehender Sonne das verschmachtende Heer der Gralsucher. (Choralartiger Chor: „Zur Ruh', nun faltet fromm die Hände, Gott schenk' ein gnädig' Ende!"). In höchster Noth erscheint Merlin. (Musik von unendlicher Trauer.) Alle schlafen, nur Merlin wacht. Der Teufel erscheint und bald nachher rothglühend auf felsigem Altar der Gral. „Das ist," sagt der Teufel, „das mir verhaßte Blut. Nun stürm' hinan und wirf' es auf die Erde!" In Merlin entbrennt ein furchtbarer Kampf. Sanfte Engelstimmen singen wie in jenem Traume vom „Heiland der Welt"; aber noch ist des Teufels Stimme mächtiger. Da erscheint, wie die sinkende Quelle Todesnoth kündete, Viviane und hält den Geliebten aufrecht. Vom Fluche des weichenden Satans getroffen, beim Aufleuchten des

Grales, dem Gesange der Engel und dem Danklied des geretteten Heeres sinken die Liebenden und Erlösten sterbend dahin.

So viel wird durch diese Skizze schon klar, daß in „Merlin“ der Versuch gemacht ist, die überlieferte, im Allgemeinen festgehaltene Form des musikalischen Dramas mit einem Inhalt zu erfüllen, der die strengste Probe auf das Sittengesetz verträgt. So angesehen, wirkt das Werk wie eine kräftige Predigt gegen alle von der Bühne aus versuchte Lockerung des strengen Sittenbegriffs und nebenbei gegen die mit der Pariser und Wiener Operette hereingebrochene Verschlechterung des Geschmackes. Und jeder Wohldenkende wird in diesem Versuche und den darin treibenden Anfängen einer reformatorischen Bewegung ein Lobenswerthes, Gutes erkennen, weil keine, weil auch Wagner'sche Musik nicht einen Freibrief ertheilen kann von der höchsten Aufgabe aller an das Wort und die Darstellung gebundenen Kunst, der ethischen, ein Titelchen nachzulassen. Aber es ist zunächst bei dem Versuche geblieben. So entschieden es anerkannt werden muß, daß Hoffmann den idealen, christlichen Kern der Sage unbeschädigt ließ, während Lipiner ihn methodisch zerstörte, so stellte letzterer doch, wenn auch in starker Betonung der sinnlichen Seite, wirkliche Menschen auf die Bühne, während Hoffmann sich mit Schatten begnügte. Ja eigentlich haben wir in „Merlin,“ den Teufel und seinen Sohn ausgenommen, nur Lichtgestalten vor uns. Und Merlin selbst, an dem der Segen der Mutter kräftiger sich erwies als des Vaters Fluch, ist ein Halbwesen, das sich nicht so hoch erhebt, unser Mitleid rege zu machen, noch so tief fällt, um uns Abscheu und Grauen zu erwecken. Seine Zauberkraft bezaubert uns nicht, sondern setzt unser Gefühl auf den todten Punkt. Als aber diese Zauberkraft von ihm genommen wird, stirbt er, und sühnt so ein Vergehen, welches wir nicht kennen und darum auch nicht anerkennen. Darum ist der Hoffmann'sche „Merlin“ gewiß ein brauchbarer Text für ein Oratorium oder eine Halboper im Sinne Rubinstein's; die ausgiebige Unterlage für eine Handlung bietet er jedoch nicht. Solche Stillstände in der Fortentwicklung, wie beim Abschiede des Heeres und im ganzen dritten Act, decken den Grundmangel unerbittlich auf und können auch von der besten Musik nicht verschleiert werden.

Rüfer's Musik wirkt auf jeden, der die Thätigkeit des Componisten bisher kannte, vollständig überraschend. Der Beweis für eine durchaus ungewöhnliche und dabei vielfach eigenartige Begabung nach der Seite des Orchestral-Dramatischen ist durch „Merlin“ glänzend geführt. Gleich der Anfang des Werkes, die Schilderung des Waldlebens und der Trauer um die Mutter nimmt den Hörer gefangen. So spricht nur die reine Poesie, niemals die bloße Reflexion. Die Schilderung des Gewitters ist ein Werk im Werke, so tief ist die Aufgabe allgemein erfaßt, so treffend und packend sind die einzelnen Züge ausgeführt. Da bricht wirklich etwas wie elementare Gewalt los, eine von der Kunst gezügelte, welche der Unterstützung durch die Künste der Bühne wohl entrathen kann, und trotzdem eine Wirkung erzielt, die bisher nur höchst selten ein Componist erreichte. Auch das Ensemble der drei Hauptstimmungen, welche den ersten und schwerstwiegenden Theil des ersten Actes ausmachen, kann nur von der Hand eines berufenen Meisters so zweckmäßig und wirkungssicher geordnet sein. So übt die Natur ihren geheimnißvollen Zauber auf das Gemüth des Menschen, und so erscheint seine Trauer in Harmonie mit der Außenwelt, wie diese wieder unter dem Banne jener; so ferner findet das thränensatte Herz des Sohnes im überirdischen Traumgesichte die Quelle seines Heils und seines Unheils zugleich, neben Engelsharmonien die Verkörperung des Bösen; und so endlich entfesselt dieses Böse in ihm und um ihn Sturm auf Sturm. In diese wohlüberdachte Folge tritt nun Vivianens paradiesischer, von lauter Frieden und Unschuld durchathmeter Garten etwas unvermittelt, und die an sich hübsche und auch in ihrem Anklange an Bekanntes süß anmuthende, mit Wohllaut schmeichelnde Ballade geht dem im Aufruhr der Elemente umhergewirbelten Hörer nicht ohne Weiteres ans Herz, um sich schließlich doch als zu vielstrophig zu erweisen. Auch das folgende, mit interessanten Zügen reich ausgestattete Duett dehnt sich mehr in die Breite, als dem nach einem Fortgang der

Handlung ausspähenden Hörer genehm ist. — Einleitende und begleitende Musik in der ersten Scene des zweiten Actes trifft und bereitet abermals in glücklicher Weise die Stimmung. Der mannigfaltigste Ausdruck für die Klage um des Königs Trübsinn wird laut; aber gerade das, was die Erklärung bringen soll, die Ballade Alcard's, lähmt durch ihre unmäßige Breite das Interesse, welches durch die in häufigen Wiederholungen sich gefallende, im Stile des üblichen Bühnenfestmarsches gehaltene Musik beim Abzuge des Heeres vollends erschöpft wird. Von noch geringerem Feingehalte ist die Musik in der folgenden, wesentlich vom Maschinen- und Balletmeister beherrschten Scene. Der die malerischen Gruppirungen begleitende Chorgesang beharrt so ausschließlich in der hohen, die Stimmen abmüdenden Lage, daß es sogar dem sangeskundigen Zuhörer, in unbewußter Vertauschung von Passivität gegen Activität, empfindlich wird. Die beabsichtigte, seliges Genießen malende Stimmung konnte nur durch ausdrucksvolle Gesänge in bequem gelegenen Tönen umschrieben und gesteigert werden. — Im dritten Act findet die Musik ebenfalls glücklichen Ausdruck für die Ermüdung und Verzagtheit der Gralsucher; die Töne klingen trostlos in die weite Oede. Aber daß der Musik nur durch Stimmungen, nicht durch Handlungen der Boden bereitet wurde, führte sie auch hier, statt in blühendes Gelände, wirklich in die Wüste.

Fassen wir zusammen, was als hochverdienstlich an Rüfer's Werk bezeichnet werden muß, so ist es vor Allem der überall erkennbare heilige, lediglich auf den zutreffendsten Ausdruck gerichtete Ernst und seine Kehrseite, die vornehme Abwendung vom nur Gefälligen, Oberflächlichen, was uns tiefe Achtung einflößt. Wenn auch der declamatorische Stil auf Wagner zurückverweist, in Stoff und Klang der „Parsifal" wiederholt gestreift und manches Schlagwort aus dem reichen Wagner-Lexicon citirt wird, so ist doch eine eigentliche Anlehnung oder gar Nachbildung nicht nachweisbar, umsoweniger, als das wesentliche Merkmal des Wagnerwerkes, das Leitmotiv, gänzlich fehlt. Rüfer ist ein Componist, der eigne Bahnen sucht und oft auch glücklich findet. Ja, man muß aus dem, was ihn auszeichnet, den Vorwurf herleiten, daß eine allgemeinverständliche Sprache viel zu selten gesprochen wird, auf welche doch gerade die dramatische Musik, im Unterschiede von der, höhere Grade des Verständnisses voraussetzenden symphonischen, immer angewiesen sein wird.

Von der Ausführung ist überwiegend Gutes zu berichten. Vor Allem gebührt Herrn Capellmeister Radecke lebhafter Dank für die bis in das Einzelne sorgfältige, mühereiche Einstudirung. Die königliche Capelle, da z. B. an die Geigen vielfach die gleichen Anforderungen wie an ein Soloinstrument gestellt werden, hatte eine ganz ungewöhnliche Aufgabe zu lösen und löste diese Aufgabe aufs Glänzendste. Unter den Solisten erschien Herr Rothmühl (Merlin) in erster Reihe. Der Flug über die Bühne, zu welchem ihn seine phantastische Rolle nöthigt, hat symbolische Bedeutung für den Aufschwung, welchen der Künstler mit der bühnenmäßigen Gestaltung dieses Merlin genommen hat. Sein Fleiß, sein unverdrossenes und vom Tadel der Sachverständigen niemals entmuthigtes, sondern befeuertes Streben beginnt nun reiche Frucht zu tragen. Trotz der unmäßig viel in Anspruch genommenen hohen Lage klang die Stimme, oft höchst überraschend an den Münchner Vogl erinnernd, schön und natürlich. Jene sonst beobachteten unvermittelten Gegensätze zwischen dem gesäuselten Piano und dem hervorprallenden Forte waren ausgeschliffen. Nur ein Rest ist geblieben: das „o" statt „a" im Anklang von „eu". Fräulein Beeth (Viviane) hat unverkennbar ihre ganze Kraft aufgeboten, um die im Ganzen undankbare Rolle zu beleben; aber eine Viviane im Hoffmann'schen Sinne darf vor Allem nicht tremuliren, und diesem Mangel verfällt die ursprünglich hübsche Stimme der Sängerin immer mehr. Ebenso scheint in Bezug auf den Vortrag ihr Gefühl durch die Trivialitäten Neßler'scher Ordnung so wesentlich verflacht und das ganze Wünschen und Streben so sehr nur auf das augenblickliche Gefallen gerichtet zu sein, daß leicht zu begreifen ist, wie die Stelle nach der Ballade: „Das klingt recht traurig, doch auch ein wenig närrisch!" dermaßen mißrathen und in den Ton des Lustspiels fallen konnte, da sie

doch traurig-sinnend vorzutragen war. Herr Betz (König Artus) kam dem Werke nicht nur mit seinen herrlichen Tönen, sondern auch mit lebhafter innerer Theilnahme zu Hülfe; beide werden nur gar zu wenig in Anspruch genommen. Herr Krolop, an dessen Satanserscheinung die hellen Tricots entschieden störend wirkten, erreichte es lediglich durch sein mimisches und sängerisches Geschick, daß der Teufel einigermaßen teuflisch wirkte. Fräulein Kopka, welche erst kurz vor der Generalprobe die Königinpartie der erkrankten Fräulein Renard übernommen hatte, sang wenigstens richtig und bewies damit ihr musikalisches Vermögen. Herr Lieban wußte weder singend noch namentlich spielend seinen Aleard zu fassen. Daß gerade er, der Sänger, nicht verschönend, sondern durch die Schärfe seines Organs oft störend in das Ensemble eingriff, war ein Widerspruch in sich. Anerkennung gebührt dem Chordirector Herrn Gräfen, dem Balletmeister Herrn Gräb und vor Allen Herrn Maschinenmeister Brandt. Schönere Decorationen, herrlichere Beleuchtungseffecte und exacter ausgeführte Verwandlungen haben wir selten gesehen. Die Maschinen functionirten weit passender und lebhafter, als die Arme der Choristen und Statisten. Solche abgenützte Posen und solche Theilnahmlosigkeiten sollten in der Rufnähe der Meininger nicht mehr geduldet werden. — Der erste Act gewann sich stürmischen Zuruf; auch der Componist mußte wiederholt erscheinen. Im zweiten Act wurde die Erscheinung des Zauberpalastes und die Glaube-Hoffnung-Liebe-Pantomime sehr beifällig aufgenommen, doch war die Zustimmung am Ende nicht mehr so allgemein. Der matte Beifall am Schluß des ganzen Werkes war sogar mit etlichen Zischlauten gemischt. Man vergleiche mit diesem Beifallsfacit vorstehende Analyse. Selten nur befindet sich das Urtheil des nach einmaligem Anhören schlüssigen Publicums in Congruenz mit dem des Referenten, der schon die Proben (eine Partitur lag diesmal nicht vor) zur Bildung seiner Ansicht benutzte. Es besteht da eine schöne fruchtbare Gegenseitigkeit, durch welche das gebildete Publicum in die Methode der sachlichen Beurtheilung eingeführt wird, während der Referent so manche zutreffende Bemerkung aufnimmt, um daran die Ursprünglichkeit seiner Empfindungsweise wieder aufzufrischen, nebenbei den Barometerstand des herrschenden Kunstgeschmackes zu beobachten, aber zugleich die planmäßige Fortentwicklung der Kunst als obersten Gesichtspunkt unverwandt im Auge zu behalten. Ueber „Merlin" gehen die Urtheile im Wesentlichen nebeneinander, nicht auseinander. Das wird hoffentlich dem Componisten lieb und von Nutzen sein. —

* * *

Zwei Gastspiele an der Königlichen Oper vermittelten den Berlinern die Bekanntschaft mit Herrn Winkelmann, dem primo uomo der Kaiserlichen Oper in Wien, und führten Frau Albany, einen stets willkommenen Gast, von der Themse wieder einmal an die Spree. Der Tenorist trat in die Lücke, welche unser Niemann durch seine übrigens reich gesegnete Amerika-Tournée hinterließ, und stellte sich uns als Tannhäuser, also gerade in derjenigen Rolle vor, welche Niemann für die Darsteller beider Hemisphären wie ein Paradigma gestaltet hat. Der geschätzte Gast war uns bisher nur als „Parsifal" (im Bayreuther Festspielhause 1882) bekannt geworden. Das eigenartige Werk in eigenartiger Umgebung hat wohl in fast allen sachkundigen Zuhörern über den Umfang der Begabung und des Könnens jedes einzelnen betheiligten Künstlers eine unzutreffende Vorstellung vermittelt. Die äußerst sorgfältigen, von Wagner selbst inspirirten Proben vermochten die Gabe des Sängers und seine Aufgabe so zu verschmelzen und gegenseitig zu verquicken, daß für den Beschauer eine durchaus einheitliche Leistung resultirte. Scaria allerdings, der inzwischen verstorbene unübertroffene Darsteller des Gurnemanz, heischte durch Gesang und Spiel den höchsten Maßstab, und, mit diesem gemessen, fiel damals Herr Winkelmann etwas ab; sein mangelhaftes Spiel und ein gewisser gaumiger Ansatz seiner Stimme ließen sich aber, jenes z. B. mit dem knabenhaften Charakter des Parsifal, diese als berechtigte Eigenthümlichkeit, immer noch ertragen. In Berlin aber wurde es unvermeidlich, den Vergleich zwischen Winkelmann und Niemann anzustellen. Den berühmten Tenoristen der Wiener durften wir nur an dem Größten (le premier acteur, qui a recité bien, en

Digitized by Google

chantant mal), nur an Niemann messen, das gebot die Artigkeit. — Die erste Scene zeigt bekanntlich das Innere des Venusberges. Unter Rosen ruht Venus auf ihrem Lager, Tannhäuser zu ihren Füßen. Süßer Gesang quillt aus der Ferne herüber. Im Traume hebt Tannhäuser verlangend die Hand nach der Höhe. Diese Bewegung wurde von Herrn Winkelmann vorzüglich ausgeführt; aber sie mußte uns für viel, sehr viel entschädigen, denn die weiteren Bewegungen des Gastes waren sämmtlich dazu angethan, uns an seiner Ernüchterung Theil nehmen zu lassen. Die rechtwinkelig abgestreckten Arme bilden die Hauptpose, das wichtigste Ausdrucksmittel dieses doch längst den Anfängen (Hamburg) entwachsenen Darstellers. Mit ausgestreckten Armen markirte er die ganze lange Scala von Gemüthsanfassungen zwischen tiefster Verzweiflung und höchster Freude. Die stärkste Probe seines Mangels an Einbildungs- und Darstellungskraft gab der Gast da, wo um ihn her die Venusherrlichkeit donnernd versinkt. Es muß durchaus die Illusion erzeugt werden, als vollziehe sich der Verwandlungsact rings um den Helden; darum sehen wir Niemann erst betäubt, dann allmälig erwachend am Boden. Herr Winkelmann verharrte mit gespreizten Beinen, den Blick fest auf die Zuschauermenge gerichtet, bis die Coulissen zurecht geschoben waren; dann begann er zu erstaunen. Die fast passive Haltung beim Sängerkampf sei nur zur Vervollständigung erwähnt.

Als Sänger bedeutet uns Herr Winkelmann etwa so viel wie Herr Ernst, dem in der That nichts mehr, als eine etwas leichter ansprechende Höhe zu einem vorzüglichen Tannhäuser fehlt. Diese Höhe aber besitzt Herr Winkelmann, und sie ist es, die den eigentlichen Werth seiner Stimme ausmacht. Die Stimme ist nicht egalisirt; ihre Mittellage unterscheidet sich von den Hochtönen schon durch die wesentlich modificirte Klangfarbe der Vocale. In der Höhe klingen „a", „e" und „i" übermäßig spitz und verhelfen so dem Tone zu einem Klange, den er sonst vermuthlich nicht hat; in der Mittellage ist Alles abgedunkelt. Der wesentlichste und entscheidende Mangel liegt in der energielosen Behandlung mehrerer Consonanten, z. B. des „d" im Anlaute; die Folge davon ist ein fast klagender Ausdruck, welcher der Parsifalrolle an gewissen Stellen zum Vortheil gereicht, den Tannhäuser aber sentimentalisirt. Auch die Treue gegen die Noten wird nicht selten verletzt; der accordische Aufschwung im Preisliede kam in keiner Strophe klar heraus. — Die Rechtfertigung für die hohen Eintrittspreise übernahm Herr Betz (Wolfram), dem es besonderes Vergnügen zu machen scheint, jedes Mal dann, wenn ein gerühmter Gast zur Stelle ist, den Besitzstand unsrer Oper und speciell seine gesegnete Stimme im hellsten Lichte erstrahlen zu lassen. Nächst ihm aber war es Frau Sachse-Hoffmeister, welche uns zu Dank verpflichtete.

Ein eignes Spiel des Zufalls führte an dem Propheten-Abend des Herrn Winkelmann den enthusiastisch verehrten, viel umworbenen Kölner Tenor Emil Götze vor das Berliner Publicum. Während der Wiener vor nicht völlig besetztem Hause sang, entzückte Herr Götze durch eine reiche Gabe von deutschen, namentlich Schubert'schen Liedern in der Philharmonie eine nach Tausenden zählende Versammlung. Dem Referenten gelang es, eine so selten ausführbare demonstratio ad aures zu ermöglichen. Bei dieser Gegenüberstellung mußte Wien den Kürzeren ziehen. Köln besitzt gegenwärtig unbestritten den besten deutschen Tenor, und auch ein schweres Leiden hat dieser Stimme von ihrer entzückenden Frische, von ihrem sympathischen, herzgewinnenden Klange glücklicher Weise nichts rauben können. Auch Herr Winkelmann hat frische Töne und gebietet über alle Stärkegrade; aber — und das ist entschieden ein Mangel der Schulung — seiner Stimme fehlt in auffallendem Grade die Ausgeglichenheit, der Register weniger als der Klangfarbe derselben. Jener manchmal sentimentale, manchmal klagende Anlaut in den Mitteltönen bringt nur zu häufig eine energische trübe Färbung an eine falsche Stelle: auch durch die Jubellieder klingen Klagelaute. Diese Zwiespaltigkeit empfinden gebildete Hörer wohl, wenn ihnen auch der Grund dafür nicht sofort klar ist. Die Trauererzählung ausgenommen, litt jede Aeußerung des Propheten an einem inneren Widerspruche, der noch größer, ja zum offenbaren Fehler

wurde, wenn der Sänger bei sicher angefaßten und zu großer Kraft entwickelten Hochtönen auf Kosten der textlichen und musikalischen Declamation lange verweilte, eine Praxis, wie sie etwa ein Bötel übt.

Nach dieser nicht sehr erfreulichen Ausführung ist es eine angenehme Pflicht, zu constatiren, daß Herr Winkelmann in der Rolle des Florestan hoch über sein bisheriges Niveau sich erhob. Die Harmonie dieser Leistung ergab sich gleichmäßig sowohl aus der gesanglichen wie aus der schauspielerischen Begabung. Gerade das, was sonst die Stimme unterband und die gewiß vorhandene künstlerische Intention verhüllte: jener klagende Anlaut der Mitteltöne, kam dem Sänger trefflich zu Statten, als er diesen Märtyrer der Wahrheit, den armen, durch die Rache seines Todfeindes, durch Mangel an Nahrung, Licht und Luft dicht an den Rand des offenen Grabes geführten Florestan darzustellen hatte. Der rechte Ton wurde getroffen, kam von Herzen und ging zu Herzen. Aber nicht nur der Sänger stand auf der Höhe der Idee, auch der Darsteller zeigte sich von der günstigsten Seite. Hierbei soll nicht außer Betracht bleiben, daß die Rolle nur wenig Spielraum gewährt; das psychologisch scharf ausgeprägte enggerahmte Bild tritt auch bei geringerer dramatischer Zuthat lebendig hervor. Herr Winkelmann aber begnügte sich nicht damit, nur den marklosen, ohnmächtigen Mann zu zeigen, eine Auffassung, die wohl zu rechtfertigen wäre; er ließ uns vielmehr die vollständige Entmuthigung, die physische Vernichtung, den Fieberparoxismus, welchen der Gedanke an Leonore herbeiführt, das Wiedererwachen der Lebensgeister nach dem Trunk, das Aufleuchten neuer Hoffnung und den Jubel der Erlösungsfreude nicht nur in bestimmt abgegrenzten, fein durchgeführten, abgetönten Einzelbildern sehen, sondern wandte seine Kunst namentlich den Uebergängen zu. Und ein solches Braun-in-Braun heischt und kündigt an, einen wirklichen, geborenen dramatischen Künstler, dem etwa nur die Vielseitigkeit abzusprechen ist.

Neben Herrn Winkelmann zeigte sich im „Propheten" als Fides ein zweiter Gast, Fräulein Larra, eine höchst beachtenswerthe Erscheinung. Ein solcher wohllautender pastoser Alt, dem das tiefe Ges schön und sicher und das hohe Ais auch noch zu Gebote steht, fehlt unserem Ensemble seit dem Abgange von Marianne Brandt. Wie es scheint, wird uns voller Ersatz für das Rollenfach dieser eminenten Künstlerin erst werden, wenn Frau von Voggenhuber sich entschließt, ihr bisheriges Repertoire ganz aufzugeben, und der Ortrud, mit der sie aufs glücklichste debütirte, bald alle übrigen bedeutenden Altpartien folgen zu lassen.

* * *

Frau Albany-Gye aus London war schon vor sechs Jahren ein gern gesehener Gast. Inzwischen ist (August 1886) in diesen Blättern über ihre hervorragende Betheiligung am Händel-Oratorium im Krystall-Palast berichtet worden und unsere Sympathie für sie lebendig geblieben, wenn auch eine ruhigere Stimmung die Oberhand gewonnen hat, ruhiger als in jenen Tagen, wo diese Sängerin ihren Weg zu machen begann und ihre Jugendgeschichte lebhaft besprochen wurde. — So lange es Künstler gibt, haben wir Künstlermythen, ja sie nehmen dem nüchternen Zeitalter zum Trotz immer noch zu. Spärlicher Wahrheit hilft die Phantasie bereitwillig nach und hängt dem bunten Märchenkinde immer neuen Zierrat über. Neben der Naivetät des Genius gewinnt die kluge Berechnung ein Plätzchen. Endlich ist eine aus Wahrheit und Dichtung gemischte Erzählung fertig und bildet den glänzenden Rahmen für die neue Berühmtheit. Auch Frau Albany ist nicht ohne ihren Mythos in die Welt gegangen. Ihr Vater, der aus Frankreich in Montreal (Amerika) eingewanderte Musiker La Jeunesse, war arm. Die sechzehnjährige Tochter wurde als Organist angestellt. Als ihre reiche Begabung für den Gesang eine gründliche Ausbildung wünschenswerth machte, übernahm der Staat Albany die Kosten und sandte sein Mündel nach Paris und Mailand. Maëstro Lamberti fand, daß besonders für eine Sängerin der Name La Jeunesse ebenso hübsch als auf die Dauer bedenklich sei, weswegen die dankbare Tochter des Staates Albany sich entschloß, den Namen ihres Wohlthäters anzunehmen. Zunächst für die Stagione in Malta gewonnen, wurde sie

von Mr. Gye, dem Director des Coventgarden-Theaters in London „entdeckt", engagirt und bald nachher mit Mr. Gye jun. vermählt. Frau Albany-Gye ist unzweifelhaft ein großes Talent, welches kennen zu lernen jedem Musikfreunde ein Vergnügen sein wird. Sie besitzt eine richtige Sopranstimme, die auch das hohe Es mit Leichtigkeit anschlägt, in der Tiefe dagegen etwas schwächlich ausgestattet ist, weiß den von Natur schönen sympathischen Ton poetisch zu verwerthen, vermag Tonfolgen rein und schön zu verbinden und ebenso virtuos im Staccato vorzutragen, singt einen anmuthigen, wenn auch nicht immer richtig mensurirten Triller und — vor Allem — kennt das größte Geheimniß des schönen Gesanges: das Maßhalten mit der Kraft in hohen Lagen, ein Vorzug, der einst auch unsre Wippern zierte und durch den uns besonders Marcella Sembrich eroberte.

Seit dem ersten Auftreten der Künstlerin in Italien mögen indeß etwa zwanzig Jahre vergangen sein, eine Spanne Zeit, die nur äußerst selten ohne erkennbare Spur an dem zarten Stimmorganismus vorübergeht. Für uns, die wir die Sängerin erst vor sechs Jahren kennen lernten, läßt sich ihr ehemaliger mit dem gegenwärtigen Besitz nicht vergleichen; aber unter Zuhilfenahme früherer zuverlässiger Berichte kommt man auf die Vermuthung, daß gewisse kleine Mängel dieser Stimme immer anhafteten, daß sie deshalb niemals eigentlich „ersten Ranges" gewesen ist. Wahrscheinlich hat das wichtigste Stück der Mittellage (etwa H bis F) niemals absolut rein und so glockenklar wie die folgende Quinte geklungen. Nicht jeder Triller schlechthin, aber jeder großangelegte und ausgesponnene Triller verläßt wie mit einem Sprunge die Region des kurz zuvor gepflegten milden Vocals und geht eine Mesalliance ein mit einem schneidend-scharfen, unedel schmetterndem Mischlaut; gleichzeitig wird, wie schon angedeutet, das Intervall des Trillers ins Unbestimmte verschoben. Die Intonation, welche gelegentlich der Londoner Händel-Feier noch tadellos war, hält jetzt eine schärfere Probe nicht mehr aus.

Von den Rollen, in welchen Frau Albany vor uns erschien, war die Traviata jedenfalls diejenige, welche die Vorzüge der Stimme und des Spiels am deutlichsten erkennen ließ. Daß der „Rigoletto", trotz seines widerwärtigen Sujets, immer noch unserem Repertoire angehört, darf lediglich aus dem Umstande erklärt werden, daß Frau Albany, wie jede ihrer Genossinnen, die Gilda offerirt. Was aber mag der Grund sein, weswegen unsre Intendanz auf der ersten Bühne der Hauptstadt des Deutschen Reiches den Gebrauch einer andern als der deutschen Sprache im deutschen Ensemble gestattet? Frau Albany spricht fließend Deutsch, singt es, wie ihre Elsa (im Lohengrin) bewies, wie eine Deutsche. Sie würde sich einer Nöthigung zum Gebrauche unsrer Sprache unzweifelhaft ebenso leicht fügen, wie jetzt die Sembrich in Wien. Die lediglich für die Person des Virtuosen stichhaltigen Gründe zum Festhalten am Italienischen sind nicht stark genug, um die Sprachverwirrung auf der Bühne nicht unschön und mit einem reinen Kunstgenuß unvereinbar zu finden.

* * *

Unter den oratorischen Aufführungen gebührt schon der zeitlichen Ordnung nach und noch mehr durch ihre künstlerischen Qualitäten einem Concert der Singakademie die erste Stelle. Die musikalische Gemeinde wurde durch Seb. Bach's „Weihnachtsoratorium" mitten hinein versetzt in den Weihnachtsgedanken, in die Weihnachtsfreude. Wie der Meister in der Passionszeit durch seine unterschiedlichen Compositionen die Leidensgeschichte in wahrhaft priesterlicher Weise auslegend und vertiefend den Dienst am Heiligthum unterstützt, so auch in dem idyllisch-heiteren Gegenbild der Passionen. „Wenn ihr nicht werdet wie die Kinder, so werdet ihr nicht in das Himmelreich kommen!" möchte man allen Denen zurufen, welche dieses Werk und in ihm den Geist, aus dem es empfangen wurde, vernehmen wollen. „Unbegreifliche Erscheinung der Gottheit" nennt Mendelssohn die Matthäus-Passion. Zu dieser erhabenen Stelle führen die sechs Theile der Weihnachtsmusik wie sechs Stufen aufwärts. Denn nicht ein zweitheiliges Oratorium im überlieferten Sinne wollte Bach schreiben, sondern eine Reihe von Cantaten, je eine in sich abgeschlossene, für jeden der drei Christ-

tage, für den Neujahrstag, den Sonntag nach Neujahr und das Epiphaniasfest. Diese Cantaten bilden wie die Tage, auf welche sie lauten, einen zusammenhängenden Cyklus, dessen Mittelpunkt Christi Geburt ist. So erscheint es völlig gerechtfertigt, wenn in unseren oratorischen Concerten, statt auf die Hälfte des Werkes ganz zu verzichten, mit einer auf den gewöhnlichen Umfang eines Oratoriums berechneten Auswahl aus allen Theilen der Fortschritt der Gedanken und ihre Verwandtschaft gezeigt wird. Daß Bach von seinem Rechte der paßlichen Verwendung mehrerer, namentlich aus patriotischem Anlaß geschriebenen Gelegenheitscantaten beim Weihnachtsoratorium ziemlich reichlichen Gebrauch machte, thut weder dem Werthe des Werkes an sich, noch seiner Bedeutung und Wirkung irgendwelchen Abbruch. Der Stil Bach's hat für uns nun einmal sowohl durch seine melodische und harmonische Eigenart als durch den unerbittlichen Ernst seiner contrapunktischen, polyphonen Führung den Charakter des specifisch Kirchlichen, wie die Sprache eines Luther den des Biblischen. Wie wir profane Dinge nicht in der Sprache der Bibel besprechen, so liegt uns z. B. auch der Gedanke an Humor und Scherz eigentlich fern, wenn Bach sich vernehmen läßt. Sogar in seinen Suiten, die den Tanzrhythmus so energisch anschlagen, bleibt ein gewisser Rest, der sich der modernen Art der Fröhlichkeit nicht accommodieren will. In der Weihnachtsmusik nun klingt der Ton echter Kindlichkeit so vernehmlich, daß man sagen kann, hier offenbart sich Bach's Seele und in ihr das ganze Zeitalter deutlicher noch als in den Passionen. Reine Kindlichkeit aber ist der Vorhof zu jedem Heiligthume, die Voraussetzung jeder gedeihlichen Entwicklung des Familien-, Staats- und religiösen Lebens. Daher erklärt es sich, daß wir z. B. dem Text des ersten Chores — „Jauchzet, frohlocket, auf, preiset die Tage, rühmet, was heute der Höchste gethan" — gar nicht anmerken, daß er als Ersatz für einen andern untergelegt wurde. Der ursprüngliche Text lautete: „Tönet ihr Pauken, erschallet Trompeten!" — und war bestimmt, den Geburtstag der Königin von Polen zu feiern; deshalb eben beginnt die Musik mit Paukenschlägen und Trompetenfanfaren. Mit gleichem Geschick ist der Text an vielen andern Stellen umgedichtet. Von Worten der heiligen Schrift sind nur die Stellen Luc. 2, 1—21 und Matth. 2, 1—12 verwendet. Daneben erscheint der Choral sehr häufig (zehn Mal in der von der Singakademie angenommenen kurzen Form) und außerdem zehn Mal der Chor mit zum Theil recht erheblichen Aufgaben. Auch das Orchester allein läßt sich hören; und gerade in seiner „Sinfonia", welche die Hirtenscene einleitet, schlägt der gestrenge Thomascantor den kindlich-lieblichen Ton echter Weihnachtsstimmung so glücklich an, versetzt so unmittelbar in die geweihete Nacht, zu den sehnsuchtsvoll aufschauenden und aufhorchenden Menschen, daß der Geist des Friedens beschwichtigend und beseligend das Herz jedes Zuhörers erfüllt. Solche schlichte Gegenüberstellungen, wie hier des Streich- und Holzbläserquartetts, werden durch das Raffinement der modernen Klangmischungen nicht einmal erreicht, geschweige denn überboten; und es wäre gewiß gut gethan, wenn diese Symphonie in unseren populären Instrumentalconcerten zur Weihnachtszeit recht oft aufgeführt würde, damit unsre Jugend daran merkte, „wie die Alten sungen".

Die diesmalige Aufführung des Werkes kam gewiß allen Musikfreunden um so erwünschter, als gerade für die Weihnachtszeit geeignete Werke nur dünn gesäet sind. Welchen Reichthum enthält der musikalische Katalog für die Passionszeit! Zur Darstellung des Leidens fühlen sich eben die Künstler leichter gestimmt und finden die Tonart der Freude desto seltener. Unter diesem Mangel leiden die Chöre; und desto angenehmer überraschte der singakademische Chor durch Frische und Glanz des Klanges, durch Schlagfertigkeit, Reinheit, schöne Aussprache des Textes und liebevolles Eingehen auf die Absichten Bach's und Meister Blumner's. Die Soli wurden von den Herren Hildach und Hauptstein in der bekannten vortrefflichen Weise und von den Fräulein Hohenschild und Lehmann (diese zum ersten Male mit einer größeren Partie betraut) befriedigend ausgeführt. Die Orgel bewies unter Herrn Kawerau's geschickter Hand wieder einmal ihre Unentbehrlichkeit, und das philharmonische Orchester begleitete mit der oft gerühmten Discretion.

Die zweite Darbietung des Instituts war der „Fall Jerusalems“ von Martin Blumner, ein Werk, welches zunächst für die Singakademie geschrieben wurde, in deren Repertoire wiederholt erschien und seit zehn Jahren von den meisten großen Vereinen Deutschlands zu theilweise glänzenden Aufführungen verwendet wurde. Der geringe Zuwachs an guten Werken dieser Gattung nöthigt zu einigen allgemeinen Bemerkungen. Der Philosoph Krause bezeichnet „die Vorstellung der Seligkeit des Vereinslebens der Seele mit Gott“ als die höchste Aufgabe der Musik überhaupt. „Der Tonkünstler,“ sagt er, „indem er die Einzelstimme sich eigenlebendig entfalten läßt, jede für sich schön, jede passend zu jeder und alle übereinstimmig zu dem ganzen Tongedichte, ahmt hier Gott selbst auf schwache, endliche, aber treffende Weise nach, der alle Herzen, alle Gemüther lenkt und leitet, einstimmig mit seinem einen, unendlich schönen Gemüthe, der da ausführt die unendlich-vielstimmige Harmonie der Musik des Weltalls. Denn das eine Leben Gottes ist auch ein unendlich schönes Tongedicht.“ Keine Darstellung, weder auf musikalischem Gebiete, noch auf dem der bildenden Künste, ist denkbar ohne eine tiefe, innere Beziehung des Darstellers zum Dargestellten. Wer also religiöse Vorstellungen und Bewegungen durch Musik vertiefen und verklären will, dem kann die Religion nicht gleichgültig, sondern muß ihm Herzenssache sein. In einer Zeit der Entfremdung vom religiösen Leben kann drum die geistliche Musik nicht gedeihen, und umgekehrt vergegenwärtigen uns die Heroen der protestantischen Kirchenmusik eine ernst-fromme Epoche. Diese ist längst vorüber und die Musik hat sich andern Gebieten zugewandt.

Nur selten noch, so vereinzelt wie Mendelssohn, findet sich ein für geistliche Musik und speciell für das Oratorium ursprünglich angelegter und erzogener Componist. Wie Wagner und Liszt den jungen Nachwuchs in eine Bahn reißen, die mit der Religion keine Berührungspunkte mehr hat, keine trotz „Parsifal“ und „Christus“ — so müßte ein überragender Geist aufstehen, der den Grundton der Religiosität wieder klingen machte, der auf dem alten, festen Grunde weiter baute und durch Wiederaufrichtung der alten, den Lebensgesetzen conformen und darum ewig nothwendigen Formengesetze eine neue Aera des Vocalstils vorbereitete. An Grell, dessen sechzehnstimmige Messe auf einsamer Höhe steht, und an Kiel, dessen Requiem in As die Zeiten überdauern wird, haben wir starke Gewappnete verloren; Brahms, auf den sich die Augen der ganzen Welt richten, neigt immer entschiedener dem symphonischen Gebiete zu; Albert Becker hat seiner Messe ein großes Werk leider noch nicht folgen lassen; und Georg Vierling cultivirt das Oratorium mit historischem Inhalt. Sieht man von Rubinstein ab, der in Halboper oder Halboratium eine neue Gattung zu schaffen sucht, und von Bruch, der aus der Strahlweite der christlichen Zeitrechnung möglichst weit hinausrückt, so bleibt thatsächlich in der Gegenwart nur dieser eine Martin Blumner, der mit dem vollen musikalischen und theologischen Rüstzeug des echten Oratoriencomponisten rüstig am Werke ist, und dem wir hoffentlich noch manches bedeutende Werk zu danken haben werden, nun um so mehr, als er jetzt auch räumlich mit seiner Singakademie in eine Verbindung getreten ist, die idealisch genannt zu werden verdient und wohl einzig dastehen dürfte.

Von einer so intimen Verschmelzung der häuslichen, privaten mit den künstlerischen Interessen ist allerdings Etwas zu erwarten. Aus einer solchen schönen Gegenseitigkeit, dem lebensvollen Contact zwischen dem producirenden Künstler und dem Klangkörper blühten z. B. die meisten Oratorien und Cantaten Seb. Bach's hervor. In der großartigen Anlage der meisten Werke von Palestrina spiegelt sich der Zustand des päpstlichen Capellchores, wie in Grell's Messe die Leistungsfähigkeit der Singakademie. Ebenso hat auch Blumner die kräftigen Impulse zu seinen zahlreichen Chorwerken an derselben Stätte empfangen, an welcher er die Partitur zum „Fall Jerusalems“ wie ein Dankopfer niederlegte.

Anlage, Festhalten der Stimmung, Vertheilung der wirkenden Factoren, Prägnanz der Thematen, Durchführung derselben, sowie die durch den Text inspirirte Erfindung stempeln diese Composition zu einem Meisterwerke. Chöre wie „Gnade sei mit uns“,

— „Jerusalem!“ — „Gedenke an den Tag“ —, „Herr Jesu, der du kommen bist“ u. s. w. werden stets einen tiefen Eindruck hinterlassen. Bei der Schilderung der Christengemeinde (es handelt sich um das Jahr 70 nach Christo), besonders bei dem herrlichen Chor der ausziehenden Christen, einer geistvollen Umzirkelung des Chorales durch den Marschrhythmus, kommt jedem Hörer die Erinnerung an die gelungenste Partie in Kaulbach's Wandgemälde ungezwungen. — Von der Ausführung ist mit Wenigem abermals viel zu sagen, denn die Fräulein Oberbeck und Hohenschild, sowie die Herren Betz (nach längerem Schweigen im Concertsaal), Hauptstein und Rolle waren die Solisten, und Chor und Orchester folgten völlig der Führung ihres Meisters Blumner.

* * *

Im ersten Concert des Wagnervereins („Vorspiel zum Parsifal von R. Wagner“ — „Missa solemnis von L. von Beethoven“) erschienen diejenigen Meister bedeutsam und prägnant charakterisirt, die sich in der Verwirklichung ihres Ideals die Hände reichen, zwei Faustische Naturen, in denen durch die Nähe des Todes die den rechten Ausdruck vergeblich suchende, brennende Sehnsucht nach dem Paradies des Kindheitsglaubens geweckt wird. Seinem dramatischen Bedürfniß entsprechend, stellt Wagner die Verkörperung seines eignen religiösen Bedürfnisses vor sich hin auf die Bühne, während Beethoven, in reinster Subjectivität den Text der Messe hochpoetisch und hochphantastisch umschreibend, auch die menschliche Stimme in die Region der absoluten Musik versetzt, sie „zum Instrument macht, wie ihm die Instrumente zu Personen geworden waren“. Es dürfte ein vergebliches Unternehmen sein, aus dem Parsifal und dieser merkwürdigen Messe einen christlichen Kern herauszuschälen. Warum dies so ist und trotz aller Verehrung für Beethoven nicht anders sein kann, ergibt sich aus dem Recht des Textes. Legt der Componist sich Worte zur musikalischen Fassung vor, so bilden diese den Canon für seine Kunst. Das Wort und mit ihm die menschliche Stimme repräsentiren ein Positives mit unabänderlichen, bleibenden Gesetzen. Das Wort heischt dem Geiste nach, die Stimme ihrer Natur nach entsprechende Verwendung. Beethoven aber hat bei dieser Messe weder dem Worte noch der Stimme einen Einfluß auf Erfindung und Formung gewährt, sondern beide seiner auf den instrumentalen Ausdruck gerichteten Eigenart unterworfen. Die Worte werden vielfach gegen ihren Sinn declamirt und die Stimme vielfach weit über die Schönheitsgrenze hinausgedrängt. Kurz: der Vocalcomponist hat an dieser Messe keinen Theil. Verdient das Werk als Symphonie das volle Maß der Bewunderung, so bleibt es unbegreiflich, wie gerade die Wagnerianer den obersten Grundsatz ihres Meisters: „Sinngemäße, natürliche Declamation des Wortes —“ hier außer Wirksamkeit setzen können, wenn sie nicht Beethoven als Folie für Wagner nöthig haben. Es war allerdings ebenso unbegreiflich, daß Beethoven dieses ganze Werk Zelter gegenüber für ausführbar ohne Orchester erklären konnte, während nur einige wenige Abschnitte diese Emancipation vertragen.

Ist der Chor nur als integrirender Theil des Orchesters gedacht, so haben beide Factoren ihre Sonderrechte und Sondereigenschaften verloren. Vocal und Instrumental sind keine Gegensätze mehr. Daraus könnte gefolgert werden, daß der Chor überhaupt auf die coordinirte Stellung zu verzichten habe. Und diese Folgerung zog Herr Professor Klindworth, indem er einem verstärkten, schlagfertigen Orchester, welches im Parsifal-Vorspiel alle seine Vorzüge glänzen ließ, einen viel zu schwachen und nicht einmal völlig sicheren Chor zur Seite stellte. Häufig ging der Gesang im Gewoge der Instrumentalmusik vollständig, der Chor-Alt meist und das Soloquartett immer dann verloren, wenn es nicht auf Kosten der Schönheit verzweifelte Anstrengungen machte, sich auch im akustischen Vordergrunde zu halten, wie es den räumlichen (auch vor dem Dirigenten) einnahm. Frau Müller-Ronneburger, Fräulein Schneider, Herr Dr. Gunz und Herr Hill behaupteten sich nur theilweise, Herr Concertmeister Kruse (Violine) durchgehends mit Ruhm.

* * *

An letzter Stelle in dieser Reihe, wohin es der Zeit nach gehört, erscheint als für Berlin neues Werk der „Achilleus“ von Max Bruch. Nachdem anderwärts dieses umfangreiche Werk bereits Eingang fand, wurde es durch den unter Herrn Professor Ernst Rudorff's Führung äußerst rührigen Stern'schen Gesangverein in wahrhaft glänzender Weise zur Aufführung gebracht. Jedenfalls gehört Bruch wie Brahms, Blumner, Vierling, Becker und Hofmann zu den productivsten Chor-Componisten der Gegenwart; sein „Lied von der Glocke“ und sein „Odysseus“ wurden von demselben Verein aufgeführt, und seine Cantaten für Männerchor wie „Frithjof“, „Salamis“ u. s. w. sind ebenso allgemein bekannt, wie etwa sein erstes Violinconcert. Schon die genannten Titel lassen des Componisten Vorliebe für antike Stoffe erkennen, und man konnte nach seinem „Odysseus“ mit Sicherheit vorhersagen, daß der Achilleus folgen werde, wiewohl er jenem eigentlich hätte vorangehen müssen. Dieses Beharren in einem bestimmten Kreise der dichterischen Anregung wirkt jedenfalls eigenartig befruchtend auf die Tonphantasie. Durch die deutschen Classiker wurde Brahms zu seinem Schicksalslied, zur Nänie u. s. w., Vierling durch seine Vorliebe für die ersten Jahrhunderte der christlichen Zeitrechnung zu Alarich und Constantin, Richard Wagner durch die altnordische und altdeutsche Sage zu seinen Tondramen ebenso gestimmt und begeistert wie vor anderthalb Jahrhunderten Bach durch fromme Versenkung in die heilige Schrift Neuen Testaments zu seiner Schriftauslegung in Tönen, und Händel durch das Studium der alttestamentlichen Bücher zu seinen für das Heldenthum Israels typisch gewordenen, lebensvollen Gestalten. In diesem Sinne war es ein guter Gedanke, daß sich Bruch den althellenischen Heroen zuwandte oder doch sich von Heinrich Bulthaupt's Text bestimmen ließ, seine ganze Kraft auf die musikalische Gestaltung derselben zu verwenden.

Die Frage der Abhängigkeit des Componisten vom Dichter wird nie aufhören eine brennende zu sein. Wer nicht wie Wagner zwiefach gesegnet ist und sich den Text nach eignem Geschmack gewissermaßen zwischen die Linien der Partitur dichten kann, dem wird die Erlangung eines seiner Eigenthümlichkeit zusagenden Textes häufig die Quelle lästigster Mühen und Verdrießlichkeiten oder ganz unmöglich sein. Max Bruch hat das unschätzbare Glück, in Heinrich Bulthaupt einen congenialen Dichter zeitig gefunden zu haben, der auch in diesem Achilleus-Text durchaus ein Muster der Gattung geschaffen hat. Es ist eine wahre Freude, wie der Dichter eine genaue Kenntniß des Stoffes, genau nicht nur der Sache, sondern dem Homerischen Wortlaut nach, sein sprachliches Gestaltungsgeschick, das nicht hoch genug zu schätzende Vermögen, Zustände und Stimmungen mit wenigen wohlgewählten Worten zu zeichnen, und vornehmlich seine vordenkende Dispositionsgabe in musikalischer Richtung zu concentriren wußte, so daß er ein Werkchen von fast classischem Werthe dem Componisten auf das Pult legen konnte. Schon im Prolog, einem das Oratorium einleitenden großen Chore, führen uns die gewaltigen Worte: „Einst wird kommen der Tag, da das heilige Ilium hinsinkt, Priamus selbst und das Volk des lanzenkundigen Königs —“ wie in die Homerische Welt selber ein. Und überall in seinem Buche grüßen uns in gewissen Ausdrücken und Wendungen Klänge aus dieser Welt wie vertraute Freunde. Die großen ausgenommen dürfte es kaum einem unserer Dichter gelungen sein, den Tod als „Löser der Schmerzen“, den „Helmumflatterten“ (Hector), die „weithinschattende Lanze“ und zahlreiche andre Homer eigenthümliche Ausdrücke in so gleichmäßigen Fluß mit der eignen Sprache zu bringen, daß man die wörtliche Entstehung kaum bemerkt, sondern nur ein schönes Ganzes aufnimmt.

Wie im Einzelnen die Sprache, so verdient im Ganzen die Anordnung des Stoffes unbedingtes Lob. Der Prolog bezeichnet deutlich das zehnte (letzte) Jahr der Belagerung Troja's und mit kurzen Worten die Veranlassung des Kriegszuges. Im ersten Theil hören wir vor Troja den Ruf der Herolde, die Klage des Volkes, die prüfenden Worte Agamemnons (die freilich der Zuhörer für ehrlich gemeinte, aber niemals für nur prüfende halten wird), die Strafrede des Odysseus, die jauchzenden Ausbrüche neuer Kampflust. Dann sehen wir den unmuthigen, grollenden Achilleus,

Digitized by Google

seinen wilden Schmerz über den Tod des Patroklos, sehen seine Mutter Thetis aus der purpurnen Tiefe aufsteigen und hören ihre Trostworte, in welche sie bedeutungsvoll die Weissagung mischt: „Sinkt Hector dahin, so verblüht auch Dein Leben!“ Der zweite Theil versetzt uns nach Troja. Wir hören, wie Andromache ihre schlimme Ahnung, Hector seine Sehnsucht nach dem „Kampf, nach der heiligen Schlacht“ ausspricht, sehen Achilleus in der neuen von Hephästos geschmiedeten Rüstung sich nahen, sehen, wie er Hector jagt und ihn endlich fällt. Die Troer singen ihren Schmerz, die Griechen ihre Freude aus. Der dritte Theil beginnt mit der Leichenfeier des Patroklos, die mit drei Orchestersätzen („Ringkämpfe“ — „Wagenrennen“ — „Sieger“) malerische Zuthat erhält, läßt uns das ergreifende Gespräch zwischen Priamus und Achilleus, sowie die Klage der Andromache belauschen und schließt mit dem Epilog, der über Achilleus' Tod Kunde gibt, ohne jedoch Paris zu nennen. „So lang der Strom des Gesanges quillt, so lange blüht den spätern Geschlechtern in leuchtender Schöne, Achilleus, Dein Bild!“

„Strom des Gesanges!“ Damit ist kurz und schlagend der Charakter der Bruch'schen Musik bezeichnet, ihr zweifelloser und zugleich ihr zweifelhafter Werth. Unaufhörlich, unerschöpflich, voll und breit ziehen die Tonfluthen an uns vorüber, bereiten behaglichen Genuß oder schläfern das Interesse ein. Alle Accordgebilde und Accordfolgen sind immer und vor Allem wohlklingend und scheinen den Worten nur in einer andern Sprache nachgesprochen; weniger ihren Geist als ihren Klang erfassend, einfach, fast im Volkstone übertragen sie den Text ins Musikalische. So ist alle Bruch'sche Musik; so erkennen wir sie, und so ist ihr Erfolg zu erklären. Wie der Dichter, so hat auch der Sänger Grund zur Dankbarkeit. Nur äußerst selten werden die Stimmen an die Grenze des Schönen geführt; wo der Chorsopran im Vorübergehen einmal ein hohes B u. s. w. in das Bild zu setzen hat, da war es auch geboten, und dem Tiefbasse wird mehr als F nicht zugemuthet; aber dieses F wird ohne eine überschattende Begleitstimme vorgetragen. Das Meiste, was der Chor zu singen hat, ist in bequemer wohlausgebender Mittellage gehalten. Wesentlich anders stellt sich Bruch zu den Solostimmen. Der Sopran (Thetis und Polyxena) hat ebenso wie der Alt (Andromache), wie der Baryton (Hector und Odysseus) und namentlich wie der Tenor (Achilleus) viel in der Höhe sich zu bewegen, so daß die Auswahl der Solisten erheblich mehr Schwierigkeiten machen dürfte als die Vorbereitung des Chores. Für diesen wurde noch niemals vor Bruch in so ausgiebiger Weise von einer Form Gebrauch gemacht, welche in vereinzelten Fällen eine tiefe Wirkung üben kann, während häufige Anwendung ermüdend wirkt; ich meine das Chor-Recitativ, die unisone, freie, aber im Tempo einherschreitende Declamation längerer Zwischensätze des Textes, welche Situationen und Stimmungen bezeichnen und darum ebensowohl die Unterlage zu ausgeführten, polyphonen Chören bilden. In der Breite liegt Bruch's Schwäche; durch sie werden die drei Scenen zwischen Hector und Andromache, Achilleus und Thetis, wie zwischen Achilleus und Hector zu todten Punkten des Werkes. Als die schönsten Theile des „Achilleus,“ um deren willen er den Vereinen zu empfehlen wäre, gelten mir im ersten Theile die Scene, welche Achilleus am Gestade des Meeres zeigt, die große Scene der Andromache im dritten Theile, einzelne Chöre, sowie der erste Orchestersatz. Nirgends im ganzen Werke hat das Orchester so viel zu sagen, wie in diesem originellen, den Furientänzen Gluck's glücklich nachgebildeten „Ringkampf“, den uns die Streichinstrumente vorzustellen haben.

Glänzend waren die Solostimmen besetzt, nur den Baß ausgenommen, für welchen Herr Franck aus Breslau in dieser Umgebung kaum ausreichte. Stählern, heroisch und sicher sang den Odysseus und Hector Herr Schwartz aus Weimar, zum Theil hinreißend Herr Gudehus (Achilleus), mit silberhellem Sopran Fräulein Schauseil (Cöln) die Thetis, und endlich, alle Genannten überstrahlend, Fräulein Hermine Spies die Andromache. Theodor Krause.

Literarische Rundschau.

Neue Romane.

Martin Salander. Roman von Gottfried Keller. Berlin, Wilhelm Hertz. 1886.

Was will das werden? Roman in neun Büchern von Friedrich Spielhagen. Drei Bände. Leipzig, L. Staackmann. 1887.

Der Roman der Stiftsdame. Eine Lebensgeschichte von Paul Heyse. Berlin, Wilhelm Hertz. 1887.

Wenn Spielhagen in seinen theoretischen Auseinandersetzungen vom Roman verlangt, daß er ein Weltbild liefere, so hat diese Forderung nicht nur er selbst in seinem neuesten Werk, sondern auch Keller in Martin Salander erfüllt. Beide Dichter suchten ein Spiegelbild derjenigen Zustände zu geben, welche Vorwurf ihrer unmittelbaren Lebensbeobachtung sind. Wenn dem norddeutschen Leser mancherlei Verhältnisse, die Keller schildert, nicht zur vollen Klarheit gelangt sind, so ist man in der Heimath des Dichters desto erstaunter und tief erregt über die treffende Sicherheit seiner Darstellung. Keller wollte nichts mehr und hat auch nichts mehr gethan als die Schicksale, die Martin Salander zum Theil sich selbst schmiedet, seine Lebensanschauung und seinen Charakter zum Typus jener socialen, politischen und religiösen Verhältnisse zu machen, welche der protestantischen Schweiz eigenthümlich sind. Wenn der Dichter mit dem phantastischen Humor, der seinen Realismus von jeher begleitete, das seltsame Zwillingsgewächs der Herren Isidor und Julian von der frühen selbständigen Lebensregung bis zu dem Moment, wo das Unkraut zum Wegwurf reif ist, verfolgte, wenn er die Beiden dabei in Situationen vorführte, wie sie kaum je ein einzelner Mensch, geschweige denn zwei zusammen erlebt haben, wenn dieser romantische Anstrich sie noch ergötzlich erscheinen läßt, auch während sie ihre wohlverdiente Strafe in der Gefängnißhaft büßen, so hat Keller andererseits gerade durch das Wesen und Unwesen der strebsamen Jünglinge tiefe und helle Einblicke gewährt in das, was heutzutage vorgeht. Martin Salander in seiner treuherzigen Tüchtigkeit, aber auch in seinem Irren ist ein Repräsentant derjenigen Generation, welcher der Dichter selbst angehört, und wenn sich auch der bejahrte Keller mit ihm nicht so identisch fühlen wird, wie einst der junge Keller mit dem grünen Heinrich, so steckt ein Stück vom Dichter auch in diesem Helden, gewiß nicht das unliebenswürdigste. Und wenn Keller mit bekanntem Wohlbehagen dem guten Martin gelegentlich Etwas am Zeuge flickt und ihn gelinde ein wenig lächerlich macht, so dürfte ein Stück Selbstironie das Ihrige dazu beigetragen haben; ironisirt Keller auch nicht seine eigene Person, so doch den braven Schweizermann, der, wie in seinen Mitbürgern, auch in ihm selbst steckt.

Zwischen den Zeilen dieses Romans glaubt man fort und fort zu lesen: es ist ja alles leidlich bei uns bestellt; aber es könnte besser, viel besser sein und muß vor Allem noch viel besser werden. Die Frage „Was will das werden?" wirft Keller nicht auf; er stellt aber mit der ganzen Grazie seines Optimismus zwei Bürgen für

die Besserung: eine Frau und einen Jüngling, Martin Salander's Weib und Martin Salander's Sohn. Jene gehört zu den herrlichsten und rührendsten Frauengestalten, welche der Dichter jemals geschaffen hat; sie ist die eigentliche Sonne dieses Romans; von ihrer stillen Ruhe, schlichten Größe und untrüglichen Sicherheit des richtigen Empfindens strahlt so viel Licht aus, daß es auch die Schatten verklärt, welche man an diesem jüngsten Werk Gottfried Keller's, sobald man es mit früheren verglich, zu finden vermeinte. Auf den Schattenseiten des Romans hat man mit großem Unrecht auch den Sohn der Salanderleute gesucht. Allerdings schien beim ersten Lesen in Bruchstücken Arnold nicht diejenigen Erwartungen zu erfüllen, welche man auf den blassen Knaben am Brunnen gesetzt hatte; er bleibt zu lange fern vom Schauplatz der Ereignisse und kehrt zu spät vor Thoresschluß erst heim. Wenn man aber den Roman noch einmal (Niemand möge es versäumen) im Zusammenhange liest, so erkennt man gerade darin die weise Fügung der dichterischen Kraft. Wie eine Verkörperung der ahnungsvollen Zukunft, auf die wir hoffen, deren wir aber doch nicht sicher sind, wandelt Arnold bei all' diesen kleinen, fast zu kleinen Salanderhändeln in der Ferne gleichsam jenseits des Horizonts, woher der neue Tag kommen soll. Und als er endlich erscheint, zerfließen die dumpfen Nebel und alle Welt lacht hoffnungssicher entgegen dem, was werden will. So holde Aussicht kann nur ein Roman eröffnen, der auch in seinen gegenwärtigen Vorgängen die Welt nicht allzu düster und das Leben nicht allzu traurig bildet. Den armen Dingern, Nettchen und Settchen, geht es ja freilich herzlich schlecht; ihr verworrener Jungferntraum verfliegt, und zum Schaden haben sie noch den Spott, nicht zum wenigsten den des Dichters selbst; aber das Loos, das sich ihnen schließlich gestaltet, ist nicht schlimmer als das wohlversorgter alternder Damen, die am besten Bruder die festeste Stütze haben; und die Hoffnung, daß doch noch unter den guten Genossen dieses Bruders, die wir so würdig sich vergnügen sehen, zwei Männer für sie zu finden seien, läßt nicht zu Schanden werden. Schlimmeres als den Frauen der beiden Zwillinge geschieht ihrer „Mama“, dem albernen Gegenstück zu Salander's „Marienfrau“. Ihr thörichtes Herz bricht und gerade hier zeigt sich die geniale Schöpferkraft und die unverzagte Energie des Dichters auf alter Höhe. Der Tod der Frau Amalie Weidelich ist mit den einfachsten Mitteln, mit einer Anschaulichkeit und Tiefe dargestellt, daß diese Scene in der neueren deutschen Literatur ihres Gleichen nur noch bei Keller selbst findet. Aber was ist uns Amalie Weidelich mit ihren Zwillingen, wenn Marie Salander lebt und ein Blick auf ihren Sohn sie glücklich machen darf?

Man thut Unrecht, in der Enge der Verhältnisse, auf die der Züricher Dichter sich geflissentlich beschränkt, ein großes, gewaltiges Schicksal zu fordern und an ein Weltbild im Kleinen Erwartungen zu stellen, welche nur ein großes, die Culturwelt umfassendes erfüllen kann, wie es Friedrich Spielhagen in seinem Roman zu entrollen unternimmt. Dadurch verliert der Züricher Roman nicht an Werth, am wenigsten an künstlerischem; denn nicht auf die Wahl des Stoffes kommt es an, nicht auf seinen quantitativen Umfang, sondern auf die Ausgestaltung. Ein Zürich, das fest auf der Erde steht, wo zu einer Hausthür, die ein richtiger Zimmermann gemacht hat, lebendige Menschen heraustreten, ist, auch wenn deren Fühlen und Schicksal sich beschränkt, werthvoller, als ein Berlin, das in blauer Luft schwimmt; freilich stellt die Größe der Aufgabe auch höhere Forderungen an die Kraft des Dichters; und wenn ich mich im Keller'schen Zürich heimischer fühle, als im Spielhagen'schen Berlin, so bleibt doch an diesem Dichter zu rühmen, daß er mit den Mitteln einer streng und bewußt geübten Kunst Gewaltiges wollte. In seinem Roman, dessen Bände die Zahl der Grazien, dessen Bücher die Zahl der Musen tragen, versucht er nichts Geringeres, als die Welt nachzubilden, in welcher sich die Potenz Bismarck und die Potenz der 94 000 socialdemokratischen Wähler des 21. Februar vertragen oder auch nicht vertragen. Die Riesengestalt des Kanzlers ragt im Hintergrunde der romanhaften Ereignisse. Fast jede der auftretenden Hauptpersonen steht zu ihm, wenn auch nicht in persönlicher Beziehung, so doch in einem negativen oder positiven geistigen Verhältniß:

hier eine geistreiche Frau, die mit der Divination einer fixen Idee ihm seine Wege und Ziele vorzuschreiben wähnt, dort ein Emancipirter der Aristokratie, der ihn tödtlich haßt; hier ein sentimentalischer Schöngeist, der in ihm den Verdränger des Goethethums fürchtet, dort ein energischer Parteimann, der ihm aus Ueberzeugung opponirt; hier der alte Junker, dem sein weltumfassender, großartiger Zug unheimlich ist, dort der junge Junker, der ihn rückhaltlos vergöttert; hier der ehrenwerthe, selbständige Officier, der durch Autorität und Genie Andrer sein Sachurtheil nicht sich rauben läßt, dort der „correcte" Officier, der blind gehorcht; hier der Duodezfürst, dem durch den Einiger Deutschlands vor seiner Königsähnlichkeit bange wird, dort der russische Revolutionär, der Bismarck um seines Vaterlandes willen bekämpfen muß; hier endlich der strebende Pastor, der im großen Schatten des Staatsmannes seinen stillen Fischzug hält, und unter allen diesen der Romanheld, welcher in solchem Gewirr von Ansichten und Standpunkten zur Klarheit zu kommen sucht, immer wieder sich fragt: „Was will das werden?", und endlich verspricht, die Frage zu beantworten durch einen Roman, den wir aber nicht von Spielhagen zu hoffen haben, sondern den er selber schreibt.

Nun ist allerdings der vorliegende Roman ein sogenannter Ich-Roman; man könnte argwöhnen, daß der Ich-Held das eigene Bild des Autors sei. Darüber, daß dieser junge Lothar ein Menschenalter später lebt, als der Dichter, könnte man hinwegsehen; denn zum Repräsentanten der jugendlichen Zeit, in der wir leben und in der der Roman spielt, durfte nur ein Jüngling gemacht werden. Wie der junge Keller seinem grünen Heinrich ähnlicher sieht, als der alte seinem Martin Salander, so dürfte hier die Frühzeit des Helden Lothar dem Leben Spielhagen's mehr entsprechen als das, was der Erwachsene erlebt und ist. Der Knabe theilt mit seinem Dichter die gleiche Heimath, und wenn er in einer offenen Bodenluke liegt und hinausträumt in die weite Welt, über die Dächer der Stadt, über die Masten des Seehafens, über das blaue Meer hin zu der grünen Insel, die ihm wie ein Märchenland erscheint, wo der holde Größenwahn kindlicher Phantasie Städte gründet, Fluren vertheilt und Menschen beherrscht, so ist das so warm und tief empfunden wie nichts Zweites im ganzen Roman. Je älter der Knabe wird, je länger er uns seine Lebensgeschichte erzählt, desto schemenhafter wird er. Und wenn er sich einmal fragt, ob es seine Natur sei, die Menschen und Dinge zu betrachten von einem Standpunkte, wo sie in anderen Proportionen und in anderer Beleuchtung erscheinen, als welche die Wirklichkeit des Tages ihnen gibt, so wird der Leser ihm darauf mit Ja antworten. Nicht nur die anderen Menschen, sondern auch sich selbst betrachtet er so, und diese Betrachtungsweise wird dadurch nicht erquicklicher, daß er genöthigt ist, sich selbst in eine schöne Beleuchtung zu stellen. Er sagt es nicht mit baaren Worten, wie edel, hilfreich und gut er ist, wie schön an Leib und Seele; aber er läßt es uns doch nach allen Regeln der Romantechnik nach und nach wohlgefällig merken, und schließlich müssen wir bis zum Ueberdruß wahrnehmen, was für ein Tugendspiegel er ist. So wird ihm von einem menschenkundigen Schauspieler vorgehalten, er habe nie Vertrauen zu sich gehabt, und dieser eine Fehler verderbe alle seine übrigen prachtvollen Qualitäten. Dort wird er auf seine blauen Augen hin angeredet, die mit der Zeit noch viel blauer und schöner geworden seien. Ein scherzender Freund möchte ihm seine hübschen Ohren abschneiden. Eine schöne Frau nennt ihn ihren lieben, prächtigen Jungen. Mit einem Gleichniß, das nicht eben sonnenklar ist, sagt Jemand zu ihm: „Ich wollte Dir zürnen und kann es nicht; wie man nicht in die Sonne sehen kann, wenn man auch will." Seine Mutter ist ein Ideal von Schönheit, und er verhehlt es uns nicht, daß er die feinen Nasenflügel von ihr erbte; er steht vor dem Bilde eines herrlich schönen Edelmannes, der sich später als sein Großvater herausstellt, und alle Welt ist erstaunt, wie ähnlich er dem Bilde sieht. Das Lieblichste, was in seiner Quintanerzeit auf ihn Eindruck macht, ist einer seiner Mitschüler und der eigene Vater desselben entdeckt, daß die beiden Knaben einander ähnlich sehen. Daß nicht bloß Jettchen Israel in ihn zum Sterben verliebt ist, sondern auch das schönste Edel-

fräulein, welchem je Blaublut in den Adern rann, versteht sich von selbst. „Müßte ich den Glauben an Dich aufgeben," sagt zu ihm der edelste Mann der Welt, „so müßte ich den Glauben an die Menschheit aufgeben". Freilich ist es nicht zu verwundern, daß derjenige nicht bloß einen sympathischen, sondern auch einen hervorragenden Eindruck machen muß, welcher wie Spielhagen's dreibändiger Ich-Held ein Mensch zu werden trachtet, dem nach Aussage des sterbenden Jettchen Israel „nichts Menschliches fremd ist, der durch die Masken der anderen Religion, des anderen Volksthums, des anderen Standes immer wieder das Menschliche erkennt, hervorsucht, liebt und verehrt". Und was häuft nicht sonst alles noch Spielhagen auf den Ehrenscheitel dieses großen Roman-Ich? Schon als Knabe macht er leidliche Sonette und schreibt die schönsten Aufsätze über Lessing's Toleranz; nebenbei besitzt er Körperkraft, einen schwächlichen Jungen gegen die Stärksten der Classe zu schützen; nach einander wird er Fürstengünstling, Schauspieler, Tischlergesell, Hilfsarbeiter eines Militär-Schriftstellers und endlich der Romandichter, der da kommen soll. Ueberall entfaltet er ohne Wanken und ohne rechten inneren Kampf die schwerste und schönste der Tugenden, die Uneigennützigkeit; überall ist er Mittelpunkt; theils treibt er die Geschicke Anderer, theils wird er von Anderen in Watte gelegt. Alles das ließe man um des lieben Ideals willen gelten, wenn er nur nicht selbst Alles erzählen müßte und von vornherein uns vorwitzig versichert hätte: „Nein, ich war kein Romanheld!" Ein Ausruf, welchen er dahin specificirt: „Ich würde mich schämen, nichts Besseres zu sein, als einer jener Romanhelden, deren unentrinnbares Schicksal es ist, Demokraten und Freiheitsschwärmer wie sie sind, sich in die erste schöne Aristokratentochter, die ihnen über den Weg läuft, zu verlieben." Das freilich sagt er im zweiten Buch, und redlich bis zur Unhöflichkeit und Thorheit, kämpft er etliche Bücher hindurch gegen diese Verliebtheit an, bis im letzten Buch das längst Erwartete eintritt und der Freiheitsschwärmer dem Schicksale jener Romanhelden, eine Aristokratentochter zu kriegen, nicht entrinnt. Spielhagen konnte das nicht ändern; denn er läßt seinen Helden versichern, er habe seine Lebensgeschichte mit dem festen Vorsatze begonnen, in jedem Zuge wahr und wahrhaftig zu sein. Diese Wahrhaftigkeit freilich ist die Wahrhaftigkeit nicht des Lebens, sondern einer Romanwelt, von der es heißt: „wenn Ihr Romanheld Jemanden nennt, der für das Leben zu gut und zu edel ist und dessengleichen man deshalb im Leben schwerlich findet, so ist Romanheld der höchste Ehrentitel."

Es ist erfreulich, daß Spielhagen so rückhaltlos hier als Princip hinstellt, was er in der Produktion stets befolgte. Was Manchem als Schwäche seines Dichtens erschien, wird dadurch zum Grundsatz. Und dieser Grundsatz, das Menschliche gleichsam von der Erde in den Himmel oder wenigstens in Rosenwölkchen zu erheben, welche durch den blauen Aether ziehen, ist auch in seinem neuesten Roman durchaus befolgt, wenn auch die nothwendige Kehrseite des Ideals, die Carricatur, glücklicher vermieden wird als sonst. Eine greuliche Gouvernante, ein verschrumpfter Kammerherr, der um zwanzig Jahre jünger wird, wenn er sich einmal mit der Hand übers Antlitz fährt, ein gefährlicher Gelegenheitsmacher, der neben einem zweiten auch noch ein drittes, viertes, fünftes Gesicht hat; endlich der Winkelpoet, Ernst Streben, der auf seiner Visitenkarte sich den Freund der Musen nennt: sie alle haben nur einen Ansatz zur Grimasse, kommen aber auch nicht in ihrer Anschaulichkeit über den Umriß hinaus. Was sie von der Carricatur trennt, führt sie dem Leben nicht näher.

„Nur war ich immer im Zweifel," sagte der Held dieses Spielhagen'schen Ich-Romans, „wer mehr zu bedauern sei: Die Aermsten, deren Kunst gerade soweit reicht, aus elf Romanen den zwölften zu machen oder das Publicum, das an dieser Dutzendwaare Geschmack findet?" Und an einer anderen Stelle sagt er: „In jedem großen Dichtwerk steckt ein gutes Stück Strategie." In der That gleicht der bewußte Romantechniker Spielhagen mehr als einer seiner mitschaffenden Genossen einem Strategen, der auf dem Papier planmäßige Feldzüge führt; das Papier, geduldig wie immer, läßt sie ganz nach des Dichters Voraussicht und Fügung jedesmal zum Siege kommen. Denkt man sich aber die Ereignisse dieser papiernen Kriegführung in die Wirklichkeit

versetzt, so erscheint die Gewißheit des Sieges zweifelhaft für Jeden, der nicht mit Spielhagen's anti-bismarck'schem Volksmanne erklärt, die Poesie sei wie alle Kunst das ideale Spiegelbild des Lebens oder sie sei nichts. Einer solchen Kunstauffassung kann das Zeitalter des großen Realpolitikers keinen Stoff zur künstlerischen Darstellung bieten; und wer von ihr aus trotzdem ein Weltbild liefern will, muß an dem Gegensatze zwischen Ideal und Leben scheitern. Diesen Gegensatz zu versöhnen, ist unserm Dichter trotz, vielleicht sogar wegen seiner vorbedachten Technik nicht gelungen. Alle seine Figuren haben etwas Unweltläufiges. Nimmt man sie von ihrer besten Seite, so können sie als typische Verkörperungen politischer, socialer, religiöser Ideen gelten. Nicht was sie von Natur sind, sondern nur, was sie grundsätzlich vertreten, gewinnt unsere Theilnahme; zum Theil unsere Sympathie und unseren Beifall. Aber die Weltanschauungen, die hier, ohne daß Einer schließlich obsiegt, sich gegenübertreten, haben etwas Programmmäßiges und könnten ebenso gut in einen anderen Romanstoff verwoben sein. Sie stehen in keinem unlösbaren Zusammenhang zu der besonderen Erfindung, die durchaus romanhaft ist, und deren geistreiche Construction jedes Scheines von Leben entbehrt. Um uns in möglichst viele verschiedenartige Gesellschaftskreise hineinzuführen, pflanzt der Dichter einen höchst complicirten Familienstammbaum auf, der den Eindruck macht, als wären auf einen Weidenstamm Tannenreiser, Lindenäste, Platanenzweige und Palmenwedel gepfropft. Der Ich-Held ist der natürliche Sohn eines regierenden Herzogs und einer Sängerin; diese Sängerin wiederum stammt von einem pommerschen Edelmann und einer amerikanischen Banquierstochter. Des Ich-Helden Stiefvater ist ein Sargtischler und seine illegitime Halbschwester, auch ein Herzogskind, heirathet einen nihilistischen Grafen. Die Kunst, mit welcher diese verworrenen Familienbeziehungen nach und nach sich klären, bewundern auch wir, jedoch mit kalter Ruhe. Innerlich bewegen kann eine solche Kunst erst dann, wenn sie nicht complicirte, sondern einfache Lebensverhältnisse bewältigt. Aeußere Geschicklichkeit auf Kosten innerer Glaubwürdigkeit verliert ihren poetischen Werth. „Mir begegnet," sagt schon auf der fünften Seite der Ich-Held, „Merkwürdiges zu allen Zeiten." Schon das ist bedenklich. Die Weltbefreier und Reformatoren haben gewöhnlich nicht merkwürdigere Erlebnisse als ihre Mitmenschen. Sie erfahren dasselbe; nur ihre innere Betrachtung stellt ihnen diese Erfahrungen in ein klareres und anderes Licht. Was Luther in seiner Jugend erlebte, konnte damals jeder Mönch erleben; was dem jungen Goethe entgegentrat, konnte jedem seiner Zeitgenossen begegnen. Und wodurch unterscheidet sich der äußere Lebenslauf Bismarck's von demjenigen anderer Söhne preußischen Adels? Wer ein Repräsentant Vieler ist, muß Vieles mit Vielen gemein haben, sonst überwiegt die Sonderbarkeit seines Charakters und seines Schicksals seine typische Bedeutung. Auch solche Romanhelden, welchen Spielhagen unverhohlene Bewunderung zollt, wie Wilhelm Meister, David Copperfield oder der grüne Heinrich sind gewöhnlichen Menschenkindern unvergleichlich verwandter, als der unter der Last seiner mosaikartigen Ahnentafel keuchende Idealheld Spielhagen'scher Erfindung, dem Merkwürdiges zu allen Stunden begegnet. Es gibt auch im gewöhnlichen Leben Vormittage oder Abende, an denen die Ereignisse sich drängen, wo viel zusammentrifft, wo, wie man zu sagen pflegt, der Teufel los ist, und es darf dem Romandichter nicht verwehrt werden, was dem Dramatiker zur Nothwendigkeit wird, daß er für die Handlung einen räumlichen und zeitlichen Vereinigungspunkt feststellt. Aber nur soweit die künstlerische Wahrscheinlichkeit dabei unverletzt bleibt, ist dieses Verfahren ein künstlerisches. Wenn Spielhagen daraus eine Methode macht, so ist an sich dagegen nichts einzuwenden. Wenn aber der Dichter und sein Ich-Held selbst ihrem Erstaunen über so viele wunderbare Zusammentreffen Ausdruck geben müssen, so wird diese Methode nicht zu einem technischen Vorzug, sondern — der Theoretiker Spielhagen verzeihe mir das harte Wort — zu einem Fehler in der Composition, der schwerer wiegt, als das Meiste, was gegen die lässigere Form von Gottfried Keller's grünem Heinrich sich hat sagen lassen. Gerade dadurch unterscheidet sich der Roman vom Drama, daß dieses seinen Stoff wie in einem Bassin zusammenfassen und sammeln muß, während die

Handlung im Roman dahinfluthen darf, wie ein breiter, Länder durchströmender Fluß. Wenn eine vorgefaßte technische Regel dem freien Schaffen des Dichters allzu enge Grenzen zieht, so rächt es sich an der Erfindung und Darstellung. Die Technik soll nichts Anderes sein, als ein Hilfsmittel, den Schein des Lebens täuschender hervorzurufen. Und wollte man sehr streng verfahren, so würde, wenn Spielhagen's Ich-Held nach langen Jahren einen zwei Druckseiten langen Schreibebrief, den er sofort nach Empfang verbrannte, wörtlich wiedergibt, dieses als eine technische Ungeheuerlichkeit gerügt werden müssen, da man nicht wohl annehmen kann, daß der Empfänger jedes Wort dieses Briefes im Gedächtniß behalten hat. Es zeigt sich also, daß ein Uebermaß technischer Ansprüche zur Pedanterie führt. Und von Pedanterie liegt es auch nicht ganz fern, wenn nach strengen Kunstgesetzen Figuren gegen einander geführt werden, deren Charaktere sich von den Gesetzen der Natur durch ihre Idealisirung entfernen.

Der zwiespältige Eindruck, welchen die lange Lectüre des Spielhagen'schen Romans macht, wird vor Allem dadurch hervorgerufen, daß das Weltbild verstellt ist durch die Romanhaftigkeit der Fabel. Wo Bismarck im Hintergrunde steht, wollen wir im Vordergrunde seine Leute und nicht Idealmenschen vor uns haben. Doch das sind zum Theil Einwände, welche nicht diesen Roman allein treffen, sondern eine ganze Gattung, die unter dem Namen „Deutscher Idealroman" literaturgeschichtlich werden wird. Für diese Gattung aber wird Spielhagen's neuester Roman stets ein werthvolles und lehrreiches Paradigma bleiben. Und man wird auch in der elegantesten und eloquentesten Form Gedanken, Anschauungen, Probleme darin ausgesprochen finden, welche unserer Zeit hart auf den Zahn fühlen. Aber man wird sich damit begnügen müssen, sie einzeln zu excerpiren. Das Weltbild im Ganzen wird nur allzu schnell verblassen. Denn dauerhaft wird ein solches nur durch die vollblütige Lebenskraft handelnder Charaktere und Naturelle.

Auch Heyse gibt in dem Roman der Stiftsdame kein Weltbild; aber er hatte sich's auch nicht vorgesetzt. Dafür gibt er ein porträtartiges Seelenbild, und er hat es mit der ganzen Zartheit seiner Formen und Farben gemalt. Wir begrüßen sogar diese einfache und herzhafte Lebensgeschichte als eine glückliche Abkehr des Dichters von den problematisch-mathematischen Spitzfindigkeiten seiner neuesten Novellistik. Hier wird nicht die Frage aufgeworfen: wie wird es werden, wenn unter diesen und diesen Verhältnissen zwei oder drei Personen in Liebe oder in Haß aufeinanderrücken? sondern es entwickelt sich hier in schlichter Folgerichtigkeit aus einem Frauencharakter ein Frauenschicksal. Eine Ich-Geschichte ist auch der Roman der Stiftsdame, aber nicht der Held erzählt seine eigene Lebensgeschichte, sondern ein nah Betheiligter schildert, allerdings mit starkem Herzensantheil, was es mit der Stiftsdame, die ihren adligen Verwandten durchging, um sich an einen fahrenden Comödianten zu hängen, für eine Bewandtniß hatte. Wir verfolgen da ein Stück Leben, das in keiner Weise typisch und symbolisch ist, sondern seinen psychologischen und poetischen Werth in seiner Besonderheit findet.

Wie Keller und Spielhagen hat auch Heyse mit seinem Gegenstand diesmal den Boden der eigenen Heimath betreten, und wenn er auch nicht, wie Kleist's Prinz von Homburg, auf seinem märkischen Sand Lorbeeren fand, so fand er doch ein Etwas, das dem Dichter wohl nur die Heimath geben kann: eine dichterische Blüthe, welche autochthonen Erdgeruch ausathmet. Alles ist frischer, kräftiger, charakteristischer, weniger akademisch und minder museummäßig marmorn, als was der fruchtbare Dichter uns in letzten Jahren gespendet hat. Es ist, als habe er sich aus seiner Münchner Klause einmal weggestohlen, ein Ränzel aus lieber Jugendzeit vorgeholt und nun eine feste „Wanderung durch die Mark" angetreten, wo ihn von den Seen und den Haiden her eine frische Brise kräftig anwehte und ihm die Wangen röthete. Der kleinstädtische Schulmeister, den er erzählen läßt, hat allerdings eine Redeweise, welche dem Dichter Paul Heyse weit gemäßer ist als einem kleinstädtischen Schulmeister; aber es kommt wohl weniger auf den Erzähler, als auf den Gegenstand der Erzählung an; das ist die Stiftsdame, der unsere innigste Theilnahme gewiß ist.

Paul Schlenther.

Carlyle's Jugendbriefe.

Early Letters of Thomas Carlyle. Edited by Charles Eliot Norton. London, Macmillan and Co. 2 Vol. 1886.

Carlyle gehört heute zu den Schriftstellern in England, von denen jede Zeile interessant ist. Natürlicherweise treten dort nun Schriftstücke mancher Art ans Tageslicht, bei deren Abfassung gewiß nicht geahnt wurde, daß Tausende einmal sie kennen lernen und aus ihnen Schlüsse auf die Umstände machen würden, unter denen sie entstanden. Die vorliegenden beiden Bände enthalten Briefe von 1814—1826, deren Inhalt, eine Anzahl Enthusiasten vielleicht ausgenommen, uns in Deutschland einstweilen gleichgültig sein dürfte. Selbst was von und über Goethe darin zu finden ist, gewährt nichts von Belang. Der geistige Zustand Carlyle's erscheint, Alles in Allem genommen, als ein trüber, es ist, als laste Etwas auf ihm und sähe er das Leben als eine schwierige Arbeit an. Im zweiten Theile tritt die Correspondenz mit seiner späteren Frau hervor, wie die Heirath mit ihr denn auch den Abschluß bildet. Mr. Norton hat hauptsächlich um dieser Verhältnisse willen die Briefe herausgegeben. In der Vorrede zum ersten Theile wird dies in längerer Ausführung mitgetheilt. Mr. Froude hatte für sein, kürzlich auch in deutscher Uebersetzung erschienenes Buch „Thomas Carlyle: A History of the First Forty Years of his Life" Carlyle's Briefwechsel mit Jane Welsh, seiner späteren Frau, benutzt, und zwar in einer Weise, welche Norton als „unjustifiable" bezeichnet. Im Appendix zum zweiten Theile spricht dieser sich noch härter gegen Froude aus. Wie weit das Alles begründet sei, würde sich vielleicht nur feststellen lassen, wenn man die gesammten hier einschlägigen gedruckten und ungedruckten Briefschaften und Manuscripte einem genauen Studium unterwürfe, und auch dann, wie gesagt, nur vielleicht. Dem ersten Bande ist ein radirtes Porträt der Mutter Carlyle's, dem zweiten das seiner Frau beigegeben, gemalt von Kenneth Macleay im Jahre 1826.

Bei der zunehmenden Wichtigkeit, welche Carlyle gewinnt, lassen wir der obigen kurzen Besprechung eines deutschen Mitarbeiters eine zweite aus amerikanischer Feder folgen:

Da das Leben Carlyle's von Froude jetzt in einer Uebersetzung verbreitet wird, kommt Norton's Sammlung der Jugendbriefe sehr gelegen. An und für sich haben die bis jetzt erschienenen Briefe wenig, was unsere Aufmerksamkeit verdient. Carlyle's Geist entwickelte sich ziemlich spät. Diese Publication hat zumeist also nur literar-historischen Werth, und es gilt in erster Linie, die so arg behandelte Lebensgeschichte des begabten Schotten ins wahre Licht zu stellen. Schon aus diesen Jugendbriefen geht hervor, mit welcher Sorglosigkeit, mit welcher Rücksichtslosigkeit der von Carlyle selbst beauftragte Biograph gewirthschaftet. Wie in vielen Beziehungen, so auch in Bezug auf seine Biographie hat Carlyle Unglück gehabt. Selbst die Autobiographie liefert keine zuverlässige Schilderung seines Charakters. Er schrieb sie zu einer Zeit nieder, als er seine ganze Vergangenheit mit den Augen seines gegenwärtigen Kummers ansah, und zu diesem Trübsinn kam auch die charakteristisch gewordene Uebellaunigkeit, die von lebenslänglichen körperlichen Leiden herrührte. Die Autobiographie wird dadurch düster gefärbt, und die geschilderten Erlebnisse sind eine Art Stimmungsbilder, die uns keine wahre Anschauung geben. Nun erhalten wir Beweise für das, was wir schon geahnt haben, daß nämlich der Biograph auf ebenso ungenügende und noch viel unverzeihlichere Weise seine Aufgabe gelöst habe als der Autobiograph selber. Bei den mannigfaltigen Irrthümern und Mißdeutungen Froude's kann man hier nicht ins Einzelne gehen. Genüge es, im Allgemeinen darauf hinzuweisen. Die wichtigste Eigenschaft eines Biographen fehlt Mr. Froude: er begreift den Menschen Carlyle nicht, er kann sich in seine Gemüthsart nicht hineinfinden, es fehlt

ihm jedes sympathische Gefühl, er zeigt kein Feingefühl, keine Rücksicht, keine Erwägung der mildernden Umstände, keine Spur von Tact; merkwürdig nur, daß Carlyle gerade diesen Freund zu seinem Biographen ernannte. Froude's Mangel an richtigem Gefühl zeigt sich besonders in der Art und Weise, wie er auseinanderliegende Thatsachen, Aeußerungen, Ereignisse so zusammenstellt, daß Carlyle in einem falschen, ungünstigen Licht erscheint. Durch Andeutungen und Mißdeutungen, die leider nicht immer zufällig zu sein scheinen, wird der Leser zu einem ungerechten Urtheil verleitet, und es geschieht Alles unter dem Vorwande, daß Froude hiermit seinem wahrheitsliebenden Freunde einen wahren Dienst erweise, weil eben in einer Biographie nichts verschwiegen werden dürfe. Aus Prof. Norton's Sammlung wird klar, daß Froude sein Material nachlässig behandelt hat und ebenso nachlässig als Herausgeber war. Es ist auch nachgewiesen worden, daß er trotz vorhandener Beweise des Gegentheils manchmal seiner Schilderung einen ungünstigen Anstrich gab. „Die Evidenz gegen ihn (Froude)," schreibt die New York Nation, „ist bereits überzeugend genug, um ihn schuldig zu erklären." Die bis jetzt erschienenen Briefe reichen nur bis 1826, die auf Carlyle's viel besprochene eheliche Verhältnisse sich beziehenden werden nächstens erscheinen. Geben auch diese dann gleich schlagende Beweise von der Unzuverlässigkeit des Froude'schen Werkes, so werden wir ein ganz anderes Bild von Carlyle's Charakter empfangen, als das, welches bisher für porträtgemäß gehalten worden ist. C. H. G.

---

ur. **Briefe Benedict's XIV.** an den Canonicus Peggi in Bologna (1725—1758) nebst Benedict's Diarium des Conclaves von 1740. Herausgegeben von Franz Xaver Kraus. Freiberg i. B., J. C. B. Mohr. 1886.

Das Buch trägt innen auch einen italienischen Titel: „Lettere di Benedetto" etc. Peggi war ein alter Freund des Papstes, dem dieser nach seiner Erhebung zur höchsten Würde nun durch viele Jahre halb amtlich, halb vertraulich gehaltene Mittheilungen zukommen läßt. Man muß solche Correspondenzen kennen, um die Welt zu verstehen, in die Winckelmann eintrat. Der Katholicismus des vorigen Jahrhunderts hat, welthistorisch betrachtet, etwas Behagliches, Liebenswürdiges und Großartiges, er zeigt eine Milde und Weitherzigkeit, mit der wir sympathisiren und die gegen die harten Gesinnungen der norddeutschen Pastoren in jenen Zeitläuften oft seltsam absticht. Nur dürfen wir nie vergessen, daß beides vorübergehende Symptome sind, die mit der Sache selber, d. h. mit dem geistigen Kerne der beiden Richtungen nicht im Zusammenhange stehen. Es ist als wie sich in manchen Jahrzehnten eine Reihe milder Winter oder kühler Sommer manchmal folgen: Winter und Sommer bleiben darum doch, was sie sind. Der Schwerpunkt des Buches liegt in der Zweiten Beilage, S. 151 ff., „Geschichte des Conclaves, welches der Wahl Benedict's XIV. 1740 vorausging", aus der Bibliothek der Conti Malvezzi de' Medici in Bologna. Von Tag zu Tag genaue Mittheilung, was unter den Cardinälen sich ereignete, bis Lambertini endlich erwählt wurde. Wir haben andere solcher Berichte aus anderen Conclaven, die merkwürdig gemeinsame Züge zeigen. Hier verfolgen wir, wir möchten sagen, in rein menschlicher Theilnahme, wie die anfangs auftretenden Candidaten sich abnutzen, wie die Möglichkeit, sich zu vereinigen, immer mehr schwindet, und wie plötzlich dann, indem ein ganz neuer Name aufkommt, auf diesen im Fluge alle Stimmen zusammengehen. Man wohnt bei der Lectüre dieser Aufzeichnungen einem Drama bei, dessen letzte Entwicklung uns überrascht, uns zugleich aber durchaus natürlich erscheint.

Der Verfasser, dem auf dem italienischen Titel des Buches der eigene Titel „Professore di Storia Ecclesiastica nell' Università di Friburgo" beigegeben ist, bedurfte auf dem deutschen dieser erläuternden Beigabe nicht. Als Mitarbeiter der „Deutschen Rundschau" hat er vielfachen Anspruch auf die besondere Dankbarkeit ihrer Leser. Sein Buch ist bereits in Band XLVI, S. 243 ff. dieser Zeitschrift (Februar 1886) Gegenstand des schönen Aufsatzes gewesen, in welchem O. Hartwig sich über „ein päpstliches Conclave im vorigen Jahrhundert" ausgesprochen hat.

ζ. 1. **Albrecht Dürer** von L. Kaufmann. Zweite verbesserte Auflage. Freiburg i. B., Herder'sche Verlagsbuchhandlung. 1887. — 2. **Dürer's Stellung zur Reformation** von Dr. M. Zucker. Erlangen, Andreas Deichert. 1886.

Die letztere Schrift wendet sich gegen die erstere, und zwar mit so guten und einfach vorgetragenen Gründen, daß die Partei (wir sagen nicht Confession, sondern Partei), welcher der Verf. jener, in zweiter, sehr hübscher Auflage erscheinenden angehört, sich nun wohl mit dem ihr so geläufigen „totalen Stillschweigen" in sein Schicksal finden wird. Gott sei Dank gibt es in Deutschland in katholischen wie protestantischen Kreisen ein gemeinsames nationales Publicum, das sich keinen Sand in die Augen streuen läßt. Die Frage, ob Dürer als Protestant oder Katholik gestorben sei, ist eine künstlich aufgerührte. Jedermann muß seine Freude daran haben, bis in die Einzelnheiten hinein verfolgen zu können, in wie ruhiger, nachdrücklicher und erfolgreicher Art Herr Zucker Herrn Kaufmann aus seinem Bau heraustreibt. Die Deutung der Münchener Apostelbilder als der Werke eines Meisters, welcher der Reformpartei angehört haben müsse, ist eine vorzügliche Leistung, für welche alle Freunde Dürer's und insbesondere alle Freunde der Kunstgeschichte in höherer Auffassung Herrn Zucker zu Danke verpflichtet sind.

ζ. **Vademecum pour la Peinture italienne des Anciens Maîtres.** Première Partie. Galleries publiques de Paris, Londres, Berlin, Dresde, Munich, Vienne et Frankfort s. M. (ordre par numéros) par George E. Habich. Hambourg, Hoffmann & Campe. 1886.

Obgleich der Verfasser sich in einer Préface und einer darauf folgenden Introduction ebenso umständlich als energisch über das ausspricht, was er mit seiner Arbeit bezwecken zu wollen behauptet, erscheint uns nach deren Durchsicht trotzdem als eine baare Unmöglichkeit, zu erkennen, welchen Gebrauch man davon machen solle. Die Introduction beginnt: „En quoi consiste la méthode de Lermolieff? Elle consiste à rechercher les qualités spéciales d'une peinture, à en étudier le dessein, c'est-à-dire la forme donnée aux oreilles, au nez, aux yeux, aux mains et aux autres parties du corps humain, à entrer dans tous les détails, à étudier même les points accessoires qui peuvent s'y trouver pour ne pas se laisser entraîner à un jugement précipité d'après la première impression produite par l'ensemble de l'œuvre." An wen richtet sich der Verfasser mit solchen Darlegungen? Das Büchelchen steckt voll von Druckfehlern, nicht zu gedenken der seltsamen Sprache, in der es gehalten ist.

ev. **Reisebriefe** von C. M. v. Weber an seine Gattin Caroline. Herausgegeben von seinem Enkel. Leipzig, A. Dürr. 1886.

Von diesen Briefen sind nur kurze Auszüge in der trefflichen Biographie Weber's (von dessen Sohne Max Maria) zum Abdruck gelangt. Sie sind hier dem ganzen Wortlaut nach veröffentlicht und bilden einen höchst dankenswerthen Beitrag zur Charakteristik Weber's. Im Herbst 1823 war Weber sechs Wochen in Wien zur ersten Aufführung der Euryanthe; im Februar 1826 reiste er nach London, um seinen für England geschriebenen Oberon in Scene zu setzen. Diese beiden Zeiträume umfassen die Briefe. Namentlich die englischen Briefe kann man nicht ohne tiefe Bewegung lesen. Weber fühlte schon den Todeskeim in sich und trat die Reise mit

den trostlosesten Ahnungen an, die sich in so erschütternder Weise erfüllen sollten. Mitten in dem aufreibenden gesellschaftlichen Treiben der Weltstadt, dem er sich nicht ganz entziehen konnte, in stetem Kampf mit dem rauhen Klima, hatte der zum Tode erschöpfte Weber die bewunderungswürdige Energie, nicht allein die Composition des Oberon zu vollenden, sondern auch als Dirigent und Clavierspieler aufzutreten, — nicht etwa aus künstlerischem Ehrgeiz, sondern lediglich, um für die Seinigen Geld zu erwerben. Es ist rührend und ergreifend zu lesen, wie der Todtkranke, den eine unsägliche Sehnsucht nach der Heimath verzehrte, immer nur darauf sinnt, der mit ganzer Seele geliebten Gattin seinen hoffnungslosen Zustand zu verbergen. Auf jede erdenkliche Weise, selbst mit Scherzworten sucht er sie zur Ruhe zu sprechen; aber in seinem Tagebuch ist's zu lesen, und die treuen Genossen seiner letzten Tage haben's berichtet, wie es in Wirklichkeit mit ihm stand und welche Qualen der bis zum Gerippe abgemagerte Kranke zu erdulden hatte, — bis er endlich (am 5. Juni) heimgerufen wurde. — Das Buch sei warm empfohlen, man spürt den Herzschlag eines wahrhaft edlen Menschen darin.

ρ. **Am eignen Herd.** Ein deutsches Hausbuch. Herausgegeben von Maximilian Bern. Leipzig, Adolf Titze.

Diese Anthologie zeichnet sich dadurch aus, daß sie nicht eine nur mehr oder weniger äußerliche Aneinanderreihung erlesener Gedichte bildet, wie die meisten andern, sondern in planvoller Entwicklung einen sehr ernsten und schönen Gedanken ausführt, indem der ganze Verlauf häuslichen Lebens von seinem Beginne, dem ersten Begegnen, durch alle Phasen des Werbens und Erringens und allen Wechsel von Sorgen und Freuden bis zum letzten Trennungsschmerz in dem Roman eines einzigen Paares dargestellt wird. Ein solches Werk aus der Fülle der modernen Lyrik zu schaffen, erforderte nicht nur eine bewunderungswürdige Kenntniß des Vorhandenen: es mußte Derjenige, der es unternahm, selbst ein Dichter von nicht geringer Kraft und Erfindung sein, um ein solches Lebensbild vollständig auszudenken, bis in seine feinsten Einzelheiten, um dem Ganzen Bewegung, fortschreitende Handlung, gewissermaßen eine Seele zu geben, die es zur Einheit erhebt. Aber ernst gemeint, will das Buch auch ernst genommen, es will nicht durchblättert oder hier und dort aufgeschlagen, es will wirklich gelesen sein; dann erst ergibt sich der Zusammenhang — eine Herzensgeschichte, still und doch unendlich bewegt, die reinste Verherrlichung des deutschen Hauses, vielhundert Gesänge, reich, mannigfaltig, keiner in der besonderen Eigenschaft der Stimme gleich dem andren, und alle doch aus einer Quelle geflossen und zu einem einzigen großen Hymnus zusammenklingend. Diese Harmonie gesucht und gefunden zu haben ist das Verdienst des Herausgebers, und es wird erhöht durch das Gefühl strenger Verantwortlichkeit, welches er einer solchen Aufgabe gegenüber gehegt und bewährt hat. Kein unedler Ton stört die Lauterkeit des Ganzen und nicht nur das friedliche Genügen des Hauses, auch die Kämpfe, die Stürme werden geschildert, noch ist der schweren Arbeit der Selbsterziehung, der heiligen Pflicht der Kindererziehung vergessen worden. Diese sittliche Grundlage, auf welcher das Buch aufgebaut, gibt ihm vor Allem das Recht, sich „Ein deutsches Hausbuch“ zu nennen, und es ist werth, ein solches in vollem Umfange zu werden.

Wir vervollständigen diese Notiz, indem wir ein Wort über desselben Herausgebers frühere Sammlung hinzufügen:

Deutsche Lyrik seit Goethe's Tode. Ausgewählt von Maximilian Bern. Neue Ausgabe. Zehnte, verbesserte Auflage. Leipzig, Ph. Reclam jun.

Von andren, aber nicht weniger bedeutenden Gesichtspunkten geht dieses Werk aus: bezeichnet sich „Am eignen Herd“ als deutsches Hausbuch, so darf man „Deutsche Lyrik“ mit gutem Fug ein Volksbuch nennen, welches — und mit außerordentlichem Erfolg, wie die Zahl der Auflagen beweist — bestrebt ist, unsere zeitgenössische Dichtung in immer breitere Schichten zu tragen, unsere jüngeren Dichter in immer größeren Kreisen bekannt zu machen. Denn diese „wenig stolzen Namen“, an welche nach Uhland's schönem Geleitswort für seine eigenen Gedichte die Liederkunst nicht gebannt ist, sind hier keineswegs bevorzugt: wo nur eine Stimme erklang, vielleicht übertönt von den stärkeren, oder nicht zur Geltung gekommen durch die Ungunst der Verhältnisse, dennoch aber werth gehört zu werden, da hat Maximilian Bern sie gewiß gehört — sogar aus dem social-politischen Lager gibt er uns einige sehr hübsche Verse von Hasenclever. Durch glänzende Ausstattung nicht beschwert, einfach, aber durchaus anständig, vor Allem ausgezeichnet durch guten Druck und gutes Papier, ist dieser ziemlich starke Band von jener beispiellosen Billigkeit, an welche die Reclam'schen Ausgaben uns gewöhnt haben, und indem man sich an ihm erfreut, wird man wiederum mit Uhland ausrufen dürfen:

Das ist Freude, das ist Leben,
Wenn's von allen Zweigen schallt!

σχ. **The Wind of Destiny** by Arthur Sherburne Hardy. In two volumes. London, Macmillan and Co. 1886.

Des Verfassers vorletzter Roman „But yet a Woman“, an welchem tiefe Kenntniß des französischen Lebens und, mag man hinzufügen, der französischen Erzählungstechnik zu schätzen war, hat eingeschlagen und den Namen A. S. Hardy bekannt gemacht; freilich darf man diesen Amerikaner nicht mit dem englischen Schriftsteller Thomas Hardy verwechseln, Beider Anlage und Art hat wenig Verwandtes. An die Spitze des neuen vorliegenden Werkes stellt der Autor den Satz Spinoza's: „Wer da glaubt, daß er sprechen oder schweigen oder, mit einem Worte, handeln könne kraft eines freien Entschlusses seiner Seele, der träumt mit offenen Augen.“ In sehr eigenthümlicher Weise sucht Hardy dieses Thema auszuführen. Die Erzählung verläuft nicht im ruhigen Zusammenhang der Dinge, sie drängt sich in ein paar Episoden zusammen, weite Zwischenräume muß die Phantasie des Lesers

überbrücken. Und selbst bei den detaillirten Berichten herrscht ein merkwürdiges Vorwärts und Zurück, Begründendes wird später erzählt als das Begründete. Das ist aber nicht, wie sonst zu vermuthen wäre, ein Zeichen der Unfertigkeit des Darstellers, sondern ist so mit voller Absicht bewirkt. Und in der That, der Zustand seltsamer Aufgeregtheit, welchen dieses ruckweise Erzählen wiedergibt, theilt sich bald dem Leser mit. Immer stärker fesselt die tragische Gewalt des Stoffes, bis die Katastrophe mit schrillem Klange das leichte Präludium wieder aufnimmt und des Schicksals Verkettung die freundliche Gruppe auseinanderwirft. Bezeichnend ist, daß der Träger des Grundgedankens, Schonberg, einen deutschen Namen hat: Philosophie und Deutschthum gehören in der Vorstellung des Amerikaners noch immer zusammen. Der Haltung des Werkes, welches hiermit empfohlen wird, ist die lebhafte, mit Bildung und Bildern gesättigte Sprache vollkommen gemäß.

σχ. **The German Soldier in the War of the United States** by J. G. Rosengarten. Philadelphia, Lippincott 1886.

Es ist gewiß eine dankenswerthe Aufgabe, zu verzeichnen, was amerikanische Bürger deutscher Abstammung oder zugezogene Deutsche in den Kriegen der Vereinigten Staaten geleistet haben; die Amerikaner selbst sind geneigt, diese Verdienste anzuerkennen, wie sie soeben, freilich etwas spät, durch das Denkmal für General von Kalb zu Annapolis, Maryl., beweisen. Ein solcher guter Plan müßte allerdings besser ausgeführt werden als in dem vorliegendem Buche, welches in seltsamer Verwirrung, voll unbehilflicher Wiederholungen kurze biographische Skizzen und Namenslisten deutscher Officiere in den Diensten der Union zusammenstellt. Die wunderliche Beschaffenheit der Schrift erklärt sich vielleicht aus ihrer Entstehung: zuerst ein Vortrag, dann Zeitungsartikel, daraus erweitert eine Broschüre und endlich mit neuer Vermehrung dieses Buch. Die eifrige Nachfrage zeigt, daß die Arbeit einem Bedürfniß gerecht wird; so mag sie auch in dieser Gestalt Vielen erwünscht und nützlich sein, obgleich sie auf Vollständigkeit keinen Anspruch erhebt. — Die Ausstattung ist nett und gefällig.

μ. **Kamerun.** Reise in die Hinterlande der Colonie. Von Dr. Bernhard Schwarz. Leipzig, Paul Frohberg. 1886.

Man durfte mit Recht auf dies Buch gespannt sein, dessen Verfasser die Aufgabe übernommen, in officieller Eigenschaft das Hinterland von Kamerun zu erforschen. Und unsere Erwartungen werden in der That nicht enttäuscht. Diesen gleichsam amtlichen Mittheilungen haftet, zu ihrem großen Vortheil, Etwas von der trockenen, sich streng an Thatsachen haltenden Sprache eines „Berichts“ an; sie sind weder ein Product überschwenglicher Phantasie, noch feindseliger Ironie. Zudem hat der Verfasser, wo der Gegenstand es gestattet, anschaulich geschildert; er erzählt uns in lebhaftem Tempo die Eindrücke, welche das „Kamerun-Panorama“, wie er es nennt, auf ihn gemacht hat, wobei er nicht unterläßt, gelegentlich praktische Winke einzuflechten, welche für den Reisenden wie den Kaufmann gleich werthvoll sind. Selbstverständlich umfaßt der Haupttheil des Buches die Reise „In's Innere“, dessen Erforschung Hauptzweck derselben war. Hier erwirbt sich der Verfasser das Verdienst, über Landstrecken unserer jungen Colonie, die eines weißen Mannes Fuß noch nie betrat, Aufschlüsse zu geben, die hoffentlich in der Zukunft ihre Früchte tragen werden. Eine sauber und übersichtlich ausgeführte Karte, welche den kühnen Zug des Verfassers darstellt, beschließt das in jeder Hinsicht bemerkenswerthe Buch.

μ. **Meine Reise in Usaramo und den deutschen Schutzgebieten Central-Ostafrika's.** Von Schmidt. Berlin, Engelhardt'sche Landkartenhandlung.

Nur sechsunddreißig Blattseiten zählt dieses Werkchen, aber welche Fülle von Abenteuern, die schließlich in schwerer Verwundung durch die Hand schwarzer Räuber gipfeln, hat der Verfasser bestanden! Enthält die Reiseschilderung auch für diejenigen, die sich mit der in verhältnißmäßig kurzer Zeit so mächtig angewachsenen Literatur über unsere Colonien beschäftigt haben, im Allgemeinen nicht eben Neues, so wird doch Jeder sein Interesse einem jungen Manne nicht vorenthalten, welcher, den Anordnungen der Deutsch-Ostafrikanischen Gesellschaft folgend, unverzagt sein Ziel zu erreichen sucht. Der Verfasser stellt neue Forschungsreisen in Aussicht und wir wünschen ihm hierbei für seine Person mehr Glück, als er, seiner lebhaften Schilderung nach, bei seinem ersten Zuge gehabt hat.

μ. **Skizzen aus Amerika** von B. Aba. Wien, Carl Gerold's Sohn.

Mit vielem Scharfsinn weiß der Verfasser aus jenen kleinen Zügen und Vorgängen, welche einem großen Publicum unbeachtet zu bleiben pflegen, ein Bild herauszuschraffiren, welches Leben und Treiben in der Vereinigten Staatenrepublik getreulich wiedergibt, gleichviel ob seine Feder das öffentliche oder Privatleben, oder staatliche und kommunale Einrichtungen beschreibt. Ob es ebenso nothwendig war, als es sicherlich nicht sehr geschmackvoll ist, die Haus- und Kassenschlüsselfrage und die Anzahl der Spucknäpfe zum Gegenstand besonderer Kapitel zu machen, darüber wollen wir nicht mit ihm rechten; wohl aber wären die mannigfachen Auslassungen über nationalökonomische Fragen vielleicht besser unterblieben. Solche Verhältnisse, noch dazu wenn sie ein Land wie die Vereinigten Staaten betreffen, lassen sich denn doch nicht weder auf einer gelegentlichen Reise erschöpfend kennen lernen, noch in einigen knappen Redewendungen abthun. Dagegen sind die Bemerkungen hinsichtlich des amerikanischen Zeitungswesens und der Stellung und Macht der dortigen Presse, wenn auch nicht neu, doch durchaus zutreffend.

Von Neuigkeiten, welche der Redaction bis zum 12. März zugegangen, verzeichnen wir, näheres Eingehen nach Raum und Gelegenheit uns vorbehaltend:

Allgemeine Kriegsgeschichte aller Völker und Zeiten. IV. Abth.: Allgemeine Kriegsgeschichte der neuesten Zeit. Herausgegeben von der Redaction des Fürsten N. S. Galitzin. Aus dem Russischen ins Deutsche übersetzt von Streccius. I. Bd. I. Hälfte. Cassel, Theod. Kay. 1887.

Der Anarchismus und seine Träger. Enthüllungen aus dem Lager der Anarchisten. Vom Verfasser der Londoner Briefe in der „Kölnischen Zeitung". Berlin, Neufeld & Mehring. 1887.

Arminius. — Jungdeutschland. Eine Schrift für alle reichsfeindlichen Söhne des Vaterlands. Von Arminius. Leipzig, Reinhold Werther. 1887.

Blasendorff. — Gebhard Leberecht von Blücher von Dr. Carl Blasendorff. Berlin, Weidmann'sche Buchhandlung. 1887.

Bölsche. — Die naturwissenschaftlichen Grundlagen der Poesie. Prolegomena einer realistischen Aesthetik von Wilhelm Bölsche. Leipzig, K. Reissner. 1887.

Bormann. — Von Gamerun bis zum Schwanbeiche. Neie Gedichte von alden Leibzger. Ze Babier gebracht dorch Edwin Bormann. Stuttgart, Adolf Bonz & Co. 1887.

Breidenbach. — Sibylla's Traum und Anderes. Berlin u. Rostock, Verlag der Albumstiftung. 1887.

Breul. — Sir Gowther. Eine englische romanze aus dem XV. jahrhundert kritisch herausgegeben nebst einer litterarhistorischen untersuchung über ihre quelle etc. mit zugrundelegung der sage von Robert dem Teufel von Karl Breul. Oppeln, Eugen Franck's Buchhandlung. 1886.

Brockhaus' Conversations-Lexikon. Dreizehnte vollständig umgearbeitete Auflage. 232./237. Heft. Leipzig, F. A. Brockhaus.

Buchwald. — Herzensräthsel. Novellen von Hans Buchwald. Berlin & Rostock, Verlag der Albumstiftung. 1887.

Bulletin of the United States Geological Survey. 27/29. Washington, Government Printing Office. 1886.

Burgerstein. — Die Gesundheitspflege in der Mittelschule. Hygiene des Körpers nebst beiläufigen Bemerkungen von Dr. Leo Burgerstein. Wien, Alfred Hölder. 1887.

Die Bau- und Kunstdenkmäler der Rheinprovinz. Beschrieben und zusammengestellt im Auftrage und mit Unterstützung des Provinzialverbandes der Rheinprovinz. Erster Band. Regierungsbezirk Coblenz von Dr. Paul Lehfeld. Düsseldorf, L. Voss & Co. 1886.

Dietrich. — Protest gegen die moderne Wissenschaft. Von Karl Dietrich. Hamburg, König & Schulz. 1887.

Edel. — Maria von Brabant. Ein historisches Trauerspiel in fünf Akten von Anton Edel. Würzburg, A. Stuber. 1887.

Ein Leben in Liedern. Gedichte eines Heimathlosen. Milwaukee, Freidenker Publishing-Co. 1886.

Enberg. — Was zum Ziele führt. Roman von A. von N. Enberg. Berlin und Rostock, Verlag der Albumstiftung. 1887.

Engel. — Die Aussprache des Griechischen. Von Eduard Engel. Jena, Hermann Costenoble. 1887.

Engelhorn's allgemeine Romanbibliothek. III. Jahrgang. Band 14: Die Glocken von Plurs. Von Ernst Pasqué. Stuttgart, J. Engelhorn. 1887.

Fischer. — Goethe's Faust nach seiner Entstehung, Idee und Composition. Von Kuno Fischer. Zweite, neu bearbeitete und vermehrte Auflage. Stuttgart, J. G. Cotta'sche Buchhandlung. 1887.

Gedenkbuch. — Erinnerung an Karl Heinzen und an die Enthüllungsfeier des Heinzen-Denkmals am 12. Juni 1886 in Boston, Mass. Milwaukee, Wis., Freidenker Publishing-Co. 1887.

Geschichte des deutschen Buchhandels. Im Auftrage des Börsenvereins der deutschen Buchhändler herausgeg. von der historischen Kommission desselben. I. Band: Geschichte des deutschen Buchhandels bis in das siebzehnte Jahrhundert. Leipzig, Verlag des Börsenvereins der deutschen Buchhändler. 1886.

Grasberger. — Aus der ewigen Stadt. Novellen von Hans Grasberger. Leipzig, A. G. Liebeskind. 1887.

Heine. — Gesammtausgabe von Heinrich Heine's Werken. Mit einer Biographie des Dichters und Einleitungen von Wilhelm Bölsche. Lfrg. 1-7. Leipzig, Hermann Dürselen.

Hellwald. — Illustrirte Kulturgeschichte von Friedrich von Hellwald. Bd. 1. Liefg. 1. Leipzig, Heinrich Schmidt & Carl Günther. 1887.

Hohenried. — Rattenburg. Ein Sang aus der Zeit des Bauernkrieges von L. St. Hohenried. Wien. Wilhelm Frick. 1887.

Johnston's Chemie des täglichen Lebens. Neu bearbeitet von Dr. K. Dornblüth. 2. vermehrte und verbesserte Aufl. 1./3. Liefg. Stuttgart, Karl Krabbe. 1887.

Keyserling-Rautenburg. — Wahres und Erträumtes. Von Cécile Gräfin Keyserling-Rautenburg. Berlin u. Rostock, Verlag der Albumstiftung. 1887.

Klein. — Dahn's Kampf um Rom. Eine Kritik von Oscar Klein. Hagen i. W., Hermann Risel & Co. 1887.

Koerting. — Geschichte des französischen Romans im XVII. Jahrhundert von Dr. phil. H. Koerting. II. Bd.: Der realistische Roman. Oppeln u. Leipzig, Eugen Franck's Buchhandlung. 1887.

Kürschner. — Deutscher Literatur-Kalender auf das Jahr 1887. Herausgegeben von Joseph Kürschner. Neunter Jahrg. Berlin u. Stuttgart, W. Spemann.

Lassar. — Ueber Volksbäder. Von Dr. med. Oscar Lassar, Docent für Hautkrankheiten an der Universität Berlin. Mit vier Abbildungen. Braunschweig, Friedrich Vieweg & Sohn. 1887.

Menger. — Statist. Zusammenstellungen als Material für die Reform der Verzehrungssteuer in geschlossenen Orten und auf dem flachen Lande. Auf Grund eines Beschlusses des Verzehrungssteuer-Ausschusses des Abgeordnetenhauses gesammelt und geordnet vom Abgeordneten Dr. Max Menger. Wien, Aus der kaiserl.-königl. Hof- und Staatsdruckerei. 1887.

Napoleon und Marie Luise. Memoiren der Generalin Durand, erste Palastdame der Kaiserin. Deutsche Original-Ausgabe von Adolf Ebeling. (Napoleon I. und sein Hof. IV. Band.) Köln, Albert Ahn. 1887.

Ouida. — Othmar. Roman von „Ouida". Autorisirte Ausgabe. Aus dem Englischen übersetzt von Th. Osterloh. 3 Bde. Leipzig, A. Bergmann. 1887.

Philosophische Studien. Herausgegeben von Wilhelm Wundt. IV. Bd. 1. Heft. Leipzig, Wilhelm Engelmann. 1887

Preuß. — Friedenspräsenz und Reichsverfassung. Eine staatsrechtliche Studie von Dr. jur. Hugo Preuß. Berlin, S. Rosenbaum. 1887.

Prölß. — Das Herzoglich Meiningen'sche Hoftheater, seine Entwickelung, seine Bestrebungen und die Bedeutung seiner Gastspiele. Ein Führer durch das Repertoir der Meininger. Leipzig, Friedrich Conrad. 1887.

Rosenthal. — Frauenlob. Satirisches Epos von Herm. Rosenthal. Berlin, August Boettcher. 1887.

Sack. — Schlaglichter zur Volksbildung. Von Eduard Sack. Heft 5. Nürnberg, Wörlein & Co. 1886.

Sammlung selten gewordener pädagogischer Schriften früherer Zeiten. Nr. 13: Vor- und frühreformatorische Schulordnungen und Schulverträge in deutscher und niederländischer Sprache. Herausgegeben von Dr. Joh. Müller. II. Abtheilung. Zschopau, F. A. Raschke. 1886.

Sanchaber. — Dichtungen von Eduard Sanchaber. Laibach, Ig. von Kleinmayr & Fed. Bamberg. 1887.

Servières. — Richard Wagner, jugé en France. Par Georges Servières. Paris, A la librairie illustrée. 1887.

Universal-Bibliothek der bildenden Künste. No. 10/15. Leipzig, Bruno Lemme.

Vatke. — Culturbilder aus Alt-England von Th. Vatke. Berlin, Reinhold Kühn. 1887.

Waldmüller. — Das Geheimniß. Doppel-Novelle von Robert Waldmüller. Berlin und Rostock, Verlag der Albumstiftung. 1887.

Weilen. — Der ägyptische Joseph im Drama des XVI. Jahrhunderts. Ein Beitrag zur vergleichenden Litteratur-Geschichte von Alexander von Weilen. Wien, Alfred Hölder. 1887.

Wenckstern. — Theatralia. Harmloses aus der Kulissenwelt. Von v. Wenckstern. Berlin, Walther & Apolant. 1887.

Wichert. — Der große Kurfürst in Preußen. Vaterländischer Roman von Ernst Wichert. Dritte Abtheilung. Christian Ludwig von Kalckstein. Leipzig, Carl Reißner. 1887.

Verlag von Gebrüder Paetel in Berlin. Druck der Pierer'schen Hofbuchdruckerei in Altenburg.
Für die Redaction verantwortlich: Elwin Paetel in Berlin.
Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift untersagt. Uebersetzungsrechte vorbehalten.

Das Gemeindekind.

Erzählung
von
Marie von Ebner-Eschenbach.

(Schluß.)

XVI.

Um Mitternacht ging Pavel nach Hause. Es war kalt und sternenhell. In der Nähe der Kirche begegnete er dem Nachtwächter Much, der ihn mit einer gewissen scheuen Verbindlichkeit grüßte und zu ihm sagte: „Unsere Hunde haben just einen fremden Hund erbissen. Verfluchtes Vieh; hat sich gerauft wie der Teufel.“

„Auch Einer gegen eine ganze Menge,“ dachte Pavel, und als er beim großen Ziehbrunnen anlangte und über ein Ding stolperte, das auf dem Boden lag, freute er sich, als er es unter seinem Fußtritt wimmern hörte. Er zog den Hund aus der Blutlache, in der er lag, schöpfte Wasser und schüttete den vollen Eimer über ihn aus. So viel er in der Dunkelheit wahrnehmen konnte, war der unvorsichtige Eindringling übel zugerichtet. Grausam hatte sich an ihm der thierische Patriotismus bewährt, dem der blinde Zug zum Einheimischen blinden Haß gegen das Fremde bedeutet.

Der Hund gab kein Zeichen des Lebens mehr; Pavel ließ ihn liegen und setzte seinen Weg fort. Bald jedoch bemerkte er, daß das Thier ihm nachkroch, mühselig den Berg hinauf; er wehrte ihm nicht, ließ sich seine Begleitung gefallen und, daheim angelangt, pflegte er es trotz des Abscheus und Ekels, den seine außergewöhnliche Häßlichkeit und seine klaffenden Wunden ihm einflößten.

Am nächsten Tage ging er wie an jedem andern Wintertag hinüber in die Fabrik. Die Arbeit kam ihm heute schwer an; in seinem Kopfe war es schwül, und der ganze Körper schmerzte. Bei der Heimkehr am Abend erwartete er, eine Vorladung zum Bürgermeister zu finden; sie war nicht da und kam auch später nicht.

In der nächsten Zeit, so oft er an einem seiner Feinde vorbeikam, machte er sich auf einen Angriff gefaßt und bereit zur Gegenwehr. Aber jedesmal um-

sonst. Niemand schien Lust zu haben, mit ihm anzubinden. Fürchteten sie ihn? Sie alle zusammen ihn allein; waren sie so feig? Oder gedachten sie nur, ihn sicher zu machen und warteten auf eine Gelegenheit, sich zu rächen — waren sie so schlecht und tückisch? — Jedenfalls wollte er keinen Augenblick unterlassen, auf seiner Hut zu sein, nie vergessen, daß er unter lauter Gläubigern wandelte, die eine böse Schuld bei ihm einzukassiren hatten. Indessen verging der Winter, ohne daß es zum Ausbruch von Feindseligkeiten gegen ihn gekommen war. Er konnte unangefochten in seiner Hütte hausen; — der Anblick derselben, der so lange und so viel Mißgunst erweckt hatte, ließ jetzt gleichgültig. Im Stillen staunte sogar Mancher über den Hauch von Wohlhabenheit, der sich allmälig über die kleine Ansiedelung breitete.

Pavel hatte sein Haus ringsum mit einem Zaun aus kreuzweis gesteckten Weidenruthen umgeben, hinter dem er Gemüse zog. Alles gedieh, Dank seinem unermüdlichen, eigensinnigen, seinem eisernen Fleiße. Das Fichtenbäumchen, das einzige, das den Angriffen der Uebelwollenden widerstanden, hatte es glücklich bis zum Soldatenmaße gebracht; es guckte mit dem Wipfel in das Fenster an der Seite der Hütte hinein. Ein stämmiges Ding von einem Bäumchen, mit breiten Aesten, die es trotzig von sich streckte, und das sich, so jung es war, schon einen weißen Moosbart angeschafft hatte. Das ganze Anwesen, die Hütte mit ihrem schiefen Dach, der Fichtenbaum daneben, der Zaun davor, nahm sich aus wie ein Bildchen, das Kinder entwerfen bei ihren ersten Versuchen in der Zeichenkunst. Auf der Schwelle, unter welcher der Stein eingegraben war, der Pavel immer mahnen sollte an Haß und Verachtung gegen seine Mitmenschen, lag sein neuer Hausgenosse, sein bissiger Hund, den er in unbewußtem Humor „l'amour“ genannt. — „L'amour“, nach Pavel's Orthographie: Lamur, hatte die Größe eines Hühner-, und den Knochenbau eines Fleischerhundes; seine breite Nase war von Natur aus gespalten, was ihm etwas sehr Unheimliches gab; beim geringsten Anlaß bleckte er die Zähne und sträubte sein kurzes schwarzes Haar. Ein bitterer Groll gegen alles Lebendige schien unablässig in seiner Seele zu gähren. Nie ließ er sich in eine Liebesaffaire ein; Hund oder Hündin waren ihm gleich verhaßt, und er wußte sich beiden Geschlechtern gleich fürchterlich zu machen. Nur eine tiefe, stille, an Aeußerungen arme Anhänglichkeit kannte er, die an seinen Herrn. Stundenlang saß er vor dem Hause, ohne den Blick von dem Wege zu wenden, auf dem Pavel kommen mußte. Wurde er seiner endlich gewahr, so verriethen höchstens einige Freudenschauer, die ihm über die Haut liefen und ein kümmerliches Wedeln des kurzen Schwanzes etwas von den Gefühlen seines Innern. So wenig Zärtlichkeiten Lamur spendete, so wenig wurden ihm zu Theil; aber sein Futter erhielt er gleich nach der Heimkehr seines Herrn und bevor dieser noch einen Bissen zu sich genommen hatte.

Aus der ungetrübten Gemüthsruhe, in welcher Pavel seit einigen Monaten dahinlebte, wurde er durch die Ankunft eines Briefes seiner Mutter gerissen. Noch hatte er ihr letztes Schreiben nicht beantwortet, und nun kam dieses nach fast einjähriger Pause und enthielt weder eine Klage noch einen Vorwurf; es wiederholte nur die Bitten, von denen schon das frühere erfüllt gewesen, Bitten um Nachrichten von den Kindern, und schloß ebenfalls wie jenes

und wie alle seine Vorgänger mit den Worten: „Mir geht es so weit gut.“ Dann folgte die Unterschrift und endlich eine Mittheilung, die von der Schreiberin bis zuletzt aufgespart und dann an den äußersten Rand des Papiers verwiesen worden, wo sie wie zagend und verschämt stand. „Heut' über 14 Monat is meine Strafzeit aus.“

Das war am Abend des sechsten März.

Pavel rechnete an seinen Fingern. Im Mai des nächsten Jahres wird sie also kommen, um mit ihm zu hausen, die Mutter. — Die Mutter, die Genossin eines Raubmörders, die vor Gericht, gegen die furchtbare Anklage, die Theilnehmerin seines Verbrechens gewesen zu sein, keine Silbe, keinen Laut der Einwendung gefunden hat, nicht geleugnet hat — nie!... Plötzlich erwachte in ihm der Gedanke: Wie ich!... Auch er hatte vor Gericht nicht geleugnet, auch er sich nicht entschuldigt. Weil er nicht gekonnt hätte? Nein — weil er nicht gewollt. Vielleicht — unaussprechlich tröstend, sein ganzes Inneres erhellend, überkam es ihn: Vielleicht hätte auch sie gekonnt und hat es nicht gewollt. —

Noch am selben Tage schrieb er an seine Mutter; aber er schämte sich, ihr einzugestehen, daß er von Milada nichts wisse, und beschloß seinen Brief erst abzuschicken, wenn er sich die Möglichkeit verschafft haben würde, darin Kunde von seiner Schwester zu geben, sollte es auch nur die kurze, karge sein: Milada ist gesund; sie läßt Euch grüßen.

Der grauende Morgen fand ihn auf der Wanderung nach der Stadt, und so früh kam er vor der Klosterpforte an, daß er lange nicht wagte, zu schellen. —

Er lehnte sich an die Mauer des großen Hauses, dessen Dach das Liebste barg, das er auf Erden besaß. Das einzige ihm Nahestehende, ihm Theuere, das rein und unentweiht geblieben war; das Einzige, an dem sein ganzes Herz hing, — die Schwester, die sich freiwillig von ihm abgewendet hatte.

Die Glocken der Klosterkirche läuteten zur Messe, feierliche Orgeltöne erklangen, und ein Gesang erhob sich, so hell, so weich, wie die leise bewegte Luft, die ihn auf bebenden Schwingen herübertrug aus der Ferne... Aus einem irdischen Himmel, dachte Pavel — aus einem Reich der Seligen und Friedfertigen, zu hoch, zu hehr, um von der Sehnsucht eines makelvollen Erdenkindes auch nur erreicht zu werden; zu hoch, zu hehr, um ihm Anderes einzuflößen, als Ehrfurcht und Anbetung.

Allmälig hatte sich um Pavel eine kleine Versammlung von alten Leuten und Kindern gebildet, ständigen Kostgängern des Klosters, die auf Einlaß warteten. Als er ihnen gewährt wurde, schloß sich Pavel als der Letzte ihrem Zuge an. Die Pförtnerin wies die Armen an einen Tisch, auf dem ein Frühmahl für sie bereit stand, und richtete an Pavel, der am Eingang stehen geblieben war und sich nicht rührte, die Frage: „Was wollen Sie?“

Und er, obwohl ihm war, als würde er an der Gurgel gefaßt und gewürgt, brachte doch die Worte heraus: „Ich heiße Pavel Holub.“

Eine dunkle Röthe überflog das strenge Gesicht der Pförtnerin: „Ach ja,“ sagte sie; die unangenehme Erinnerung an Pavel's ersten Besuch dämmerte in ihr auf.

„Ich bin,“ nahm er wieder das Wort, „der Bruder der kleinen Milada.“

„Ach ja, ach ja — und Sie möchten Ihre Schwester sehen?“ setzte sie überstürzt hinzu.

Nein, zu einer so kühnen Hoffnung hatte er sich nicht verstiegen; erst bei dieser Frage flammte sie in ihm auf und trieb ihm schwindelnd das Blut zu Kopf. „Ob ich möchte?“ stammelte er, „freilich — und wie!“

Die Pförtnerin wurde der begangenen Uebereilung inne und sagte verlegen:

„Es ist aber kein Einlaß zu dieser Stunde; es ist heute überhaupt kein Einlaß und ... Aber da ist Mutter Afra,“ unterbrach sie sich ... „warten Sie ein wenig.“

Sie ging einer alten Klosterfrau entgegen, welche, gefolgt von zwei Laienschwestern, die in die Halle führende Treppe heruntergeschritten kam. Pavel erkannte sie sogleich; es war das Fräulein Oekonomin, das einst ein so wichtiges Wort gesprochen hatte in der Sache, an der ihm damals sein ganzes Heil zu hängen schien. Die Pförtnerin sprach leise zu ihr, und Pavel konnte nicht zweifeln, daß von ihm die Rede war; denn Fräulein Afra hatte, während sie schweigend zuhörte, den Blick wiederholt und mit großer Aufmerksamkeit auf ihn gerichtet.

Nun winkte sie ihn heran, fragte melancholisch lächelnd, ob er wirklich Pavel Holub sei, und sagte, als er es bejahte: „Schwer zu glauben, so sehr haben Sie sich verändert. Und was bringen Sie uns Gutes?“

Rasch, wie sie entstanden, war Pavel's Hoffnung auf ein Wiedersehen mit seiner Schwester erloschen, und er wagte nicht einmal zu gestehen, daß er sie gehegt hatte. Einer Stube voll roher, halb betrunkener Gesellen hatte er den Meister gezeigt; diese alte Frau in ihrer heiteren Würde, mit der milden Freundlichkeit in den leidverklärten Zügen, schüchterte ihn ein. Unterdrückten und bewegten Tones antwortete er:

„Ich bring' einen Gruß von der Mutter an meine Schwester Milada und möchte auch fragen“ ... seine Stimme wurde beinahe unhörbar, „wie es meiner Schwester geht?“

„Die Frage können wir beantworten, nicht wahr, Schwester Cornelia?“ wandte Fräulein Afra sich an die Pförtnerin. „Ihre Schwester ist gesund an Leib und Seele, dem Himmel sei Dank, der sie geschaffen hat zu unserer Freude und Erbauung. Was den Gruß betrifft, da müssen wir erst Erlaubniß einholen, ihn zu bestellen; nicht wahr, Schwester Cornelia?“ Ihr Auge ruhte wohlwollend auf Pavel, während er immer noch schwer beklommen sagte:

„Ich möcht' auch gern der Mutter schreiben, daß die Schwester sie grüßen läßt.“

„Ja so,“ versetzte Afra, „nun auch das kann bestellt werden — nicht wahr, Schwester Cornelia? Nur ein wenig gedulden müssen Sie sich. Haben Sie Zeit, sich zu gedulden?“ setzte sie scherzend hinzu, nickte mit dem Kopf und schritt weiter an Pavel vorbei, der sich ungeschickt, aber tief vor ihr verbeugte.

Er wurde von der Pförtnerin in dasselbe Zimmer geführt, in dem er als kleiner Junge so unvergeßliche Stunden der peinlichsten Erwartung durchlebt hatte.

Nichts verändert in dem traurigen Raume, jeder Sessel an der alten Stelle, an der Mauer derselbe feuchte Fleck. Nur die Aussicht aus den vergitterten Fenstern bot heute ein freundlicheres Bild; denn die damals halb entblätterten Obstbäume prangten jetzt im Frühlingsschmuck weißer und rosiger Blüthen. Am Ende des Rasenplatzes, vor dem bis an die Gartenmauer reichenden Seitenflügel des Hauses, trieb sich eine lustige Gesellschaft von kleinen Klosterzöglingen herum. Sie unterbrachen oft ihre Spiele und rannten im Wettlauf auf die Novize zu, der die Aufsicht über sie anvertraut war. Und was hatte diese nun zu thun, um sich der Liebkosungen des anstürmenden Schwarms zu erwehren! Und wie gütig that sie's und wie ernst; wie verstand sie die Wildfänge zu bändigen und die Schüchternen aufzumuntern, Tadel und Lob zu vertheilen, Zärtlichkeit zu spenden und Strenge walten zu lassen nach Verdienst und Gebühr! Pavel's Augen hingen unverwandt an ihrer holden, gertenschlanken Gestalt. Ihre Züge genau zu unterscheiden vermochte er nicht; doch bildete er sich ein, das Wesen des jungen Mädchens mahne an das Milada's. So — ungefähr so mochte sie jetzt aussehen, die kleine Milada . . . nur nicht so groß konnte sie geworden sein; das schien ihm unmöglich; unmöglich auch, daß sie jetzt schon das Kleid der Nonnen trage.

Ein Glockenzeichen erscholl; die Novize nahm das kleinste Mädchen auf den Arm; die andern liefen vor ihr oder neben ihr her — einen Augenblick, und Alle verschwanden im Hause.

Pavel trat vom Fenster zurück. Er war durch die Worte des Fräuleins Afra auf ein langes Warten vorbereitet gewesen und nun sehr überrascht, als sich schon nach wenigen Minuten die Thüre in ihren Angeln drehte. Auf der Schwelle erschien, in gewohnter edler Ruhe, unverändert durch die spurlos an ihr hingegangenen Jahre, die Oberin. Sie führte ein junges Mädchen an der Hand, ein hohes, schlankes, dasselbe, dessen stilles Walten Pavel gesehen, dasselbe, das ihn an seine Schwester gemahnt hatte — Milada im Novizenkleide.

Er starrte sie an in grenzenlos wonnigem, grenzenlos wehmüthigem Staunen; über ihre Lippen kam bei seinem Anblick ein Ausruf des Entzückens; die Blässe ihres zarten Gesichts wurde noch durchsichtiger, noch farbloser.

„Pavel, lieber, lieber Pavel!“ sprach sie; aber sie riß sich nicht los von der führenden Hand; sie stand still und sah ihn mit großen glückstrahlenden Augen an.

Auch er stand still. Mächtiger als der Wunsch, auf sie zuzustürzen und sie an seine Brust zu ziehen, war die ehrerbietige Scheu, die ihn ergriffen hatte und ihn gebannt hielt und ihm die geliebte Ersehnte, die Nahe — unnahbar machte.

Beklommen schwieg er; in seinem Kopf jagten sich die Gedanken: diese junge Heilige, war das seine Schwester? . . . Durfte er sie noch so nennen? — War sie's, die er tausendmal in seinen Armen gehalten, geküßt, geherzt hatte, — manchmal auch geschlagen? — — War sie's, deren Geschrei „Hunger, Pavlicek, Hunger!“ ihn zum Diebstahl verleitet hatte, wie oft, wie oft! — War sie's, deren Füßchen er verbunden, wenn sie sich wund gelaufen bei den Wanderungen von Ort zu Ort, hinter dem Vater und der Mutter her? . . . War sie's? —

Die Oberin weidete sich an der Ueberraschung der Geschwister. „Nun," sagte sie, sich freundlich zu Milada wendend, „wer hat denn einst in kindischem Vorwitz gesagt: ‚ich sehe dich nie mehr; sie werden mir nie mehr erlauben, dich zu sehen? . . . Und jetzt ist er da, Dein Bruder. Begrüßt Euch, gebt Euch die Hände."

Die Aufforderung mußte wiederholt werden, bevor Pavel und Milada ihr nachzukommen wagten und dann, als Pavel die Hand seiner Schwester in der seinen hielt, beängstigte ihn ihr Glühen und das Jagen der Pulse, die an seine Finger klopften. In seiner derben Rechten lag eine kleine schmale Hand, aber nicht die weiche Hand einer Müßiggängerin, sondern eine mit der Arbeit vertraute. So hatte man die zarte Pilgerin auf dem Wege zum Himmel nicht enthoben von der gemeinen Mühsal der Erde . . .

Ein, als der Lehrer es zu ihm gesprochen, halb verstandenes Wort, tauchte im Gedächtniß Pavel's auf: „Wie lange kann eine an beiden Enden angezündete Kerze brennen!" — Sein Herz schnürte sich zusammen, er erhob die Augen von der Hand Milada's zu ihrem Angesicht: „Eine Nonne also, eine Nonne —" sagte er.

Die Oberin erwiderte: „Noch nicht; über ein Kleines jedoch wird sie zu denen gehören, die mit unserem göttlichen Erlöser sprechen: Wer ist meine Mutter? Wer sind meine Brüder?"

Bei dem Worte Mutter, erwachte Pavel wie aus dem Traum: „Die Mutter läßt Dich grüßen," sagte er; „es geht ihr gut. Sie möchte auch gern wissen, wie es Dir geht. Was soll ich ihr schreiben?"

„Schreibe ihr," antwortete Milada, unterbrach sich jedoch und richtete einen um Erlaubniß bittenden Blick auf die Oberin; erst als diese zustimmend genickt, begann sie wieder: „Schreibe ihr, daß mein ganzes Leben nichts ist, als ein einziges Gebet für sie, und — noch für Einen, unseren armen, unglücklichen Vater . . ." ihre Stimme hatte sich gesenkt, nun erhob sie sich freudigen Klanges — „und auch für Dich, lieber, lieber Pavel."

Pavel murmelte etwas Unverständliches; seine Augen begannen unerträglich zu brennen; plötzlich ließ er Milada's Hand aus der seinen gleiten und trat einen Schritt zurück.

Sie fuhr fort: „Der Allbarmherzige hat mich erhört, er hat Dich gut werden lassen . . . nicht wahr? . . . sprich, lieber Pavel, sag' ja, Du darfst es sagen — es ist ja ein Werk Seiner Gnade. Sag', ich bitte Dich, daß Du gut und brav geworden bist . . . Pavel, Lieber, bist Du gut und brav?"

Er senkte den Kopf, gepeinigt durch ihr Flehen und sprach: „Ich weiß es nicht."

„Du weißt es nicht?" fragte Milada, und als er schwieg, rief sie mit aufsteigender Besorgniß die Oberin an: „Er weiß es nicht — ehrwürdige Mutter, wie kann das sein?"

Die Oberin sah Bangigkeit und Unruhe sich in den Zügen der Novize malen, sah ihre bleichen Wangen sich mit immer dunkler werdender Röthe färben und versetzte beschwichtigend: „Es kann wohl sein. Er hat Dir eine schöne Antwort gegeben, die des Bescheidenen, der seinen Werth nicht kennt. Wir kennen

ihn; wir wissen von den Fortschritten, die Dein Bruder auf dem Wege des Heiles macht. Darum auch durfte er seinen Auftrag selbst bestellen und den Deinen selbst einholen. Es ist geschehen und nun, liebe Kinder, sagt Euch Lebewohl."

Pavel seufzte tief auf: „Jetzt schon?" und zugleich und mit derselben Bestürzung drangen aus Milada's Mund dieselben Worte. Aber nur ein kurzer Kampf und dem unwillkürlichen Schrei des Herzens folgte der Ausdruck der Ergebung in fremden Willen und sie sprach:

„Lebewohl, Pavel."

Ihr frommer Gehorsam wurde belohnt, die Oberin lächelte gütig: „Du kannst auch sagen, auf Wiedersehen."

„Bei meiner Einkleidung," fiel Milada begeistert ein, „zu meiner Einkleidung wirst Du kommen, das darf man ... Nicht wahr, ehrwürdige Mutter, man darf — er darf ... und ich," setzte sie nach kurzem Besinnen demüthig hinzu, „darf ich noch eine Frage an ihn stellen?"

„Frage!"

Milada, die schon im Begriffe gewesen, der Oberin zu folgen, wandte sich wieder Pavel zu: „Lieber, hast Du Allen verziehen, die Dir Böses gethan haben?"

Er sah die gespannte, bebende Erwartung, mit der sie seiner Antwort lauschte, er prüfte sein Herz und sagte: „Einigen schon."

„Du mußt aber Allen verzeihen, sie sind ja Werkzeuge Gottes, die Dich zu Ihm führen durch Prüfungen. Verzeih' ihnen, liebe sie, versprich es mir ..."

Sie beschwor ihn mit einem Ungestüm, der an die Milada früherer Tage gemahnte. „Versprich's, mein Pavel; wenn Du es nicht thust, muß ich leiden," klagte sie, „es ist ein Zeichen, daß ich noch nicht genug gethan, gebetet, gebüßt habe."

„Ich versprech' es," rief er überwältigt und streckte seine Arme nach ihr aus.

„Dank," hörte er sie noch sagen. „Dank, lieber, lieber Pavel," und Alles war vorbei, die Lichterscheinung entglitten. Die Oberin hatte Milada mit sich fortgezogen, er war allein.

Bald darauf öffnete die Pförtnerin die Thür und blieb an derselben stehen, die Klinke in der Hand. Pavel leistete ihrer stummen Aufforderung Folge, er trat in die Halle, er trat ins Freie.

XVII.

Pavel schritt langsam über den Platz, der ihm einst einen so großartigen Eindruck gemacht und für dessen Herrlichkeiten er heute keinen Blick hatte. Das Glücksgefühl über das unerwartete Wiedersehen mit Milada zitterte noch eine Weile in ihm nach, wich aber bald einer, jede andere verdrängenden Empfindung qualvoller Besorgniß und füllte seine Seele mit Leid und mit Reue.

Er hätte sich nicht fortweisen lassen dürfen, wie er es in feiger Schüchternheit gethan; er hätte bleiben und der Frau Oberin sagen sollen: „Mir bangt um meine Schwester; sehen Sie nicht, daß sie sich verzehrt in Arbeit, Gebet und Buße?" — das wäre seine Pflicht gewesen, wohl auch sein Recht. — Der Ge-

danke einmal gefaßt und sogleich ward er auch zum Entschluß. Pavel kehrte nach dem Kloster zurück und zog an der Glocke.

Die Thür öffnete sich nicht, aber an einem in derselben angebrachten kleinen Gitter wurde ein Auge sichtbar; die Pförtnerin fragte nach dem Begehr des Schellenden, und auf Pavel's Antwort kam der Bescheid, die Frau Oberin sei nicht zu sprechen. Die Klappe hinter dem Gitter schloß sich.

Was thun? Pochen, stürmen, den Einlaß erzwingen, auf die Gefahr hin, den Unwillen der frommen Frauen auf sich zu laden? . . . Und wenn dies geschah — wer würde für Pavel's Vergehen büßen, mehr büßen wollen als müssen? — Milada. Er wußte es wohl und trat von Neuem seine Wanderung an.

Am Ende der Stadt, in unmittelbarer Nähe der Brücke, stand ein Einkehrhaus und davor eine breitästige Linde, die ein paar mit den dünnen Füßen in die Erde eingelassene Tische und Bänke beschattete. Pavel nahm auf einer der letzteren Platz, er war hungrig und durstig und rief nach Bier und Brot; aber als das Verlangte ihm gebracht ward, vergaß er zu essen und zu trinken.

Im Hofe des Gasthauses ging es lebhaft zu. Ein Stellwagen war angekommen und hatte einige Reisende abgesetzt, von denen sich zwei in lebhaftem Streit mit dem Kutscher wegen des von ihm geforderten Trinkgeldes befanden. Eine alte Frau vermißte ein Bagagestück und durchstöberte, zum Verdruß der anderen Fahrgäste, den kleinen Berg von Mantelsäcken und Bündeln, der unter dem Thürbogen zusammengetragen worden war.

Diesen Vorgängen schenkte Pavel anfangs nur eine flüchtige Aufmerksamkeit; aber sie wurde sehr rege, als ihm plötzlich ein Kofferchen, ein Pelz und ein Knotenstock auffielen, die er neben dem Eckstein auf der Erde liegen sah. Das waren ja drei alte Bekannte! . . . besonders der Stock; der hatte ihm einmal recht lustig auf dem Rücken getanzt.

Ohne sich zu besinnen, rief er laut: „Herr Lehrer, Herr Lehrer! sind Sie da?" sprang auf und wollte ins Haus stürzen . . . da trat ihm Habrecht schon mit ausgebreiteten Armen entgegen.

„Alle guten Geister! Pavel, lieber Mensch . . ."

„Woher? wohin?" fragte der Bursche.

„Wohin? zu Dir; Dich wollte ich besuchen und treffe Dich auf meinem Wege. Ein glücklicher Zufall, ein gutes Omen!"

„Sie haben mich besuchen wollen — das ist schön, Herr Lehrer."

„Schön? I, warum nicht gar . . . Aber sag' mir nicht, Herr Lehrer — ich bin kein Lehrer mehr . . . das ist Alles vorbei; ich bin ein Jünger geworden, und" — er spitzte die Lippen und sog die Luft mit tiefem Behagen ein, als ob er von etwas Köstlichem spräche, „und ein neues Leben beginnt."

Pavel war erstaunt; das neue Leben, hatte er gemeint, habe längst begonnen.

„— War nichts, ist durchaus mißrathen," erwiderte Habrecht kopfschüttelnd, „sollst hören, wie. Komm' ins Haus; unter der Linde — ein schöner Baum . . . werde mich vielleicht sehr bald nach dem Anblick einer solchen Linde sehnen — ist's mir zu frisch . . . Komm', lieber Mensch, ich habe viel für Dich auf dem

Herzen und will auch viel von Dir hören, ehe wir uns trennen, voraussichtlich — auf Nimmerwiedersehen."

Er bestellte ein Mittagessen für sich und Pavel, ließ das beste Zimmer des ersten Stockes aufsperren und erklärte sich ungemein zufrieden, als ihm eine große Stube angewiesen wurde, deren Einrichtung aus zwei schmalen Betten mit hochaufgethürmten, rosenfarbigen Kissen, aus einem mit Wachsleinwand überzogenen Tisch und aus vier Sesseln bestand. Auch die trübe Suppe und der noch trübere Wein, das ausgewässerte Rindfleisch und die halb rohen Kartoffeln, die der Wirth ihm vorsetzte, begrüßte er mit unbedingten Lobeserhebungen. Sein eigenes Nahrungsbedürfniß war nicht größer als das eines indischen Büßers, aber seinen Gast munterte er fortwährend auf: „Iß und trink, laß Dir's schmecken; das Mahl ist gut, und ich würze es Dir mit nützlichen Gesprächen, mit der Quintessenz meiner Erfahrungen."

Er begann zu erzählen, gerieth in immer erhöhtere Stimmung, hielt es nicht lange aus auf einem Platze, sprach jetzt stehend, jetzt sitzend, jetzt im Zimmer hin- und herschwirrend und stets mit eigenthümlich hastigen Geberden.

— Ja, das war ein Irrthum gewesen, das mit dem Glauben an die neue Lebenssonne, die ihm in dem neuen Wirkungskreise aufgehen würde. Die Gespenster der todten Vergangenheit huschten nach in die lebendige Gegenwart und richteten Verwirrung und Hader an, wo Klarheit und Frieden herrschen sollten. Zu gut hatte Habrecht es machen wollen, zu viel Eifer an den Tag gelegt, sich zu demüthig um Gunst beworben, — dies Alles, verbunden mit seinem Fleiße, seiner strengen Pflichterfüllung und makellosen Lebensführung, erweckte Mißtrauen. „Der Mann muß ein schlechtes Gewissen haben," sagten die Leute.

„Spürst Du was?" fragte Habrecht; „als ich das hörte, grinste das Gespenst mich an, von dem ich im Anfang gesprochen habe. Wär' ich gewesen wie Einer, der nichts gut zu machen hat — hätt' ich's nicht zu gut machen wollen, wäre meinen geraden Weg einfach und schlicht gegangen, unbekümmert um fremde Wohlmeinung . . . Noch Eins! sie sind dort viel rabiater tschechisch als hier, mein deutscher Name verdroß sie; sie haben bei mir deutsche Gesinnungen gesucht, bei mir! dem die Erde eine Stätte der Drangsale ist und jeder Mensch ein mehr oder minder schwer Geprüfter; ich werde einen Unterschied machen; ich werde sagen: am Wohlergehen dessen, der hüben am Bach zur Welt gekommen, liegt mir mehr als am Wohlergehen dessen, der drüben geboren worden ist . . . Es gibt eine Nation, ja, eine die leitet, die führt, die voranleuchtet: alle tüchtige Menschen, — der anzugehören wär' ich stolz . . . Was jeden anderen Nationalitätenstolz betrifft, —" er griff sich an den Kopf und lachte, „Narrheit, unwürdig des Jahrhunderts. Das ist mein Gefühl . . . Gefällt Euch mein Name Habrecht nicht — sagte ich, nennt mich Mamprav, mir gilt das gleich . . . Nun, damit, daß ich bereit war, ihnen auch in der Sache nachzugeben, damit hab' ich's ganz verschüttet. Jetzt war ich ein Spion, der sie kirren wollte, Gott weiß in welchem Interesse . . . Und jetzt trat ich auf Schlangen bei Tritt und Schritt. Zuletzt konnte ich beim Bäcker kein Stück Brot mehr bekommen für mein gutes Geld und bei der Hökerin keinen Apfel . . . O, die Menschen, die Menschen! man

muß sie lieben — und will ja — aber manchmal graut einem; es graut einem sogar sehr oft."

Die Erinnerung an das jüngst Erlebte drückte ihn nieder; er blieb eine Weile still, bald jedoch gewann seine unverwüstliche Lebhaftigkeit die Oberhand und neuerdings ließ er den Strom seiner Rede sprudeln, und vergaß, von ihm hingerissen, auf die Begriffsfähigkeit seines Zuhörers Rücksicht zu nehmen. Pavel's Interesse für die Auseinandersetzungen seines alten Gönners hatte große Mühe, sich dem mangelhaften Verständniß gegenüber, das er ihnen bieten konnte, zu behaupten.

Die letzte Prüfung, die Habrecht bestanden hatte, war bitter, aber kurz gewesen. Ein Freund, ein einstiger Schulkamerad, mit dem er in steter Verbindung geblieben, erschien eines Morgens bei ihm als Erlöser aus aller Pein und Noth. Zwischen den Schicksalen beider Männer bestand eine gewisse Aehnlichkeit, und es war die außerordentliche Uebereinstimmung ihrer Sinnesart, welche ihren Seelenbund trotz jahrelanger Trennung aufrecht erhalten hatte. Sie beschlossen in der ersten Stunde des Wiedersehens, die Fortsetzung des Lebenskampfes Seite an Seite aufzunehmen. Für die Mittel, sich auf das von ihnen gewählte Schlachtfeld zu begeben, sorgte der Freund, sorgten die Freunde des Freundes. Diese lebten in Amerika in Wohlhabenheit und Ansehen und gehörten zu den eifrigsten Aposteln einer „ethischen Gesellschaft", deren Zweck die Verbreitung moralischer Cultur war und die täglich an Anhang und Einfluß gewann.

„Bekenner einer Religion der Moral nennen sie sich," rief Habrecht; „ich nenne sie die Entzünder und Hüter des heiligsten Feuers, das je auf Erden brannte und dessen Licht bestimmt ist, auf dem Antlitz der menschlichen Gemeinde den Widerschein einer edlen bisher fremden Freudigkeit wachzurufen . . . Ihre Botschaft ist zu mir gedrungen in Gestalt eines Buches, dergleichen noch nie eines geschrieben wurde . . . O lieber Mensch! ein Wunderbuch, und hat bei mir beinahe dasjenige ausgestochen, das Du einst, Du Thor, ein Hexenbuch nanntest . . . Ich folge der Botschaft; ich gehe hinüber, Etwas suchen, das ich verloren und ewig vermißt habe: eine Anknüpfung mit dem Jenseits. — Eins von beiden brauchen wir, wir armen Erdenkinder, ein — wenn auch noch so geringes — Wohlergehen oder einen Grund für unsere Leiden; sonst werden wir traurig, und das ist eines Wackeren unwürdig."

Hier unterbrach ihn Pavel zum ersten Male: „Ist Traurigkeit unwürdig?"

„Durchaus. Traurigkeit ist Stille, ist Tod; Heiterkeit ist Regsamkeit, Bewegung, Leben." Er blieb vor dem Tische stehen, sah Pavel forschend an und sprach: „Sie fehlt Dir noch immer, die Heiterkeit; Du bist nicht munterer geworden . . . Und wie geht es Dir im Dorfe?"

„Besser," erwiderte Pavel.

„Das läßt sich hören. Seit wann denn?"

„Seitdem ich es ihnen einmal gesagt und gezeigt habe."

„Gesagt, o! — gezeigt, o, o! . . . Wie gezeigt? Hast sie geprügelt?"

„Fürchterlich geprügelt."

„Ei, ei, ei!" Habrecht machte ein bedenkliches Gesicht und kreuzte die Arme. „Nun, lieber Mensch, Prügel sind nicht schlecht, aber nur für den Anfang, durch-

aus nur! und überhaupt nie mehr als ein Palliativ . . . Salbader freilich verstehen von Radicalmitteln nichts, leugnen darum auch, daß es solche gebe. Sei kein Salbader!“ schrie er den erstaunten Pavel an, der sich nicht einmal eine ungefähre Vorstellung von dem machen konnte, was damit gemeint war.

Und nun forderte Habrecht ihn auf, zu sprechen: „Ich habe Dir meine Generalbeichte abgelegt, laß mich die Deine hören.“ Er begann ihn auszufragen, verlangte von dem Thun und Lassen seines ehemaligen Schützlings genaue Rechenschaft und erhielt sie, so rasch die Ausrufungen, Betrachtungen und guten Rathschläge, mit denen er Pavel fortwährend unterbrach, es erlaubten. Dem aber war das ganz recht, störte ihn nicht mehr als das Geräusch eines murmelnden Baches gethan hätte, und gab ihm Zeit, nach jedem Satze seine Gedanken zu sammeln und einen passenden Ausdruck für sie zu suchen. Endlich hatte er ja doch sein fest verschlossenes, übervolles Herz in das seines wunderlichen Freundes ausgeschüttet.

Sie befanden sich Beide in feierlicher Stimmung. Der alte Mann legte dem jungen die Hände aufs Haupt und sprach einen warmen Segen über ihn.

„Von Vernunfts- und Gemeindewegen,“ schloß er, „hätte ein schlechter Kerl aus Dir werden müssen; statt dessen bist Du ein tüchtiger geworden. Mach' so fort, schlag' ihnen ein Schnippchen ums andere. Arbeite Dich hinauf zum Bauern; werde ihr Bürgermeister.“

Pavel machte größere Augen als je in seinem Leben und sah den Lehrer mit einem zugleich stolzen und ungläubigen Lächeln an. Habrecht nickte hastig:

„Ja, ja! und wenn Du's bist, dann zahl' ihnen mit Gutem heim, was sie Uebles an Dir gethan haben.“

Der Abend brach an; die Stunde der Abfahrt näherte sich, und Habrecht wurde von fieberhafter Unruhe ergriffen. Er forderte seine Rechnung, bezahlte, schenkte den Versicherungen des Wirthes, daß es zum Aufbruch viel zu früh sei, kein Gehör, verließ das Haus und schlug, von Pavel gefolgt, der das Kofferchen, den Pelz und den Stock trug, im Eilmarsch den Weg zum Bahnhof ein.

Als er dort anlangte und fragte, ob er noch zurecht komme zum Abendzuge nach Wien, wurde er ausgelacht, was ihn beruhigte.

Ein heftiger Sturm hatte sich erhoben und schüttelte die vor dem Stationsgebäude gepflanzten Akazienbäume, daß es ein Erbarmen war; aus den grauen, jagenden Wolken fegte kalter Strichregen nieder. Habrecht achtete dessen nicht und setzte seinen ehrwürdigen Frack, den er auch zu dieser Reise angelegt hatte, schonungslos den Unbilden der Witterung aus. Nur seinem grauen, langhaarigen Cylinder gewährte er den Schutz eines über ihn gebreiteten und unter den schnörkelförmigen Krempen befestigten Taschentuchs und pendelte so neben Pavel auf dem Perron hin und her und sprach ohne Unterlaß.

Nachdem die Casse eröffnet worden, und er ein Billet gelöst hatte, kannte seine Ungeduld keine Grenzen mehr. Er zog seine Uhr, der des Bahnhofes traute er nicht. Zehn Minuten noch . . . möglicherweise konnte aber der Zug gerade heute um fünf Minuten früher eintreffen, und da man dann in fünf Minuten scheiden mußte, warum nicht lieber gleich? Er bat Pavel inständigst, heimzu-

gehen, sich seinetwegen nicht länger aufzuhalten. Vorher aber zwang er ihn noch, fast mit Gewalt, seine Uhr anzunehmen.

„Ich brauche sie nicht mehr: mein Freund hat eine. Denk' nach: wenn immer auf zwei Menschen eine Uhr käme, was wäre das für ein günstiges statistisches Verhältniß! — Leb' wohl, geh' jetzt."

Mit einer Hand schob er ihn fort, mit der anderen hielt er ihn zurück. „Meine letzten Worte, lieber Mensch, merk' sie Dir! präge sie Dir in die Seele, ins Hirn. Gib Acht: Wir leben in einer vorzugsweise lehrreichen Zeit. Nie ist den Menschen deutlicher gepredigt worden: Seid selbstlos, wenn aus keinem edleren, so doch aus Selbsterhaltungstrieb ... aber ich sehe, das ist Dir wieder zu hoch — — anders also! ... In früheren Zeiten konnte Einer ruhig vor seinem vollen Teller sitzen und sich's schmecken lassen, ohne sich darum zu kümmern, daß der Teller seines Nachbars leer sei. Das geht jetzt nicht mehr, außer bei den geistig völlig Blinden. Allen Uebrigen wird der leere Teller des Nachbars den Appetit verderben — dem Braven aus Rechtsgefühl, dem Feigen aus Angst ... Darum sorge dafür, wenn Du Deinen Teller füllst, daß es in Deiner Nachbarschaft so wenig leere als möglich gibt. Begreifst Du?"

„Ich glaube, ja."

„Begreifst Du auch, daß Du nie eines Menschen Feind sein sollst, auch dann nicht, wenn er der Deine ist."

„So Etwas," erwiderte Pavel, „hat mir schon meine Schwester gesagt."

Habrecht drückte seine Freude an dieser Uebereinstimmung aus und fuhr fort: „Ferner, verlerne das Lesen nicht. Ich habe aus meinem Vorrath von Schulbüchern, ehe ich ihn verschenkte, sechs Stück für Dich bei Seite gebracht, — Du wirst sie durch die Post erhalten — schlichte Büchlein, von unberühmten Männern zusammengestellt; wenn Du aber Alles weißt, was in ihnen steht, und Alles thust, was sie Dir anrathen, dann weißt Du viel und wirst gut fahren. Lies sie, lies sie immer, und wenn Du mit dem sechsten fertig bist, fange mit dem ersten wieder an ... Was das Allerschwierigste im Leben betrifft, die süßeste, die grausamste, die mächtigste und fürchterlichste aller Leidenschaften — ich mag sie gar nicht nennen — so meine ich, Du wärst abgeschreckt und könntest es bleiben. Sie ist Dir am Quell vergiftet worden, bei ihrem ersten Ursprung, das hilft manchmal für immer. Du hast es mit ihr so schlecht getroffen, wie Dein aufrichtigster Freund, für den ich mich halte, es Dir nicht besser hätte wünschen können."

Auf dem Bahnhofe waren immer mehr Leute zusammengekommen; ein erstes Glockenzeichen wurde gegeben; aus der Ferne gellte ein Pfiff. Habrecht merkte von alledem nichts; er hatte Pavel am Rock gefaßt und redete hastig und heftig in ihn hinein:

„Nicht Jeder braucht einen Hausstand zu gründen; das ist der größte Wahn, daß man eigene Kinder haben müsse — es gibt Kinder genug auf der Welt ... und je besser ein Vater ist, desto weniger hat er von seinen Kindern — wer fühlt edel und selbstlos genug, um sich zutrauen zu dürfen, er werde ein guter Vater sein? ... Und Deinen Ruf, lieber Mensch, achte auf Deinen Ruf, Du weißt schon, die gewisse Tafel, die blank sein muß — die Deine war sehr verkritzelt ...

putze, fege, strebe vorwärts . . . glaube: — wenn Du heute nicht etwas besser bist als Du gestern warst, bist Du gewiß etwas schlechter . . ."

„Herr Lehrer," wollte Pavel ihn aufmerksam machen, als nun zum zweiten Male geläutet wurde; aber unter dem Zipfel des Taschentuchs hervor, das sich aus der Hutkrempe losgemacht hatte und nun, vom Winde bewegt, Habrecht's Gesicht umflog, sah dieser ihn liebreich an und fuhr fort:

„Wende mir nicht ein: das sind lauter zu hohe Grundsätze für Unsereinen; gehen Sie damit zu Denen, die ohnehin schon hoch stehen; wir sind geringe Leute; für uns ist auch eine geringere Moral gut genug . . . Ich sage Dir, gerade die beste ist für Euch die rechte, Ihr Geringen; Ihr seid die Wichtigen, ohne Eure Mitwirkung kann nichts Großes sich mehr vollziehen — von Euch geht aus, was Fluch oder Segen der Zukunft sein wird . . ."

„Herr Lehrer, Herr Lehrer! es ist Zeit," sagte Pavel, und Habrecht versetzte:

„Eure Zeit, ja wohl — und was Ihr aus derselben macht, das wird . . ."

„Einsteigen!" rief es dicht an seinem Ohr, und er sah sich um, sah den Zug dastehen, stieß einen Schrei des Schreckens hervor: „Dritte Classe nach Wien!" rannte auf den, ihm vom Schaffner bezeichneten Waggon zu und erklomm ihn mit nicht gerade anmuthiger, aber wunderbarer Behendigkeit.

Pavel eilte ihm nach und reichte ihm seine Effecten in den überfüllten Wagen, in dem er unter vielen Entschuldigungen einen Platz gefunden hatte. Ein neuer Pfiff, der Zug setzte sich in Bewegung, eine kleine Strecke konnte ihn Pavel im scharfen Laufe begleiten.

„Gott behüte Sie, Herr Lehrer!" schrie er und durch das Brausen der davonrollenden Locomotive, und aus Rauch und Dampfwolken kam die Antwort:

„Und Dich, lieber Mensch, Amen, Amen, Amen!"

Am späten Abend, nachdem Pavel heimgekommen war, fütterte er seinen Hund, nahm eine Haue und grub dem Steine nach, den er unter die Schwelle seines Hauses versenkt hatte. Lamur saß daneben und warf aus verdrießlich zugekniffenen Augen so scheele Blicke auf die Arbeit seines Herrn, leckte sich die Nase so oft und sah so verächtlich drein, daß Jener seine üble Laune bemerken mußte.

„Ist dir's vielleicht nicht recht?" fragte Pavel.

Ein höhnisches Zähnefletschen war die Antwort.

Pavel aber hatte den Stein ausgehoben, betrachtete ihn, wog ihn in der Hand und fand ihn noch kleiner und leichter, als er sich ihn vorgestellt.

„Da ist er, schau' — nimm!" sagte er und hielt ihn dem Hunde hin, der ihn auf Befehl seines Herrn in die Schnauze nahm und ihm nachtrug.

Am Brunnen angelangt, an dem ihre erste Begegnung stattgehabt hatte, nahm Pavel dem Hunde den Stein aus dem Maul und schleuderte ihn ins Wasser, in dem er mit einem lauten Glucksen versank.

Lamur gab durch Knurren seine Mißbilligung zu erkennen.

XVIII.

Seit einiger Zeit hatte die Frau Baronin ihre Wohnung im ersten Geschoß des großen Schlosses mit einer zu ebener Erde gelegenen vertauscht. Sie fühlte sich

sehr alt werden, das Treppensteigen machte ihr Mühe, und sie unterzog sich derselben nur noch bei besonderen Feierlichkeiten, die nirgends anders als im Ahnensaale stattfinden konnten. Am 1. Januar zum Beispiel, wenn die Baronin die Glückwünsche ihrer, in corpore mit Gemahlinnen und courfähigen Nachkommen ausgerückten Beamten empfing; oder am Gründonnerstag, wenn sie, einer Familientradition getreu, dasselbe Fest in bescheidener Nachahmung beging, das an diesem Tage in der Hofburg zu Wien mit kaiserlichem Glanze vollzogen wird.

Das gewöhnliche Leben der Greisin verfloß in gleichmäßiger, immer tiefer werdender Stille. Sie beschäftigte sich viel mit dem Gedanken an ihren Tod, dem sie ohne Furcht und — trotz mancher quälender Leiden und Beschwerden — ohne Ungeduld entgegensah. Sie hatte ihre letzten Anordnungen getroffen und zum Erben ihres Gutes Soleschau das Kloster eingesetzt, an dessen Spitze ihre hochverehrte Freundin stand und in dem Milada erzogen worden war, die, so es Gott und seinen Stellvertretern auf Erden gefiel, bestimmt sein konnte, die oberste Leiterin des Hauses zu werden, in das sie vor Zeiten als der ärmste Zögling getreten war. Die Bedürftigen der Gemeinde waren im Testament der alten Dame nicht vergessen und auch keiner ihrer Diener; zuletzt hatte sie an sich gedacht, dann aber recht ausführlich, und das Ceremoniell, das sie bei ihrem Leichenbegängniß beobachtet wissen wollte, genau bestimmt. Die Gruft, die halb verfallen war und für deren Erhaltung sie grundsätzlich nie etwas gethan hatte, sollte noch ihre Reste aufnehmen, dann zugemauert und der Eingang mit Erde und Rasen überdeckt werden. Die Leute, die da drinnen liegen, schließen sich mit Vergnügen von der heutigen Welt ab, meinte sie; ordnete jedoch an, daß die Capelle, die den Grufthügel krönte, in gutem Stand erhalten und immer unverschlossen zu bleiben habe, damit Jeder, dessen Herz darnach verlangen sollte, an der heiligen Stätte ein Vaterunser für die alte Gutsfrau zu sprechen, diesem frommen Bedürfniß nachkommen könne.

Die Baronin sann jetzt oft darüber nach, wer von den Leuten, denen sie manche Wohlthat erwiesen hatte, den Wunsch empfinden würde, für ihre ewige Ruhe zu beten, und gewöhnte sich, Jeden, mit dem sie sprach, darauf hin anzusehen, ob er wohl zu Denjenigen gehöre, die ihrer vergessen, oder zu Denjenigen, die ihrer gedenken würden. Und wenn die Bejahung oder Verneinung der von ihr darüber angestellten Vermuthungen auch nicht Ausschlag gebend für ihre Werthmessung der Menschen war, so übte sie auf dieselbe doch großen Einfluß.

Eines Morgens, am Tage nach Pavel's letztem Klosterbesuch — die Baronin saß bei ihrer Arbeit in der Mitte eines Kanapees, das bequem noch einem halben Dutzend Personen von ihrem Umfang Platz geboten hätte, hinter einem ebenso langen schwerfälligen Tisch — öffnete sich die Thür des Zimmers und Matthias trat ein und meldete:

„Der Holub ist schon wieder draußen.“

„Schon wieder? — meines Wissens kommt er ja nie,“ sagte die Schloßfrau, und Matthias erwiderte:

„Ja — aber doch.“

„Hm, hm, was will er?“

„Sprechen möcht' er."

„Mit wem?"

„Mit freiherrlichen Gnaden."

„Soll kommen," befahl die Baronin, und bald darauf knarrten Pavel's schwere Stiefel auf den Parquetten.

Er wollte auf die Baronin zugehen und ihr die Hand küssen, wie es sich geschickt hätte; aber der Tisch versperrte den Zugang zum Kanapee, und den wegzuschieben, hätte sich wieder nicht geschickt. Pavel gerieth in einen peinlichen Conflict der Pflichten, ließ in seiner Verlegenheit den Hut fallen und wagte nicht ihn aufzuheben.

Die Baronin winkte ihm näher zu treten, erhob und beugte sich über den Tisch und suchte sich, so gut ihre zunehmende Blindheit es erlaubte, durch den Augenschein davon zu überzeugen, daß wirklich Pavel Holub vor ihr stand. Dann setzte sie sich wieder und fragte, was ihn herführe.

Er indessen hatte abwechselnd sie und die Strickarbeiten angesehen, die, offenbar zur letzten Ausfertigung bereit, vor ihr lagen und neue und farbenfrische Ebenbilder der Röcklein und Jacken waren, in denen alle armen Dorfkinder herumliefen. Angeheimelt durch den Anblick und gerührt durch den Fleiß der alten, gebrechlichen Frau, faßte er sich auf einmal ein Herz und kam mit seinem Anliegen heraus. Es bestand in der Bitte, die Frau Baronin möge sich gnädigst dafür verwenden, daß man seiner Schwester Milada den Dienst im Kloster erleichtere, sonst könne sie es nicht aushalten und müsse sterben.

„Sterben? Milada sterben?" — Die Greisin lachte, war entrüstet, befahl dem impertinenten Dummkopf, der so Etwas zu denken wage, dem rohen und grausamen Schlingel, der ein solches Wort über seine Lippen bringe, das Zimmer zu verlassen, rief den Bestürzten, als er gehorchen wollte, wieder zurück und forderte ihn auf, ihr zu erklären, wie er ins Kloster und dazu gekommen sei, Milada zu sprechen: „Aber lüg' nicht wie ein Zigeuner, der Du bist," setzte sie heftig erregt hinzu.

Pavel erstattete seinen Bericht in äußerster Kürze, jedoch mit einem Gepräge der Wahrhaftigkeit, das nur den verhärtetsten Zweifler unüberzeugt gelassen hätte.

Die Baronin senkte den Kopf immer tiefer auf ihre Strickerei und bereute ihre Ausfälle gegen Pavel; besonders den letzten. Warum hatte sie ihn einen Zigeuner genannt? Warum ihn damit an das elende Wanderleben, das er in seiner Kindheit führen mußte, und zugleich an Vater und Mutter erinnert und ihm sein Unglück zum Vorwurf gemacht? — — Pfui, daß sie sich so weit von ihrem Aerger über den Burschen hatte hinreißen lassen, weil er eine unbegründete Besorgniß um seine Schwester geäußert. Nach Allem, was die Baronin in der letzten Zeit von ihm gehört, verdiente er eher Lob als Tadel. Hatte Anton, einer ihrer Vertrauensmänner, nicht gesagt: „War Nichtsnutz Holub, aber jetzt macht sich." Hatte der Förster ihn nicht ganz außerordentlich gerühmt? hatte nicht sogar der ihm entschieden übelgesinnte Pfarrer, auf ihre Erkundigung nach ihm, erwidert: „Es liegt nichts gegen ihn vor." — Und sie beschimpfte ihn! . . .

Sie, die am Rande des Grabes stand, die bald nicht mehr vermögen würde, einem Menschen wohl zu thun, that noch einem ohnehin Hartgeprüften weh!

„Holub," sprach sie plötzlich, „Deiner Schwester fehlt nichts. Trotzdem will ich zu Deiner Beruhigung, und auch ein wenig zu der meinen, morgen ins Kloster fahren. Denn — einen unangenehmen Eindruck machen mir Deine eingebildeten Befürchtungen doch, und ich möchte ihn bald los werden."

Pavel's Gesicht strahlte vor Freude. — „Wenn die Frau Baronin," sagte er, „sich selbst vom Aussehen Milada's überzeugen möchte, und falls sie damit unzufrieden ist, bestimmen wollte, daß besser Acht auf sie gegeben und man ihr verbieten würde, sich weit über ihre Kräfte anzustrengen, wie sie es thut, weil sie sich vorgenommen hat, gar zu schwere Sünder loszubeten — das wäre eine große Wohlthat, und der liebe Herrgott würde es der Frau Baronin tausendfach vergelten."

Sie lächelte und meinte: „Da hätte der liebe Herrgott viel zu thun, wenn er alle die Wechsel einlösen sollte, die von unbefugten Schatzmeistern auf ihn ausgestellt werden."

„Freilich, freilich," erwiderte Pavel, hob seinen Hut vom Boden auf, sah sich im Zimmer um und erkannte es als dasselbe, in welchem er nach dem Federnraube an dem bösen Pfau seine erste Audienz im Schlosse gehabt hatte. Unwillkürlich warf er einen Blick nach der dünnen Schnur an der Decke und sah, daß sie noch immer fest hielt, und daß der vergoldete Kübel bis zur Stunde nicht heruntergefallen war. Jede Einzelheit des damaligen Vorganges tauchte vor ihm auf. Er erinnerte sich besonders deutlich der großen Abneigung, die ihm die Frau Baronin eingeflößt hatte, und die in solchem Gegensatz zu der Hochachtung stand, von der er sich jetzt für sie durchdrungen fühlte.

Was hatte sich denn verändert? . . . Sie nicht, sie war dieselbe geblieben, in seinen Augen nicht einmal älter geworden, eine Greisin damals, eine Greisin jetzt. Er war ein Anderer, ein reicherer Mensch, nicht mehr der stumpfe, für den es nichts Verehrungswürdiges gibt, weil ihm der Sinn, es zu erkennen, fehlt. Er empfand das mit ziemlicher Klarheit und hätte es gern an den Tag gelegt, hätte sich aber auch gern empfohlen, nachdem sein Geschäft beendet, sein Gesuch angebracht und auf das Beste aufgenommen worden war. Ohne Ahnung, daß es ihm zukomme zu warten, bis er entlassen werde, sprach er:

„Ich will Euer Gnaden nicht länger belästigen; ich sag' der Frau Baronin tausendmal: vergelt's Gott, und wenn Sie sterben, werde ich für Sie beten."

„So? so?" sie richtete sich empor: — „Wirst Du das wirklich thun, und andächtig?"

„Sehr andächtig."

„Pavel Holub," sagte die Baronin in freundlichem Tone, „es freut mich, daß Du für mich beten willst. — Und jetzt sag' mir: mein Feld, dasjenige, an dessen Rand Deine Hütte steht, hast Du es Dir wohl recht aufmerksam angesehen? — Wie groß schätzest Du's?"

„Es wird so seine fünfzehn Metzen haben, nicht ganz drei Hektare," sprach Pavel ohne Zögern.

„Ein schlechtes Feld, was?"

„Ja, die Felder dort oben sind alle schlecht. Wenn ich der Verwalter wär', würd' ich dort oben nie Weizen aussäen."

„Sondern?"

„Hafer oder Korn, und Kirschbäume würd' ich pflanzen, viele, viele."

„So pflanze Kirschbäume," versetzte die Baronin ernst und rasch, „das Feld ist Dein."

„— Mein — was ist mein?"

„Nun, das Feld, ich schenk' es Dir."

„Um Gotteswillen — mir — das Feld ..." Ihm war, als ob Alles ins Wanken gerieth, der Boden unter seinen Füßen, die Wände, das Kanapee und auf dem Kanapee die Frau Baronin. Er streckte die Arme aus und griff nach einem Stützpunkt in die Luft. „Das große, das schöne, das gute Feld . . ."

„Hast Du nicht eben gesagt, daß es ein schlechtes Feld ist?"

„Für Sie, aber nicht für mich; für mich ist es ein gutes, zu gutes . . . Um Gotteswillen," wiederholte er, „schenken Sie es mir im Ernst, das Feld?"

Die Baronin blinzelte: „Es thut mir leid, Holub," sagte sie, „daß ich das Gesicht, das Du jetzt machst, nicht recht deutlich sehen kann. Das Blindwerden, mein lieber Holub," setzte sie leicht aufseufzend hinzu, „verdirbt dem Menschen manche Freude. — Geh' jetzt, und schicke mir den Verwalter. Ich will gleich Anordnungen treffen, daß die Schenkung rechtskräftig gemacht werde."

„Rechtskräftig . . . Euer Gnaden . . . sogar rechtskräftig . . ." Pavel kannte sich nicht mehr; sein Entzücken überwand seine Schüchternheit, er stürzte auf den Tisch zu, schob ihn zur Seite, ergriff die Hände der Gutsfrau und küßte sie, und als sie ihm mit aller Kraft, die sie aufzubringen vermochte, die Hände entzog, küßte er den Saum ihres Kleides und ihre Aermel und ihr Umhängetuch und stöhnte und jauchzte und konnte nicht sprechen.

Ihr wurde, so muthig sie war, ein wenig bang' vor diesem entfesselten Sturme; sie zankte Pavel tüchtig aus und erklärte ihm, Alles müsse ein Ende haben, auch Dankbarkeitsbezeugungen, und wenn er den Verwalter nicht augenblicklich holen gehe, sei es mit der ganzen Schenkung nichts.

Das brachte ihn zu sich. In der nächsten Minute war er draußen im Hofe. — Vor dem Thor stand Slava und fütterte Turteltauben, die so keck waren, daß sie nicht einmal auswichen, vielmehr mußte Pavel sich in Acht nehmen, daß er nicht eine von ihnen zertrat. Slava rief ihm einen guten Morgen zu, und er, ganz vergessend, daß es seine schlimmste Feindin war, die zu ihm gesprochen, erwiderte:

„Ich hab' ein Feld, die Frau Baronin hat mir ein Feld geschenkt."

Die Feindin wurde roth bis unter die Haarwurzeln: „Das ist aber schön," sagte sie, „das freut mich."

Jetzt erst besann er sich, mit wem er redete, und eilte ohne Gruß hinweg.

So ganz Anderes und Wichtigeres ihn auch erfüllte, nebenbei mußte er doch daran denken, wie gut das Rothwerden ihr gestanden hatte, welch' ein bildhübsches Mädchen sie war, und daß es nicht recht sei vom lieben Herrgott, einer so schwarzen Seele Wohnung anzuweisen in einer so holden Hülle. Jeder Unbefangene mußte dadurch irre gemacht werden. Zum Glück war Pavel kein

Digitized by Google

Unbefangener; ihn vermochte der Schein nicht zu täuschen. Er kannte diese Slava, und ob ihre Lippen sich im Sprechen bewegten, ob sie von lieblichster Sanftmuth umschwebt auseinander ruhten, er konnte sie nicht ansehen, ohne der Stunde zu gedenken, in welcher sie sich geöffnet hatten, um ihn dem Hohn und Spott preiszugeben mit der grausamen Frage: „Fahrst zum Vater oder zur Mutter?" ... Verzeih' Allen — hatten Milada und Habrecht gesagt, und er, wahrlich, er wollte es thun; aber der gemahnt wird zu verzeihen, wird er nicht auch zugleich an das gemahnt, was er zu verzeihen hat?

Die Erinnerung bildete die unüberbrückbare Kluft zwischen ihm und Denjenigen, mit denen Frieden zu schließen, seine liebsten Menschen ihn beschworen.

Die Frau Baronin hielt Wort; die Schenkung wurde rechtskräftig gemacht; Pavel war ein Grundbesitzer geworden. Das unerhörte Glück, das ihm vom Himmel gefallen, trug allerdings nichts bei zur Verminderung seiner Unbeliebtheit. Niemand gönnte es ihm, sogar Arnost hatte, als ihm Pavel die große Nachricht gebracht, den Mund verzogen und gefragt: „Wie kommst Du dazu?" Auch der Förster und Anton äußerten im ersten Moment mehr Ueberraschung als Theilnahme. Was den Verwalter betraf, so sprach er der Frau Baronin gegenüber unverhohlen aus, sie habe sich von ihrer Großmuth leider hinreißen lassen. Das Geschenk sei ein viel zu namhaftes und müsse in der Dorfbewohnerschaft Neid gegen den Empfänger erregen und Mißmuth gegen die edle Spenderin.

Die Frau Baronin begnügte sich damit, diese Aeußerungen der Unzufriedenheit ihres ersten Würdenträgers zur Kenntniß zu nehmen; als jedoch der Herr Pfarrer dasselbe Lied anstimmte, und von edlen, aber gar zu spontanen Entschlüssen der Frau Baronin sprach, entgegnete sie: Die Schenkung an Pavel Holub sei die Frucht eines von ihr ausnahmsweise lang gehegten Entschlusses und durchaus keine zu großmüthige, sondern die genau entsprechende Spende für einen braven, vom Schicksal bisher vernachlässigten Burschen, der überdies der Bruder der zukünftigen Oberin eines Fräuleinstiftes sei.

Hierauf schwieg der geistliche Herr.

Aus dem Kloster war die Frau Baronin nach mehrtägigem Aufenthalt ganz vergnügt zurückgekehrt, hatte Pavel rufen lassen, ihm zahllose Grüße von seiner Schwester gebracht, ihn wegen seiner Sorgen um sie beruhigt und mit unendlicher Liebe und mit unendlichem Stolz von ihr erzählt. Die alte Frau wurde förmlich schwärmerisch in ihrer Begeisterung über „das Kind". Der Allgütige selbst hatte ihr, der alten müden Pilgerin, das Kind gesandt, damit es ihr die letzten Lebensjahre erhelle und ihr die Pforten seines Himmels öffne.

„Mache Dich einer solchen Schwester würdig," schärfte sie Pavel ein und er faßte die besten Vorsätze, nach diesem Ziel, das ihm als das denkbar höchste schien, zu streben, konnte aber den geheimen Zweifel, ob er auch jemals im Stande sein werde, es zu erreichen, nicht los werden. Doch kämpfte er redlich und wünschte heiß, daß die Frau Baronin und daß seine Schwester nur noch Gutes von ihm zu hören bekämen. Eine große Aengstlichkeit um seinen Ruf begann sich seiner zu bemächtigen; die Sehnsucht, gelobt zu werden, die Freude an der Anerkennung erwachte in ihm, und er ahnte nicht, daß sie ihn so schwach

machte, wie einst sein Trotz gegen die Menschen und seine herausfordernde Gleichgültigkeit gegen ihr Urtheil ihn stark gemacht hatten.

„Wer kann mir was nachsagen?“ wurde seine stehende Redensart; ein scheeler Blick, ein rauhes Wort vermochten den sonst gegen die rohesten Aeußerungen der Mißgunst Gefeiten zu beleidigen; der Neid, den sein Besitzthum erregte, und der ihm in früheren Tagen die Freude daran gewürzt hätte, verdarb sie ihm jetzt. Sein Feld wurde zum Räuber seiner Ruhe und seines Schlafes, seine geliebte Qual. So oft er es nach kurzer Trennung wiedersah, war es in irgend einer Weise geschädigt worden, und er brachte, um es zu vertheidigen, die Energie nicht auf, mit welcher er dereinst seine Ziegel vertheidigt hatte. Er wollte nicht, daß der Frau Baronin zu Ohren komme, er habe sich wieder aufs Prügeln eingelassen, und überhaupt sollte sie nie erfahren, wie sehr das Geschenk, das sie ihm gemacht hatte, bestritten wurde.

Einmal fand er einen Theil des mageren, auf seinem Felde stehenden Weizens noch grün abgemäht. In der nächsten Nacht paßte er den Uebelthätern auf, die auch wirklich in Gestalt einiger, mit Sicheln bewaffneter Weiber und Kinder wiederkamen. Pavel begnügte sich damit, ihnen die Sicheln und die Grastücher abzunehmen und trug dieselben am nächsten Morgen zum Bürgermeister. Der zeigte sich erfreut über dieses gesetzmäßige und schonende Vorgehen, versprach, den Schaden erheben zu lassen und das Diebsvolk zur Zahlung anzuhalten. Drei Wochen später lagen die Sicheln und Grastücher aber noch immer beim Ortsvorsteher, weil die Mittel, sie einzulösen, fehlten. Pavel ersuchte endlich selbst, sie ihren Eigenthümern zurückzugeben, unter der Bedingung, daß die Leute zu ihm kämen, um sich bei ihm zu bedanken. Es geschah nur allzu gern; das war ein neuer, ein guter Spaß, so wohlfeil durchzuschlüpfen und sich dann noch bedanken gehen bei Pavel, dem Gemeindekind. Alle, welche den Scherz mitgemacht, fanden ihn zu lustig, um sich ihn nicht bald wieder zu gönnen. —

Die Diebereien dauerten fort, und Pavel fuhr fort, sich ihnen gegenüber erstaunlich wehrlos zu zeigen, während er andererseits eine außerordentliche Thatkraft entfaltete.

Er hätte sich vervielfältigen, an zehn Orten zugleich sein und an jedem seinen Mann stellen mögen. Er rigolte einen Theil seines Feldes und bereitete es vor zur Aufnahme der Kirschbäumchen; er half dem Schmied, wo er konnte; der Förster verließ sich beim Anlegen der Waldculturen auf Niemanden so gern wie auf ihn und meinte, das Forstwesen wäre Pavel's eigentliches Fach gewesen, wenn er sich von Jugend an ihm hätte widmen können. „Und was für ein Schmied wäre er geworden, wenn er etwas gelernt hätte!“ sagte Anton. „Aber ein Gemeindekind läßt man nichts lernen; die Grundlagen fehlen, und beim Anfang anzufangen, ist es jetzt zu spät. Er wird sich mit dem schlechten Feld plagen bis an sein Ende und doch nichts Rechtes herausbringen.“

Diese Prophezeihung betrübte Pavel — ihn im Glauben an sein Feld zu erschüttern, vermochte sie nicht. Er bestellte den alten Virgil, der sich seinem Pflegesohn, wie er ihn nannte, mit Haut und Haar geschenkt hatte und tagelang neben Lamur auf seiner Schwelle hockte, zum Hüter seines Grundbesitzes, und Virgil übernahm das Amt freudig, vermochte jedoch nicht mehr, es zu versehen.

Vor seinen Augen vollzog sich Frevel um Frevel an Pavel's Eigenthum. Die Vorwürfe, die Virgil deshalb hören mußte, nahm er mit einem verschmitzt-schalkhaften Lächeln hin und sprach:

„Geh', Pavlicek, was liegt Dir an dem Krempel? . . . Du kannst ihnen bald den ganzen Krempel hinwerfen, wirst bald ganz andere Gründe haben."

Pavel gerieth in Zorn, verwies ihm solche Reden und wandte sich rasch ab, um den Eindruck zu verbergen, den sie auf ihn hervorbrachten.

Der Alte wurde immer aufgeräumter; sein schwaches Lebensflämmchen schien neu aufzuflackern, indeß der Sommer hinwelkte. Ein Wunder, das ihn beglückte, war im Begriff sich zu vollziehen. Er, der gebrechliche Greis, sollte den jungen, starken Peter überleben. Ja, das war das Einzige, das ihn freute; er sollte den Peter überleben. Der Arzt machte kein Geheimniß daraus, daß er ihn aufgegeben; alle Leute wußten es; nur Vinska wollte es nicht glauben, und der Kranke selbst sagte: „Ich werde gesund, sobald ich mich ausgehustet habe."

Peter kämpfte mit dem Tode wie ein Riese; je näher er ihm kam, desto muthiger wehrte er sich.

„Nützt Alles nichts," vertraute sein Schwiegervater Jedem, der es hören wollte, an; „der erste Frost nimmt ihn doch mit; der Herr Doctor hat es mir gesagt" — und Virgil konnte den ersten Frost kaum erwarten.

Eines frühen Morgens, im October, schallte der Klang des Zügenglöckleins durch das Dorf. An ein Fenster der Grubenhütte wurde geklopft, und Lamur schlug an. Pavel fuhr aus dem Schlafe; die Thür seiner Stube war geöffnet worden. Virgil stand da, das Gesicht brennroth, die mit einem Rosenkranz umwundenen Hände auf den Stock gestützt, und sprach:

„Was sagst dazu, Pavlicek? die Vinska ist eine Wittib."

XIX.

Der Winter in diesem Jahre trat gleich im Anfang mit ungewöhnlicher Kälte und ungewöhnlicher Reinlichkeit auf. Der Schnee, der einen ganzen Tag und eine ganze Nacht hindurch in kleinen, dichten Flocken aus massigen Wolken niedergewirbelt war, blieb silberweiß liegen; auf den Fahrwegen bildeten sich glatte Schlittenbahnen und schmale Fußpfade liefen glitzernd von Haus zu Haus und am Rande der Felder hin. An der Hütte Pavel's vorbei schlängelte sich der meist benützte von allen, der Pfad, den die Holzknechte auf ihren, jetzt regelmäßigen Gängen in den herrschaftlichen Wald ausgetreten hatten. Wenn sie am Morgen an ihre Arbeit gingen, trafen sie Pavel schon an der seinen; und wenn sie gegen Abend aus der Arbeit kamen, schien der unermüdliche Bursche gerade auf dem Punkt angelangt, auf dem der Fleiß zum Hochgenuß wird, zur seligen Besessenheit. Sie blieben dann meistens vor seinem Gärtlein ein wenig stehen, sahen ihm zu und wechselten ein paar Worte mit ihm. — Einmal that Hanusch, der Roheste unter den Rohen, als ob er nicht im Stande wäre, zu erkennen, was für ein Ding das sei, mit dem Pavel sich plage.

„Ein Dachstuhl wird's," erklärte dieser.

„So? baust noch ein Grubenhaus?"

— Nein, kein Haus, einen Stall beabsichtigte er im nächsten Frühjahr zu bauen.

„Und was wirst einstellen?"

„Werdet schon sehen," lautete seine Antwort, und Hanusch brach in ein Hohngelächter über Pavel's Geheimnißthuerei aus und rief, indem er den viereckigen Kopf zur Seite neigte und mit dem Pfeifenrohr nach den Uebrigen deutete:

„Die werden's sehen, ich weiß's schon. Wett'st um ein Seidel, daß ich's weiß?"

Das Gekicher der Anderen bewies, daß sie eingeweiht waren in den versteckten Sinn der Behauptung ihres Gefährten. Pavel aber kümmerten diese elenden Neckereien wenig, und er sandte den Urhebern derselben, wenn sie sich endlich trollten, höchstens ein gelassenes: „Hol' Euch der Teufel!" nach.

Der Holzknechte wegen wäre es ihm nicht eingefallen, den an seinem Wohnort vorbeiführenden Fußsteig zu verwünschen; er verwünschte ihn aus einem viel triftigeren Grunde. — Auf diesem Fußsteig kam jetzt ein-, auch zweimal die Woche Mägdlein Slava daher gewandert, als Botin der Frau Baronin an den Oberförster. Der alte Herr war krank gewesen, erholte sich langsam, und zur Unterstützung der Fortschritte seiner Reconvalescenz sandte ihm die Frau Baronin allerlei gute Sachen: edlen Wein aus ihrem Keller, feine Rehrücken, kräftige Hammelskeulen, und meistens war Slava die Ueberbringerin dieser Leckerbissen. Pavel bemerkte mit Verdruß, daß sie den Schritt verlangsamte, wenn sie in die Nähe seines Gärtleins kam und seine Ansiedlung neugierig betrachtete. Was hatte sie zu betrachten, was hatte sie sich um seine Ansiedlung zu kümmern? In guter Absicht geschah es gewiß nicht. Er gefiel sich darin, sein Vorurtheil gegen sie zu nähren; er überredete sich unter Anderem, daß sie die Anführerin der Kinder gewesen, die ihm dereinst seine Ziegel zertreten hatten. Sie auf der That zu ertappen, war ihm allerdings nicht gelungen; aber das bewies keineswegs ihre Unschuld, es bewies nur, daß sie sich darauf verstanden, rechtzeitig die Flucht zu ergreifen, die von ihr Verleiteten, im entscheidenden Augenblick, treulos verlassend. Wie sie an ihren Spießgesellen, hatten hundert- und hundertmal die Genossen seiner Bubenstreiche an ihm gehandelt; er wußte, wie es that, in der Patsche stecken gelassen zu werden. Nachträglich noch hätte er für sein Leben gern den Verrathenen eine Genugthuung verschafft, sollte sie auch in nichts Anderem bestehen, als in einem an die Verrätherin gerichteten, eindringlichen Vorwurf. Gewöhnlich verbiß sich Pavel, wenn er Slava von Weitem erblickte, derart in seine Beschäftigung, daß es Nichts zu geben schien, wichtig genug, ihn darin zu unterbrechen.

Einmal machte er aber doch eine Ausnahme.

Da kam sie daher mit ihrem Henkelkorbe, leichten Ganges, vom Sonnenlicht umflossen, die Hexe, trug ein dunkles Wolltuch um das von der Winterkälte rosig angehauchte Gesicht geknüpft, eine gut gefütterte und doch ungemein zierliche Jacke, ein faltenreiches Röcklein, das bis zu den Knöcheln reichte, blau, mit weißen Sternchen besäet, und hohe Stiefel an den schlanken Füßen, unter denen der Schnee knisterte. Und munter und frisch war sie, daß es ein Vergnügen hätte

sein müssen, sie anzusehen, wenn einem das Herz nicht voll des Grolls gegen sie gewesen wäre.

Bei der Umzäunung der Grubenhütte angelangt, hemmte sie, wie sie pflegte, den Schritt und musterte das Häuschen vom Grunde bis zum Firste.

Plötzlich richtete Pavel sich von seiner Arbeit auf, warf die Hacke hin und, auf das Mägdlein zuschreitend, sprach er: „Was schaust?"

Und sie, überrascht, aber nicht im Mindesten erschrocken, wurde sehr roth und erwiderte: „Was soll ich schauen?"

„Nichts," versetzte Pavel unwirsch, „gar nicht schauen sollst, weiter gehen sollst."

Das schien jedoch keineswegs ihre Absicht, vielmehr hatte sie sich dem Zaun genähert, und da Pavel dies seinerseits auch gethan, standen sie ziemlich nahe an einander. Sie, in der ganzen Zuversicht ihrer Schönheit, ihrer Jugend, ihres Frohsinns; er, in seiner befangen machenden Erbitterung gegen sie, gegen ihre lügenhafte Anmuth und Holdseligkeit.

Slava hatte ihren Korb neben sich auf den Boden gesetzt und bewachte ihn fortwährend mit ihren Blicken, als ob sie fürchtete, daß er davonlaufen werde, sobald sie ihn aus den Augen ließe; und so, mit gesenkten Lidern und leise bebenden Lippen, sagte sie: „Ich schau' das Haus an, weil ich mich nicht getrau', Dich anzuschauen."

Pavel zog die Brauen finster zusammen und murmelte Etwas von einem „bösen Gewissen".

Da wurde sie wieder roth: „Wer hat ein böses Gewissen?"

„Der fragt."

„Ich? . . . warum hätte denn ich ein böses Gewissen?"

Die geheuchelte Treuherzigkeit, mit welcher diese Frage gestellt war, erweckte Pavel's Zorn, und während tausend brennende Ausdrücke für denselben sich ihm auf die Lippen drängten, plumpste er heraus mit dem schwächsten, dem kindischesten: „Hast Du mir nicht meine Ziegel zertreten?"

Das Mädchen erhob die Augen, ihr Blick ruhte voll und hell auf ihm: „Wann soll ich das gethan haben? . . . Das hab' ich nie gethan."

„Lüg' nicht," herrschte er sie an.

„Ich lüg' nicht," erwiderte sie, „warum sollt' ich lügen? Ich hab's nicht gethan, und damit gut."

— Er glaubte ihr, er konnte nicht anders als ihr glauben, und schon etwas besänftigt, fuhr er fort: „Bist Du mir nicht nachgelaufen mit einem Stein in der Hand?"

„Aber Pavel, wer wird sich denn so 'was merken, was ein dummes Kind gethan hat. Was hast Du nicht Alles gethan?" — Sie schlug leicht und zierlich mit der Hand in die Luft: „So 'was vergißt man. Ich bitte Dich, Pavel, vergiß das."

Er schwieg; es überkam ihn wie Scham über sein allzu treues Gedächtniß. Hatte sie nicht recht? — so 'was vergißt man. Von Verzeihen, ja von Dankbarkeit gegen die Urheber unserer Prüfungen hatte Milada gesprochen; vom Ver-

gessen der Beleidigung — nicht. Um ihm davon zu sprechen, von diesem gründlichsten Heilmittel, hatte die kleine, nichtsnutzige Feindin kommen müssen.

Sie sagte noch ein paar freundliche Worte, beugte sich, hob ihren Korb auf und setzte ihre Wanderung fort.

Pavel blieb allein mit Lamur, mit seiner Arbeit und mit seinen Gedanken. — Vergiß, dann brauchst du nicht zu verzeihen! Vergiß, dann hast du auch keinen Grund, dir Etwas darauf einzubilden, daß du verziehen hast. Wenn man's nur träfe! Er besann sich, daß er es einmal getroffen hatte, der hübschen Widersacherin gegenüber, damals, als er aus dem Schloß gestürzt kam, voll des Glücks über das große Geschenk der Frau Baronin. Und was einmal zufällig und unwillkürlich gelang, sollte es nicht wieder gelingen können, freiwillig und mit gutem Bedacht?

Bei ihrem nächsten Gange zum Forsthause hielt Slava abermals ein Ständchen mit Pavel und seine erste Frage an sie war:

„Wenn Du kein schlechtes Gewissen gegen mich gehabt hast, warum hast Du Dich gefürchtet, mich anzuschauen?“

„Weil Du immer so verdrießlich gewesen bist und schreckliche Augen auf mich gemacht hast. Das mag ich nicht, ich hab's gern, daß man fröhlich ist und mich freundlich ansieht.“

Mit diesem „man“ meinte sie nicht etwa ihn allein, sie meinte Jeden. Pavel täuschte sich nicht lange darüber. Es war ein Teufelchen der Lustigkeit in ihr, das sie antrieb, den Ernst zu bekämpfen, wo immer sie ihm begegnete; und diese Lustigkeit, die fast bis an die Grenze der Ausgelassenheit gehen konnte, verbunden mit den hohen Ehren, in welchen sie ihr nettes Persönchen hielt, und ihrem jungfräulich züchtigen Wesen machte ihren von Jung und Alt empfundenen Zauber aus.

Auf Niemanden jedoch wirkte er unwiderstehlicher als auf Arnost; den hatte sie völlig umstrickt, und er machte Pavel gegenüber weder ein Hehl aus seinen Liebesschmerzen noch aus seiner Eifersucht auf ihn. Als ein verständiger, mit praktischem Sinn ausgerüsteter Bursche, fand er nichts erklärlicher, als daß Slava den Inhaber eines Hauses und eines Feldes, ihm, der nur ein Haus und den dazu gehörenden kleinen Gemeindeantheil besaß, vorziehen müsse.

Daß Pavel in die Reihen der Bewerber um die Gunst oder die Hand des hübschen Mädchens zu treten beabsichtige, schien ihm so ausgemacht, daß er nicht einmal darnach fragte, und sein Freund, dem er das zu verstehen gab, und der schon hatte sagen wollen: „Bist ein Narr, ich denk' nicht an sie, sie ist mir gleich wie 'was,“ verschluckte diese Antwort; denn — er wollte nicht lügen.

Gleichgültig war sie ihm nicht, sie hatte es doch auch ihm angethan. — Nicht wie dem Arnost; von einem blinden Verliebtsein war bei ihm keine Rede, aber warm machte ihm ihre Nähe, und überaus gut gefiel sie ihm und überaus lieb wäre es ihm gewesen, wenn er den Zweifel hätte loswerden können, der sich in ihrer Gegenwart immer wieder meldete und eine gewisse bange, unbestimmte Erwartung: „Jetzt und jetzt wird sie Etwas thun, das mir ans Herz greifen und mir die Freude an ihr verderben wird.“

Ein anderes Bedenken, das ihn früher schwer gepeinigt hatte, war er ganz

los geworden, das: wird mich denn eine Ordentliche nehmen? wird eine Ordentliche unter einem Dach mit meiner Mutter leben wollen? Nun, die Slava war eine Ordentliche und ließ ihn merken, daß sie ihn nehmen würde, obwohl sie recht gut wußte, daß die Mutter heute oder morgen heimkehren und Aufnahme finden werde bei ihrem Sohn. Sie fragte ab und zu nach ihr und sprach einmal:

„Eine Mutter bleibt halt doch immer eine Mutter; sie soll sein, wie sie will, wenn man nur eine hat. Ich hab' keine."

Pavel begrüßte sie nun stets sehr artig, machte nie mehr schreckliche Augen „auf sie", verhielt sich aber, was auch in seinem Innern drängte und gährte, äußerst zurückhaltend gegen die Kleine, während Arnost vor ihr in Weichheit zerschmolz oder in Flammen aufloderte. Der verliebte Bursche war immer genau unterrichtet von jedem ihrer Schritte, und immer traf sich's, daß er an den Tagen, an denen sie einen Botengang ins Forsthaus unternahm, zufällig just nichts zu thun hatte und sich Pavel zur Verfügung stellen konnte, um ihm bei seiner Arbeit behilflich zu sein. Kam die Erwartete dann, so fand sie die Zwei an den Zaun gelehnt und ihrer harrend. Wer es in größerer Sehnsucht that, ob der Ernste, Verschlossene, ob der Andere, sie selbst wußte es nicht. Sie benahm sich mit Beiden gleich herzlich, gleich kameradschaftlich, sprach aber mehr mit Arnost, weil sich der viel besser aufs Scherzen und Spaßen verstand.

Nach Weihnachten brachte Slava einmal eine Kunde aus dem Schlosse, durch welche alle eingeschlummerten Sorgen Pavel's über seine Schwester wieder wach gerüttelt wurden. Milada war krank gewesen, die Frau Baronin hatte neuerdings einen Besuch im Kloster gemacht, und war neuerdings getröstet heimgekehrt. Es ging besser, versicherte sie, es ging gut. Dennoch hatte sie sich von „ihrem Kinde" nicht leicht getrennt, gedachte bald zu ihm zurückzukehren und dann mehrere Wochen, als Gast der Frau Oberin, im Kloster zu verweilen. Vorher aber — ließ sie Pavel sagen — wolle sie ihn noch sprechen.

Er beeilte sich, von der Erlaubniß Gebrauch zu machen, fand die alte Dame gebeugt und unruhig und, je mehr sie es war, desto bemühter, sich selbst Frieden zu erringen und den der Anderen nicht zu stören.

Die Frau Baronin gab Pavel das Versprechen, ihm unmittelbar nach ihrem Eintreffen in der Stadt eine Zusammenkunft mit Milada zu erwirken, und nahm dafür sein Wort in Empfang, daß er sich um eine solche nicht auf eigene Hand bemühen werde.

Er schrieb an Milada, erhielt einige schöne, tröstliche Zeilen, wartete auf die Abreise der Frau Baronin, und als diese erfolgte, auf die Berufung zu seiner Schwester. Zum Springen schwer war ihm das Herz und wurde nur etwas leichter, wenn es Pavel gegönnt war, sich an dem Anblick des holden Mädchens zu laben, das Arnost und er nicht mehr anders als „die Goldamsel" nannten.

Die Zeit kam, in welcher er es thöricht zu finden begann, sich länger gegen die in ihm aufkeimende Neigung zur Wehre zu setzen. Daß Slava eine besondere Liebe für ihn hege, bildete er sich nicht ein; aber er zweifelte auch nicht, daß sie, wenn Arnost und er um sie freiten, ihm den Vorzug geben und, einmal verheirathet, ein braves Weib sein werde, wie sie ein braves Mädchen gewesen war.

Aus Rücksicht für den Freund, auf sie zu verzichten, der Gedanke war ihm im Anfang allerdings manchmal durch den Sinn geflogen; aber diese Regungen der Großmuth hatten sich in dem Maße vermindert, als sein Wohlgefallen an dem munteren Ding wuchs und wuchs.

Gegen Arnost war er so aufrichtig, wie dieser gegen ihn.

„Wie lieb Du sie hast, ich hab' sie lieber," sagte Arnost.

„Was nützt das, wenn sie mich nimmt," sagte Pavel. „Und ich werd' sie nächstens fragen, ich will auch einmal glücklich sein."

Arnost erwiderte: „Frag' sie." — Sein Entschluß war gefaßt. Am Tage, an dem Pavel das Jawort Slava's erhielt, wollte er die Hütte, in welcher er seit dem Tode seiner Mutter allein hauste, verkaufen und Soldat werden. Es ist kein schlechtes Leben beim Militär, besonders für Einen, der es, wie Arnost, schon nach zweimonatlicher Dienstzeit zu einer Charge gebracht hat. —

Eines nebligen Januar-Vormittags kam er in höchster Aufregung zu Pavel und theilte ihm mit, heute mache die Kleine ihren letzten Besuch beim Oberförster, er sei gesund, die Sendungen aus dem Schlosse hörten auf.

Arnost stand der Angstschweiß auf der Stirn, in seiner Brust ging es zu wie in einem Pochwerk. „Ich halt's nicht mehr aus," sagte er. „Heute mußt Du reden, oder ich rede."

„So red'," sagte Pavel, „ich werd' aber auch reden."

Sie sahen einander mit Augen an, aus denen der Haß funkelte, und gingen hinter dem Zaun hin und her wie zwei Löwen im Käfig. Lamur saß auf der Schwelle, schwarz und häßlich, und beobachtete in stiller Verachtung die beiden von der Leidenschaft verzehrten Menschenkinder.

Nun brach ein breiter Sonnenstrahl durch den weißen Dunst, der ringsum auf den Feldern und Wegen lagerte und verwandelte ihn in licht und farbig glitzernden Duft, von dessen durchsichtigen Schleiern umwoben, die kleine Slava herannahte, an diesem Tage, gerade an diesem, an dem die feindlichen Freunde ein Wort im Vertrauen an sie zu richten gedachten, nicht allein.

Sie hatte eine Begleiterin mitgenommen — die Vinska.

Arnost und Pavel entdeckten es zugleich, und der Erste rief und der Zweite murmelte: „Verwünscht!"

Ein kleines Stück Weges hinter dem jungen Weibe und dem jungen Mädchen kam die Schar der Holzknechte. Sie gingen heute so ungewöhnlich spät in den Wald, weil gestern Sonntag gewesen war, und weil ein Holzknecht, der sich achtet: „am Montag früh immer Feierabend macht," wie Hanusch zu sagen pflegte.

Vinska schien es für nöthig zu halten, ihr Kommen dadurch zu erklären, daß sie mit dem Herrn Oberförster wegen des Ankaufs von Bauholz sprechen müsse und sich Slava angeschlossen habe, weil sich's zu Zweien doch immer besser gehe.

Arnost fing das Wort sogleich auf, gab ihr Recht, und ihre Gefährtin anstarrend, stammelte er etwas Verworrenes von der Thorheit, das nicht einzusehen, und lieber allein dahin zu zotteln durchs Leben, statt mit Einem, der einen übermenschlich gern hat.

Pavel flüsterte ihm ein zorniges: „Red' Du nur!“ zu, und nachdem sein erster Verdruß über Vinska's Anwesenheit verraucht war, forderte er sie und Slava auf, bei ihm einzutreten und ein wenig zu rasten. Damit öffnete er das Gitterpförtchen und hieß sie, nachdem sie seiner Einladung Folge geleistet hatten, nicht ohne hausherrliche Würde, auf eigenem Grund und Boden willkommen.

Diese Höflichkeit vollzog sich vor den Augen der heranrückenden Holzknechte und gab den wüsten Gesellen Anlaß zu Glossen der empörendsten Art.

Pavel wußte keine Antwort darauf und von seinem Platze aus rief er mit unterdrückter Wuth den Holzknechten zu: „Packt Euch!“

Sie erwiderten mit Rohheiten, schlimmer als alle vorhergehenden, und Hanusch, bequem an den Zaun gelehnt, die Pfeife zwischen den Zähnen that, als ob er den im Gärtlein liegenden Dachstuhl aufmerksam betrachte und sprach:

„Der is ja fertig, jetzt kannst anfangen, den Stall zu bauen . . . Bau' ihn! bau' ihn! tummel' Dich, die Du einstellen willst, is schon auf'm Weg . . . die aus'm Zuchthaus!“

„Die, ja — Die,“ scholl es im Chor, und Hanusch schrie, daß die Adern an seinem Halse schwollen:

„Nehmt ihn, Weiblein! Vor der Schwiegermutter aus'm Zuchthaus braucht Ihr Euch nicht zu fürchten, die kommt in den Stall, die Mutter! . . .“

Die Worte reuten ihn.

Pavel hatte sich aufgebäumt, aus seiner Brust drang ein gräßliches Stöhnen, über seine Zähne floß das Blut der zerbissenen Lippe. Einen Augenblick schaute er . . . Da stand die Frau, die er geliebt hatte — da stand das Mädchen, das er liebte, da der ehrliche Bursche, dem er es streitig machen wollte, und dort am Zaun der Schurke, der ihn in ihrer Gegenwart unauslöschlich beschimpft hatte; auf dem Boden aber, zu seinen Füßen, lag sein gutes Zimmermannsbeil. — Die Dauer eines Blitzes, und er hatte es ergriffen und geschleudert. — Hanusch kreischte und bog aus. Das nach seinem Kopf gezielte Beil flog haarscharf an seinem Ohr vorbei. Alle schrieen. Pavel stieß Vinska weg, die ihm den Weg vertreten wollte, schwang sich über den Zaun und sprang mitten unter die Holzknechte hinein.

So furchtbar war er anzusehen, ein so maßloser Zorn sprühte aus seinen Augen, daß der ganze Trupp vor ihm zurückwich — am weitesten Hanusch, die Hand am Ohr. Aber schon war er ereilt und gestellt von Einem, der noch rascher gewesen als Pavel. Lamur hatte ein unheilverkündendes Knurren ausgestoßen, sich seinem Herrn vorangeworfen und Hanusch an der Gurgel gepackt. Der glitt aus, wankte und stürzte dicht vor Pavel nieder, die hervorgequollenen Augen in verzweiflungsvoller Angst auf ihn gerichtet, der schon den Fuß erhob, um den Mund zu zermalmen, der ihm solche Schmach angethan . . . Plötzlich jedoch, wie von Abscheu und Entsetzen ergriffen, todtenbleich geworden, stampfte er den Boden und rief: „Zurück, Lamur!“

Ungern ließ der Hund ab von seiner Beute. Hanusch erhob sich mühsam, seine Genossen machten Miene, Alle zusammen auf Pavel loszugehen, besannen sich aber eines Anderen. Sie parlamentirten noch eine Weile mit Arnost, während

Pavel, dumpf vor sich hinbrütend, dastand, und zogen endlich, kleinlaut geworden, weiter. Erst in einiger Entfernung vom Grubenhaus faßten sie den Muth, sich zurück zu wenden und in Drohungen zu ergehen, auf welche Niemand hörte als Diejenigen, von denen sie ausgestoßen wurden.

Die Zurückgebliebenen bildeten eine kleine, stumme Gruppe. Pavel schien der Letzte sein zu wollen, das Schweigen zu brechen. Er war an die Thür der Hütte getreten und sah zu seinem Hunde nieder, der seinen Blick ernst und verständnißvoll erwiderte.

Eine Weile verging, bevor sich Slava so weit ermunterte, daß sie Pavel an seine vorhin gemachte Einladung erinnern konnte. Halblaut erneuerte er dieselbe und lächelte das Mägdlein, auf dessen Gesicht sich die Spuren des überstandenen Schreckens malten, fremd und traurig an. Man trat ins Haus, in die durch Habrecht's Großmuth eingerichtete Stube mit der niederen Decke, mit den kleinen Fenstern und dem Fußboden aus gestampftem Lehm. Der Tisch stand in der Mitte der Stube, wie er in der Mitte des Lehrerzimmers gestanden hatte, der alte Lehnstuhl und drei Sessel davor. In der Ecke, der Herdnische gegenüber, der schmale Schrank, der das Heiligthum des Hauses trug, des Freundes kostbarstes Vermächtniß, die Bücher, in denen immer zu lesen er Pavel empfohlen hatte. Nicht umsonst; man sah es den schlichten Bänden an, daß sie sehr oft, wenn auch in schonender Ehrfurcht, zur Hand genommen wurden.

Vinska nahm Platz im Lehnstuhl, Slava auf einem Sessel neben ihr. Die Erste schwieg, die Zweite äußerte sich verbindlich über die Reinlichkeit, die im Hause herrschte, brach aber ab, verwirrt durch die strengen Mienen der drei Anderen.

Arnost war zu Pavel getreten und hatte ihm ein paar Worte zugeraunt, und Pavel hatte den Kopf geschüttelt, sich nicht mehr geregt und stand, wie auf dem Fleck angewurzelt, in finstere Gedanken versunken.

Lange bezwang sich Arnost, zuletzt aber siegte seine Ungeduld; er faßte Pavel bei der Schulter und sprach: „Was simulirst? hör' schon auf . . . Was liegt Dir dran, was ein paar Betrunkene reden?"

„Ja," fiel die Kleine mit ihrer glockenhellen Stimme ein, „was liegt Dir dran? Laß die Leut' reden, und sprechen wir lieber von 'was Lustigem."

Pavel horchte auf — eine so liebe Stimme, und konnte doch einen Mißklang erwecken.

„Von 'was Lustigem? — gut — ich hab's nicht anders im Sinn." Er lachte herb und trocken, kam auf den Tisch zu und wandte sich an die Kleine: „Ich bin ein Freiwerber," sprach er, „für den da, für den Arnost. Wir haben es schon lang' zusammen ausgemacht, daß ich Dich fragen soll, ob Du ihn nimmst?"

„Mach' keinen schlechten Spaß," fuhr ihn Arnost derb an; „was soll denn das heißen?" und noch derber gab Pavel zurück:

„Willst vielleicht nicht mehr werben? Ist die Lieb' schon verraucht? . . ."

„O, was die Lieb' betrifft . . ."

Der Ausdruck, mit dem diese Worte gesprochen wurden, erledigte die Frage übergenügend.

Eine Viertelstunde später verließ ein Brautpaar die Hütte Pavel's. Der Bräutigam glückselig, die Braut still zufrieden. Arnost war ihr lieber als Pavel; noch lieber jedoch wäre ihr Arnost mit dem Felde Pavel's gewesen.

Vinska ging mit den Verlobten, die sie ins Forsthaus begleiten wollte. Am Ausgang des Gärtchens jedoch hieß sie die jungen Leute vorangehen, blieb stehen und sprach zu Pavel: „Was war das jetzt? Es hat geheißen, Du hast die Slava gern?"

„Ich hab' sie auch gern," rief er und mit seiner Selbstbeherrschung war es zu Ende; „aber wie soll denn ich heirathen, wie soll denn ich ein Weib nehmen, ich, dem's alle Tag' geschehen kann, er weiß nicht wie, daß er Einen erschlagen muß, weil er sich nicht anders helfen kann? Ich hab' Schand' fressen sollen, dazu hat die Mutter mich geboren. Jetzt haben sie 'was Bess'res aus mir machen wollen, der Herr Lehrer und meine Schwester Milada, und jetzt schmeckt mir die Schand' nicht mehr und jetzt bring' ich sie nicht mehr hinunter, das ist mein Unglück."

Nach einer Pause, in welcher Vinska die Augen fest auf den Boden gerichtet hielt, sagte sie: „Du bist mitgegangen beim Begräbniß von meinem armen Peter. Ich hab' Dir noch nicht danken können, weil Du mir immer ausweichst."

Er zuckte die Achseln und erwiderte: „Ich werd' Dir nimmer ausweichen. Leb' wohl."

„Lieber Pavel," nahm sie nach abermaliger Pause wieder das Wort; „eh' ich geh', mußt Du noch 'was anhören. Ich hab' keine Ruh', die Leut' lassen mir keine Ruh'. Mein armer Peter ist erst drei Monate todt und schon haben sich zwei Freier bei mir gemeldet."

„So such' Dir einen aus."

„Ich glaube," sagte Vinska, nachdem sie eine Weile in den Schnee geblickt, „daß ich eine Wittfrau bleiben werde."

„So bleib' eine Wittfrau. Leb' wohl."

Schon im Begriffe, zu gehen, wandte sie sich noch einmal zu ihm und begann von Neuem mit beklommener Stimme: „Du hast gut sagen: Leb' wohl. Wenn man gegen Jemanden so schlecht gewesen ist, wie ich gegen Dich, lebt sich's nicht wohl!"

„Deswegen brauchst Dir keine grauen Haare wachsen zu lassen," sprach er ruhig; „das hab' ich Alles vergessen."

Sie senkte den Kopf auf die Brust, ein Schmerzenszug umspielte ihren Mund: „Und Du," fragte sie, „wirst Du wirklich immer ein Junggesell bleiben?"

„Ja," entgegnete er; „ich bleib' der einsame Mensch, zu dem Ihr mich gemacht habt."

XX.

Die Nachricht, die Pavel aus der Stadt erhalten sollte, traf ein und lautete sehr unbefriedigend. Die Frau Baronin ließ sagen, noch könne ihm die Erlaubniß, seine Schwester zu besuchen, nicht ertheilt werden; aus welchem Grunde, solle er später erfahren und sich vorläufig in Geduld fassen.

Bald darauf kam ein Brief von Milada, in welchem sie Pavel bat, sein

kommen aufzuschieben. Auf das Liebreichste dankte sie im Vorhinein für die Erfüllung ihrer Bitte, vertröstete ihn auf das Frühjahr, versicherte, daß es ihr von Tag zu Tage besser gehe, und schloß mit der Kunde, daß ihre Einkleidung, auf welche sie sich unaussprechlich freue, im Mai stattfinden werde.

So mußte Pavel sich bescheiden und that es; doch wurde es ihm nicht leicht. Jede Woche wenigstens einmal ging er ins Schloß und fragte: „Ist die Frau Baronin zurückgekommen?" und erhielt immer zur Antwort: „Nein." — „Hat sie auch nicht geschrieben?" — „Das wohl — um Anordnungen zu treffen, die auf eine neue Verzögerung ihrer Rückkehr schließen lassen."

Mit der Heirath Slava's, die ihr pflichtgemäß angezeigt worden, hatte sie sich einverstanden erklärt, dem Mädchen die erbetene Entlassung und ein Geschenk gegeben, das nicht nur hinreichte, um die Kosten der Hochzeit zu bestreiten, sondern auch, um ein rundes Sümmchen für die Wirthschaft zu erübrigen. Dies Alles, weil Slava, obwohl von früher Jugend an verwaist und auf eigenen Füßen stehend, sich stets brav geführt und nun unbescholten an den Altar treten konnte.

Am dritten Sonnabend nach Ostern fand die Trauung statt. Pavel fungirte als Brautführer. Er hatte sich schwer dazu entschlossen, that es aber dann in guter Haltung und mit Stolz auf seinen über sich selbst errungenen Sieg. Anton der Schmied vertrat die Stelle des Brautvaters, Vinska die der Brautmutter. Sie war trotz des großen Wittwentuches, das sie sich über den Kopf gezogen hatte, schöner als die Braut selbst. Der Herr Pfarrer sprach die Traurede mit ganz ungewöhnlicher Wärme, beehrte auch die Neuvermählten mit seiner Gegenwart beim Festessen im Wirthshause. Der Doctor, der Verwalter, der Förster, der Bürgermeister und einige große Bauern kamen, ihren Glückwunsch zu bringen und den Dank des jungen Paares für die ihm ins Haus geschickten Geschenke zu empfangen. Alles ging ohne unanständigen Lärm, einfach aber — „urnobel" zu.

Nach dem Essen wurde getanzt und nun ereignete sich das Erstaunliche. Virgil, der seit Jahren nur noch schleichen konnte, führte mit einer ungefähr im gleichen Alter wie er stehenden Magd eine Redowatschka an. — Als die Musik auf sein Geheiß die Weise des längst aus der Mode gekommenen Tanzes angestimmt, hatten sich die Gesichter aller anwesenden alten Leute erheitert. Die Männer standen auf, jeder winkte der „Seinigen", sie legten die schwieligen Hände in einander und schwenkten sich im Tanze hinter dem Hirten und seiner grauen Partnerin. Einmal wieder kamen sie in freundlicher Eintracht zusammen, die alten Paare, die vielleicht längst nichts mehr kannten als Hader oder Gleichgültigkeit. Da spielte ein verschämtes Lächeln um manchen welken Frauenmund, da blitzte es unternehmend aus manchem trüben Männerauge. Bei der lieben Redowa erinnerten sie sich der Tage, in denen sie jung gewesen waren und einander sehr gut, und tanzten sie unter dem Applaus ihrer Kinder und Enkel durch bis ans Ende.

Manches hübsche Mädchen hatte Pavel schon angeblinzelt und gefragt: „Was ist's mit Dir? kannst nicht tanzen?" —

„Weiß nicht," gab er zur Antwort, „hab's noch nie probirt."

„So probir's jetzt."

Digitized by Google

Aber das wollte er nicht, um Nichts in der Welt sich da lächerlich machen vor einer so großen Versammlung; er blieb dabei und widerstand sogar den Bitten Slava's, die durchaus wenigstens einmal mit ihm getanzt haben wollte an ihrem Ehrentage.

Dem Beispiel, das er im Entsagen gab, folgte die Vinska. Sie drohte sogar, das Fest zu verlassen, als der stürmischeste ihrer Freier sie zwingen wollte, mit ihm in den Reigen zu treten. Pavel und sie wechselten hie und da ein Wort; von seiner Seite, wenn nicht in Freundschaft, so doch in Frieden, von der ihren in tiefem Dank dafür, daß er mehr als verziehen — daß er vergessen hatte.

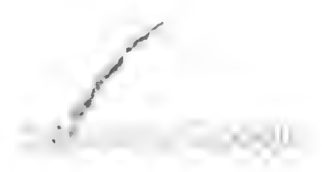
So war es auch; mit der Liebe zu ihr war die Erinnerung an das Leid erloschen, das er durch sie erfahren. Und wenn es ihm gelungen, sagte er sich, diese erste Liebe, die im Kern seines Daseins gewurzelt hatte, mit ihm gewachsen und stark geworden war, zu besiegen, sollte es ihm nicht ein Leichtes sein, der zweiten, über Nacht an seinem Lebensbaum erblühten, Herr zu werden? — Ein paar schmerzliche Regungen galt es noch zu überwinden, und er war ein freier Mensch — für immer, so Gott will, einsam und frei. Daß er sich in dieser Freiheit wohl fühle, dazu trug heute Alles bei. Der Tag war nicht nur für Arnost und Slava, er war auch für ihn ein Ehrentag. Zum ersten Male stand Pavel auf gleich und gleich mit den Besten, die er kannte, unter einem Dach. Angesehene Bauern grüßten ihn, der Förster sprach lange mit ihm in fast väterlicher Güte, der Herr Pfarrer holte seine Meinung in einer landwirthschaftlichen Frage ein, der Schmied wollte durchaus die Geschichte von der Maschine öffentlich erzählen und ließ sich nur aus Rücksicht für Vinska davon abhalten. Arnost betheuerte ihm laut und begeistert seine Dankbarkeit und ewige Freundschaft.

Das Gemeindekind bewegte sich in einer Atmosphäre von Achtung und Wohlwollen, die es einsog durch alle Poren, und um so inniger genoß, als eine leise Stimme in seinem Innern mahnte: „Freu' dich dieser Stunde, sie wiederholt sich dir vielleicht nie“ . . . Mit der Achtung, mit dem Wohlwollen wird es aus sein, wenn die Mutter kommt . . . Und sie kann morgen kommen — wer weiß? sie kann schon da sein. Er kann sie finden, wenn er sein Haus betritt, in seiner Stube, an seinem Herd . . .

Da faßte es ihn mitten in seinem stillen, schwermüthigen Glücke mit übermächtigem Drang: „Hinweg! überlaß der Mutter Hütte und Feld, und du wandere fort, weit, weit in die Welt, unter fremde Menschen, vor denen du dich nicht zu schämen brauchst zu lernen. Lerne, leiste und werde — wenn auch später als ein Anderer, mehr als die Anderen.“

Diese Gedanken hafteten, begleiteten ihn heim, waren seine letzten, als er einschlief und seine ersten, als er erwachte.

Am Morgen jedoch, als er seine im Herbst ausgepflanzten Kirschbäume besuchen ging und sah, wie die meisten von ihnen schon Blüthen über Blüthen angesetzt hatten, und als er sein Feld abschritt, auf dem die erste von ihm gesäete Frucht grünte, da fühlte er, daß ihm das Scheiden doch schwer sein würde. Wenn seine Schwester Milada, wenn Habrecht von den Fluchtgedanken, die er hegte, wüßten, was würden sie wohl sagen? —



„Kleiner Mensch, wirke in Deinem kleinen Kreise still und verborgen auf die Gesundheit des Ganzen."

Das war auch einer der Aussprüche des Freundes gewesen, der im Augenblick, in dem er gethan wurde, von Pavel's Verständniß empfangen worden war, wie das Samenkörnlein des Evangeliums vom Felsengrunde. Jetzt aber glich seine Seele nicht mehr dem steinigen Boden, sondern einem guten Erdreich, und das Samenkörnlein keimte und ging auf und mit ihm eine Fülle von Erwägungen . . .

Eine Stimme, die seinen Namen rief, weckte Pavel plötzlich aus seinem Sinnen; auf ihn zugelaufen kam ein herrschaftlicher Stallpage, winkte von Weitem und rief: „Die Frau Baronin hat einen Boten geschickt, Du sollst gleich zu ihr in die Stadt, Du sollst fahren."

„Ich werd' doch gehen können," erwiderte Pavel, dem es vor Ueberraschung, Freude, Schrecken heiß und kalt durch die Adern lief; „warum denn fahren?"

„Daß Du früher dort bist, vermuthlich; mach' nur, es wird schon eingespannt."

Hastig wechselte Pavel die Kleider und rannte ins Schloß. Die Fahrgelegenheit wartete bereits, ein Paar kräftige Wirthschaftspferde vor einem leichten Wagen gespannt, brachten ihn in kurzer Zeit nach der Stadt, an die Pforte des Klosters, wo ihn auf sein Schellen die Pförtnerin mit den Worten empfing:

„Ich soll Sie zu der Frau Baronin führen."

„Ist meine Schwester bei ihr? . . . Wie geht's meiner Schwester?" fragte Pavel mit versagendem Athem.

Die Nonne antwortete nicht, sie schritt ihm schon voran über eine Treppe, durch einen bildergeschmückten Gang, an dessen Ende, einer dunkeln Doppelthür gegenüber, ein lebensgroßer Heiland am Kreuze hing.

„Wie geht's meiner Schwester?" wiederholte Pavel.

Die Pförtnerin deutete nach dem dornengekrönten Haupte des Erlösers, sprach: „Denken Sie an seine Leiden," öffnete die Thür und hieß ihn eintreten. Pavel gehorchte und befand sich in einem saalähnlichen, feierlichen Gemach, in dem die Frau Baronin und die Frau Oberin standen, die alte Dame auf den Arm der Freundin gestützt.

„Gott zum Gruße," sagte die ehrwürdige Mutter; die Baronin wollte reden, vermochte es aber nicht und brach in Thränen aus.

Auch Pavel konnte nur stammeln: „Um Gottes willen, um Gottes willen, was ist's mit meiner Schwester? . . . Ist sie krank?"

„Sie ist genesen," sprach die Oberin. „Eingegangen zum ewigen Lichte."

Pavel starrte sie an, mit einem Blicke der Qual und des Zornes, vor dem ihre schönen ruhigen Augen sich senkten.

„Was heißt das?" schrie er auf in seiner Pein.

Da machte die kleine Greisin sich los von dem Arm ihrer starken Freundin und schwankte auf Pavel zu mit ausgestreckten zitternden Händen: „Armer Bursche," schluchzte sie, „Deine Schwester ist todt, mein liebes Kind ist mir vorangegangen, mir Alten, Müden."

Die Kniee versagten ihr, sie war im Begriff umzusinken; Pavel fing sie auf, und die alte Gutsfrau weinte an seiner Brust.

Er geleitete sie behutsam zu einem Lehnsessel und half ihr, sich darin niederzulassen; dann, am ganzen Leibe bebend, wandte er sich zur Oberin: „Warum hat meine Schwester mir geschrieben, daß es ihr besser geht von Tag zu Tag?“

„Sie hat es geglaubt, und wir durften ihr diesen Glauben lassen, bis die Zeit kam, sie zum Empfang der heiligen Wegzehrung vorzubereiten . . .“ sie zögerte.

„Vorzubereiten,“ wiederholte Pavel und drückte die Hand an seine trockenen, glühenden Augen, „sie hat also gewußt, daß sie sterben muß?“

Die Oberin machte ein bejahendes Zeichen.

„Und hat sie nicht gesagt, daß sie mich sehen will, nicht gesagt: ich will meinen Bruder noch sehen? — Frau Baronin,“ rief er die Greisin mit erhobener Stimme an, „hat sie nicht gesagt: ich will meinen Bruder noch sehen?“ —

„Sie hat Dich tausend- und tausendmal grüßen und segnen lassen, aber Dich zu sehen, hat sie nicht mehr verlangt,“ lautete die Antwort, und die ehrwürdige Mutter fiel ein:

„Sie war losgelöst von allem Irdischen, sie gehörte schon dem Himmel an . . . Sie sah ihn offen in ihrer letzten Stunde, sah Gott in seiner Herrlichkeit und hörte den jauchzenden Gesang der Engelschöre, die sie willkommen hießen im Reiche der Glückseligen.“

„Wann ist sie gestorben?“ würgte Pavel hervor.

„Gestern Abend.“

Gestern Abend — während er ein Fest mitfeierte, während seine Gedanken so fern von ihr waren! Mit wildem Zweifel ergriff es ihn: Es kann nicht sein, es ist ja unmöglich — — und er rief: „Wo ist sie? . . . Führen Sie mich zu ihr . . .“

„Sie ist noch nicht aufgebahrt,“ versetzte die Oberin; aber Pavel ließ keinen Einwand gelten, und die Gebietende, die zu herrschen Gewohnte, gab nach. —

Sie stiegen die Treppe zum zweiten Geschoß empor, durchschritten einen Gang, in welchen viele Thüren mündeten. Vor der einen blieb die Oberin stehen. „Das Zimmer Maria's,“ sprach sie in tiefer Ergriffenheit.

Pavel stürzte vor und riß die Thür auf . . In der weißgetünchten, von Sonnenlicht durchflutheten Zelle mit dem vergitterten Fenster, mit den glatten Wänden, stand ein schmales Bett, eine Wachskerze in schwarzem, eisernen Leuchter brannte zu dessen Häupten und eine zu dessen Füßen, vor demselben knieten, im Gebet versunken, zwei Klosterfrauen und auf dem Bette lag, mit einem Linnen bedeckt, eine starre, hagere Leiche. Die Oberin näherte sich ihr und zog das Tuch vom Gesicht herab.

Pavel prallte zurück, taumelte und schlug an den Thürpfosten an, an dem er stehen blieb und sich wand wie ein Gefolterter. Endlich, endlich brachen Thränen aus seinen Augen und er schrie: „Das ist nicht meine Milada, das ist sie nicht mehr. Wo ist meine Milada?“

Er war nicht zu beruhigen, sein Schmerz spottete des Trostes.

Die Frau Baronin ließ ihn rufen, weinte, sprach von Milada, und er hatte

nicht das Herz, ihr zu sagen, was er unaufhörlich dachte: „Hätte man sie zu rechter Zeit aus dem Kloster genommen, sie würde jetzt leben; du hättest dein Kind noch, und ich noch mein lichtes Vorbild, mein kostbarstes Gut."

Auf den Wunsch der alten Frau blieb er in der Stadt bis zum Tage des Begräbnisses, irrte in den Gassen umher, durch den ungewohnten Müßiggang seinem Schmerze ohnmächtig preisgegeben.

„Milada, meine liebe Schwester," sprach er vor sich hin, und manchmal blieb er stehen und meinte, es müsse ihm Jemand nachkommen und ihm sagen: „Kehr' um, sie lebt, sie fragt nach Dir. Das kleine, zusammengezogene Todtenangesicht, das Du gesehen hast, war nicht Milada's Angesicht."

Als sie in der Capelle aufgebahrt lag im Glanz von hundert Lichtern, weißgekleidet, mit weißen Rosen bedeckt, war er nicht zu bewegen, an den Katafalk heranzutreten. — Erst als der Sarg geschlossen wurde, der die Reste seiner Milada barg, warf er sich über ihn und betete, nicht für sie, sondern zu ihr.

Bei der Beerdigung machte der Anblick des Schmerzes seiner alten Gutsfrau ihn fast unempfindlich für seinen eigenen. Ganz gebrochen stand sie neben ihm am Grabe ihres Lieblings auf dem stillen Klosterfriedhofe und ließ nach beendeter Trauerfeierlichkeit den Zug der Nonnen vorüberschreiten, ohne sich ihm anzuschließen. Nach einer Weile erst sprach sie zu Pavel:

„Führe Du mich jetzt zurück auf mein Zimmer, und dann gehe heim und sage im Schloß, daß sie Alles zu meinem Empfang vorbereiten sollen. Ordentlich — es wird ohnehin die letzte Mühe sein, die ich meinen Leuten mache. Ich glaube, daß ich nur nach Hause kommen werde, um mich hinzulegen zum Sterben."

Pavel widersprach ihr nicht. Er fühlte wohl, auf einen Widerspruch war es hier nicht abgesehen, wie so oft bei alten Leuten, wenn sie Anspielungen machen auf ihren nahenden Tod; es war ernst gemeint, und also wurde es aufgefaßt.

Spät am Nachmittag langte er im Dorfe an. Sein erster Gang war nach dem Schloß, wo er den Auftrag der Frau Baronin bestellte. Die Dienerschaft lief zusammen, als es hieß, er sei da; Alle sahen ihn voll Neugier an, und er machte sich rasch davon, besorgend, daß Fragen über Milada an ihn gestellt werden könnten. Auf der Straße begegnete er derselben Aufmerksamkeit, die er im Schlosse erregt hatte. Einer oder der Andere blieb stehen in der Absicht, ihn anzureden; aber Pavel eilte mit kurzem Gruß vorbei.

Im Hofe Vinska's, auf einer Bank, saß Virgil, der sich bei seiner Tochter ganz einquartirt hatte seit dem Ableben Peter's. Er winkte Pavel heran: „Bist endlich da?" rief er ihm zu . . . „Du, Dein Hund wär' verhungert, wenn ich mich seiner nicht angenommen hätt'."

„Hab' mich ohnehin darauf verlassen," erwiderte Pavel und schritt weiter; Virgil jedoch schrie aus allen Kräften:

„Lauf' nicht, bleib'! die Vinska hat Dir 'was zu sagen," und da trat sie auch schon aus der Thür, ging auf Pavel zu und sprach in der demüthigen Weise, in welcher sie sich ihm gegenüber jetzt immer verhielt:

„Wir haben von Deinem Unglück gehört . . . es thut uns leid . . ."

„Laß, laß das!“ fiel er ihr ins Wort.

„Sag' ihm doch das Andere,“ ermahnte Virgil voll Ungeduld.

Vinska verfärbte sich. „Lieber Pavel,“ begann sie, „lieber Pavel, Deine Mutter ist angekommen.“

Er zuckte zusammen: „Wo ist sie? . . . Ist sie in meinem Hause?“

„Nein, sie hat in Dein Haus nicht treten wollen, bevor Du da bist. — Sie hat auch nicht zu mir kommen wollen,“ setzte sie hinzu.

„Hast Du sie eingeladen?“

„Ja, ich habe sie eingeladen, zu mir zu kommen und bei mir auf Dich zu warten. Sie hat nicht gewollt; sie wohnt beim Wirth. Aber gefragt hat sie nach Dir und sich gar nicht satt hören können, und den ganzen Tag ist sie oben bei Deinem Haus. Sie wird auch jetzt dort sein.“

Pavel war zu Muth', als ob ein großes Stück Eis auf seine Brust gefallen wäre. „Gut,“ murmelte er, „gut, so geh' ich;“ aber er rührte sich nicht. Sein unstät irrender Blick begegnete dem der Vinska, der angstvoll gespannt auf seinem finstern Gesichte ruhte, und plötzlich sprach er: „Ich dank' Dir, daß Du sie eingeladen hast.“

„Nichts zu danken,“ versetzte Vinska.

Die Herzen beider pochten hörbar, deutlich las jeder in der Seele des Andern. Sie fand in der seinen nicht mehr die alte Liebe, aber auch nicht mehr den alten Groll; die ihre war in allen Tiefen erfüllt von schwerer, von nutzloser Reue, hervorgegangen aus dem Bewußtsein: Was ich an dir gefrevelt habe, vermag ich nie wieder gut zu machen.

Ohne mehr ein Wort zu wechseln, schieden sie.

Pavel ging langsam die Dorfstraße hinauf. — Die Sonne versank hinter den waldbekränzten Hügeln, scharf und schwarz ragten die Wipfel des Nadelholzes in die purpurfarbige Luft. Auf das Grubenhaus hatten klare Schatten sich gebreitet, sie glitten über sein ärmliches Dach, trübten den Glanz seiner kleinen Fensterscheiben, umflossen eine hohe Gestalt, die vor dem Gärtchen stand, vertieft in den Anblick des untergehenden Tagesgestirns.

„Die Mutter,“ sagte sich Pavel — „die Mutter.“

Da war sie, ungebeugt von der Last der letzten zehn Jahre, ungebrochen durch die Schmach ihrer langen Kerkerhaft. Pavel setzte seinen Weg fort — nicht mehr allein; das unterdrückte Geräusch von flüsternden Stimmen, von Schritten, die ihm nachschlichen, schlug unsäglich widerwärtig an sein Ohr. Eine Schar von Neugierigen gab ihm das Geleite und wollte Zeuge sein der ersten Begegnung zwischen Mutter und Sohn. Er sah sich nicht um, er ging vorwärts, äußerlich ruhig, seinem Verhängniß entgegen. —

Die Mutter hatte sich gewandt, erblickte ihn, und Wonne, Stolz, erfüllte Sehnsucht leuchteten in ihren Augen auf; aber sie blieb stehen, wo sie stand, mit herabhängenden Armen, sie sprach ihn nicht an.

„Grüß' Euch Gott, Mutter,“ sagte er rasch und gepreßt; „warum bleibt Ihr vor der Thür, tretet ein.“

„Ich weiß nicht, ob ich soll,“ antwortete sie, ohne ihn aus den Augen zu lassen, aus denen eine Liebe sprach, ein glückseliges Entzücken, die wie Licht und

Wärme über ihn hereinströmten. „Ich habe nicht gedacht, Dich so zu finden, Sohn —“ ihre Stimme bebte vor tiefinnerlichstem Jubel — „nicht so, wie ich Dich finde. Ich möchte Dir nicht Schande bringen, Pavel.“

Nun faßte er ihre Hand: „Kommt, kommt, und noch einmal: Grüß' Euch Gott,“ sagte er, führte sie ins Haus und sah, daß sie unwillkürlich das Zeichen des Kreuzes machte, als sie es betrat. „Setzt Euch, Mutter,“ bat er; „ich hab' Euch viel zu sagen, viel Trauriges . . .“

Sie war seiner Aufforderung gefolgt, sah sich bewegt und staunend in der Stube um und sprach: „Was Du mir sagen willst, weiß ich im vorhinein: daß ich hier nicht bleiben kann. Es ist mir nicht traurig — wonnig, wonnig nur, daß ich Dich so gefunden habe, wie Du bist, wie ich Dich sehe . . . Nie wäre es mir in den Kopf gekommen, Sohn, daß ich Dir beschwerlich fallen will, und wie Du geschrieben hast: Ich bau' ein Haus für Euch, da habe ich gedacht: Baue! und Gott segne jeden Ziegel in Deinen Mauern. Baue! baue! aber für Dich — nicht für mich.“

„Warum habt Ihr so gedacht?“

„Weil ich einen Richter an Dir habe, Sohn,“ antwortete sie ruhig und ohne den Schatten eines Vorwurfs, und er fragte verwirrt:

„Was meint Ihr, ich versteh' Euch nicht.“

„Wenn ich keinen Richter an Dir gehabt hätte,“ fuhr sie in ihrer Gelassenheit fort, „hättest Du Dich manchmal nach mir umgeschaut. Was das heißt, daß Du es nie gethan hast, weiß ich, und darum bin ich auch nur gekommen, weil ich es nicht mehr ausgehalten habe, Dich nicht zu sehen, und gehe wieder, heute noch.“

„Wohin? Ihr könnt doch nicht wieder in den Kerker zurück?“

„Das nicht; aber in unser Spital, wo ich Krankenwärterin bin.“

„So, Mutter, so? Seit wann?“

„Seit ein paar Monaten schon.“

„Das muß 'was Schweres sein, Krankenwärterin bei den schlechten Leuten.“

„Schwer und leicht; die Aergsten werden oft die Besten, wenn sie einen brauchen . . . und schwer oder leicht, was liegt dran? Ich hab' dort einmal mein Zuhaus; ich bin zufrieden. O lieber Gott, mehr als zufrieden —“ und wieder umfaßten ihre strahlenden Blicke den Sohn mit unergründlicher Liebe. „Mehr als zufrieden, weil ich Dich jetzt gesehen habe, so stark, so brav, so gesund . . . Und mein zweites Kind, das sie dem lieben Herrgott geschenkt haben, das ich nicht sehen darf — Milada . . .“ Pavel stöhnte — „ist sie schon eine kleine Klosterfrau?“

„Nein, Mutter.“

„Nein?“ Sie erbebte bei dem gramvollen Ton seiner Worte. „Nein,“ murmelte sie mit trockenen Lippen und stockendem Athem, „noch nicht würdig befunden worden dieser höchsten Gnade?“

„O Mutter,“ rief Pavel, „wie redet Ihr? — nicht würdig? Sie war eine Heilige . . . Das ist das Traurige, das ich Euch gleich habe sagen wollen — Milada ist todt.“

„Todt …" Zweifelnd, dumpf und gedehnt sprach sie es ihm nach und schrie plötzlich: „Nein, nein, nein!"

„Seit drei Tagen, Mutter."

Sie sank zurück, erdrückt von der Wucht eines Schmerzes, der mächtiger war als sie. — Allmälig erst kam wieder Leben in ihre Züge, und ihre Starrheit wich dem Ausdruck wehmüthiger Begeisterung: „Ich glaube Dir, Sohn, ich glaube Dir. Sie war eine Heilige, und jetzt ist sie im Himmel, und dort werde ich sie finden, wenn es dem Herrn gefallen wird mich abzurufen."

„Mutter," entgegnete Pavel zögernd, „hofft Ihr denn, daß Ihr in den Himmel kommen werdet?"

„Ob ich es hoffe? — Ich weiß es! — Gott ist gerecht."

„Barmherzig sagt . . Sagt Ihr nicht barmherzig?"

Seine Mutter richtete sich auf: „Ich sage gerecht," sprach sie mit einer großartigen Zuversicht, vor der alle seine Zweifel versanken, die einen Glauben an dieses arme verfehmte Weib in ihm entzündete, fester, treuer, seligmachender als je ein Glaube an das Höchste und Herrlichste. Er trat näher, sein Mund öffnete sich; sie erhob bittend die Hände: „Frag' mich nicht mehr, ich kann Dir nicht antworten . . . So lang' das Gesetz besteht, die Frau soll dem angetrauten Mann unterthänig sein, so lang' soll sie keinen andern Richter auf Erden haben als diesen Mann; denn er allein weiß, ob sie an seiner Schuld Theil genommen hat oder nicht. — Sei Du mir kein Richter, Sohn."

„Nein," betheuerte er, „nein — und ich frage ja nicht. Ich bitte Euch nur, daß Ihr es von selbst aussprecht . . . Erbarmet Euch meiner und sprecht es aus . . ."

Ein schmerzliches Lächeln umspielte ihre Lippen: „Daß ich unschuldig verurtheilt worden bin, willst Du von mir hören? So höre es denn."

Da brach er aus: „Ihr ohne Schuld — — und ich — barmherziger Gott, wie schlecht war ich dann gegen Euch! . . ."

„Klage Dich nicht an," versetzte sie mit ihrer unerschütterlichen Ruhe, „Du warst so jung, als ich Dich verlassen mußte. Du hast mich nicht gekannt."

„Mutter," konnte er nur sagen, „Mutter" . . . und er stürzte vor ihr nieder, barg sein Haupt in ihrem Schoß, umschlang sie und wußte, daß er jetzt seinen besten Reichthum, sein Kostbarstes und Theuerstes in seinen Armen hielt. „Bleibt bei mir, liebe Mutter," rief er. „Ich werde meine Hände unter Eure Füße legen, ich werde Euch Alles vergelten, was Ihr gelitten habt. Bleibt bei mir!"

Und sie, verklärten Angesichts, einen Himmel in der Brust, beugte sich über ihn, preßte die schmale Wange in seine Haare, küßte seinen Nacken, seine Schläfen, seine Stirn: „Ich weiß nicht, ob ich darf," sagte sie.

„Der Leute wegen?"

„Der Leute wegen."

Da sah er zu ihr empor: „Was habt Ihr eben gesagt? — Die Aergsten werden oft die Besten, wenn sie einen brauchen. Nun, liebe Mutter, das müßt' doch kurios zugehen, wenn man zwei Menschen, wie wir sind, nicht manchmal brauchen sollte. Bleibt bei mir, liebe Mutter."

Die Stätten Carthago's.

Schlußcapitel einer italienischen Reise.

I.

Seit Italienfahrten nicht mehr durch das Studium der Alten, sondern durch die Beschäftigung mit Reisehandbüchern Neuerer vorbereitet zu werden pflegen, hat die Anschauung über das Land jenseit der Alpen tiefgehende Veränderungen erfahren. In zunehmendem Maße wird Italien nach seinem Verhältniß zum mittleren Europa beurtheilt, — die von der unsrigen verschiedene italienische Lebensgestaltung als Abweichung von der allgemeingültigen Richtschnur, die Annäherung an nordische Vorbilder als natürliche und nächste Aufgabe seiner Entwicklung angesehen. Dieser Auffassung und dem Glauben an die Allgemeingültigkeit der in den nördlichen Ländern festgestellten Culturformen leisten die modernen Italiener vielfachen Vorschub, weil sie als Kinder ihrer Zeit die Gleichstellung ihres Landes mit den übrigen Großstaaten um jeden Preis durchzusetzen wünschen.

Von alle dem war nicht die Rede, solange die Alten die vornehmlichste Quelle unseres Wissens über Italien bildeten. Zu antiker und mittelalterlicher Zeit hatten die Söhne dieses Landes sich so wesentlich als Südländer gefühlt, daß Gedanken an andere als die eignen Lebensgestaltungen ihnen fern ablagen. Jenseit der Alpen gab es nichts, was zu Vergleichungen, geschweige denn zu Nachahmungen gereizt oder den Blick des Römers dauernd auf sich gezogen hätte. Schaute der Bürger der ewigen Stadt über die Grenzen seines Heimathlandes, so nahmen zunächst die Staatenbildungen des griechischen und des asiatischen Ostens oder des ägyptischen und punischen Südens seine Aufmerksamkeit in Anspruch. Mit diesen Nebenbuhlern hatte er zu rechnen, an den Leistungen und Eigenthümlichkeiten dieser Nachbarn den Maßstab für die Beurtheilung seiner einheimischen Gesittung zu gewinnen. An dieselben klimatischen und geographischen Bedingungen gebunden, auf dieselben Seewege gewiesen und auf verwandte Ziele gerichtet, sahen europäische, afrikanische und asiatische Bewohner des mittelländischen Meeres einander als Genossen und als Rivalen der Herrschaft über die Culturwelt an. Was außerhalb dieses Kreises lag, kam nur beiläufig in Betracht.

Seitdem sind Jahrhunderte vergangen, welche den Schwerpunkt der großen geschichtlichen Entscheidungen immer weiter nach Norden verlegt, die Italiener immer nachhaltiger daran gewöhnt haben, ihr Augenmerk den Vorgängen des mittleren Europa zuzuwenden. Innerhalb Italiens selbst liegt seit Aufrichtung des geeinigten Königreichs das politische Gewicht in den dem Süden wirthschaftlich und moralisch überlegenen Landschaften Venetiens, der Lombardei und Piemonts. Daraus erklärt sich, daß der moderne, ohnehin auf den Verkehr mit den höheren Klassen hingewiesene deutsche Italienfahrer zunächst den Eindruck empfängt, in eine der seinigen verwandte Welt und unter Menschen versetzt worden zu sein, welche den ihm bekannten Culturmittelpunkten das Angesicht zugewendet haben. Die alten Vorstellungen von der Versetzung auf einen völlig neuen Boden scheinen in Ober- und Mittel-Italien nirgend zuzutreffen. Durch so lange Zeit haben diese Länder unter österreichischem und französischem Einfluß gestanden, daß der nordische Reisende vornehmlich Aehnlichkeiten und Uebereinstimmungen und eine wesentlich auf die Erreichung mitteleuropäischer Vorbilder gerichtete Tendenz wahrnehmen zu können glaubt. — Allzulange pflegt dieser Eindruck indessen nicht vorzuhalten. Rom bringt die Meinung, daß Italien eine Fortsetzung unserer Culturwelt bilde, ins Schwanken; Neapel wirft dieselbe über den Haufen, weil sich hier Bilder einer völlig neuen, durch die eigenthümliche Natur des Südens bedingten Existenzform mit so unwiderstehlicher Gewalt aufdrängen, daß alles bisher Angeschaute unter veränderte Gesichtspunkte gebracht werden muß. Was der Reisende am Po und am Arno kennen gelernt, stellt sich ihm nicht mehr als ins Italienische übersetzte Form der heimischen Gesittung, sondern als Modification des *eigentlichen* Italiens dar. Dieses eigentliche Italien, das Italien der Alten, hat er in den sonnigen Landschaften entdeckt, die das Gesicht nach Mittag wenden und die bis in die neueste Zeit derjenigen Welt angehörten, welche dem Alterthume die ganze Welt bedeutete. Die heutigen Formen seines Staats- und Culturlebens dankt Italien dem Norden, — die Substanz dieses Lebens ist dagegen ebenso südländisch geblieben, wie die Ueberlieferung des Volkes, das sich in den Zusammenhang mit der plötzlich in seinen Gesichtskreis gedrängten nordischen Völkergemeinschaft nur mühsam und allmälig zu finden vermag.

Der nach Süden gerichtete Zug italienischen Wesens und italienischer Anschauungsweise lag vor hundert Jahren sehr viel deutlicher zu Tage, als im letzten Viertel des neunzehnten Jahrhunderts. Goethe's prüfendem Blick war derselbe nicht entgangen. Wenn er in einem an Frau von Stein gerichteten Briefe sagt, daß Italien ohne Sicilien kein Bild in der Seele mache, und daß hier (in Sicilien) der Schlüssel zu Allem sei, so deutet er damit an, daß die richtige Beurtheilung italienischen Wesens allein von einem im Süden der Halbinsel genommenen Standpunkte aus gewonnen werden könne. Sicilien, das er dabei im Sinne hatte und das gewöhnlich als Zwischenstufe zwischen Europa und Afrika angesehen wird, steht zu diesem Erdtheile in demselben Verhältniß, wie das sog. Magrab zu dem unsrigen. El Magrab (die Insel) heißt bei den Arabern der von der übrigen Masse des schwarzen Welttheils durch die Sahara und die libysche Wüste getrennte, mit Europa durch das mittelländische Meer verbundene nordafrikanische Küstenrand, der von Alters her seinen nördlichen Nachbarn näher

gestanden hat, als den südlichen. Klima, Bodengestaltung, Thier- und Pflanzenwelt dieser Landschaft sind von denjenigen des übrigen Afrika's wesentlich, von den italienischen nur gradweise und vornehmlich dadurch unterschieden, daß sie die südeuropäischen Typen verschärft und verdeutlicht zum Ausdruck bringt. Die Zahl der jährlichen Regentage ist in Sicilien wenig größer als an den Nordabhängen des Atlas, der barometrische Abstand zwischen beiden Ländern geringer als derjenige zwischen Tunis und Tripolis oder Aegypten. Hüben und drüben steht man unter der Herrschaft derselben Luftströmungen und Winde; wenn das Magrab Nordwinden stärker ausgesetzt ist, als der von Bergen geschützte sicilische Südrand, und wenn es dafür den Scirocco (hier Schile genannt) aus erster Hand empfängt, so bedingt das keine wesentlichen Verschiedenheiten.

Aus der Gleichartigkeit des Klimas erklären sich die zwischen Pflanzen und Thieren beider Länder bestehenden Aehnlichkeiten. Daß Zahl und Art der immergrünen Gewächse auf beiden Seiten des Meeres dieselbe, daß Oliven-, Mimosen-, Oleander-, Charubenbäume und Palmen den Charakter der Landschaft bestimmen, und daß allein rücksichtlich der Vorherrschaft und Vertheilung der einzelnen Gattungen Verschiedenheiten wahrnehmbar sind, springt dem Reisenden auf den ersten Blick in die Augen. Dasselbe gilt von Fruchtbäumen, Getreidekörnern und Nutzpflanzen. Orangen und Citronen, Mandeln, Granatäpfel und Feigen bilden in Tunesien wie auf Sicilien den vornehmsten Schmuck der Gärten, Weizen, Gerste und Mais die wichtigsten Producte des Feldbaus; wenn die eine oder die andere Frucht hüben häufiger angetroffen wird als drüben, wenn die Rebencultur von Marsa und Lariana hinter derjenigen Marsala's zurückbleibt, so rührt das wesentlich von verschiedenen wirthschaftlichen Gewohnheiten und von dem Mangel an reinem Wasser her, der sich seit Verfall der altrömischen Leitungen in den meisten Theilen der magrebitischen Küste geltend macht. Manche zwischen den Nachbarländern vorhanden gewesene Verschiedenheit ist durch den Jahrhunderte lang fortgesetzten Verkehr ausgeglichen, manche charakteristische Uebereinstimmung erst auf diesem Wege hergestellt worden. Löwen, Elephanten und Panther, die noch zu den Tagen Hannibal's und Scipio's vor den Thoren Carthago's gejagt wurden, sind vollständig verschwunden, weil die italienische Nachfrage nach diesen Lieblingen des Circus eine übergroße gewesen war; das damals nur selten vorkommende einbucklige Kameel ist in Nordafrika und in Sicilien erst seit der arabischen Invasion zum Hausthier geworden, — dem in beiden Ländern als Heckeneinfassung benutzten Opuntien-Cactus (dessen ungefügig plumpe Formen den heterogenen Ursprung deutlich verrathen) begegnet man erst seit der Entdeckung Amerika's, welche dieser Pflanze den Weg vom mexikanischen Meerbusen an das mittelländische Meer gewiesen hat.

Kann uns danach Wunder nehmen, daß auch die Gewohnheiten der Menschen vielfach zusammentreffen, daß gewisse Gegenden Italiens den Ueberschuß ihrer Bevölkerung regelmäßig an die nordafrikanische Küste abgeben und daß die Eingewöhnung unter Mauren und Arabern den Söhnen der Jahrhunderte lang von Carthago beherrscht gewesenen Trinakria gewöhnlich leichter fällt, als die Orientirung in Ländern nordisch gearteter Menschen? Hier wie dort ist das Leben auf Sonnenschein und Sonnenwärme zugeschnitten, hier wie dort das Maß

der Bedürfnisse ein beschränktes, die Hauptsorge des unter freiem Himmel lebenden Landmannes, Fischers und Handwerkers auf Abwehr der sommerlichen Gluth gerichtet, hier wie dort die Gewohnheit eingewurzelt, Regen und Kälte als unberechtigte Ueberraschungen zu behandeln, deren Seltenheit den Mangel entsprechender Vorkehrungen rechtfertigt. Dazu kommt, daß der Verkehr zwischen den beiden Nachbarländern niemals völlig unterbrochen gewesen und daß der Süditaliener alle Zeit in der Lage geblieben ist, in Tunesien Klängen seiner Sprache, Menschen, die seine Heimath kannten, Ortschaften, Flüssen und Bergen zu begegnen, welche neben den arabischen italienische Namen führten. Auch nach der arabischen Invasion des siebenten Jahrhunderts blieb die mit zahllosen Trümmern altrömischer Größe und Herrlichkeit bedeckte Provinz Afrika ein den Schriftstellern des Nachbarlandes geläufiger Begriff. Nicht ganz so oft wie bei Virgil und Horaz, aber immer noch häufig genug kehren bei Boccaccio und andern Erzählern des italienischen Mittelalters Erwähnungen der afrikanischen Landschaften wieder, denen römische und byzantinische Kaiser, rechtgläubige und ketzerische Kirchenlehrer, vandalische und arabische Eroberer dieselben oder verwandte Schicksale bereitet hatten, wie Sicilien und Calabrien. Auch zu den bösen, auf die spanische Maurenvertreibung folgenden Zeiten erbarmungslosesten mohammedanischen Fanatismus hat an den Küsten des tunesischen Golfs ein größeres Maß von Duldsamkeit gewaltet als in Algier, Marocco oder Aegypten. Bereits im sechzehnten Jahrhundert waren Consuln christlicher Staaten in Tunis zugelassen, und während des folgenden Jahrhunderts die christenfeindlichen Gewohnheiten der Barbaresken-Fürsten so weit gemildert worden, daß Opfer der im südlichen Europa geführten Religions- und Racenkriege in dieser Erdgegend Zufluchtsstätten suchen und finden konnten: unter den in Tunis ansässigen christlichen Familien führt manche ihren Ursprung auf einen Ahnherrn zurück, den die Widerrufung des Edicts von Nantes oder das Zeitalter der spanischen und der französisch-italienischen Kriege aus der Heimath vertrieben hatten. An der an und für sich unberechtigten Verstimmung Italiens über die veränderte Stellung Tunesiens hat die nationale Gewohnheit, dieses Land als Außenwerk der Apenninenwelt anzusehen, ungleich größeren Antheil gehabt, als die politische Berechnung des römischen Cabinets. War es während der letzten hundert Jahre doch mehr als ein Mal vorgekommen, daß unternehmende Männer von Livorno, Neapel oder Messina den tunesischen Staat regiert, die Umgestaltungen desselben geleitet und bleibenden Einfluß auf die Geschichte dieser zweiten Heimath gewonnen haben.

Doch das gehört nicht hierher. Die vorliegenden Blätter sind in keiner andern Absicht als derjenigen geschrieben worden, die Stätten, auf welchen mehrere der wichtigsten Capitel römischer Geschichte gespielt haben, der Aufmerksamkeit deutscher Italienfahrer näher zu rücken und dadurch Gesichtspunkte für die Beurtheilung italienischen Wesens und italienischer Art zu gewinnen, welche der herrschenden Betrachtungsweise vielfach entgangen sind. Kann der von Goethe gesuchte „Schlüssel für Alles“ überhaupt außerhalb Italiens gefunden werden, so wird ihm auf den Stätten Carthago's nachgespürt werden müssen.

II.

Nicht über Marseille oder Genua, über Neapel oder Palermo pflegt der deutsche Reisende den Weg an die Stätten Carthago's zu nehmen. Er steht unter dem frischen Eindruck zweier der großartigsten Hafenansichten der Welt, wenn er an Cap Farina und dem Inselpaare Zimbra und Zimbretta vorüber in den Golf von Tunis einfährt und bei seinem auf Goletta gerichteten Laufe rechts zu den Höhen von Kamart und Cap Cartagine, links zu den röthlich schimmernden Bergketten herüber sieht, die in den stolzen Gipfeln des Bugurnin und des Djbell-Arsaß ihren Abschluß finden. Wie sollte da ausbleiben, daß Vergleichungen angestellt und daß Ansprüche erhoben werden, denen das Größte und Erhabenste „eben gut genug" ist? Auf die Dauer wird freilich auch das verwöhnteste Auge dem Zauber einer Landschaft nicht widerstehen können, die nach der Meinung Beulé's „weder von Rom, noch von Athen, noch Constantinopel an Großartigkeit übertroffen wird". Wohin immer das Auge sich richtet, begegnet es schroff in das tiefblaue Meer abfallenden Felsen und Bergzügen, deren reine Linien sich an einem Himmel abzeichnen, dessen strahlende Bläue in mondbeglänzten Nächten noch zauberhafter wirkt als im Lichte der Sonne. Rechts, wo einstmals Carthago gestanden, steigen die von glänzend weißen Gebäuden gekrönten Felsen steil aus dem Meer; zur Linken erhebt sich über dem flachen Ufer ein stolzer Bergzug, der im Süden durch eine malerisch geformte, an den Vesuv erinnernde Gebirgsgruppe abgeschlossen wird. Zwischen See und Bergen werden Araberdörfer sichtbar, deren zierliche Minarets sich an dem Hintergrunde prächtig abzeichnen; hier Korbes, das Aquae der Alten, weiter nach Süden das von spanischen Mauren erbaute Städtchen Sliman, unterhalb der Höhen des zweispitzigen Bugurnin der quellenreiche Badeort Hamem-el Enf, der bei den Alten Gumi hieß. Verbunden werden die beiden einander gegenüberliegenden Ufer des Golfs durch eine schmale, langgestreckte, mit Palmengruppen, Landhäusern und Gärten besetzte Landzunge, deren Mitte durch einen für das Auge kaum sichtbaren Kanal durchschnitten wird. Dieser Kanal stellt die Verbindung zwischen dem Meere und dem flachen See el Bahira her, an dessen östlichem Ufer die zwei Meilen von der Küste entfernte Stadt Tunis gelegen ist. — Inmitten der Landzunge taucht die zwischen Meer und Landsee auf die schmalste Stelle gesetzte Hafenvorstadt Goletta wie eine schwimmende Insel aus den Fluthen empor; aus der Entfernung vermögen die beiden ihre Häuserreihen bespülenden Gewässer ebenso wenig unterschieden zu werden, wie der niedrig belegene Landstreifen, auf welchem sie gebaut ist.

Eine Orientirung über diese höchst eigenthümlich geartete Landschaft ist allein von der Stelle aus möglich, welche ihr die historische Bedeutung verliehen hat. Mit so unvergleichlichem Geschick haben die Begründer Carthago's für ihre Schöpfung die richtige Stelle aufzusuchen gewußt, daß der Schauplatz ihrer ersten Niederlassung noch heute den geeignetsten Uebersichtspunkt über die Carthagische Ebene bildet. Auf sofortige Bekanntschaft mit derselben muß der in Goletta ausgeschiffte Reisende zunächst verzichten. Bevor er die alte Hauptstadt Nordafrika's aufsuchen kann, muß er sich in der Stadt niederlassen, welche die Erbin

des Londons der alten Welt geworden ist, denn nur diese vermag ihm die Möglichkeit häuslicher Niederlassung zu bieten.

Etwa sechzehn Kilometer von Goletta entfernt, wird Tunis nach halbstündiger Eisenbahnfahrt erreicht. Durch die weite stille Ebene, deren einzigen Schmuck vereinzelt emporragende Palmen bilden, führt der Weg entlang dem nördlichen Ufer des Bahira über Auina (der Stätte von Regulus' Niederlage und Gefangennahme) in das halb europäische östliche Quartier der zweiten Stadt Afrika's. Die alte Festungsmauer, welche das im Viereck gebaute, an eine Hügelreihe gelehnte Tunis umschließt, ist zu einem Zierrath ohne militärische Bedeutung herabgesunken, die die Stadt umgebenden, von Karl V. erbauten Forts dienen zu Getreidemagazinen, und allein in dem hochragenden, an die Akropolis erinnernden Castell Sidi-ben-Hassên wird eine schwache Besatzung gehalten. — Vom Bahnhof bis zu der Hauptstraße des fränkischen Viertels, der sog. Marina, sind nur wenige Schritte. Diese breite, aus der inneren Stadt zum See führende, zu beiden Seiten von französischen und italienischen Caffeehäusern und Gasthöfen eingefaßte Gasse würde einen völlig europäischen Eindruck machen, wenn die dieselbe belebenden Lustwandler nicht zur größeren Hälfte Mauren, Araber und in bunte orientalische Trachten gekleidete Juden wären. Auf den ersten Blick wirkt der Farbenreichthum des hier ausgebreiteten Bildes geradezu verwirrend. Rothe, gelbe, perlfarbene, weiße und grüne Gewänder, rothe Schischien (Feze), weiße und dunkelblaue Turbane, unvergleichlich malerisch flatternde Burnusse und faltenreiche Talare spielen bunt durcheinander. Neben dem flinken, pechschwarzen Neger in bunter Weste und weißem Mantel wandelt langsam und feierlich der hagere, von Kopf bis zu Fuß in einen weißgelben Burnuß gehüllte Beduine, aus dessen tief gebräuntem Antlitz ein Paar feurige dunkle Augen heraussehen, — von beiden zeichnet der städtische Maure sich durch hellere Gesichtsfarbe, schwammige Gestalt und anspruchsvoll bequeme Kleidung, der Jude durch kürzeres Gewand, lebhaftere Geberde und blauen Turban ab. 80000 Bekenner des Islam und 30000 Juden bilden den eigentlichen Stamm der Bevölkerung, während die 24000 Köpfe umfassende europäische Minderheit sich aus 13000—15000 Italienern, etwa 3000 Franzosen und beiläufig 6000 Maltesern zusammensetzt, zu denen kleine Gruppen von Griechen, Schweizern, Deutschen, Engländern u. s. w. kommen. Einen eigenthümlichen, sofort erkennbaren Typus bilden allein die Malteser, hagere, kräftige, schwarzbärtige Gestalten, die alle denkbaren Beschäftigungen mit gleichem Fleiß und gleicher Rührigkeit treiben und als Bootleute, Kutscher, Hirten, Fleischer und Handarbeiter ebenso unentbehrlich sind, wie als Händler und Geschäftsleute der verschiedensten Gattungen und Arten. Matrosenartige Kleidung, kleine schottische Mütze und eine gewisse Wildheit in Gesichtsausdruck und Geberde machen diese ungefügen, unliebenswürdigen, aber unermüdlich thätigen Gesellen, welche alle denkbaren Sprachen gleich unverständlich radebrechen und nur das eigne, halb arabische Idiom beherrschen, auch dem ungeübten Auge alsbald kenntlich, während die übrigen Nationalitäten von dem Fremden nur allmälig und unvollständig unterschieden werden.

Westlich wird die Marina von den an den See stoßenden, durch ein Eisen-

gitter umgebenen Gebäuden der Zollstätte, östlich von dem sog. Seethor (Bab-el-Char) abgeschlossen. Rechts und links von diesem Bau zieht sich eine breite, boulevardartig geführte, schmutzige Straße, welche die innere Stadt von den Vorstädten scheidet, in ihren verschiedenen Theilen verschiedene Namen führt und allenthalben einen gleich peinlichen Eindruck macht. Widriger als hier treffen entartetes abendländisches und würdelos gewordenes orientalisches Wesen vielleicht nirgend aufeinander, — deutlicher läßt die zersetzende Wirkung südeuropäischer Halb- und Aftercultur sich kaum irgendwo beobachten, als an diesen Sammelpunkten des Auswurfs zweier Welten. Neben einzelnen, aus früherer Zeit übrig gebliebenen maurischen Kaffeehäusern haben sich zahlreiche Läden und noch zahlreichere Schänken und Wirthshäuser aufgethan, die das zweifelhafteste Gesindel der Mittelmeerwelt in sich versammeln. Fast allenthalben fällt der sich unvermeidlich aufdrängende Vergleich zwischen occidentalem und orientalischem Wesen zu Ungunsten des ersteren aus. Während das arabische Kaffeehaus frei und offen daliegt und gemauerte, mit saubern Strohmatten belegte hohe Sitze zeigt, auf welchen ernste, stille Männer in ruhiger Würde dasitzen, um bei halblauter Unterhaltung friedlich den schwarzen Kaffee zu schlürfen und die Cigarette zu rauchen, verbirgt das Treiben der europäischen Schänke sich hinter schmutzigrothen, vor die Thüre gespannten Vorhängen, aus welchen verbuhlte Weibsbilder, halbbetrunkene Bootführer und Straßenarbeiter sichtbar werden. Aus dem Innern schallen grelle Musikinstrumente, rohes Gelächter, Geschrei und Gesang auf die Straße, — taumelnde Gestalten, darunter nicht selten diejenigen des Alkohols ungewohnter Mauren, — lassen die bloße Annäherung an diese Stätten der Bier- und Branntweinvöllerei unrathsam erscheinen, und gelegentliche Raufereien erinnern den Zuschauer daran, daß die Gemeinheit allenthalben die Begleiterin des Schnapses ist. Einige Schritte weiter hat das Bild sich wieder verändert: die halbe Breite der Straße wird von den Bänken eines Kaffeeschanks eingenommen, an welchem Kameelzüge und Ziegenheerden patriarchalisch vorüberziehen. Von dem Minaret einer benachbarten Moschee tönt die Stimme des Gebetrufers herab, — die Insassen des Kaffeehauses greifen nach den Rosenkränzen, hie und da fällt ein Gläubiger aufs Angesicht, um inmitten des Lärms und der Unruhe der Gasse sein Gebet zu verrichten, — alsbald aber ist dieser Eindruck wieder durch einen Trupp europäisch gekleideter Männer verwischt, die tumultuarisch aus der Schänke in ein benachbartes Café-Chantant ziehen. Erst da, wo die Ringstraße zur Höhe der Kasbah (Citadelle) emporsteigt und wo ein aus römischer Zeit stehengebliebener Bogen den Weg zum Pferde- und Kameelmarkt und zu dem Thor Bab-el-Gurschen anzeigt, beginnt das arabische Element wieder vorzuherrschen und der europäische Pöbellärm allmälig zu verstummen. In der Mehrzahl der zwischen Ringstraße und äußerer Stadtmauer ausgedehnten Vorstädte und dem größten Theile der inneren Stadt ist der maurische Typus unverfälscht erhalten geblieben. Halbe Stunden lang kann man die engen, nur für Fußgänger passirbaren, von weißen, fensterlosen Häusern eingeschlossenen saubern Gassen des vornehmen Maurenviertels durchwandern, ohne einem europäisch gekleideten Menschen zu begegnen. Alles macht den Eindruck stillen, vornehmen Ernstes. Portale, an Thoren und in Höfen auf-

gerichtete Säulen und über die Gassen geführte Bögen verrathen einen uralten Ursprung. Zumeist auf den Stätten Carthago's ausgegraben und in die Häuser, Paläste und Moscheen des mittelalterlichen Tunis gefügt, erinnern sie an die Tage, in denen die Bauwerke nahezu aller Länder der Mittelmeerküste mit Ueberbleibseln antiken Zierraths geschmückt und die Trümmer der zweiten Stadt des römischen Weltreichs durch die Betriebsamkeit der tunesischen Steinsucherzunft von Pisa bis in die Wüstenstadt Kairuan verstreut wurden. Thore und Thüren, welche diese Steinrahmen ausfüllen, sind von sauberer, sorgfältiger Arbeit, mit Eisenzierrathen versehen, welche reine arabische Muster zeigen, und wo sie nicht geschlossen sind, dringt das Auge in zierlich gepflasterte, von Arcaden eingefaßte Höfe, die mit dem Laub der Rebe berankt oder von den Zweigen breitblättriger Feigenbäume beschattet sind. Hallt ein Schritt durch diese einsamen, unentwirrbar durcheinandergezogenen Gassen, so rührt er von einem ernsthaft einherschreitenden Moslim her, der, ohne umzuschauen, seines Weges geht, oder von einer tiefverhüllten Frau, die die stille Mittagsstunde zu einem sonst nicht üblichen Besuche im Nachbarhause wahrnimmt. Nirgend ein Laut, der die Stille unterbricht, nirgend ein knarrendes Rad oder ein Hufschlag, nirgend eine Spur des geschäftigen und geschäftlichen Treibens, das erst da wieder beginnt, wo das maurische Viertel dem fränkischen näher rückt und das bunte Treiben der Bazare — hier Zughs genannt — sein Recht geltend macht. Auf- und niedersteigende Gassen von der Breite unserer großstädtischen Passagen beherbergen hier in endloser Aufeinanderfolge Vertreter der verschiedensten Gewerbs- und Handelszweige. Auf eine Gasse, in welcher ausschließlich Teppich- und Stoffhändler hausen, folgt eine andere, in welcher Kerzen und Specereien, eine dritte, in welcher Waffen feil gehalten werden. An der nächsten Ecke beginnt der „Zugh" der Sattler, dann derjenige der Schneider, der Pantoffelmacher, der Weber u. s. w. Nach uraltem Brauch haben die Genossen der einzelnen Gewerbszweige sich in besonderen Abtheilungen des labyrinthartigen Bazars zusammengefunden, um ihre Hantierung in engen, offen in die Straße hineinsehenden Läden zu betreiben und aus dem bunten Strom der Kopf an Kopf vorüberwogenden Menschenmenge Kunden zu werben. Gegen den Sonnenbrand durch Bretterüberdachungen leidlich geschützt, üben die halbdunklen Gänge des Bazars auf den Fremden, der in ihnen heimisch geworden und an das Getümmel drängender Käufer, schreiender Esel und hochbeladener Lastträger gewöhnt worden ist, eine eigenthümliche Anziehungskraft. Hier sieht er emsige, in zwei Stockwerken über einander sitzende Goldsticker die glänzenden Fäden durch bunte Seidenstoffe und feine Lederstreifen ziehen, dort treibt ein Handweber sein kunstreiches Geschäft mit virtuoser Fertigkeit, — einige Schritte weiter haben Kerzen- und Seifenhändler ihre Sitze aufgeschlagen, um mit gekreuzten Beinen und halbgeschlossenen Augen in majestätischer Ruhe auf das sie umgebende Getümmel herabzusehen. Dicht daneben preisen geschäftige Dattel-, Feigen- und Orangenverkäufer mit gellendem Zuruf ihre Waare den Kauflustigen an. Thurmhoch liegen die süßen Früchte aufgeschüttet, von den schwerbeladenen Kameelen herbeigeschafft, die der Reisende erst kurz zuvor durch die Straßen hat ziehen sehen, und die jetzt aus dem halbgeöffneten Thore eines benachbarten Funduk müde hinauslugen.

Buntfarbigkeit und Vielgestaltigkeit orientalischen Straßen- und Marktlebens sind zu häufig und zu ausführlich beschrieben worden, als daß ihre Einzelheiten für eine Schilderung in Betracht kommen könnten, welche es nicht mit der neuen, sondern mit der alten Hauptstadt des magrabitischen Afrika's zu thun hat. Wer das charakteristische Gesicht dieser Landschaft sehen, den vollen Zauber orientalischer Lebensgestaltung auf sich wirken lassen will, wird überhaupt nicht die wechselnden Bilder tunesischen Markt- und Geschäftstreibens, sondern die Momente der Ruhe und Sammlung aufsuchen, welche auf den Lärm und die Arbeit des Tages folgen. Um die Stunde des Sonnenuntergangs wird er den Schritt in eine der ausgedehnten Vorstädte lenken, und zwischen den stillen niedrigen Häusern derselben seinen Weg zum Thor nehmen. Wie zu den Zeiten Abraham's und König David's bedeutet das Thor der orientalischen Stadt eine sociale Einrichtung von anerkannter Bedeutung. Vor dem Brunnen, der an keinem der Eingänge in die Stadt fehlen darf, hält jeder Reisende Rast, — mag er seine Wanderschaft beendet oder eben erst angetreten haben. Hier tränkt der Kameeltreiber, Esel- und Rosselenker sein Vieh, bevor er den Weg fortsetzt — hier wäscht der ermüdete Fußgänger die erhitzten Füße, hier verrichtet der auf der Reise begriffene Gläubige sein Gebet, wenn die Stunde desselben von dem benachbarten Minarete verkündigt worden, — sie alle aber benutzen diesen Ruhepunkt zu friedlichem Gespräch mit dem Thorwärter und den zahlreichen Freunden, die sich rings um denselben niedergelassen haben. Sind die auf die müde einherwandelnden Kameele, die kleinen kräftigen Esel oder die zweirädrigen Malteserkarren geladenen Güter untersucht und gehörig versteuert worden, so werden Auskünfte über den nächsten und wohlfeilsten Funduk (Karawansaraï) gegen Nachrichten über die neuesten Ereignisse an der Küste, Bulletins über das Befinden des Bey gegen Zeitungen aus Aegypten, Tripolis oder der heiligen Stadt am goldnen Horn ausgetauscht und die feierlichen Bewillkommnungs- und Abschiedsgrüße gewechselt, welche keiner arabischen Unterhaltung fehlen dürfen.

Still und friedlich wie vor den Thoren sieht es auf Gassen und Plätzen aus. Entlang den Häusern sind Strohmatten gebreitet, auf welchen Schach-, Brett- und Kartenspieler in liegender oder kauernder Positur ihr Wesen treiben, — Nachbarn zu freundlichem Gespräch versammelt sind, — Handwerker ihr Gewerbe treiben oder muntere Buben einander necken. Dicht gedrängt sitzen Männer der verschiedensten Gesichtsfarbe und des verschiedensten Aufputzes in und vor den Kaffeehäusern, — alle denselben Kaffee aus denselben kleinen Bechern schlürfend, die nämliche Cigarette rauchend und mit ruhiger Würde halblauter Unterhaltung pflegend. Unterschiede des Vermögens und der gesellschaftlichen Stellung kommen hier ebenso wenig in Betracht, wie Gegensätze der Race oder der Hautfarbe. Maurische Officiere und Soldaten, wohlhabende Kaufleute und arme Hamêls (Lastträger) sitzen ebenso bunt durcheinander, wie Männer von europäischer Gesichtsfarbe, sonnegebräunte Beduinen von Gabes oder der südlichen Wüstenregion und schwarzglänzende Neger. Versammeln die Genossen der einzelnen Landsmannschaften und Berufsklassen sich gleich mit Vorliebe in bestimmten Centren, so gibt es doch nichts, was das Zusammengehörigkeitsgefühl derselben störte, zwischen Reichen und Armen, Vornehmen und Geringen merkbare Schranken

aufgerichtet hätte. Von einer verhältnißmäßig geringen Zahl verbildeter großer Herren abgesehen sind alle Glieder der Volksgemeinschaft in derselben Sitte, denselben religiösen Vorstellungen und in dem nämlichen Bildungskreise aufgewachsen. Fruchtbarkeit des Bodens und Milde des Klimas sorgen dafür, daß auch der Aermste an der Last des Lebens nicht all' zu schwer trägt, und daß die die Culturwelt bewegenden socialen Gegensätze nicht einmal dem Namen nach bekannt sind. Bei der Bescheidenheit der herkömmlichen Ansprüche vermag das Handwerk seinen Mann noch zu nähren, die in ursprünglichster Weise betriebene Landwirthschaft so viel abzuwerfen, daß der Landmann trotz der auf sein Gewerbe gelegten hohen Steuern und Gefälle leidlich satt wird. Daß die überkommenen Formen des Wirthschaftslebens dauernd auch hier nicht mehr behauptet werden können, daß Großindustrie, Capitalherrschaft und Maschinenwesen von Jahr zu Jahr weiter vordringen und das Erwerbsgebiet der Kleinen einschränken, das hat die Masse des Volkes noch nicht berührt, die patriarchalische Ruhe der mittleren und kleinen Leute noch nicht gestört. Neben Dampfbetrieben und Schienenwegen, die den Beginn eines neuen Zeitalters ankündigen, treiben hier Handweber, Färber und Töpfer, dort Karawanenführer und Eseltreiber unbekümmert um die Verringerung des Gewinns ihre auf uralter Tradition beruhende Beschäftigung. Ebenso wenig haben die hier und da auftauchenden Dampfpflüge, Dreschmaschinen und Kunstmühlen die Gewohnheiten der Landleute zu ändern vermocht. Die Verrichtungen des Pflügens, Schneidens, Dreschens und Mahlens werden mit Werkzeugen gethan, die seit den Tagen der Phönizier und Römer dieselben geblieben sind. Haß und Unruhe modernen Erwerbslebens haben trotz des wachsenden Umfanges der Fremdencolonien den Frieden der alten Zeit nicht zu stören vermocht. Die Mehrzahl der Einwanderer pflegt im Gegentheil die lässigen und bequemen Gewohnheiten der Landeskinder anzunehmen und die Arbeit auf das Maß des Unvermeidlichen einzuschränken. Daß Zeit Geld sei, scheinen nicht einmal die jüdischen Geschäftsleute verstanden zu haben, deren wachsender Einfluß auch in dieser Erdgegend den Gegenstand häufig wiederkehrender Klagen bildet.

Die Nähe der abendländischen Culturwelt verräth sich nur in einer Rücksicht — in einer Duldsamkeit gegen Andersgläubige, wie sie in keinem anderen mohammedanischen Lande gefunden wird. Von Alters her an die Berührung mit Nachbarn von jenseits des Meeres gewöhnt, begegnet der tunesische Maure dem Fremden, der seine Sitte zu achten weiß, ohne Feindseligkeit und Mißtrauen. Dem Italiener, Franzosen oder Maltesen, der in ein arabisches Kaffeehaus tritt, wird ebenso freundlich und höflich Platz gemacht wie dem Glaubensgenossen, weder im geschäftlichen noch im geselligen Verkehr eine sichtbare Scheidung der Religionsgemeinschaften beobachtet und selbst das für alle Nichtmohammedaner bestehende Verbot des Eintritts in Moscheen und Moscheenhöfe in milden und versöhnenden Formen gehandhabt. —

Nichts vermag den Frieden zu stören, der während der sommerlichen Abendstunde über die Gassen der volkreichen Vorstädte gebreitet ist. Das Behagen der kräftigen und zufrieden aussehenden Menschen, welche entlang den Häuserreihen gelagert sind, scheint sich selbst den Thieren mitgetheilt zu haben, den gequälten Pferden und Eseln, wie den ruhig schreitenden Kameelen und den langhaarigen Ziegen,

die ihren Ruhestätten zueilen. — Hinter den Bergen, welche die Stadt von der weiten, nach Westen führenden Ebene scheiden, ist inzwischen die Sonne gesunken und auf die kurze in röthlichem, dann violettem Lichte spielende Dämmerung nächtliches Dunkel gefolgt. — Ueber der friedlich ruhenden Stadt und dem östlich von derselben ausgebreiteten grünen See beginnt der Mond sein silbernes Licht auszugießen. Dem nächtlichen Dunkel zum Trotz glänzt der Himmel in strahlender Bläue, und an seinem mächtigen Bogen wird ein Heer unzählbarer Sterne sichtbar. Wegen der unvergleichlichen Klarheit der Luft ist die Zahl der dem Auge sichtbaren Gestirne sehr viel größer als bei uns, und macht das Firmament hier nicht den Eindruck einer ausgespannten Decke, sondern einer ungeheuren, in endlose Fernen emporragenden Kuppel, um welche die Milchstraße wie ein diamantnes Band gezogen ist. Von den Lichtern, die bei Einbruch der Nacht in Läden und Kaffeehäusern angezündet wurden, um den Menschen zu ihren Abendbeschäftigungen zu leuchten, ist inzwischen eines nach dem anderen verloschen. Der Verkäufer hat seine für den kommenden Morgen übriggebliebenen Vorräthe verschlossen und das hinter dem Ladentische ausgebreitete Lager aufgesucht; aus dem Kaffeehause ist der letzte Gast verschwunden, nachdem er die der Zahl der geleerten Tassen entsprechende Summe von Kupfermünzen in die metallne Urne des vertrauenden Schenken geworfen hat. Vor den Thüren anspruchsvollerer Häuser lassen die flintenbewaffneten Marokkaner sich nieder, welche von Alters her die nächtliche Bewachung von Tunis besorgen, — unter einer schützenden Steinbank oder auch auf bloßem Pflaster breitet der bedürfnißlose Hamâl (Lastträger) den Teppich aus, auf welchem er die Nacht zu verbringen beabsichtigt. Eine Weile werden zwischen diesen nächtlichen Insassen der Gasse halblaute Gespräche geführt, — dann verstummen auch diese, und es herrscht feierliche, ungebrochene Stille bis zu der Stunde, in welcher der Gebetsrufer vom Minaret herab das Wiedererscheinen der Morgenröthe ankündigt.

III.

Zu der Beweglichkeit und Buntfarbigkeit orientalischen Stadt- und Gassenlebens steht der strenge Ernst der südlichen Natur und Landschaft in scharf ausgeprägtem Gegensatz. An ihnen geht die Mehrzahl Derer vorüber, die sich an dem schillernden Glanz der Märkte und Bazare von Tunis nicht satt zu sehen vermögen. Und wie sollte dem anders sein, wo der für den flüchtigen Besucher maßgebende erste Eindruck ein abweisender, beinahe feindlicher ist? Die braunverbrannten Ebenen, halb ausgetrockneten Seen, nackten Berge und steilen Felsen, denen der vor das Thor getretene Wandrer begegnet, zeigen nichts, was zu engerem Anschluß an diese eigenthümlich geartete Natur ermuthigte. Die unmittelbare Umgebung der Stadt kommt nicht in Betracht, weil sie mit Abfall- und Auswurfsstoffen bedeckt ist, deren Ausdünstung jedes Verweilen unmöglich macht. Die Aussichtspunkte der Umgegend aber sind erst nach Ueberwindung von Schwierigkeiten zu erreichen, deren Umfang zu dem möglichen Gewinn außer allem Verhältniß zu stehen scheint. An den weißglänzenden Wegen, die zu den Nachbarorten führen, wächst kein schattenspendender Baum, kein Strauch, der Kühlung und Erquickung verhieße — weite Strecken müssen überwunden werden,

bevor man auch nur zu den Olivenpflanzungen vordringt, welche die benachbarten Höhen krönen. Für den Mangel kühler schattiger Waldungen vermögen die niedrigen, fratzenhaft verkrüppelten Stämme mit dem grauen Laubdache ebenso wenig Ersatz zu leisten, wie die einzelnen aus ihnen hervorragenden grünen Charubenbäume, die niedrigen, breitblättrigen Feigen oder die hochstrebenden Palmen, die eben wegen der Höhe ihrer Blätterkronen dem Wandrer keinen Schutz gewähren. Nirgend ein Baumgang, nirgend eine Anlage, die zum Verweilen einlädt, nirgend ein freundlich anlockender Fußpfad, nirgend auch nur die Spur eines liebevollen Verhältnisses zwischen dem Menschen und der Stätte seiner Niederlassung. Hier zählt Jedermann seine Schritte, hier hat abseits der die menschlichen Wohnungen verbindenden Wege Niemand etwas zu suchen. Mit unverkennbarem Erstaunen starrt der Beduine den Thoren an, dessen lässiger Schritt die Absicht einer freiwillig unternommenen Fußwanderung veranschaulicht — wüthend fallen seine Hunde den Fremden an, der die Heerstraße auch nur für einen Augenblick verlassen und sich dadurch dem Verdachte ausgesetzt hat, auf Diebspfaden zu wandeln. Feindlicher noch und unnahbarer als diese Thiere sind die Disteln, Dornen und stachlichten Büsche, welche jeden Marsch querfeldein zum gefährlichen Wagestück machen. Hier die scharfgeschliffenen lanzenartigen Spitzblätter der mächtigen grün-blauen Aloë, dort in endlosen Hecken gezogene Opuntien-Cacteen mit plumpen, mißgestalteten und halbverholzten Blättern, deren Dornen jeder Schutzwehr spotten. Und zu alledem verzehrende Sonnengluth, staubwirbelnde, rauhe Winde und felsenharte Wege, deren Unebenheiten dem ermüdeten Fuße zur entsetzlichsten Qual werden. Wen könnte da Wunder nehmen, daß jeder Schritt vor das Thor für peinliche Arbeit gilt, daß allein der Bettler freiwillig zum Wanderstabe greift und daß die tiefverhüllten Reiter, Wagen- und Karawanenführer der Landstraße gespenstisch aneinander vorübereilen, um die schützenden Mauern der Häuser und Städte zu erreichen. Vor dieser Natur scheint sich ängstlich abzuschließen, was mit ihrer Art irgend vertraut geworden.

So ist der *erste* Eindruck, der auf dem Wege zu den der Stadt benachbarten Höhen empfangen wird, ein durchaus peinlicher. Wer diesen Eindruck überwunden und die Wanderung auf den Gipfel des Belvedere, der Feste Sidi-ben-Hassan oder des ehemaligen Fort Manuba fortgesetzt hat, dem wird freilich eine veränderte Ansicht der Landschaft und der scheinbar kargen Natur des Südens aufgehen. Wohin immer der Blick sich wenden mag, treten demselben Fernsichten von ungewohnter Großartigkeit, Bilder von zauberhafter Farbenwirkung entgegen. Im Osten tauchen zwischen den Fluthen des Bahirasees und den Wogen des tiefblauen Meeres die Minarets und Thürme von Goletta in leuchtendem Glanze empor; ihnen benachbart werden in nordöstlicher Richtung die begrünten Stätten sichtbar, auf welchen einst Carthago gestanden — jenseits des Meeres aber funkelt eine Reihe vom Abendschein röthlich beglänzter Berge, zu denen das kühngeschwungene Vorgebirge Cap Bon und die Felseninsel Zimbra (das Capri des tunesischen Golfs) wie leuchtende Wolken hinübersehen. Hinter den nach Südosten und Süden ausgebreiteten Ebenen erheben sich Gebirgsketten, deren Gipfel die verschiedensten, einander an Schönheit überbietenden Linienzeichnungen zeigen. Nicht der Erde, sondern dem Gewölke des Himmels scheint die, den Blick nach

Süden abschließende Gruppe des Zaguan anzugehören; sie gemahnt an jene im letzten Abendstrahl aufsteigenden zauberhaften Bildungen, „die wie Alpen sich erzeigen" und dem Gemüthe des deutschesten der deutschen Dichter das „ersehnte Ruhethal" zu bergen schienen. Weiter nach Osten zeigt die in grauem Silber glänzende Felsenkette des Djbell=Arsaß ihre mächtigen Zacken, während der zwischen dieser Höhe und dem Meere aufsteigende dunkle Berg mit den brüderlich benachbarten Spitzen in Form und Farbe an den Vesuv erinnert. Was aber käme dem Bilde gleich, welches dem nach Westen gewendeten Blick erschlossen wird? Am Fuße der den Aussichtspunkt bildenden Höhe breitet sich ein weiter, zierlich geschnittener flacher See, der salzreiche Sedjumi, aus, den eine sanftgeschlungene Hügelkette umgibt; jenseits dieser Hügel aber beginnt eine weite, baumlose Ebene, die sich unabsehbar fortzusetzen scheint und meilenweit kein von Menschen bewohntes Gelaß, dafür aber zwei Ruinen zeigt, deren großartige Melancholie jeden Vergleich ausschließt: die Trümmer der vor etwa fünfunddreißig Jahren verlassenen Maurenstadt Muhamedia und die verfallenen Riesenbögen des ungeheuren Aquäducts, welchen Kaiser Hadrian von Zagura nach Carthago bauen ließ. Wohl werden diese Zeugen einer heute kaum mehr faßbaren Größe erst zwei Meilen südwestlich von Tunis deutlich sichtbar, — eine Vorstellung derselben ermöglichen indessen zwei andere, von der Stadt aus wahrnehmbare Bogenreihen, die gleichfalls römischer Zeit angehören und Theile des großen Bewässerungssystems bildeten, das diese Landschaft ihrer Zeit in eine der fruchtbarsten Gegenden des weitesten Reichs der Erde verwandelt hatte. — Wenn das Abendgold durch die Bögen dieses mächtigen Baues schimmert, wenn der Widerschein der sinkenden Sonne Meer und Berge des Ostens in röthlichen Glanz, die nach Westen geführten Ketten in leuchtendes Violettgrün getaucht und den Stätten Carthago's den letzten Scheidegruß zugewinkt hat, wenn auf der zu den Füßen des Beschauers ausgebreiteten weiten Ebene tiefes, ungebrochenes Schweigen herrscht und mit dem am Horizonte aufgetauchten Karawanenzuge der letzte Zeuge thätigen Lebens verschwunden ist, — dann steht der Beschauer unter dem bewältigenden Eindruck einer hohen Schönheit, wie sie allein der Ernst des Südens zu bieten vermag.

Auf die berückende Anmuth, die Mannigfaltigkeit und Zugänglichkeit der Natur unserer Himmelsstriche muß freilich ein für alle Male Verzicht leisten, wer im Süden heimisch werden will. Hier, wo der Wechsel der Jahreszeiten das Bild der Landschaft nur unwesentlich verändert, wo es keine Aufeinanderfolge von Zeiten der Ruhe und Sättigung, des Ersterbens, der Erstarrung und des Wiedererwachens gibt, — hier, wo die Natur immerdar denselben strengen Ernst zeigt, scheint sie dem Menschen immer wieder zurufen zu wollen, daß sie mit ihm und den wechselnden Stimmungen seiner Brust nichts zu schaffen habe. Der Jahreslauf, der uns ein Abbild der Wandlungen des Menschenlebens zu sein dünkt, bedeutet hier nichts weiter als die Aufeinanderfolge verschiedener Thätigkeiten der rastlos wirkenden Naturkraft. Von einem Frühling, der das zauberhafte Wiedererwachen des Pflanzen= und Thierlebens brächte, kann nicht die Rede sein, wo die Erneuerung der Vegetation vornehmlich in den Winter fällt. Inmitten der Stürme und Regengüsse, welche um die Zeit der Weihnachten und des Jahreswechsels über das verschmachtete Land gerauscht sind, haben sich Höhen und

Thäler mit bunter Blumenpracht zu schmücken und den strengen Ernst der Landschaft zu mildern begonnen. Daß der Winter gegangen und der Lenz gekommen ist, kündigt sich allein durch die größere Zahl heiterer und regenloser Tage an, — von dem wehmüthigen Jubel, der Inbrunst und dem seligen Schluchzen nordischer Frühlingsstimmungen ist keine Spur zu entdecken, wo der Gegensatz winterlicher Erstarrung und Todtenklage gefehlt hat. Wohl schließen Glanz und Farbenpracht, in welchen Wiesen und Felder vom März bis zur Mitte des Mai's prangen, Vergleichungen mit der Vegetation nordischer Himmelsstriche aus, — wohl ist es von zauberhafter Wirkung, wenn die weite von Tunis nach Carthago führende Ebene in einen bunten Teppich verwandelt und mit Blumen und Blüthen bedeckt ist, die bei uns lediglich als Erzeugnisse verfeinerter Gartenkunst vorkommen, — die echte Frühlingsstimmung, die Wonne über den Sieg, welchen das Leben dem Tode abgerungen hat, scheint dieser stolzen, anstrengungslos errungenen Herrlichkeit indessen zu fehlen. Und wie kurz ist ihre Dauer! Noch entbehrt die Mehrzahl der Bäume des Laubschmuckes, noch zeigen die Olive ihr herbstlich fahles Grün, die Palme ihr verschlissenes Winterkleid, die Charuben die steifen Blätter des vorigen Jahres, und die bunte Pracht, die zu unseren Füßen ausgebreitet worden, ist bereits von der Sonne verbrannt. Der Mai, der Monat der Wonne, hat kaum die erste Hälfte seines Laufes zurückgelegt, und die Ernte steht längst vor der Thür. Das junge Grün der Bäume, das sich endlich eingefunden, sieht auf goldene Aehrenfelder nieder, die bunten Blumen aber beginnen die Köpfe zu senken. Noch bevor die Sichel ihre Arbeit beendet, die Feige ihre Früchte gezeitigt, die Granate ihre Blüthen getrieben, die Palme ihr neues Gewand angelegt hat, sind Glanz und Farbenpracht der Wiesen und Felder dem ernsten braunen Ton gewichen, der die Grundstimmung der Landschaft bildet. Vier Monate lang sieht die glühende Sonne vom ewig blauen Himmel auf die braune Erde nieder, deren zartere Kinder längst ihr Grab gefunden haben.

Dem strahlenden Feuer, das sich auf die Natur ergossen, vermögen allein die tropischen Büsche zu widerstehen, welche in die Mittelmeerregion hineinragen: der Opuntien-Cactus mit den zahlreichen bunten Früchten, der kräftig rothe Oleander, die mächtige, wie aus Metall geschnittene Aloë, die Kassia mit den prächtigen roth-gelben Blüthenbüscheln, die Passionsblume, die üppig an der Mauer emporrankt. Noch bevor der Höhepunkt des Sommers erreicht, sind die Früchte der Feige, der Granate, des Johannisbrotbaums und der Rebe gereift, und wenn gegen das Ende des neunten Jahrmonats die ersten erquickenden Regen den Einbruch des Herbstes verkündigen, ist die Empfindung, daß auf den Tod wieder Leben folge, die vorherrschende. Mit dem Herbstgefühl des Nordens hat die Stimmung des südlichen Octobers und Novembers nichts gemein. Ihr fehlt die stille Melancholie, wie dem Frühling die aufathmende Freudigkeit gefehlt hatte, welche den unvergleichlichen Reiz, das berauschende Glück unserer Lenzestage ausmacht. Unbekümmert um die Wirkungen, die sie übt, verfolgt diese ernste, formenstrenge Natur den ihr vorgeschriebenen ewigen Kreislauf, ohne das Gesicht zu verziehen. Mit dem Menschen, seinen Hoffnungen und Befürchtungen hat sie nichts zu schaffen.

IV.

Wer Umfang und Bedeutung Carthago's verstehen und Einblick in die innere Geschichte dieser Stadt gewinnen will, muß die gesammte von Tunis bis Kamart reichende Halbinsel durchwandern. Was heute Cartagine genannt und den Fremden als Ruinenfeld des Londons der alten Welt gezeigt wird, bildet einen und nicht einmal den merkwürdigsten Ausschnitt einer meilenweit mit Ueberbleibseln antiker Bauthätigkeit bedeckten Landschaft. Gleich den Großstädten aller Länder und aller Zeiten ragte auch die nordafrikanische Weltstadt weit über das von Mauern umschlossene Weichbild der ursprünglichen Anlage hinaus. Zur Blüthezeit des punischen Reichs war der ursprüngliche Stadtkern, den seine Erbauer Carthada genannt hatten, von mächtigen Vorstädten umgeben, und zu diesen kamen noch Vororte, d. h. selbständige, zum Theil weit abliegende Städte, die keinen anderen Existenzgrund als den der Nachbarschaft der Metropole besaßen. Diese Orte standen zu Carthago in ähnlichem Verhältniß wie Charlottenburg, Spandau und Potsdam zu Berlin, oder Altona, Wandsbeck und Ottensen zu Hamburg. Carthago's Vororte sind aber nicht nur wegen der Beziehungen zu ihrem ehemaligen Mittelpunkte, sondern vornehmlich dadurch von Interesse, daß sie Stätten menschlicher Niederlassung geblieben sind, während die Stadt, durch welche sie bemerkenswerth geworden, seit einem Jahrtausend vom Angesicht der Sonne verschwunden ist.

Tunis steht noch heute auf dem Platze, den es zur Zeit des Söldneraufstandes, der Feldzüge des Agathokles und der Scipionischen Belagerung einnahm; das am südlichen Ufer des tunesischen Binnensees belegene Araberdorf Rades ist der Nachfolger des alten Maxula, der von den Höhen des Bugurnin zum Meeresufer herabreichende Badeort Hamman-el-Enf der Erbe des durch seine heißen Quellen berühmten Gumi, Goletta das Galabras der Alten. El Marsa, die nordwestlich von Cartagine aus der baumbepflanzten Ebene hervorragende Residenz des Bey, hieß zu punischer und römischer Zeit Megara und war damals wie heute eine Villen- und Gartenvorstadt. Auf dem eine halbe Stunde weiter nördlich emporragenden Berge Kaui lag die Necropolis Carthago's, und da, wo heute das Dorf Sidi-Bu-Said zum Meere hinabsieht, ein mit Tempeln und Palästen geschmücktes reiches Stadtviertel. All diese Ortschaften und ebenso die zwischen denselben wüst liegenden weiten Strecken sind Fußbreit für Fußbreit mit Trümmern einer großen Vergangenheit bedeckt. Ueber der Erde werden nur einzelne unförmliche Steinmassen sichtbar, die sich hier als Ueberbleibsel alter Mauern, dort als Reste zerstörter Aquäducte darstellen, — die Welt unterhalb begrabener Bauten aber ragt an so ungezählten Punkten über und an der Erdoberfläche empor, daß der Wanderer Stunden lang den Eindruck behält, über Stätten uralter menschlicher Culturarbeit hinzuschreiten. Allerdings gehören dieselben verschiedenen Zeitaltern an. Von den kartenhausartigen Constructionen moderner Bau- und Ingenieur-Thätigkeit sind die für Ewigkeiten berechneten Bauwerke der Alten indessen so grundverschieden, daß Verwechselungen zwischen den einen und den andern auch für Laien ausgeschlossen erscheinen. Auf den ersten Blick erkennt der Beschauer, ob die Straße, über welche er seinen Weg genommen, antiken oder modernen Ursprungs — ob die allent-

halben aus der Erde emporsehenden Cisternen, Brunnen, Bogenüberreste, Baufundamente und Säulentrümmer der alten oder der neueren Zeit angehören. Sieht er genauer zu oder schürft er mit dem Stabe unter dem umherliegenden Gerölle, so wird er darauf rechnen dürfen, Stücken von Straßenmosaik, sorgfältig behauenen Marmorfragmenten und, wenn das Glück gut ist, Münzen, Pfeilspitzen oder Broncezierrathen zu begegnen. Wo immer in dieser weiten Landschaft ein älteres arabisches Haus durch geschmackvolles Portal, kunstreiche Säuleneinfassung oder fein geschwungene Arcaden die Aufmerksamkeit auf sich zieht, spricht die Wahrscheinlichkeit dafür, daß seine Ausschmückung carthagischen Ueberresten das beste Theil verdankt. Zuweilen verräth der Ursprung des benutzten Baumaterials sich durch Inschriften und Fragmente, die an einer gleichgültigen Haus- oder Gartenmauer sichtbar werden, und nahezu ebenso oft geschieht es, daß in Gärten und Höfen Marmortafeln oder Säulenstümpfe von einigem Interesse unbeachtet daliegen und im Dienst häuslicher Verrichtungen zu Grunde gehen. Die gesammte Ebene ist endlich mit einer unzählbaren Masse von Bausteinen bestreut, welche von dem Umfang der hier vorgenommenen Zerstörung Zeugniß ablegen.

Aus der im Osten und Nordwesten vom Meere, im Süden von dem Landsee (Bahira) umspülten tunesischen Ebene, die wir als Stätte Carthago's und seiner Vorstädte kennen gelernt haben (Tunis und die übrigen Vororte der ehemaligen Weltstadt liegen im Süden und Osten des Sees), ragen drei dem Meere benachbarte Bodenerhebungen empor, die besondere Aufmerksamkeit verdienen. Die wichtigste derselben gruppirt sich um einen steil abfallenden Hügel, auf welchem zu punischer und römischer Zeit die Citadelle der Stadt, die Byrsa, gestanden hat und der heute von dem Kloster und der Capelle des heiligen Ludwig und dem benachbarten Carmeliterkloster gekrönt wird. Hinter den Mauern dieses festesten Theiles von Carthago lagen der Tempel des Heilgottes (Esmuns), der Jupitertempel und der sogenannte Palast der Dido, auf den benachbarten Höhen die Tempel der Astarte, des Moloch (Saturn) und anderer Hauptgottheiten der Stadt; der Esmunstempel enthielt den Sitzungssaal des Senats und die Staatsbibliothek und wurde als Mittelpunkt und vornehmstes Heiligthum der Byrsa angesehen, die trotz des bescheidenen Umfangs von zweitausend Schritten den Kern der aus dreifachen Mauern bestehenden carthagischen Befestigung bildete. „Der Schönheit der Lage Byrsa's", so heißt es in Beulé's gründlichem und grundlegendem Buche über die „Ausgrabungen von Carthago", „kam allein ihre Stärke gleich. Der (einige hundert Schritte unterhalb belegene) Strand war flach und aus angeschwemmtem Sande gebildet, in welchem man mit Leichtigkeit Häfen graben konnte. Zunächst dem viereckigen Handelshafen und dem runden Kriegshafen dehnten sich auf einer Fläche von 760 Metern das Forum und die anstoßenden, öffentlichen Versammlungen dienenden Gebäude aus; von dort zogen sich die drei von sechsstöckigen Häusern eingefaßten Hauptstraßen zur Akropolis hinauf. Auf dieser Seite war die Byrsa steil und fast uneinnehmbar, ostwärts aber befand sich die zum Schutz des Esmunstempels bestimmte Bastei. Der Tempel selbst lag in solcher Höhe, daß es zu seiner Ersteigung einer sechzig Stufen hohen Treppe bedurfte, welche in Kriegszeiten abgenommen werden konnte. Auf

der entgegengesetzten Seite fiel das von einer mächtigen Mauer (30 Fuß dick und 45 Fuß hoch) geschützte Plateau sichtbar ab und ebenso auf der vierten Seite, dem auf einem Hügel gebauten Junotempel gegenüber, durch welchen es von einer hohlen Gasse geschieden war. ... Die Aussicht, welche sich von dieser Land und Meer beherrschenden historischen Stätte darbietet, gehört zu den großartigsten der Welt. Im Osten begegnet der Blick dem tiefen Golf, dessen Fluthen blauer als der Himmel sind, dem sandigen, von riesenhaften Quaiüberbleibseln bedeckten Strande, im Süden den beiden Häfen und der durch die Trümmer des Baalstempels bezeichneten Stätte des Forums .... während die gegenüberliegende Küste zur Höhe des vesuvartigen Bugurnin und den bleireichen Felsen von Arsaß aufsteigt und in der Ferne der Zaguau Linien von griechischer Schönheit zeigt. Im Westen dehnt sich der fruchtbare Isthmus, den auf der einen Seite der See von Tunis, auf der anderen die Lagune Sukara begrenzt, — zwei Wasserflächen, die nur durch schmale Landstreifen vom Meere getrennt sind .... Im Norden endlich beherrscht sie ein Thal, das einst Megara war, die Stätte reicher Landhäuser und kühlender Gärten — endlich die Todtenstadt auf der Höhe von Kamart .... Dahinter aber wird wiederum das Meer sichtbar, welches hier die Wasser der Megerda aufnimmt und wegen der Anschwemmungen dieses Flusses immer weiter von dem Punkte abgedrängt wird, auf welchem einstmals Utica lag. das von Vorgebirgen allenthalben durchschnittene Meer, — die Seen mit glattem Spiegel, die Berge von mannigfaltigen Formen und herrlichen Umrissen, die von fruchtbaren Feldern bedeckten Hügel, die Ebene, aus welcher hier und da zierliche Palmenkronen über graublättrigen Oliven emporsteigen — alles das erinnert trotz vielhundertjährigen Verfalls an den Reichthum des afrikanischen Bodens, der sich mit der Poesie der griechischen und der sicilischen Natur verbunden hat."

Das von Beulé entworfene stimmungsvolle Bild würde unvollständig bleiben, wenn die Einzelheiten der nächsten Umgebung der Byrsa (oder — wie die moderne Bezeichnung lautet — von St. Louis) unerörtert blieben. Wohl prangt diese Umgebung während der letzten Winter- und ersten Frühlingsmonate in dem Schmucke jungen Grüns und eines farbenreichen Blumenflors, — wohl wogen zu dieser Jahreszeit reiche Saatfelder auf den Höhen, die zur Rechten und Linken aus der Ebene emporsteigen, — während der größeren Hälfte des Jahres aber bildet ernstes Braun den Grundton dieser trotz ihres unvergleichlichen Reizes tief melancholischen Landschaft. Ungleich stärker als durch die Neubauten auf den Höhen St. Louis' und durch die westlich nach Goletta hinreichenden Villenketten wird der Eindruck, den diese historische Stätte zurückläßt, durch die allenthalben emporragenden Trümmer der Vorzeit bestimmt. Die ungeheuren Steinmassen, welche auf dem flachen Gestade umherliegen und aus Ueberbleibseln des ehemaligen Quai bestehen, sehen aus, als seien sie von Cyklopenhänden aufgehäuft worden; denselben Eindruck übermenschlicher Größe machen die stufenartig vom Meere aufsteigenden Steinzacken, in welche die große, zur Platea nuova heraufführende Treppe eingefügt war, und die riesigen Bogengänge der sogenannten kleinen Cisterne — eines noch heute fast vollständig erhalten gebliebenen Bauwerks. In entgegengesetzter, nordöstlicher Richtung wird eine Welt aus der Erdober-

fläche heraussehender Bogenöffnungen sichtbar, auf welche die Häuser eines ganzen Dorfes gesetzt sind. Hier, wo der zur Wasserversorgung der Stadt bestimmte Aquäduct in die Mauer einmündete, lagen die großen Cisternen. Auf ihren Trümmern ist während der Abendstunden ein buntes Gewimmel von Menschen und Thieren sichtbar, die sich seit Jahrhunderten auf und unter der alten Trümmerstätte eingenistet haben und unbekümmert um die Bedeutung derselben ihr Wesen treiben. Die Häuser des Dorfes Malga sind ausschließlich aus Steinen verfallener Cisternengewölbe aufgeführt; einzelne dieser Gewölbe dienen noch gegenwärtig zu Ställen, Vorrathskammern und Wasserreservoirs, — andere sind zu Wohnungen umgebaut, und über einer derselben erhebt sich ein Kaffeehaus, das allabendlich den Bewohnern der Umgegend zum Versammlungsorte dient und vor dessen Thüren sie ihre Reiterkünste üben. Während der Stunden des Sonnenbrands herrscht hier wie auf der gesammten, zwischen den Vorstädten Goletta's und der Villenstadt Marsa liegenden Ebene tiefe Stille. Auf den Hügeln, welche einst den Mittelpunkt der volkreichsten Stadt Afrika's bildeten, begegnet der Wanderer ausschließlich Ziegen- und Rinderheerden, friedlich weidenden Kameelen und diesen beigegebenen Hirten, — vor den Häusern des Tags über leblos daliegenden Malga sind höchstens halbnackte Kinder, auf den die braune Ebene durchschneidenden Straßen nur spärliche Reiter und Wagen sichtbar. Halbe Stunden lang kann man entlang dem Ufer und auf der Felsenhöhe der Ufereinfassung die Wanderung fortsetzen, ohne lebenden Wesen zu begegnen, ohne anderes Geräusch zu vernehmen als dasjenige der auf den Strand getriebenen Meereswogen. Wird diese feierliche Stille unterbrochen, so geschieht dies durch die Hunde, welche hier Seevilleggiaturen tunesischer Großen, dort Beduinenzelte bewachen, — von den Bewohnern dieser Ansiedlungen ist während der größeren Jahreshälfte überhaupt nichts, während der kleineren höchstens zu später Abendstunde Etwas zu sehen.

Wer auf der Höhe von St. Louis gestanden, das von dem gelehrten P. Delâtre geleitete Museum besichtigt und den Blick an der unvergleichlichen Fernsicht gesättigt hat, wird sich, behufs topographischer Orientirung in der Umgegend, zunächst nach Südwesten wenden müssen, um das ehemalige Hafenviertel Carthago's kennen zu lernen. Aus der Entfernung betrachtet, erscheinen die beiden 130 Meter vom Meere auf flacher Ebene belegenen und als Häfen des alten Carthago bezeichneten Wasserbecken so eng und klein, daß es schwer hält, dieselben für die Sammelplätze der stärksten Flotte der alten Welt anzusehen. Erst wenn man näher herantritt, überzeugt man sich davon, daß auf dieser weit ausgebreiteten Ebene Entfernungen und Maße nicht nach dem Augenschein beurtheilt werden dürfen. Der anscheinend einige hundert Schritte lange Weg von St. Louis zu der Hafenstätte beträgt in Wahrheit einen Kilometer, und wenn diese Entfernung zurückgelegt ist, stellen sich die Größenverhältnisse der beiden Wasserbecken durchaus verändert dar, ob sie gleich immer noch beschränkt erscheinen. Erst nachdem in Betracht gezogen worden, daß die Zeit und die Zerstörungswuth der Menschen einen Theil dieser Anlage verschüttet, und daß die Anschwemmungen des Meeres die Verbindung zwischen Meer und inneren Häfen in Wegfall gebracht haben, wird das Sachverhältniß klar gestellt. Die

26 Hektare 16 Are umfassenden zwei Bassins haben für mehr als 1100 Schiffe reichlichen Platz gehabt; sie bleiben nur wenig hinter dem für die gleiche Anzahl von Fahrzeugen berechneten alten Marseiller Hafen zurück. Von den Schiffen der Alten wissen wir aber, daß sie unvergleichlich kleiner waren als die unsrigen, und daß die Breite der größten antiken Kriegsfahrzeuge wenig mehr als den zehnten Theil moderner Constructionen dieser Art betrug. Wir wissen endlich, daß die Masse der carthagischen Kauffahrer zu Friedenszeiten vor dem großen, entlang dem Golf aufgeführten Quai ankerte, und daß diese Fahrzeuge in den inneren Hafen lediglich zu Lösch- und Ladungszwecken einliefen. — Im Uebrigen stimmen Appian's Schilderungen von der viereckigen Gestalt des Handelshafens, der eirunden Form des Kothon (Kriegshafens) und der inmitten des letzteren belegenen Admiralitätsinsel mit dem Augenschein ebenso überein wie mit den Ergebnissen von Beulé's sorgfältiger Untersuchung. Ueberzeugend hat der fleißige und scharfsichtige Forscher nachgewiesen, daß die carthagische Stadtmauer zwischen die beiden Häfen geführt war, um dem Kothon größere Sicherheit zu gewähren, und daß der unweit des letzteren emporragende runde Hügel durch die aus den Bassins ausgegrabene Erde entstanden ist. Von diesem Hügel aus leitete Scipio den letzten, entscheidenden Theil der Belagerung, — von hier aus sah er dem Einbruch seines Heeres in die innere Stadt und der sechs Tage lang dauernden Eroberung der drei vom Forum zur Akropolis führenden Straßen zu. Von demselben Punkte lassen sich noch heute die Trümmer der gewaltigen Arbeiten wahrnehmen, welche die Römer behufs Absperrung der Innenhäfen vom Meere, die Carthager behufs Gewinnung einer neuen Ausfahrt in die See unternommen hatten. Ueber die damals aufgeworfenen Steindämme rollen seit Jahrhunderten Meereswellen, — die Linien dieser Bauwerke aber lassen sich unter dem Wasserspiegel erkennen, wenn dieser ruhig daliegt, und wenn er durch die scheidende Sonne gehörige Beleuchtung erhalten hat.

In gerader Linie beträgt die Entfernung von diesem südlichsten Punkte der alten Mauerumfassung bis zu deren äußerstem nördlichen Ende vier bis fünf Kilometer. Es gibt das einen Maßstab für den ungeheuren Umfang der äußeren Stadtmauer, die östlich entlang der Meeresküste, westlich durch die Ebene geführt war und deren Gesammtlänge zwei deutsche Meilen betragen haben soll. Nach der Landseite war diese Umwallung dreifach gezogen, allenthalben 44 Ellen hoch, 22 Ellen breit und von 150 zu 150 Metern mit vierstöckigen Thürmen besetzt — nach der Seeseite, wo steile Felsen eine natürliche Befestigung bildeten, einfach aufgeführt — die Byrsa und deren nächste Umgebung aber von einer besonderen, in den Stadtwall einspringenden Mauer geschützt, deren Höhe 45 Fuß (bei 30 Fuß Breite) betrug. An der Hand des im Jahre 1877 von Ph. Caillat auf Grund älterer Arbeiten entworfenen Planes lassen die alten Mauerzüge sich allenthalben nachweisen, — wer dem Seeufer entlang vom Hafenplatze aus seinen Weg nimmt, vermag diesen Theil der Befestigungslinie auch ohne Hülfsmittel zu verfolgen, weil die ins Meer abfallende Felsenkette allenthalben mit Bautrümmern gekrönt ist. Vorüber an der Höhe von St. Louis, den kleinen Cisternen und dem halbverfallenen malerischen Festungsthurme Bordsch-Dschdid geht es entlang einem hier herabsteigenden, dort aufwärts geführten Felsenwege

in nahezu gerader Linie auf die zweite der drei aus der carthagischen Ebene emporragenden Höhengruppen, — auf das Vorgebirge Sidi-Bu Said (auch Cap Cartagine[1]) genannt). Diese nach allen Seiten schroff abfallende Höhe trägt ein gleichnamiges Dorf, dessen malerische Schönheit von der Landseite ebenso augenfällig ist, wie von der Seeseite. Terrassenartig über einander aufgeführte weißglänzende Araberhäuser sehen aus grünen Gärten, Oliven- und Weinpflanzungen hervor, während über und unter ihnen mächtige Palmen das wogende Haupt erheben. Nur für Fußgänger und Reiter passirbar, bietet die enge, steil aufwärts geführte Hauptstraße des Dorfes ein überaus anziehendes Bild. Vor den Häusern und auf den Terrassen des großen auf die Gasse hinabsehenden Kaffeehauses treiben in der Abendstunde bunte Menschenversammlungen ihr friedliches Wesen. Treppen, Terrassen und Dächer sind rings mit Männern und Kindern bedeckt, die in behaglicher Ruhe zur bewegten Gasse hinabschauen, auf welcher Tabuletkrämer, Fruchthändler und Handwerker ihre Waaren anpreisen. Niemand hat Eile, nirgend verräth sich eine Spur von Unruhe, von sorgenvollem Drange oder beängstigender Eile. Ebenso langsam und bedächtig wie die Menschen schreiten die Thiere einher: mit schweren Traubenkörben beladene Esel, hochbepackte Kameele, stattlich aufgezäumte Rosse und Maulthiere, deren Reiter träumerisch in das sie umgebende Gewühl starren. Rothe, grüne, gelbe, blaue, violette und weiße Gewänder wechseln ebenso bunt durcheinander, wie Männer von weißer, brauner und schwarzglänzender Hautfarbe, — der unverfälscht arabische Charakter des Orts aber prägt sich durch den Mangel europäisch gekleideter Gestalten ebenso deutlich aus, wie durch die verschwindend geringe Zahl weiblicher Erscheinungen. Mädchen und junge Frauen werden auch hier, wo ländliche Freiheit die Strenge der städtischen Sitte gemildert hat, nur selten auf der Straße sichtbar, und die Mehrzahl schwarzer, aus weißer Gewandung gespenstisch heraussehender Schleier verbirgt Gesichter, deren Reize um ein Vierteljahrhundert zurückdatiren. Junge Augen blitzen allein hinter den Jalousien und Gitterfenstern hervor, die auf enge und einsame Gäßchen herabsehen — diese Gäßchen aber müssen durchschritten werden, wenn man die Höhe des Leuchtthurms gewinnen und von den Galerien desselben die zahllosen Buchten des im Osten von Cap Bon, im Westen von Cap Farina begrenzten Golfes, sammt der weiten bis nach Tunis reichenden Ebene mit einem Blick übersehen will.

Der weiter nach Norden führende Weg entlang der Küste ist nur in seiner ersten Hälfte lohnend. Auf seinem höchsten Punkte liegt das von ausgedehnten Weinpflanzungen umgebene Sommerpalais des Erzbischofs von Carthago. Von hier steigt man auf einem spiralförmig um den Berg gewundenen Wege zu der Winterresidenz des Prälaten und entlang der diese Anlage umgebenden Mauer nach Marsa herab, um den Trümmern nachzuspähen, die allenthalben aus den Gärten und den Umgebungen dieser Villenstadt hervorlugen. Malerische Ruinen wird man freilich vergeblich suchen. Was nach solchen aussieht, gehört

---

[1]) Die Cartagine genannte Haltestelle der von Goletta nach Marsa führenden Eisenbahn befindet sich in der Nähe der Häfen und führt zu einem gegenwärtig als Quarantäne-Local benutzten maurischen Palais.

der Periode tunesischen Niedergangs an, während welcher zahlreiche von ihren verarmten Besitzern verlassene Landhäuser in Trümmer zerfallen sind. Der alten Zeit römisch-carthagischer Größe entstammen dafür die zahllosen unterirdischen Bauten, deren Decken und Gewölbe über die Erde emporragen, und denen man auf allen Theilen dieser Trümmerstadt begegnet. Den ersten Jahrhunderten christlicher Zeitrechnung angehörigen überirdischen Bautrümmern ist der Wanderer bereits früher wiederholt begegnet. Die Fundamente der Kapelle von St. Louis werden aus Ueberbleibseln eines römischen Palastes gebildet; in der Nähe der gleichnamigen Eisenbahnstation sind die Ueberbleibsel eines Circus sichtbar; auf dem Wege nach Sidi-Bu-Said hat man eben jetzt den Unterbau einer von Vandalenkönigen aufgeführten Kathedrale auszugraben begonnen. Unterhalb dieser Ausgrabung begegnet man dicht am Meere dem leidlich wohlerhaltenen Mosaikfußboden eines antiken Bades, — unweit des Castells Bordsch-Dschdid, der Platea nuova und der zu dieser führenden Treppe, etwa einen Kilometer weiter landeinwärts der Stätte, an welcher der heilige Cyprian hingerichtet wurde, dem Platze der zehn Märtyrer u. s. w. Lägen alle diese Trümmer so dicht bei einander, daß sie von einem Punkte aus übersehen werden könnten, so würde der Eindruck einer Ruinenstadt hier ebenso vollständig sein wie in Pompeji. Ueber weite Ebenen zerstreut, durch Neubauten der verschiedensten Art, durch Olivenhaine und Saatfelder unterbrochen, fügen die Ueberreste Carthago's sich allein für den sinnenden und aufmerksamen Beobachter in ein Ganzes zusammen. Aus den Lücken derselben sprießt neues Leben so unaufhaltsam hervor, daß durchaus begreiflich erscheint, wenn der eilige Wanderer über den bunten Blumenteppichen, wogenden Aehrenfeldern und Neubauten, die ihm begegnen, die tief in die Erde versenkten Zeugen der Vergangenheit vergißt. An einzelnen Punkten ragen die Werke des Alterthums freilich so gebieterisch empor, daß sie das moderne Landschaftsbild vollständig beherrschen. Vornehmlich gilt das von der Nekropolis und von der zerstörten Wasserleitung, die, unterhalb St. Louis beginnend, von Ost nach West die Ebene durchschneidet. Bei diesen Stätten wird verweilen, wer überhaupt wissen will, wo er gewesen.

Auf der dritten der drei Bodenerhebungen, die an den äußersten Enden der carthagischen Ebene sichtbar sind, auf dem oberhalb des Dorfes Kamart belegenen Berg Kaui, liegt die Todtenstadt des alten Carthago, dessen Mauern diese Stätte mit einschlossen. Zweck und Bedeutung derselben liegen heute offener zu Tage, als in den Zeiten ihrer Benutzung, wo die Eingänge zu den Grabkammern verborgen gewesen waren. Erst nachdem römische und arabische Plünderer die Ruhe der Todtenstadt gestört hatten, blieben die in den Schoß derselben gefügten Gräberthore geöffnet stehen. Staub- und Regenablagerungen haben diese Oeffnungen wieder geschlossen, ihr Werk jedoch so unvollständig gethan, daß zahlreiche halb offen gebliebene Höhlen zum Hinabsteigen in die alten Grabkammern einladen. An ihnen nahm Beulé Veranlassung zu höchst ausgiebig gewordenen Forschungen. „Die Besichtigung einiger halb offener Grüfte", so schreibt der Verfasser der „Fouilles", „erweiterte das Feld meiner Untersuchungen alsbald auf beträchtliche Weise. Ich bemerkte, daß unterirdische, erst später ausgehauene Gänge gewisse Reihen von Grabkammern mit einander

in Verbindung setzten. Diese Gänge haben ursprünglich nicht existirt, denn sie sind auf plumpe und eilige Art gearbeitet und verwirren die Ordnung der Grabmäler. Ich gewann die Ueberzeugung, daß diese Verbindungsgänge das Werk roher römischer Soldaten seien, die Zeit genug gehabt hatten, die Nekropolis auszuplündern, da sie nach der Einnahme Carthago's hier geblieben und allein mit der Aufgabe betraut gewesen waren, die Stadt zu zerstören. Was Scipio's Heeren entgangen war, ward nach dessen Abzuge den benachbarten Völkern Gegenstand der Plünderung, da ihnen das große Carthago durch die Rache des Senates zur Beute überlassen worden war. Die letzte Verwüstung erfolgte endlich durch die Araber." Weiter wird ausgeführt, daß die römischen Plünderer, um sich die Sache zu erleichtern, von einer Grabkammer in die andere durchbrachen und raubten, was irgend zu rauben war. — In der Folgezeit haben die von Cäsar und Augustus als Colonisten angesiedelten Begründer des zweiten Carthago's — Römer und aus der Umgegend hergeströmte Punier —, die alte Todtenstadt zu erneuern angefangen. „Der Ort war frei, und ohne denselben zu entweihen, konnten die Söhne sich in die Gräber legen, in welchen ihre Väter geschlummert hatten. Die von der Belagerung übriggebliebenen Familien kamen wieder in den Besitz ihrer alten Grabstätten, die Grüfte untergegangener Geschlechter aber wurden von ärmeren Leuten widerrechtlich in Besitz genommen. So ist es zugegangen, daß man Grabkammern antrifft, die alle Spuren der Verwüstung tragen und die dennoch mit Todten angefüllt sind. Manches Grab hat eine Ausbesserung erfahren; es ist mit Stuck neuerer Qualität bedeckt und trägt ein Reliefslaubwerk von römischer Arbeit; ein anderes Grab ist roth ausgemalt und gehört wahrscheinlich derselben Zeit an . . . . . Was die Christen anlangt, so mußten dieselben vor einem heidnischen Begräbnißort Abscheu empfinden. Möglicher und wahrscheinlicher Weise haben sie sich zu Zeiten der Verfolgung in diesen Katakomben verborgen gehalten — Spuren des Christenthums oder christlicher Inschriften haben sich hier nicht entdecken lassen [1])."

Die allen semitischen Völkern eigenthümliche Sitte, ihre Todten fern von den Wohnungen der Lebenden zu begraben, erklärt sattsam, warum die Carthager eine nicht nur vom städtischen Mittelpunkte, sondern ebenso von der Vorstadt weit abliegende Vorgebirgshöhe zur Nekropolis wählten, und warum sie ihre Grabkammern ausschließlich auf den der Stadt abgewendeten Abhängen derselben anlegten. Für Sicherung des Zusammenhangs zwischen den Wohnungen der Todten und der Lebenden sorgte die, die Todtenstadt miteinschließende Stadtmauer, — im Uebrigen aber sollte die letztere erst von dem Gipfel des Berges wahrnehmbar sein. Wer denselben heute ersteigt, läuft freilich Gefahr, über der vor ihm ausgebreiteten Fernsicht die Betrachtung der nächsten Umgebung zu versäumen: übertrifft das Panorama des Kauiberges doch nahezu all' die Landschaftsbilder, die sich bisher vor uns ausgebreitet hatten. Neu und überraschend wirkt vor Allem der Anblick der Wüste, welche zwischen den nördlichen Abhang des Todtenberges und die von silbergrauem Salze bedeckten Lagunen von Sukkara ge-

---

[1]) Spuren christlicher Friedhöfe sind bei dem erwähnten Dorfe Malga, unweit St. Louis, neuerdings aufgefunden worden.

schoben ist. Rings von gelben Sandmassen umgeben, ruht im Grünen verborgen das Dorf Kamart, über dessen weißglänzenden Kuppeln mächtige Palmen — die höchsten der gesammten Landschaft — ihre zierlichen Kronen erheben, und jenseit der Lagunen öffnet sich der Golf von Utica, dessen äußerste Spitze Cap Farina bildet. Auf der entgegengesetzten Seite werden am Rande der weiten, rings von herrlichen Bergformationen abgegrenzten Ebene Sidi-bu-Said, Goletta und weiter nach Süden Tunis und Rades sichtbar, während der blaue Meeresspiegel die gesammte Osthälfte des Bildes ausfüllt. Aus seiner Mitte erhebt sich die Felseninsel Zimbra, deren kühne Umrisse in keinem Stück hinter denjenigen von Capri oder Procida zurückbleiben und im Abendlichte wie durchsichtige Wolkenformationen erscheinen.

Mit dem Ernst und der Schönheit der Todtenstadt kann das eine Stunde weiter nach Osten belegene Gebiet der carthagischen Wasserleitung in keinem Stücke verglichen werden. Durch die weite, zum einen Theil angebaute, zum andern mit Olivenwäldern bedeckte Ebene ragen, so weit das Auge reicht, unförmliche Steinmassen empor, deren untere Hälften von Geröll, Dornengestrüpp und wuchernden Cacteen bedeckt sind, während die oberen Theile Ansätze zu kühn geschwungenen Bögen zeigen. Diese Bögen bildeten den Unterbau des unter Hadrian begonnenen, unter Septimius Severus zum Abschluß gebrachten, 132 Kilometer langen Aquäducts, der die kühlen Wasser von Zaguan nach Carthago leitete. Zur Zeit der arabischen Zerstörung wurde auch der große Aquäduct in Trümmer geschlagen — erst mehrere Meilen südlich von Tunis begegnet man dem erhalten gebliebenen Theil dieser Riesenanlage, die sich dann stundenlang fortsetzt, bis sie unterhalb der Höhen vor Zaguan in die Erde niedersteigt, um unterirdisch bis an den Abhang des quellenreichen Berges weitergeführt zu werden. Von dem zur carthagischen Ebene gehörigen Theil des Aquäducts ist kein einziger Bogen erhalten geblieben. In endloser Reihe folgen die von der Zerstörung übrig gelassenen Stümpfe aufeinander, allenthalben von gleicher, etwa dreifacher Manneslänge betragender Höhe und entsprechendem Umfang. Staunend fragt der Beschauer sich, was wunderbarer gewesen — ob die Kühnheit und Größe der Anlage oder der Wahnwitz der Zerstörungswuth, die auf die Niederreißung des Werkes eine Summe von Anstrengungen verwendet haben muß, die hinter derjenigen der Aufrichtung kaum zurückgeblieben sein kann. Aller modernen Sprengungsmittel entbehrend, müssen die Zerstörer Wochen und Monate saurer Handarbeit angewendet haben, um dem wasserarmen Lande die größte aller ihm jemals erwiesenen Wohlthaten zu rauben. Ihren Zweck haben sie so vollständig erreicht, daß die Carthago benachbarten Ort- und Dorfschaften bis zur Stunde auf das in Cisternen angesammelte Regenwasser und auf das brakige Naß angewiesen sind, das sich aus mühsam angelegten Ziehbrunnen gewinnen läßt. Die unter Benutzung erhalten gebliebener Theile des alten Werkes erbaute Wasserleitung von 1860 reicht von Zaguan bis Tunis; über die Landeshauptstadt hinaus ist dieselbe nicht fortgeführt worden, weil auf der vom nördlichen Stadtthor nach Carthago führenden Strecke die Zerstörung der alten Leitung eine vollständige gewesen ist. Und doch lehrt der Augenschein, daß diese fruchtbare, immer noch mit Bäumen, Getreidefeldern und Wiesen geschmückte

Landschaft lediglich der Erquickung durch reines Wasser bedarf, um aufs Neue in einen blühenden Garten verwandelt zu werden. Wo immer Feuchtigkeitsansammlungen vorhanden waren, hat die Menschenhand reichlich lohnende Anpflanzungen schaffen können. In den bewässerten Gärten von Lariana und El Marsa gedeihen Palmen, zierliche Pfefferbäume, Orangen-, Citronen-, Granaten-, Mandel- und Feigenbäume ebenso vorzüglich wie Blumen der verschiedensten Gattungen und Arten, prangende Büsche und üppige Reben. Mächtige Oleanderbüsche, roth-gelbe Cassiablüthen, reichlich wuchernde Passionsblumen, duftige Rosen bieten unwiderlegliche Zeugnisse für den natürlichen Reichthum dieses Bodens, der nur vor Verschmachtung gewahrt zu werden braucht, um dem Gärtner hundertfältig zu lohnen. Die große Mehrheit der Bewohner muß sich von Alters her an einem salzhaltigen Brunnenwasser genügen lassen, das für Getreide- und Gemüsecultur, nicht aber für die Erhaltung edlerer und feinerer Gewächse ausreicht. Ist die kurze Täuschung der Frühlingspracht geschwunden, so bleibt den auf Brunnenbewässerung angewiesenen Gartenanlagen kein anderer Schmuck, als derjenige des unverwüstlichen Geranium, der Mimose, der Aloe und des wuchernden Puntiencactus. So mächtig aber ist die Triebkraft dieser reichen Natur, daß die Aloe fußhohe, wie Bäume gestaltete Schößlinge emportreibt, daß die unförmlich-dicken Blätter des Opuntiencactus mit doppelten, oft dreifachen Reihen eng aneinandergefügter Früchte bedeckt sind, und daß es kaum eine Niederung gibt, die nicht dem einen oder dem anderen Baume das Leben fristete. Mit dem Wassermangel mag zusammenhängen, daß Ast- und Holzwerk tunesischer Bäume in der Regel stärker und reicher entwickelt sind als die Blattbildung, und daß schmalblättrige Oliven- und Pfefferbäume ungleich häufiger gefunden werden als schattenspendende Eschen und zu leidlicher Höhe gelangte Feigenbäume.

V.

An den staatlichen und städtischen Geschicken Carthago's haben die der afrikanischen Weltstadt benachbarten, zumeist noch heute bewohnten Ortschaften so erheblichen Antheil gehabt, daß die denselben gewidmete Betrachtung keiner Rechtfertigung bedarf. In den Berichten über die Belagerungen des Agathokles, der meuterischen Söldner und des Scipio kehren die Namen Tunes (Tunis), Maxula (Rades), Galabras (Goletta), Gumi (Hamman-el-Enf) so häufig wieder, daß eine Orientirung über die genannten Punkte für das Verständniß der auf diese Ereignisse bezüglichen Schilderungen unentbehrlich erscheint. Mindestens ein Jahrhundert älter als Carthago, hatte Tunis zu punischer wie später zu römischer und vandalischer Zeit eine so erhebliche Rolle gespielt, daß es nach der zweiten Zerstörung Carthago's von selbst in die Stellung der ersten Stadt des römischen Afrika's aufrückte. Diesen Rang hat die Nachbarin Carthago's, trotz der Nebenbuhlerschaft des im J. 663 begründeten Kairuan und trotz der Vorliebe der arabischen Machthaber für diese heilig erklärte Stadt, zu behaupten gewußt. Ihre Blüthe datirt von der Mitte des dreizehnten Jahrhunderts. Der Emir Abu-Zakaria, der Begründer der Haffiten-Dynastie, prägte Tunis das Siegel einer arabischen Stadt auf, das sie bis dahin nicht getragen hatte. Er sorgte für ihre Ausschmückung, ersetzte die aus byzantinischer Zeit übrig gebliebenen Bauten durch

maurische, ließ eine kostbare Bibliothek sammeln und zog eine erhebliche Zahl berühmter andalusischer Gelehrter in seine Hauptstadt. Aus den Berichten arabischer Reisender und Geographen ist bekannt, daß das Ruinenfeld Carthago's Jahrhunderte lang eine unerschöpfliche Ausbeute an Kunstwerken der verschiedensten Gattungen und Arten bot, und daß die marmornen Ueberbleibsel seiner Theater, Rennbahnen, Kathedralen und Paläste das Material für die afrikanischen und italienischen Prachtbauten des gesammten früheren Mittelalters geliefert haben. Von Geschlecht zu Geschlecht haben Araber, Berbern, Normannen und Italiener aus diesem Schatze geschöpft und zünftige „Steinsucher von Tunis" bis in die neueste Zeit die Ausbeutung des Vermächtnisses der großen Vergangenheit professionell betrieben. Nichts desto weniger wird die carthagische Ebene der Alterthumsforschung noch für Jahrhunderte ein reiches Feld bieten. Was bisher zu Tage gefördert worden, hat zum überwiegenden Theile dem zweiten Carthago, der Stadt der römischen Proconsuln, der Vandalenkönige und der byzantinischen Statthalter, angehört, — die Reste der punischen Weltstadt ruhen unberührt im Schoße der Erde. „Wer," so fragt Beulé am Schluß des siebenten Capitels seiner „Fouilles", — „wer vermöchte die Geheimnisse zu errathen, die unter dem Boden einer Stadt ruhen, die eine der größten und reichsten Städte der Welt gewesen ist? Carthago wird trotz der Vorurtheile, welche Nachforschungen von ihm fernhalten, trotz der übertriebenen Vorstellungen, die man sich vom Umfange der römischen Zerstörung machte, und trotz der Schwierigkeiten, die mit Nachgrabungen in beträchtlicher Tiefe verbunden sind, — Carthago wird die Reihe der Untersuchungen so gut treffen wie Aegypten, wie Babylon und Ninive! Mit feurigem Eifer wird man seinen Ruinen und denjenigen von Tyrus dereinst Fragen nach Kunst und Civilisation der Phönicier vorlegen, auf welche ebenso vollständige Antworten wieder gefunden werden, wie auf die Fragen nach der künstlerischen und civilisatorischen Vergangenheit Hochasiens."

Ungleich zweckmäßiger als mit einem Ausfluge auf die Stätte des vollständig von der Erde verschwundenen Utica wird der Besuch Carthago's mit einer Fahrt nach Zaguan beschlossen. Wer Tage lang zu dem malerischen Höhenzuge hinübergesehen hat, der das carthagisch-tunesische Landschaftsbild nach Süden abschließt, und dessen Gipfel als Ausgangspunkte des großartigsten aller auf afrikanischer Erde erbauten Bauwerke eine erhebliche Rolle gespielt haben, dem wird der Wunsch nach näherer Bekanntschaft mit dem Berge des Baal-Ammon (mons domini) sich von selbst aufdrängen. In mehr als einer Rücksicht ist die Reise dahin verlohnend. Sie geht durch eine ungeheure, wüst liegende Ebene, welche auf die Frage: „Hast du Begriff von Oed' und Einsamkeit?" eine völlig neue Antwort ertheilt; sie führt an einem Aquäduct vorüber, dessen Verhältnisse diejenigen der Wasserleitung der Campagna noch um ein Erhebliches übertreffen, und sie führt auf eine Höhe, die seit den Zeiten des Agathokles als militärisch-geographischer Orientirungspunkt in der nordafrikanischen Kriegsgeschichte bedeutsam gewesen ist.

Der Weg nach Zaguan führt aus dem Südthore von Tunis, dem Bab-el-Liwua, zwischen den Höhen der Forts Sidi-ben-Hassen und Manub an den

bereits erwähnten See Sedjumi. Diesen zur Rechten lassend, setzt die Straße sich über eine Ebene fort, welche nach Westen und Osten von Bergreihen flankirt ist und das Bild einer nur in Afrika möglichen Einsamkeit und Stille darbietet. Nichts läßt die Nähe einer großen, von 150000 Menschen bewohnten Stadt ahnen. Anderthalb Stunden geht es durch distelbedeckte Haiden, Brach- und Stoppelfelder, ohne daß eine menschliche Wohnung berührt wird; kaum daß ein Kameel- oder Eseltrupp dem Reisenden begegnet, und daß aus der Ferne der Burnuß eines mit Feldarbeiten beschäftigten Arabers sichtbar wird. Sind auf solche Weise zwei Meilen mühsamer Fahrt zurückgelegt, so ändert das Bild sich für einen Augenblick. Auf einem rechts von der Landstraße belegenen Hügel werden hochragende Gebäude sichtbar, die eine Stadt von Palästen, Bazars und Moscheen anzukündigen scheinen. Eine solche hat hier in der That bestanden und zwar vor kaum einem Menschenalter, — heute stellt dieselbe aber nur noch einen von Ueberbleibseln vergangener Herrlichkeit bedeckten elenden Trümmerhaufen dar. Sidi-Achmed, der Vater des regierenden Bey und seines Vorgängers Mohamed-el-Zaddok, hatte zu Ende der dreißiger Jahre an dieser Stelle das mächtige Schloß Mohamedia mit einem Kostenaufwande von elf Millionen Piastern erbaut, in demselben seine Residenz aufgeschlagen und so zahlreiche seiner Minister, Günstlinge und Würdenträger zur Nachahmung dieses Beispiels bestimmt, daß binnen weniger Jahre eine reiche, aus Palästen, Gärten, Moscheen und Bazars bestehende Stadt entstanden war, in welcher 5000 bis 6000 Menschen wohnten.

Achmed starb im Jahre 1850, und dem Landesbrauch entsprechend verließ der zur Regierung gelangte neue Bey die Wohnstätte seines Vorgängers. Die fürstliche Residenz wurde 1850 in das bei Tunis belegene Lustschloß Bardo verlegt, und das eben erst zur Blüthe gelangte Mohamedia seinem Schicksal überlassen. Wenige Jahre reichten hin, damit die in die Wildniß gezauberte, alsbald auch von den Großen des Landes, ihren Dienerschaften und den Geschäftsleuten verlassene Schöpfung Sidi-Achmed's wieder zur Wildniß wurde. Von der ehemaligen Herrlichkeit zeugt nur noch ein mit Disteln und Dornen bewachsener Trümmerhaufen. In den mit ungeheuren Kosten angelegten Gärten und Orangenhainen weidet das Vieh, in den öden Mauern der Marmorpaläste, Kioske, Bazare und Moscheen hausen Schlangen und Scorpione; Fenster, Thüren und Dächer sind von den die Nachbarschaft durchstreifenden Beduinen ausgehoben und geraubt, die Mosaikfußböden von Esel- und Rinderheerden zerstampft und mit ungeheuren Kothmassen bedeckt worden. In einzelnen, halbwege erhalten gebliebenen Landhäusern haben sich bettelhaft arme Landleute, in dem Vordergebäude des fürstlichen Palastes ein Kaffeeschenk und ein Herbergsvater niedergelassen, um bis zu völligem Einsturz dieser Denkmäler eines thörichten Despotismus ihr kümmerlich lohnendes Gewerbe zu treiben.

Unmittelbar nachdem der Reisende Mohamedia hinter sich gelassen, wird er des Hadrianischen Aquäducts gewahr, der seine Riesenbögen meilenweit durch die todeseinsame, hier ausschließlich mit Disteln und Asphodilen bedeckte Steppe zieht. Ein einziges Menschenalter ist ausreichend gewesen, die Kartenhäuser arabischer Fürstenlaune in Trümmer zu schlagen — an dem Monument aber, das der römische Cäsar sich gesetzt, sind sechzehn Jahrhunderte fast spurlos vorübergezogen.

So stolz und majestätisch, wie zu den Tagen ihrer Erbauer, ragen die Bögen, welche Hadrian und Septimius Severus von Zaguan nach Carthago führen ließen, noch heute zum blauen Aether empor. Hie und da ist ein himmelanstrebender Pfeiler zusammengebrochen, — die große Mehrzahl dieser Bögen, durch welche vierspännige Wagen ungehemmt den Weg nehmen können, steht unerschüttert da und erinnert den Beschauer daran, daß Thatkraft und Umsicht der römischen Beherrscher Nordafrika's bis heute ihres Gleichen nicht gefunden haben. Nahezu eine Stunde zieht die Straße sich entlang dieser Anlage, ohne daß die imposante Wirkung derselben sich auch nur für einen Augenblick abschwächte. Selbst die großen, langbeinigen Kameele, die durch einen am Horizonte sichtbaren Bogen ihren Zug nehmen, erscheinen wie Zwerge, die unbemerkt zwischen den Beinen eines Riesen durchschlüpfen.

An den überirdischen Aquäduct schließt sich da, wo derselbe auf eine Hügelkette trifft, die auf und unter der Erde geführte Wasserleitung, welche nach sorgfältiger Ausbesserung in den Dienst der seit dem Jahre 1860 bestehenden tunesischen Wasserversorgungsgesellschaft genommen worden ist. Entlang der weißschimmernden Linie dieser schanzenartig über den Erdboden ragenden Leitung führt der Weg zu der einzigen, zwischen Mohamedia und Zaguan vorhandenen menschlichen Wohnung, dem Gehöft des Aufsehers über diesen Theil des Wasserwerks. Etwa eine halbe Stunde südlich von diesem Rast- und Erquickungspunkte erhebt sich ein Bergrücken, dessen kahle Höhen die fernere Aussicht abschneiden. Ist dieses Hinderniß nach einstündiger Fahrt überwunden, so wechselt die Scene. An die Stelle der Steppe ist eine fruchtbare, mit mannshohem Buchsbaum und Oliva mascula, weiter südlich mit stattlichen Bäumen bewachsene Ebene getreten, hinter welcher die Granitwände des quellenspendenden Zaguan steil emporsteigen. Wenig später werden am Ostabhange des majestätisch ausgebreiteten Gebirgszuges die Hügel sichtbar, auf welchen das Städtchen Zaguan mit seinen weißschimmernden Häusern und zierlichen Minarets angelegt ist. — Mit jedem Schritt näher zum Gebirge wird der Boden fruchtbarer, die Vegetation reicher und mannigfaltiger. Die das Städtchen umgebende Niederung ist mit Gebüschen, fruchtspendenden Kirschen-, Oliven-, Orangen- und Feigenbäumen so dicht besetzt, daß der Wagen sich durch dieselben drängen muß, um vorüber an hochragenden, vornehm auf ihre Umgebung herniedersehenden Palmen in das Innere von Zaguan zu gelangen. Zu römischer Zeit begründet und mit einem aus der Kaiserzeit stammenden wohlerhaltenen Thore geschmückt, bietet der zumeist aus antikem Material erbaute, als Mittelpunkt der Fez-Fabrikation bekannte schmutzige Ort an und für sich kein Interesse. Seine Bedeutung hat von jeher auf der Nachbarschaft des 1600 Meter hohen Bergrückens beruht, den die Punier ihrem obersten Gotte, dem Baal Ammon, geweiht hatten. Auf der Mitte der osttunesischen Halbinsel gelegen, von Carthago, wie von Sussa (Hadrumetum) deutlich wahrnehmbar, verstattet der Mons Domini (arabisch: Djbell Zaguan) einen Ueberblick über die gesammte zwischen dem Golf von Tunis und der kleinen Syrte ausgebreitete Landschaft; von seinem Gipfel aus sind beide Meere und die an diesen belegenen Städte deutlich sichtbar. Da, wo heute der mit Telegraphen und Teleskopen ausgestattete französische Beobachtungsthurm emporragt, haben bereits

vor zweitausend und mehr Jahren streitbare Männer gestanden, die des Ortes Gelegenheit ihren Zwecken nutzbar machten. In seinem Bericht über den afrikanischen Feldzug des Sicilianers Agathokles erzählt Diodorus das Folgende:

„Nachdem der Feldherr Tunes genommen und daselbst eine für die Vertheidigung dieser Stadt ausreichende Streitmacht zurückgelassen hatte, wandte er sich mit dem Rest des Heeres gegen die carthagischen Küstenstädte. Er nahm Neapolis (Nebel) ein und belagerte Hadrumetum. Die Carthager benutzten seine Abwesenheit, um sich gegen das von Sicilianern besetzte Tunes zu wenden, diese Stadt einzuschließen und durch eine Belagerung zu bedrängen. Auf die Nachricht von diesem Unternehmen zog Agathokles unter Zurücklassung seiner Hauptmacht mit einer kleinen Schar von Männern auf den hohen, zugleich von Hadrumetum (Sussa) und von Tunes sichtbaren Berg und ließ auf dem Gipfel desselben ein großes Feuer anzünden. Die Carthager, welche die Armee des Agathokles heranrücken zu sehen glaubten, zogen sich in Eile von Tunes zurück, die Vertheidiger Hadrumets aber ergaben sich bedingungslos, weil sie der Meinung waren, daß den Belagerern ihrer Stadt ein Hilfsheer zugeführt werde."

Dicht unter der von dem Observationsthurm gekrönten höchsten Erhebung des Bergrückens treten die Ruinen eines antiken Tempels aus der steilen Felswand hervor. Außer dem erwähnten Thor bildet dieses Bauwerk das einzige Denkmal der Vergangenheit Zaguans. Eine im Halbkreise gezogene, etwa sieben Meter hohe Mauer schließt von drei Seiten das Heiligthum ein, dessen planirter Boden rings mit den Ueberbleibseln prächtiger Arcaden und Säulencapitäle bedeckt ist. Die Nische, in welcher das Standbild der hier verehrten Gottheit gestanden, läßt sich noch erkennen; die zu beiden Seiten derselben aufgeführten vierundzwanzig Bögen aber sind eingestürzt, nachdem ihre Säulen in eine benachbarte Moschee entführt worden. Nur auf der Ostseite sind zwei, einer Zwischenwand angehörig gewesene Arcaden stehen geblieben, durch welche die grünbelaubten Zweige eines Feigenbaums in das Innere hineinsehen. Die Breite dieser Hauptfaçade des Tempels wird durch ein sorgfältig gearbeitetes Steinbassin eingenommen, in welches zwei der vom Berge herabstürzenden Quellen gefaßt sind. Eleganz und Feinheit dieser Anlage stehen in charakteristischem Gegensatz zu der rohen Arbeit, durch welche die Lücken der alten Umfassungswand ausgefüllt worden sind. Die im Jahre 1860 begründete tunesische Wasserleitungsgesellschaft hat sich den alten Bau nämlich ebenso nutzbar zu machen gewußt, wie die an dieselbe geschlossene Leitung. Die Tempelruine ist hinter Schloß und Riegel gebracht, unterhalb derselben ein mit dem antiken Bassin verbundenes Röhrennetz angelegt, und die dadurch zusammengefaßte Wassermasse in ein fünf Kilometer weiter entferntes Becken (das sog. embranchement) geführt worden, welches das Hauptreservoir des modernen Leitungswerks bildet.

Die Besteigung des Djbell Sidi-bu-Gobrin, des höchsten Gipfels der Zaguangruppe, erfordert sechsstündige harte Arbeit — die Besichtigung und Benutzung der daselbst aufgestellten optischen Apparate bedarf eines Empfehlungsbriefs an den commandirenden Offizier. Mit den wichtigeren Waffenplätzen des Landes telegraphisch verbunden, vermag diese Beobachtungsstation über jede irgend verdächtige Bewegung auf der weiten Ebene Bericht zu erstatten und die entsprechenden

Gegenmaßregeln anzugeben. — Wer das Glück hat, bei heitrem Wetter und zu richtiger Stunde auf diesen höchsten Punkt des östlichen Tunesien vorzudringen, darf auf den Genuß eines in seiner Weise einzigen Panoramas, einer Fernsicht von Meer zu Meer, rechnen. Nördlich werden Tunis, Carthago und Goletta sammt den ihnen benachbarten Seen und Berggipfeln und den Fluthen des von Cap Farina zu Cap Bon reichenden weiten Golfs, — im Nordwesten die Höhen des Medjertathales sichtbar, — in südlicher Richtung tauchen die Djuggon-Berge und die am offenen Meere (dem Busen von Hammamet) liegenden Städte Sussa und Hammamet auf, — über die nach Norden ausgebreitete Ebene aber zieht sich die majestätische Linie des hadrianischen Aquäducts, der über Hügel und Thäler mächtigen Fußes hinwegzuschreiten scheint, ohne daß die ungeheuren Verhältnisse der umgebenden Landschaft seinen imposanten Charakter zu beeinträchtigen vermöchten.

Obgleich Spuren antiker italienischer Culturarbeit entlang der gesammten Südküste des Mittelländischen Meeres und bis an die Grenzen der Sahara nachzuweisen sind, stellt sich allein der Sicilien benachbarte, zur näheren Umgebung Carthago's gehörige Ausschnitt des Magrab als Fortsetzung Italiens dar. Algerien trägt so ausgesprochen den Charakter einer französischen Provinz, daß die Ueberreste seiner römischen Vergangenheit hinter den modernen Cultureinflüssen zurücktreten; im Osten und Süden Tunesiens entfernen Klima, Thier- und Pflanzenwelt sich Schritt für Schritt vom mediterranen Typus, um denjenigen des eigentlichen Afrika's anzunehmen. Südlich vom 33° n. B. verschwinden die letzten Uebereinstimmungen, die zwischen Sicilien und dem Magrab nachgewiesen werden können. Weiter landeinwärts kommen in diesen Breiten Waldungen nur noch an den spärlichen Flußniederungen vor. Die Zahl der Regentage ist in dem sog. Tell eine nur geringe, ihre regelmäßige Wiederkehr nicht mehr gesichert; das noch weiter nach Süden belegene Belad-el-Djerad aber erlebt Jahre, in denen kein einziger Wassertropfen vom Himmel fällt. Aus der zur Wüste gewordenen Steppe ragen hier nur noch einzelne Palmen hervor; für Ziegen- und Rinderheerden fehlt es an Futterkräutern, nur das genügsame Kameel vermag sich hier noch zu fristen. Europäisch geartete Menschen, welche die Noth des Lebens über das Meer getrieben, finden sich freilich auch in diesen Erdgegenden vor. In Tripolis, wo die gelbe Wüste hart an das Meer tritt, wo mächtige Palmenwälder die schmale Küstenoase einnehmen, und Alles afrikanische Formen und Farben trägt, wird der größte Theil der Schiffshafen- und Fischerarbeiten von Maltesern und Sicilianern besorgt; auf der gluthheißen Insel Djerba und in den dieser benachbarten Hafenstädten zählen die Genossen dieser Landsmannschaften immer nach Hunderten; eigentliche Colonien bilden diese versprengten Gruppen indessen nicht mehr. Entlang den Ufern der beiden Syrten bilden arabische Sitten und arabischer Lebenszuschnitt eine fast ausnahmslos befolgte Regel, während am tunesischen Golfe italienisches Wesen seit Jahrhunderten Bürgerrecht gewonnen hat. Natur und Geschichte haben Sicilien und Carthago ein für alle Male auf einander angewiesen. Zwischen Cap Farina und Cap Bon werden in italienischem Style aufgeführte Bauten so häufig vorgefunden, daß sie nicht

nur Niemanden auffallen, sondern an einzelnen Punkten, wie z. B. in Goletta, vorherrschen; die meisten Ortschaften haben italienische oder italianisirte Namen, allenthalben finden sich Menschen, die die Sprache des Nachbarlandes verstehen und eine oder die andere Gewohnheit desselben angenommen haben, — selbst der nomadisirende Beduine weiß dem Fremden einen italienischen Gruß zuzurufen und die ihm gereichte Gabe mit einem „Grazie, Signor“ zu beantworten. Von den der carthagischen Küste benachbarten Landschaften sind die meisten so zahlreich vertreten, daß ihre Angehörigen geschlossene Gruppen bilden, und daß der hinübergekommene Erntearbeiter oder Wegebauer mit Sicherheit auf Schutz und Vorschub von Freunden und Verwandten rechnen kann. Allenthalben von der Sitte und Tradition ihres Vaterlandes umgeben, bleiben eingewanderte und eingeborene Italiener italienisch im eminenten Sinne des Worts. Ausnahmslos sind sie eifrige Patrioten, die in der neuen Heimath die alte nicht vergessen, und wenn ihre Gewohnheiten denjenigen der arabischen und maurischen Mitbürger ähnlich werden, so ist das auf eine Verwandtschaft und Uebereinstimmung der beiderseitigen Lebensbedingungen zurückzuführen, die mit Untreue gegen die Art der Heimath nichts gemein hat. Die Einfachheit des orientalischen Lebenszuschnitts führt auch diejenigen dieser Einwanderer, welche in italienischen Großstädten moderne Gewohnheiten und Bedürfnisse angenommen haben, zu der Schlichtheit altväterischer Sitte zurück. Daß diese Sitte derjenigen des Morgenlandes enger verwandt ist als dem Wesen der modernen Culturwelt, verräth sich ganz besonders durch den Gegensatz, in welchem die Italiener des Magrab zu den übrigen Fremden stehen. Während diese in der Regel Fremde sind und Fremde bleiben, die eigentlich nur um den Preis einer Art von Halbverwilderung zu Nordafrikanern werden können, sind die Italiener in der Africa propria von Hause aus acclimatisirt. Geschichte und Natur des Landes reden zu ihnen in vertrauter, uralte Verwandtschaftsbeziehungen bezeugender Sprache: als echte Südländer, als Anwohner des Mittelmeeres brauchen sie dieselbe nicht erst zu lernen.

Weil am tunesischen Meerbusen mitteleuropäische Einflüsse nicht mehr in Betracht kommen, tritt der nach Süden gerichtete Zug italienischen Wesens hier dem vollen Umfange nach in sein Recht und verräth mit unwiderstehlicher Deutlichkeit, daß das über die Alpenwand vorgedrungene moderne Wesen den Kern süditalienischer Volksart unberührt gelassen hat. Der Arbeit vieler Jahrhunderte wird es bedürfen, damit die Kinder des ehemaligen Großgriechenlands in das Getriebe central-europäischer Entwickelung gezogen und der Richtung abgewendet werden, zu welcher Natur und Geschichte ihres Landes sie angeleitet hatten: dem Zuge nach Süden.

Das britische Weltreich.

Seine politisch-militärische Stellung.

Von

F. Heinr. Geffcken.

IV.

Ist somit die Küstenvertheidigung für England von höchster Wichtigkeit, so bleibt doch die Flotte das Hauptwerkzeug seiner Macht und Weltstellung; ihre Siege von La Hogue und Trafalgar haben vor Allem das Reich gegründet und dasselbe zur ersten Seemacht erhoben; sie bildet das Verbindungsglied der über den Erdball zerstreuten Glieder, sie soll den Angriff des Feindes abwehren, ihn schlagen, die britische Handelsflotte auf allen Meeren schützen. Ob sie dies leisten kann, und was sie leisten kann, weiß heutzutage Niemand; sie ist eine unbekannte Größe. Denn in die Zeit, seit sie sich zur höchsten Stärke erhob, fällt die vollständige Veränderung aller Bedingungen des Seekrieges: was ihr den Sieg gab, war vor Allem die unvergleichliche Tüchtigkeit der englischen Matrosen und Seeleute; auf dieser beruhte die überlegene Manövrirfähigkeit der Dreimaster. Zur Zeit der Segelschiffe war der Matrose zuerst Techniker, indem er die Segel stellte und alles für die Bewegung Erforderliche besorgte. Sobald das Schiff ins Gefecht kam, legte es sich möglichst fest, und der Matrose war reiner Soldat. Heute trennt sich Beides: die Bewegung wird durch eine geringe Zahl Maschinisten besorgt, alle übrigen Leute können im Gefecht verwendet werden. Dabei wird der seegewohnte Matrose die Ueberlegenheit haben, weil er allein die Waffen richtig und mit Ruhe gebrauchen wird, besonders auf kleineren Schiffen. Was die Officiere betrifft, so ist die sichere Hantierung eines Schiffes im Gefecht heute viel schwieriger als sonst, und die Officiere sind häufiger in der Lage, ein Schiff zu commandiren. Jedes Schiff und jede Maschine ist ein Individuum, das der Führer genau kennen muß, wenn er es im Gefecht richtig zum Schuß und außerhalb der entscheidenden Kraft der feindlichen Geschosse sowohl als auch ohne Collision mit Freund und Feind führen will. Das Element der Bewegung, das Product von Masse und Geschwindigkeit ist dabei ein so bedeutendes, daß jeder Stoß das Schiff in Lebensgefahr bringt, wozu noch die Gefahr des schweren

Geschosses des Feindes und der Torpedos tritt. Die Hantierung eines Segelschiffes im Gefecht war sehr viel leichter, als die eines heutigen Panzerschiffes es ist; je künstlicher das Werkzeug, um so bessere und gewandtere Führer erfordert es. Wenn England also an seinen seegewohnten Leuten immerhin noch einen großen Vorsprung hat, so haben sich die Verhältnisse doch sehr geändert, und es ist noch nicht festgestellt, wie seine Marine ihnen entspricht.

Die Leistungsfähigkeit einer Flotte ist ferner heute in ganz anderem Maße von dem schwimmenden Material abhängig als früher. Ein schwaches, langsames Schiff kann mit der ausgesuchtesten Mannschaft nichts leisten gegen ein starkes, schnelles. Der Befehlshaber ist heute Leiter einer großen Maschine, und diese muß ihrem Zwecke entsprechen; sonst nützt der genialste Capitän nichts. Es liegt endlich in der Natur der modernen Kriegsschiffe, daß sie eine ganz eigene Bauart erfordern, und ihre Herstellung viel Zeit und Geld kostet. Allerdings läßt sich das heutige eiserne Schiff mit allen Maschinen viel rascher herstellen als in alten Zeiten ein Holzschiff. Die Vertheilung der Arbeit und die Genauigkeit in allen Einzelheiten ist heute ein früher ungekanntes Hilfsmittel, und die Vereinigten Staaten haben im Bürgerkriege in Jahresfrist ihre schwache Marine auf einen Stand gebracht, der ihnen ermöglichte, die Häfen und die lange Küste der Südstaaten wirksam zu blockiren. Aber ihre Gegner hatten eben auch keine Flotte, sondern nur einzelne Kreuzer, die nicht auf Kampf, sondern Zerstörung von Handelsschiffen ausgingen, und in einem großen Kriege mit England würden die Schläge rasch fallen. Jedenfalls lassen sich Kriegsschiffe nicht improvisiren, und Kauffahrteischiffe lassen sich zu solchen nicht mehr umformen wie früher. Alles, was in dieser Beziehung versucht ist, hat zu dem Ergebniß geführt, daß auch mit großen Kosten die besten Schnelldampfer nur zu recht mangelhaften Kreuzern umgestaltet werden können, für eigentlich kriegerische Zwecke sind sie ganz unbrauchbar; die deutsche Seewehr von 1870 ist auf dem Papier geblieben. Nach den in England gemachten Erfahrungen haben auch diejenigen Schiffe, welche mit Rücksicht auf etwaige militärische Verwendung die von der Admiralität vorgeschriebenen und bezahlten Bauverstärkungen erhalten hatten, nicht denjenigen Anforderungen von Festigkeit entsprochen, welche dem heutigen Geschützwesen gemäß gestellt werden müssen. Um so mehr sind alle zum Zweck schneller Fahrten gebauten Passagierschiffe so gebrechlich, daß sie eine Verwendung im Kriege ganz ausschließen. Nichtkriegsschiffe kommen also nur als Transportschiffe in Betracht, und so gehen die neuerlichen Verträge, welche die Regierung mit amerikanischen Linien geschlossen, nur dahin, deren Schiffe im Kriege als bewaffnete Transportschiffe brauchen zu können.

Ein zweiter Umstand, der die maritime Stellung Englands gegen früher vollkommen verändert hat, ist, daß, während es nach der Besiegung der französisch-spanischen Flotte 1806 unbestritten alle Meere beherrschte, so daß keine Coalition anderer Mächte ihm die Spitze bieten konnte, gegenwärtig eine Reihe anderer Staaten über achtunggebietende Seestreitkräfte verfügen, und daß diejenigen Frankreichs den seinigen ebenbürtig erscheinen. Dieser Aufschwung der französischen Marine ist vornämlich Napoleon III. zu verdanken, der auch Cherbourg zu dem gemacht hat, was es ist. Noch 1852 war die Ueberlegenheit Englands zur See so un-

bestritten, daß an eine Gefährdung derselben Niemand dachte. Damals hatte Frankreich nur 27 Linienschiffe, von denen die Hälfte kriegsuntauglich und nur zwei mit einer Schraube versehen waren; 1858 besaß es 40 Dampflinienschiffe und 46 Dampferfregatten, am 1. Januar 1885: 52 Panzerschiffe, darunter 34 große Schlachtschiffe (21 ersten, 13 zweiten Ranges), 10 Küstenfahrzeuge, 54 Kreuzer, 12 Transportavisos, 22 Kanonenboote, 34 Transportschiffe, 57 Kanonenschaluppen und 64 Torpedoschiffe. Die englische Flotte zählte 64 Panzerschiffe, 34 eiserne Corvetten, 28 Kanonenschaluppen, 40 Kreuzer, 134 Kanonenboote, 11 Transportschiffe, 74 Stationsschiffe, 150 Torpedoboote; die Marinen stehen sich also nahezu gleich. Dagegen kommen noch zwei für Frankreich günstige Umstände in Betracht. In England wird die Bemannung der Schiffe wie die der Privatfahrzeuge von der Regierung geworben, und es braucht erhebliche Zeit, um sie ausreichend zu bemannen; im Krimkriege konnten die schönsten Schiffe erst in vier bis sechs Monaten die nöthige Anzahl von Leuten bekommen, mit großer Mühe wurde die Mannschaft des Ostseegeschwaders vollzählig erhalten, und dieselbe war nach Admirals Napier's gedrucktem Geständniß „äußerst elend". In Frankreich dagegen besteht das der deutschen Wehrverfassung ähnliche System der inscription maritime. Jeder diensttaugliche Seemann, Küstenfahrer und Fischer eingeschlossen, gehört entweder aktiv oder als Reservist der Marine an, und kann, wenn er nicht schon im Dienste ist, jeden Augenblick einberufen werden, so daß jedes Schiff binnen wenig Wochen mit Seeleuten und Marinesoldaten, welche sämmtlich eine Lehrzeit auf der Marine durchgemacht haben, bemannt ist, wenngleich ein großer Theil des Marineersatzes aus der Landbevölkerung genommen wird. Dies System ist äußerst nachtheilig für die Handelsmarine und legt auch im Kriege die Kauf- und Küstenfahrer brach, aber es ist ausgezeichnet für den Seekrieg und namentlich für eine rasche Offensive. Ferner ist England durch sein ausgedehntes Colonialreich und seine weitverzweigten Handelsinteressen genöthigt, fast die Hälfte seiner Flotte auf entfernten Stationen zu halten; im October 1886 befanden sich von der gesammten Zahl von 256 Schiffen 131 in den Gewässern des Vereinigten Königreichs, 125 in denen des Auslandes. Letztere würde man nun zwar in einem Kriege möglichst heranziehen; aber rasch zur Stelle sein könnte nur das Mittelmeergeschwader von 24 Schiffen, und außerdem kann man die überseeischen Colonien nicht ohne Schutz lassen. Die französische Flotte dagegen hat ihre Hauptmacht stets in Toulon, Brest und den Canalhäfen beisammen und verhältnißmäßig geringe Handels- oder coloniale Interessen zu schützen; sie kann also einerseits ihren Hauptschlag gegen die Canalflotte und England selbst richten, andererseits den Weg nach Indien durch den Suez-Canal abschneiden und Aegypten angreifen. Zieht man endlich in Betracht, daß, wie erwähnt, Frankreichs Nordküste unangreifbar, die Großbritanniens aber eine Anzahl schwacher Punkte bietet, so darf man sagen, daß dermalen nicht England, sondern Frankreich den Canal beherrscht.

Wie aber würden sich vollends die Dinge stellen, wenn England nicht nur Frankreich, sondern einer Coalition gegenüberstände? Lassen wir selbst die beiden nächst tüchtigen Marinen, die Italiens und Deutschlands, außer Rechnung, da es aus politischen Gründen vorläufig nicht wahrscheinlich ist, daß diese Staaten

sich mit Frankreich gegen England verbinden, so würde doch bereits die Verbindung der russischen und amerikanischen Flotte die Schale zu Ungunsten Englands steigen lassen. Jedenfalls war es schon 1878 durchaus unrichtig, wenn Gladstone behauptete, daß die englische Flotte so stark sei, wie die von ganz Europa zusammen, und man darf behaupten, daß dieselbe den Aufgaben, welche ihr in einem großen Kriege zufallen würden, keineswegs gewachsen ist. Bei der Unternehmung gegen Aegypten von 1883, wo England gar keinen Feind zur See hatte, blieben, nachdem der Admiral Beauchamp sein aus der Mittelmeerstation, der indischen und der Canalflotte zusammengesetztes Geschwader von 34 Schiffen vereinigt, für den Schutz der englischen Küsten nur ein Panzerschiff ersten Ranges (Herkules), sechs kleinere und eine Reihe alter Schiffe, und mit der Besetzung der asiatischen Stationen sah es ganz dürftig aus.

Ueber die innere Tüchtigkeit der englischen Flotte können nur Fachmänner urtheilen, und ihre Probe wird sie erst im Kriege ablegen. Nichtsdestoweniger liegen Anhaltspunkte vor, welche ernste Bedenken gerechtfertigt erscheinen lassen, wenn man die bekannt gewordene Denkschrift von Lord Charles Beresford, Junior-Lord der Admiralität, vom Sommer 1886 liest. Sie erklärt unumwunden, daß, wie sich 1885 bei dem drohenden Bruch mit Rußland gezeigt, England keineswegs zur See kriegsbereit, vielmehr der Abstand zwischen dem Erforderlichen und Vorhandenen ein sehr großer sei. Es bestehe nicht wie in andern Admiralitäten ein regelmäßiger Hauptquartierstab, welcher die Aufgabe habe, eingehende Pläne für den Krieg mit den in Betracht kommenden Ländern auszuarbeiten, obwohl kein Land mehr als England bei der Ausdehnung seiner überseeischen Besitzungen den Angriff des Feindes an den verschiedensten Punkten herausfordere und im Zeitalter des Dampfes und der Electricität der erste Verlust einer Stellung oder Schlacht entscheidend werden könne[1]). Was das Personal betrifft, so hält Beresford die Zahl der Befehlshaber für ausreichend, sagt aber, daß an Officieren mit Lieutenantsrang dreihundert und noch mehr Unterlieutenants fehlen; die Zahl der Maschinisten und Heizer ist ganz ungenügend und nicht rasch zu vermehren, weil nur geübte Leute brauchbar sind. Das Transportwesen ist befriedigend organisirt. Bei der ägyptischen Unternehmung wurden der Regierung binnen kurzer Zeit 116 Schiffe zur Verfügung gestellt. Vor Allem scharf tadelt die Denkschrift den Mangel an ausreichenden Vorräthen von Munition, Lebensmitteln, Kohlen u. s. w. und an Organisation der Indienststellung der Schiffer der Reserve; sämmtliche 48 französischen Schiffe erster Reserve könnten innerhalb achtundvierzig Stunden kampfbereit gemacht werden, in England höchstens zwanzig in fünf Tagen segelfertig, nicht kampfbereit sein. Ebenso hapere es mit der Ergänzung der Mannschaft der Küstenwachtschiffe, die auswärtigen Kohlenstationen seien unzureichend versorgt, und Schiffe hätten wiederholt Schwierigkeiten, sich zu verproviantiren. Am schlimmsten aber steht es mit dem Geschütz- und Munitionswesen; die platzenden

---

[1]) Auf Beresford's Empfehlung soll jetzt das Foreign Intelligence Committee in ein Naval Intelligence Committee umgestaltet werden unter Vorsitz eines Flagofficer und Mitgliedern aus der Marine und den Marinetruppen. Eine Section desselben soll Alles, was fremde Marinen betrifft, verfolgen, die zweite die Mobilmachung der Flotte, die Küstenvertheidigung u. s. w. ins Auge fassen.

Kanonen und schlechten Waffen brauchen kaum erwähnt zu werden; nicht einmal Geschütze kleinen Kalibers sind in genügender Anzahl vorhanden, um die Befestigungen damit auszurüsten; das beste Pulver kommt aus Deutschland. Es ist sicher, daß die englische Flotte nur eine sehr mittelmäßige Artillerie besitzt, und viele der rasch gebauten Schiffe den Erwartungen nicht entsprochen haben, wie die plötzlichen Verluste des „Captain", des „Vanguard" u. A. gezeigt; auf mangelhaften Schiffen, die sich im Gefechte nicht bewähren, wird auch die beste Mannschaft nicht mit Ausdauer kämpfen. Endlich erscheint die Nothwendigkeit unbestreitbar, daß an die Spitze der Admiralität ein Fachmann gestellt werde, nicht ein Civilist, der nach parlamentarischer Rücksicht gewählt wird und mit jedem Ministerium wechselt, so daß der Nachfolger eben begonnene Reformen abbricht und neue beginnt. Es ist somit für England dringend nothwendig, alle Kräfte aufzubieten, um diese Mängel abzustellen und die Schlagfertigkeit seiner Flotte zu stärken, die es aus falscher Sparsamkeit vernachlässigt hat[1]). Nur durch rasche Reformen, sowie durch Begründung colonialer Geschwader kann die britische Seemacht wieder auf die Höhe ihrer Aufgabe gehoben werden.

Noch kommt eine Frage völkerrechtlicher Natur in Betracht. Lord Palmerston hat einen unverzeihlichen Fehler begangen, indem er 1857 den Vorschlag der Vereinigten Staaten ablehnte, dem alle anderen Regierungen beizutreten bereit waren: die Freiheit des Privateigenthums zur See in Kriegszeiten anzuerkennen, und noch immer scheint man in England nicht einzusehen, daß diese Freiheit ein britisches Interesse ersten Ranges ist. Die Pariser Seerechtsdeclaration vom 30. März 1856 war ein großer Fortschritt, aber eine halbe Maßregel; sie schützt nur die Neutralen, und diesen fallen alle Vortheile im Kriege zu. Als 1859 nur die Möglichkeit vorlag, daß England in den französisch-österreichischen Krieg verwickelt werden könne, stieg die Versicherungsprämie für englische Schiffe so, daß nur neutrale zur Frachtfahrt gewählt wurden, und schlechtere amerikanische Schiffe in Canton und Calcutta fünfzig Procent Fracht mehr erhielten als gute englische. Gleichwohl kann England, abgesehen davon, daß es durch die Declaration rechtlich gebunden ist, außer den Vereinigten Staaten und Spanien gegenüber, die ihr nicht beigetreten sind, nicht von derselben zurücktreten. So wie es gezwungen war, die Grundsätze seines alten Seerechts 1854 aufzugeben, einfach, weil die Neutralen sich dieselben nicht mehr hätten gefallen lassen, so kann es aus gleichem Grunde nicht wieder auf sie zurückgreifen. Es bleibt ihm nichts Anderes übrig, als den zweiten Schritt zu thun und den eigenen Rhedern die Sicherheit zu geben, welche die Pariser Declaration den Neutralen gewährt hat. Wirksam zu beschützen vermag die englische Flotte die ungeheure, auf allen Meeren verstreute Handelsmarine gar nicht; die Zeiten der Convoys sind vorüber; wäre der Handel dagegen durch die Freiheit des Privateigenthums gedeckt, so wäre die ganze Streitkraft zur wirklichen Action verfügbar. Der dagegen angeführte Einwand: Englands wirksamste Waffe sei, den Handel seiner

[1]) Eine eingehende Kritik der Marine und der einzelnen Schiffe hat 1886 einer der bedeutendsten Schiffbauer Englands, Sir Edw. Reed, in Harper's Monthly Magazine gegeben.

Gegner durch Kreuzer zu zerstören, trifft auch nicht zu; denn sofort nach Kriegsausbruch gibt der Telegraph allen Schiffen, die Etwas zu befürchten haben, Ordre, in neutrale Häfen einzulaufen. Wie gering war der Schaden, den Frankreich bei aller Ueberlegenheit zur See Deutschland hat zufügen können! Der Nachtheil besteht wesentlich nur in der Nothwendigkeit, die Schiffe brach liegen zu lassen. Gerade für England aber steht die Sache anders. Die festländischen Staaten beziehen im Kriege ihre auswärtigen Bedürfnisse durch die Eisenbahn, nur etwas theurer. England aber als Insel bedarf bei seiner großen Bevölkerung, wie Eingangs erwähnt, fortwährender Zufuhren zur See, und würde schleunigst capituliren müssen, wenn es dem Feinde gelänge, diese abzuschneiden. „If our commerce by sea is stopped now, we perish by starvation" gesteht H. Boyd Kinnear in einer Zuschrift vom 28. October 1886 an die St. James' Gazette; das Getreide, das England erzeugt, reicht nur etwa für vier Monate seines Bedarfes nach der Ernte; durch eine Abschneidung der Zufuhr im Frühjahr würde England dem Hunger verfallen, und diese Zufuhr läßt sich um so leichter hindern, als sie nicht mehr wie früher vorzugsweise von der Ostsee, sondern vom Schwarzen Meer, Amerika und Indien kommt. Eben deshalb würden sich die Gegner Englands, die nicht unter gleichem Druck stehen, vorzugsweise auf den Kreuzerkrieg werfen, zumal in demselben weniger die numerische und qualitative Ueberlegenheit, als Geschicklichkeit und Schnelligkeit in Betracht kommen, und sie denselben gegen England weit wirksamer führen können, als England dies gegen sie zu thun im Stande ist. Mit den jetzigen großen Geschützen kann ein Kreuzer, wenn er das Handelsschiff nicht nehmen und die Prise in seinen nächsten Hafen führen will, weil er die feindliche Flotte fürchtet, dasselbe durch einen Schuß zerstören und das Weite suchen, ehe ihn Kriegsschiffe des Gegners zu erreichen vermögen. Allein die Alabama in den conföderirten Staaten fügte der soviel geringeren Handelsmarine der Nordstaaten einen Schaden von mehr als 3 Mill. £ zu. Nach Admiral Aube's Ansicht würden zwanzig Kreuzer ersten Ranges den britischen Handel vollständig zerstören können.

V.

Steht so die Flotte gegenwärtig sehr hinter ihrer Aufgabe zurück, so sieht es vollends traurig mit der britischen Wehrkraft zu Lande aus. England allein hat an dem System eines geworbenen Heeres festgehalten; ein solches wird trotz der hohen Kosten stets nur klein sein können, und das englische war es verhältnißmäßig immer; indeß in früherer Zeit war es durch die lange Dienstzeit der Leute, ihre gänzliche Trennung von dem Bürger und seinen Interessen und die dadurch bedingte Entwicklung eines lebhaften und strengen Berufs- und Kastengeistes zu einem hohen Grade von Brauchbarkeit gebracht; es war ein kurzes, aber trefflich gehärtetes und geschärftes Schwert. Soult sagte: „L'infanterie Anglaise est la première du monde, heureusement il n'y en a pas beaucoup". Das hat sich in neuerer Zeit sehr geändert. Der größte Nachtheil eines geworbenen Heeres besteht in der Unmöglichkeit einer erheblichen Vergrößerung für den Kriegsfall; es concurrirt in Bezug auf die Mannschaft mit allen anderen Zweigen des Arbeitsmarktes und ist von der Lage desselben abhängig. Mit aller Anstrengung

brachte England im Krimkrieg doch nur 50 000 Mann ins Feld. Noch schwerer ist es, im Kriege große Lücken auszufüllen. Um nun, da man nicht wagte zur Conscription, geschweige zur allgemeinen Wehrpflicht zu greifen, doch eine erhebliche Verstärkung für den Kriegsfall zu ermöglichen, suchte man seit 1871 eine zahlreiche Reserve durch Verkürzung der Dienstzeit zu bilden. Der damalige Kriegssecretär Lord Cardwell führte, nachdem er den Stellenkauf der Officiere abgeschafft, eine doppelte Dienstdauer ein, welche, unter seinen Nachfolgern mehrfach abgeändert, heute sich so gestaltet hat, daß die Mannschaften entweder sieben Jahre bei der Fahne und fünf Jahre in der Reserve (short service) oder zwölf Jahre unter den Fahnen (long service) bleiben. Da nach Ablauf der Dienstzeit nicht wie bis 1871, wo die Leute eigentlich Berufssoldaten blieben, so lange sie physisch dazu im Stande waren, Pensionen gezahlt werden, zwölf Jahre unter der Fahne aber zu der späteren Ergreifung eines anderen Berufes untauglich machen, so entscheiden sich für die lange Dienstdauer eigentlich nur solche Elemente, welche für das bürgerliche Leben unbrauchbar sind. Die auf kurzen Dienst Eintretenden bleiben für den Rest der Pflichtzeit gegen eine jährliche Löhnung von 6 £ in der Armeereserve und können bei Ausbruch eines Krieges wieder eingezogen werden. Eine Reserve 2. Classe besteht aus Leuten, welche nach Ableistung der Gesammtdienstzeit sich gegen eine Tageslöhnung von 9 Pence zum Wiedereintritt in das Heer für den Kriegsfall auf neun Jahre verpflichten; sie dürfen nicht außer Landes verwendet werden, und ihre Zahl ist auf 10 000 Mann beschränkt. Neuerdings ist eine dritte Reserve gebildet aus Leuten, welche alle Verpflichtungen in den beiden ersten erfüllt, auf vier weitere Jahre capituliren und erst nach allen anderen zur Verwendung kommen. Die Zahl der sich für kurzen Dienst Meldenden hat bei der ungünstigen Lage des Arbeitsmarktes in den letzten Jahren zugenommen, ihre Qualität aber sich verschlechtert; 1881 war das Minimalalter für den Eintritt auf 19 Jahre festgesetzt; die Folge waren bedeutende Lücken in dem erforderlichen Rekrutencontingent, so mußte man sich entschließen, auf 18 Jahre herabzugehen. Dies ist um so bedenklicher, als die Vertheidigung der Colonien vielfach den Dienst in heißen Klimaten erfordert, dem der Europäer erst bei mindestens 21 Jahren gewachsen ist; aber solche Leute auf dem Arbeitsmarkte zu erhalten, ist trotz der hohen Kosten zu schwierig. Ferner hat sich trotz der dagegen getroffenen Maßregeln die Zahl der Fahnenflüchtigen gesteigert, so daß sie 1885: 5147 Mann oder 3 Procent der Gesammtstärke betrug. Zahlreiche Leute machen ein Gewerbe daraus, nach empfangenem Handgelde zu desertiren und sich bei einem andern Regiment anwerben zu lassen. Der amtliche „Annual Return“ theilt mit, daß von 38 209 Rekruten, die vereidigt wurden, nur 35 000 zur Einstellung gelangten, daß diese in drei Monaten einen Abgang von 4000 an Untauglichen erlitten und von den 31 000 Verbleibenden 20 000 unter 20 Jahren waren; die Rekrutencontingente der letzten drei Jahre erfuhren zusammen einen Abgang von 45 Procent. So ist es erklärlich, daß trotz der hohen Kosten die eigentliche Armeereserve von fünf Jahrgängen nur 39 000 Mann umfaßt, daß bei allen größeren auswärtigen Unternehmungen fast die Hälfte der Soldaten unbrauchbar befunden und zur Aufbringung eines Corps von 10 bis 12 000 Mann regelmäßig alle taktischen Verbände zerrissen werden müssen. Als

1882 vier Regimenter Reiterei nach Aegypten abgehen sollten, vermochte man dieselben nur mit größter Mühe auf 650 Mann und 530 Pferde zu bringen; die fünfzehn in England verbleibenden Regimenter waren dabei nicht im Stande, innerhalb dreier Monate auch nur eine einzige vollständige Brigade zu liefern. Der „Annual Return" theilt mit, daß die in England vorhandenen Cavallerie- und Artilleriepferde nicht ausreichen, um die Reiterei und Artillerie von zwei Armeecorps mobil zu machen.

Die Truppen der Miliz sind nur in den Cadres vorhanden. Die Mannschaften treten nur für kurze Zeit zusammen; auch sie wird in gesetzlich bestimmter Anzahl geworben, zunächst auf sechs Jahre, und besteht aus Leuten im Alter von 18—35 Jahren. Diese können dann weiter von vier zu vier Jahren bis zum 45. capituliren. Für den Nothfall tritt Aushebung durchs Loos aus aller waffenfähigen Mannschaft ein. Die Milizreserve besteht aus einer begrenzten Anzahl von Mannschaften, die sich gegen ein jährliches Mehrgehalt von 1 £ verpflichten, in die reguläre Armee überzutreten. Die Miliz wird bei drohender Gefahr mit Genehmigung der Königin zu den Waffen gerufen, darf aber nur in Ausnahmefällen, und wenn sich Bataillone oder einzelne Milizen freiwillig melden, außer Landes gebraucht werden. Ihr militärischer Werth kann nicht sehr hoch veranschlagt werden; sie steht in Bezug auf Ausbildung ungefähr unsern Ersatz-Reservisten gleich, hat weder Train noch Cadres für die Batterien und ist daher nur schwer wirklich operationsfähig zu machen. Noch weniger kommen die Freiwilligen aller Stände in Betracht, die sich verpflichten, einen Ausbildungscursus als Soldaten durchzumachen; der Staat liefert die Ausrüstung, unterhält den permanenten Stab und gewährt Jedem, der eine bestimmte Zahl von Uebungen mitgemacht hat, 30 Shilling. Ihre Zahl nimmt sich auf dem Papier stattlich aus; mit geschulten Linientruppen würden sie sich durchaus nicht messen können; dazu fehlt ihnen Ausbildung, Disciplin und eine, heutigen Anforderungen entsprechende Bewaffnung. Lord Palmerston selbst, der die Freiwilligenbewegung so sehr förderte, um nach Außen einen Eindruck zu machen, gab unter vier Augen zu, daß sämmtliche englische Freiwillige vor zwei Regimentern Zuaven nicht Stich halten würden.

Noch schlimmer als bei der Flotte sieht es beim Heer mit der Oberleitung aus; auch hier steht ein nach parlamentarischen Rücksichten gewählter und wechselnder Civilist an der Spitze des Kriegsministeriums. Dasselbe zerfällt in drei Abtheilungen: das Ordnance Department, welches die Angelegenheiten der Bewaffnung, Ausrüstung, Beschaffung von Lebensmitteln, Munition und des Ingenieurwesens bearbeitet, das Financial Department, welches das Zahlungswesen leitet und das Military Department, in dem die Commando-Angelegenheiten zusammenlaufen. Der letzteren Abtheilung, gewöhnlich Horse-guards genannt, steht vor der Commander in chief, jetzt seit vielen Jahren der Herzog von Cambridge, der somit der Untergebene des Ministers ist, praktisch aber alle militärischen Angelegenheiten in Händen hat, bei denen keine finanziellen Rücksichten mitsprechen; gleichwohl ist die Verwaltung eine überaus schwerfällige. Ein Generalstab nach deutschen Begriffen ist nicht vorhanden; die Militär-Akademien zu Woolwich und Sandhurst genügen weder quantitativ noch quali-

tativ den hohen Anforderungen, welche gerade an das britische Officiercorps bei dem überseeischen Dienst gestellt werden. Manöver im festländischen Sinne finden schon aus dem Grunde nicht statt, weil die Truppen ohne besondere Erlaubniß der Eigenthümer keinen Boden betreten dürfen, welcher nicht dem Fiscus gehört, und sich deshalb auf das 23 □ km. große Feld von Aldershot beschränken müssen. Die Artillerie erscheint schwerfällig und wenig beweglich; die Infanterie ist weder im Einzelschießen, noch im zerstreuten Gefechte gründlich und eingehend ausgebildet; der Cavallerie, von deren Angriff an der Alma der französische General sagte: „C'est magnifique, mais ce n'est pas la guerre", fehlt die Schulung für den Vorpostendienst. Eine dauernde Verbindung der Truppentheile zu größeren tactischen Einheiten oder zu gemischten Heerkörpern findet nicht statt. Für den überseeischen Bedarf werden die Truppen je nach Umständen zusammengesetzt, und jedes Mal geräth die Heeresleitung dabei in Schwierigkeiten, wenn es sich um außergewöhnliche Verhältnisse handelt. Die Bewaffnung läßt viel zu wünschen übrig; es ist bekannt, daß das Ministerium wegen der schlechten Beschaffenheit[1]) der gelieferten englischen Säbel und Bayonnette genöthigt war, diese aus Deutschland zu beziehen, woher auch das meiste Pulver kommt. Die Artillerie ist unzureichend und besteht theilweise noch aus Vorderladern; für die Infanterie hat man früher ein Gewehr eingeführt, dessen starkes Stoßen die Ausbildung im Schießen erschwerte und die Trefffähigkeit beeinträchtigte, was wesentlich zur Niederlage bei Majuba-Hill beitrug, jetzt aber abgestellt sein soll. Die Disciplin ist trotz aller Strenge sehr mangelhaft, was sich daraus erklärt, daß das Heer sich nur aus den untersten Klassen recrutirt; die Trunksucht ist groß; jeder Truppentheil, der sich einschiffen soll, wird in den letzten Tagen in den Casernen zusammengehalten und durch starke Patrouillen anderer Regimenter überwacht.

Als Resultat dürfte Folgendes anzunehmen sein: 1) Man hat an der Armee experimentirt, um den Forderungen der Neuzeit Rechnung zu tragen. Man hat den Stellenkauf abgeschafft und damit das aristokratische Element des Officier-Corps aufgegeben. Die Wirkung dieser Maßregel ist noch nicht durchgedrungen, und es bleibt fraglich, ob mit der Zeit nicht die Veränderungen, welche die Parteien im Parlament erfahren, auch auf die Officiere zurückwirken. Die im Parlament herrschende Partei besetzt die höheren freiwerdenden Stellen, und dieser Zeitpunkt tritt für jede Stelle gesetzlich mindestens alle fünf Jahre ein. 2) Die Dienstzeit der Mannschaften ist verringert, und der Lohn nicht den Verhältnissen gemäß erhöht, weshalb der Ersatz nur aus dem Abwurf der arbeitenden Classen erfolgt. 3) Die so ungünstigen Resultate der Waffenbeschaffung stammen daher, daß nicht gefragt wird, wer liefert das Beste, sondern, wem von unserer Partei soll die Lieferung zufallen. 4) Die natürliche Tapferkeit des britischen

[1]) In der Oberhaussitzung vom 10. Februar d. J. hat der Unterstaatssecretär des Krieges, Lord Harris, bestritten, daß die Waffen schlecht seien; sie hätten früher die Probe bestanden; die Anforderungen seien jetzt nur unbillig gesteigert (!); Lord Elphinstone dagegen führte an, daß die Messer und Schwertbayonnette auf vier Schiffen: Active, Volage, Rover, Devastation, von den Befehlshabern fast durchweg unbrauchbar befunden seien. Die Verantwortlichkeit falle dem Kriegsministerium zu, das die Waffen liefere.

Soldaten braucht nicht bezweifelt zu werden; aber das Heer, dem Soult das erwähnte Lob ertheilte, besteht nicht mehr; es ist im Krimkrieg und in dem großen indischen Aufstand zu Grunde gegangen. Die Jugend der Leute und ihre mangelhafte Ausbildung lassen es als zweifelhaft erscheinen, ob sie auch nur einer gleichen Anzahl von Truppen einer festländischen Großmacht gewachsen sein würden. Es kommt allerdings in Betracht, daß mit wenigen Ausnahmen jeder englische Officier öfter vor dem Feinde gestanden und fast immer mit einer kleinen Zahl gegen eine Uebermacht, wodurch er Sicherheit und Bereitschaft zum Handeln gewinnt. Aber wenn die englische Armee dadurch bisher in der Lage gewesen ist, auch schwierige Aufgaben zu erfüllen, wie z. B. den abessinischen Feldzug, so waren diese Aufgaben doch verhältnißmäßig klein und die Ziele naheliegend, so daß es keiner weitgreifenden Combinationen bedurfte, um sie zu erreichen. Ihr fehlt die praktische wie theoretische Schule für die größere Kriegführung; ihre Erfolge gegen Afghanistan, Arabi-Pascha und Birma beweisen für einen großen Krieg so wenig etwas, als die in Algerien den Franzosen eine Ueberlegenheit verschafft hatten.

Vollends aber stellt sich die Frage der Zahl so, daß von einem militärischen Eingreifen Englands in festländische Kriege kaum die Rede sein kann. Die Berechnungen auf dem Papier beweisen hier nichts nach den Erfahrungen, welche im Krimkriege und bei der ägyptischen Unternehmung gemacht sind. Da die erste Forderung ist, Indien und die Colonien zu schützen, so würden in einem großen Kriege mit einem Feinde, der auch über eine starke Flotte verfügt, alle übrigen Truppen dringend nöthig sein, um England selbst zu vertheidigen, wobei noch in Betracht kommt, daß unter den gegenwärtigen Verhältnissen ein starkes Corps zur Besetzung von Irland nothwendig ist. Ein englischer Admiral hat kürzlich ausgeführt, daß Frankreich bei seinen jetzigen Transportmitteln und der lückenhaften englischen Küstenvertheidigung im Stande wäre, nach fünftägiger Vorbereitung fünf Armeecorps à 40 000 Mann an die englische Küste zu werfen, wenn die englische Flotte nicht stark genug sei, dies zu hindern. Drei dieser Armeecorps reichten hin, jeden Widerstand niederzuschlagen, den England dem entgegensetzen könnte. Welche Folgen aber eine Invasion für Großbritannien haben würde, hat bereits 1858 in einem Gutachten für die Vertheidigungs-Commission Lord Overstone, Theilhaber des großen Bankhauses Jones Loyd, dargelegt. Es heißt in demselben:

„Die Calamitäten einer Invasion müssen für ein jedes Land höchst ernsthaft sein, aber ein Land mit den Verhältnissen des unsrigen würden sie mit besonderer und überwältigender Schwere treffen. Der beschränkte Umfang des Gebietes würde die Mittel einer ausdauernden Vertheidigung gar sehr beschränken. Die ungeheure Masse aufgehäuften Capitals würde dem Feinde die bereitesten Mittel darbieten, Contributionen zu erheben. Die verwickelte und empfindliche Verzweigung des Credites, die über alle den mannigfaltigen Geschäften unseres Verkehrs liegt, würde von dem ersten Fußtritt des Feindes erzittern und aller Wahrscheinlichkeit nach einen plötzlichen und furchtbaren Zusammenbruch erleiden, während die Verwirrung und das Elend der arbeitenden Classen wahrhaft entsetzlich sein würden. Das tägliche Brot von Millionen unserer arbeitenden Bevölkerung hängt von dem Unternehmungsgeiste unserer Kaufleute und Fabrikanten ab, und das Lebenselement dieses Geistes sind Ordnung, Vertrauen, Credit. Es ist nicht nöthig, diese Betrachtungen weiter zu verfolgen. Die bezeichneten Folgen würden sofort bei der Landung einer feindlichen Armee eintreten, ganz abgesehen von ihren weiteren Operationen.

„Es ist ferner meine Ansicht darüber verlangt, welche Wirkungen eine Occupation Londons haben würde, vorausgesetzt, daß die edlen Metalle und Werthpapiere und die Bücher der Bank von England und der anderen Banken und Creditinstitute gerettet oder versteckt wären, und der Feind nach dem unter civilisirten Völkern üblichen Brauche verführe und das Privateigenthum respectirte. Ich kann den Fall nicht in Erwägung nehmen und seine Consequenzen entwickeln. Meine einzige Antwort ist: er darf nie eintreten. — Eine feindliche Armee in London würde im Besitz des Mittelpunktes unseres Regierungssystems sein, des Mittelpunktes unserer inneren Verbindungswege, des Mittelpunktes, durch den täglich ein großer Theil der Geschäfte des ganzen Landes passirt, des Mittelpunktes unseres Finanzsystems; und da Woolwich nothwendig das Schicksal Londons theilen müßte, auch im Besitz unserer großen Kriegsvorräthe und Werkstätten. Kann über die Wirkungen irgend ein Zweifel bestehen? Wenn auch der Feind Privateigenthum respectirt und seiner Anwesenheit einen rein militärischen Charakter zu geben sich bemühte, so würde, glaube ich, das allgemeine Gefühl sein, daß der tödliche Schlag gefallen, daß die tiefe Demüthigung erlitten, daß die Gegenstände der Erpressung in der Hand des Feindes, daß die Mittel eines verlängerten und erfolgreichen Widerstandes zweifelhaft, die Calamitäten, die er mit sich bringen würde, aber unzweifelhaft und überwältigend sein würden. Unter diesen Umständen würden gewiß Viele mit hochherzigem Sinne für entschlossenen und ausdauernden Widerstand auf jede Gefahr hin und mit jedem Opfer stimmen. Viele aber würden solchen Muth für Tollkühnheit halten, die Zeit gekommen glauben, sich dem Schlage zu beugen und der Meinung sein, daß vernünftiger Weise keine Wahl bleibe, als den Abzug des Feindes zu erkaufen unter den besten Bedingungen, die zu erlangen. Welche Ansicht den Sieg davon tragen würde, kann ich nicht bestimmen; ich fürchte aber, daß die Anstrengungen eines so gedemüthigten, gelähmten, entmuthigten und in seinen Meinungen getheilten Landes keinen befriedigenden Erfolg haben könnten. Dies die Antwort auf die Frage: ob ein Theil des Volkes geneigt sein würde, die Regierung zu zwingen, um jeden Preis von Ehre, Reichthum und zukünftiger Größe Frieden zu machen.

„Eine ernstliche Besorgniß vor einer Invasion, mehr noch die Landung einer beträchtlichen Armee würde die sofortige Einstellung der Baarzahlungen seitens der Bank nothwendig machen. Darauf würde ein Alarm der Geldwelt folgen, der nach den Umständen mehr oder weniger die Natur eines panischen Schreckens annehmen würde. Das Geld würde zurückgezogen werden aus Sparkassen, Provinzialbanken, von allen Personen, die Geld ohne Kündigungsfrist hinterlegt haben. Um diesen Anforderungen zu genügen, müßten Staatspapiere in ungewöhnlicher Masse auf den Markt gebracht werden, und das zu einer Zeit, wo der Credit des Staates erschüttert, und die Geneigtheit, Geld in Staatspapieren anzulegen, in demselben Verhältniß verringert sein würde. Die Folgen liegen auf der Hand; ein tiefer Fall der Staatspapiere, Erlahmung des öffentlichen Credits und empfindliche Störungen des Geldverkehrs, wahrscheinlich bis zu einem absoluten Stillstande des gewöhnlichen Geldverkehrs gesteigert. Diese Folgen würden für England empfindlicher sein als für irgend ein anderes Land, weil wir den Gebrauch des Metallgeldes mehr als irgend ein anderes Land durch künstliche und empfindliche Einrichtungen eingeschränkt haben." Nachdem Lord Overstone dann noch ausgeführt, daß England auf keine fremde Hilfe rechnen kann, um diese Gefahren abzuwenden, schließt er: „Unser allein muß die Vertheidigung des Landes sein. — Wir besitzen alle Mittel dazu, Reichthum, mechanisches Geschick, persönlichen Muth. Wir sind mehr als zur Genüge gewarnt. Wenn wir uns zu schlaff zeigen, die nöthigen Vorsichten zu ergreifen und die erforderlichen Anstrengungen zu machen, oder zu kurzsichtig und selbstsüchtig, die nothwendigen Opfer zu bringen, so müssen wir uns einem Geschicke unterwerfen, das die Welt für ein wohlverdientes erklären wird."

Nichts desto weniger ist seitdem verhältnißmäßig wenig geschehen, um die Vertheidigungsfähigkeit Englands zu erhöhen, vielmehr haben unter dem kurzsichtigen manchesterlichen Sparsystem seiner heutigen Staatsmänner gerade Heer und Flotte vor Allem gelitten; wenn Lord R. Churchill sich darüber beklagte, daß seit 1884 das Budget derselben von 25 auf 30 Millionen £ gestiegen, so übersah er, wie ihm Lord G. Hamilton bemerkte, daß dies nur die Folge langjähriger Versäumnisse der Gladstone'schen Regierung ist, und daß diese Erhöhung

noch unzureichend ist, um auch nur die nothwendigsten Maßregeln durchzuführen. Für die Verstärkung der Flotte und der Vertheidigung des britischen Reiches kann mit ausreichenden Mitteln viel geschehen, aber auch das erfordert Zeit. Ein achtunggebietendes Heer wird England sich mit allem Aufwand nicht schaffen können, so lange es am Werbesystem festhält; hat es doch auch seine früheren Siege wesentlich mit Hilfe von ausländischen Hilfstruppen gewonnen, die ihm jetzt in Deutschland Gottlob nicht mehr zur Verfügung stehen. Selbst wenn es aber zur Conscription übergehen wollte, so würde eine solche Maßregel, die das ganze wirthschaftliche Leben des Landes revolutioniren würde, so viel Zeit erfordern, daß sie für das Bedürfniß der Gegenwart nicht in Betracht kommen kann. Will England noch militärisch in die festländischen Verwicklungen eingreifen, welche es im Osten Europa's so unmittelbar berühren, so muß es auf das System der Subsidien zurückgreifen, durch das es 1815 das aufwog, was es militärisch selbst nicht leisten konnte. Unzweifelhaft könnte es ein großes Gewicht in die Wagschale werfen, wenn es z. B. die tapfere türkische Armee in seinen Sold nähme und diese unter britischen Führern kämpfte. Die Mittel dazu stehen ihm jetzt in weit größerem Maße zu Gebote als zu Anfang des Jahrhunderts. Aber ein solcher Gedanke scheint den heutigen britischen Politikern als ungeheuerlich; die Mehrzahl möchte sich am liebsten mit Gladstone und Churchill auf ein System absoluter Nichtintervention zurückziehen, was ihnen die Herabsetzung der Einkommensteuer um einige Pence ermöglichen soll; ja sogar von torystischer Seite sucht man sich bestehenden völkerrechtlichen Verpflichtungen zu entziehen, um nur nicht möglicher Weise in Krieg verwickelt zu werden. Es genügt, an die schmähliche Verdrehung des Vertrages über Luxemburg von 1867 durch Lord Derby zu erinnern, und noch in diesen Tagen führte im „Standard“ vom 4. Februar ein „Diplomaticus“ aus, die Garantie der Neutralität Belgiens, die selbst das Ministerium Gladstone 1870 noch durch die Verträge mit Deutschland und Frankreich zum alternativen Kriegsfall machte, verpflichte England nicht, sich einem bloßen Durchzug von Truppen Frankreich's oder Deutschland's zu widersetzen, wenn beide Mächte nur versprechen wollten, den Besitzstand Belgiens nicht anzutasten!

Diese Politik erscheint höchst kurzsichtig; sie übersieht, daß damit England die Welt nur glauben macht, es könne oder wolle überhaupt keinen Krieg führen, daß dann aber auch andere Staaten nicht anstehen würden, unmittelbare englische Interessen anzugreifen, und Großbritannien somit vor die Wahl gestellt wäre, sich auch dies gefallen zu lassen oder unter sehr viel ungünstigeren Umständen sich zu vertheidigen. Nicht bloß von Rußland, sondern auch von Frankreich hat sich England bereits Dinge gefallen lassen, die es früher zum Kriegsfall gemacht hätte. Man denke nur an die vertragsbrüchige Besetzung der Neu-Hebriden und vergleiche den Streit über die dem Missionar Pritchard 1845 zugefügte Beleidigung mit der Art, wie man in London neuerlich die Mißhandlung des Missionars Shaw in Madagascar hinnahm. Lord Palmerston sah in dieser Beziehung schärfer, er gab sich keinen Täuschungen über die militärische Leistungsfähigkeit Englands hin; aber er wußte, daß dessen Ansehen als Großmacht nur durch fortwährende Ausübung seiner Macht erhalten werden könne;

er mißbrauchte diese Macht vielfach gegen Schwache; aber er scheute sich nicht, auch großen Regierungen entgegenzutreten, wo er es mit Erfolg thun konnte, und verstand durch seine Politik eine auswärtige Macht gegen die andere auszuspielen.

Das hat sich sehr geändert; Lord Russell suchte noch überall seine Stimme in festländischer Angelegenheit geltend zu machen, zog sich aber jedesmal zurück, wenn es zum Handeln kommen sollte; die ebenso schwache, als grundsätzlich verkehrte Politik Gladstone's hat Englands Ansehen vollends erschüttert. Aber auch die Lord Salisbury's, welcher die absolute Nichtintervention als ganz unausführbar entschieden zurückweist, zeigt sich doch vor Allem bemüht, anderen Staaten zu zeigen, daß es gerade ihr Interesse sei, den russischen Uebergriffen im Orient entgegenzutreten, während er sich doch sagen muß, daß Englands Stimme nur dann ins Gewicht fällt, wenn es gewillt ist, eventuell nicht bloß mit moralischen Sympathien, sondern handelnd einzutreten, und daß jene anderen Staaten sich hüten werden, für England die Kastanien aus dem Feuer zu holen. Es wird jetzt vielfach in England behauptet, Lord Salisbury sei verhindert, eine energische Politik zu verfolgen, weil ihm bei einer solchen die liberalen Unionisten ihre Stimme entziehen würden; wir meinen im Gegentheil, daß er durch eine solche Politik seine Stellung sehr stärken würde. Die Politik des Friedens um jeden Preis herrscht in den Mittelclassen, die vor Allem Störungen des Handels und der Industrie vermeiden wollen; in den unteren Schichten dagegen, die jetzt zum Wahlrecht zugelassen, lebt noch viel von dem alten „fighting spirit“ John Bull's, und ihr Druck auf das Parlament würde sich zu Gunsten einer wirksamen Vertheidigung der Machtstellung Englands ebenso fühlbar machen, wie dies in Australien und Canada der Fall sein würde. Fand doch Froude in Sydney und Melbourne die lauteste Entrüstung über Gladstone's klägliche Politik in Aegypten und Afghanistan; diese Leute, schreibt er, welche trotz der Erbitterung gegen den Colonialsecretär Lord Derby sofort ein Hilfscorps für Aegypten ausrüsteten, sind „ipsis Anglis Angliciores“. Sollte man sich aber scheuen, in diesem Sinne vorzugehen, oder sollte diese Annahme sich als eine Täuschung erweisen, und die englische Demokratie sich unfähig zeigen, zu verstehen, daß es sich hier um eine Lebensfrage für das britische Weltreich handelt; sollte eventuell eine Auflösung auf die Frage hin, ob England seinen Rang unter den Großmächten behaupten oder zu einem größeren Holland herabsinken soll, einem Ministerium, das diese Ansicht willenskräftig vertritt, keine Mehrheit geben, dann wird auch der Tag gekommen sein, wo Lord Burleigh's Wort zur Wahrheit wird: „England wird nie fallen, es sei denn durch sein Parlament.“

Digitized by Google

W. Scherer's Aufsätze über Goethe[1]).

Von

G. von Loeper.

Die zu einem Buche vereinigten „Aufsätze“ zeigen W. Scherer in der Hingabe an diejenigen Studien, welche das letzte Jahrzehnt der ihm beschiedenen kurzen Laufbahn vorzugsweise ausfüllten. Der Hörsaal und die Akademie, Einzelwerke und Zeitschriften oder selbst Zeitungen, die Stätten seiner Rede wie seiner Schrift, sie hatten gleichmäßig Theil an dieser Arbeit. Was wir hier empfangen, sind Erörterungen einzelner Dichtungen oder Briefwechsel und persönlicher Beziehungen, theils Analysen, wie meist bei Faust, theils, wie bei Nausikaa und Pandora, Wiederherstellung und Nachdichtung. All' dies Einzelne, wie es aus einer einheitlichen Anschauung heraus geschrieben ist, scheint zu einem Ganzen sich wieder vereinigen zu wollen, und in der That gehörte schon seit seiner Straßburger Zeit eine Gesammtdarstellung Goethe's zu Scherer's Lieblingsplänen. Sie sollte, verschieden von Haym's Herder, Schmidt's Lessing und Grimm's Goethe, in drei Theile: Leben, Wissenschaft und Dichtung, zerfallen.

Daß in einem verhältnißmäßig so kurzen, von Arbeiten und Plänen überdrängten Leben die deutsche Literaturgeschichte in schnellem Laufe zu Ende gebracht werden konnte, dessen haben wir uns doppelt zu freuen. Die Lebensperiode, welche Scherer zu erreichen vergönnt war, erhielt in diesem Werke ihren vollen Abschluß, und zugleich bildet sie für die literar-historische Entwicklung ganz ebenso einen Markstein, wie einst in der Zeit nach der Julirevolution die Geschichte der deutschen Dichtung von Gervinus. In ihr findet sich jene Darstellung Goethe's in den wesentlichsten Zügen, namentlich hinsichtlich seiner Stelle im Gesammtbau der deutschen Literatur schon vor. Sie bildet auch den umschließenden Rahmen für die vorliegenden einzelnen Aufsätze über Goethe, gewissermaßen weit ausgeführte Anmerkungen zu einzelnen Sätzen jener Geschichte. Beide, sowohl die Literaturgeschichte, als diese Sammlung, sind geeignet, ein dauerndes sachliches Interesse zu befriedigen.

---

[1]) Aufsätze über Goethe von Wilhelm Scherer. Mit einem Vorwort von Erich Schmidt. Berlin, Weidmann'sche Buchhandlung. 1886.

Denn es unterliegt keinem Zweifel und folgt aus dem innern Zusammenhange aller geistigen Erscheinungen im Leben einer Nation, daß die Literaturgeschichte von Periode zu Periode umgeschrieben werden muß. In jenem Zusammenhange angeschaut, sind die Literaturgeschichten von Gervinus und Scherer politische Schriften ersten Ranges. Wir erkennen aus ihnen den weiten Weg, welchen Deutschland seit den Freiheitskriegen zurückgelegt hat. Gervinus behält die zu lösenden, obschon an sich seiner Darstellung fremden, politischen Aufgaben stets fest im Auge und will deshalb die poetische Arbeit, der doch sein Buch gewidmet ist, fortan ruhen lassen; er behandelt die Poesie entsagend, tief verstimmt scheidet er von seinem Werke, um zuletzt in politischen Pessimismus zu versinken. Scherer findet dieselben staatlichen Aufgaben in überraschendster Weise gelöst, optimistisch blickt er in das deutsche Getriebe und nur der östlichen Heimath gilt sein Schmerz. Ganz und ausschließlich Literarhistoriker und Alterthumsforscher mahnt er, umgekehrt wie Gervinus, in Sachen der Dichtkunst zu „doppelter Thatkraft" (Literaturgeschichte S. 720). Beiden ist die eindringende Durcharbeitung, die umfassende Wiedergabe des literarischen Stoffes eigen; Gervinus' viel ausgeführtere Arbeit zumal ist ein echtes, tiefes und geistvolles Gelehrtenwerk, wenn auch manche literarische Epochen nach fremden Gesichtspunkten, d. h. doctrinär, abgeschätzt werden. Scherer steht auf seinen Schultern, entwickelt sich aber mehr berufsmäßig. Die Schriftsteller, die Dichter als solche kommen ganz zu ihrem Rechte. Fachmännische Sicherheit, gehandhabt mit jugendlicher Frische und Freudigkeit, süddeutsches Leben und Anmuth geben seiner Geschichte und den vorliegenden Aufsätzen zugleich einen ästhetischen Reiz, den der ältere Historiker vermissen läßt. Die Parallele ist noch weiter zu führen. Wenn wir jenem nie vergessen, daß er zu den Göttinger Sieben zählte, so preisen wir auch Scherer's männlichen Charakter. In seiner Heimath hielt er die deutsche Fahne hoch des festen Glaubens, nur der deutsche Geist könne der Retter Oesterreichs sein, er auch gab seine erste Universitätsstellung daran, um ganz seiner Nation und ihrem höhern Leben zuzugehören. Schon im Jahre 1864 nennt er die Kaiseridee den Angelpunkt der deutschen Geschichte. Ein Katholik, wird er von Niemandem in der Würdigung Luther's übertroffen; ein Oesterreicher, steckt er die literarischen Abschnitte des vorigen Jahrhunderts nach Friedrich's des Großen Hauptwerken ab. Kein Zweifel, er ist der objectivere von den beiden.

Dazu tritt ein weiterer Vorzug Scherer's; er leuchtet hervor in den hier zu besprechenden Aufsätzen. Gervinus war ein Zeitgenosse der Grimm und Lachmann, Scherer ihr Schüler und Nachfolger. Zergliedernd oder herstellend näherte er sich den Dichterwerken als Philologe, mit einer methodischen Kunst, einer Durchbildung und Schulung, auf die Gervinus, wenn auch mit ihm den reichen Gebrauch literarischer und geschichtlicher Analogien theilend, keinen Anspruch erhebt. Der philologischen Methode, womit Lachmann Homer's Gedichte und die Nibelungen, das Neue Testament und Lessing's Werke gleichmäßig, wenn auch mit verschiedenem Erfolge, ergründete, hat sein wärmster Anhänger Scherer ein weiteres Feld in der neuern deutschen Literatur erobert; ja, es beruht gerade darin, nach Vahlen's Zeugniß (Rectoratsrede vom 15. October 1886, S. 7), seine charakteristische Leistung. Mit Recht steht der Aufsatz „Goethe-Philologie" an

der Spitze unsrer Sammlung. Jenem philologischen Sinne nur kann es gelingen, was die großen Dichter geschaffen, „in seinem Werden zu begreifen und in seiner Vollendung zu empfinden". Mit diesen Worten gibt Vahlen Scherer's Ziele sowohl nach der Seite der Analyse, als der Synthese, vollständig wieder. Sie finden besonders auf seine Faust-Untersuchungen, die drei letzten Aufsätze der Sammlung, Anwendung, wie sein eigner Ausruf („D. Rundschau" 1876, Bd. VIII, S. 276, „Deutsche Puppenkomödieen") erkennen läßt: „Was nützt mir die größte Kunst, ein Material zu bearbeiten, wenn sie nicht im Stande ist, das Material herbeizuschaffen."

Das literarische Denkmal selbst, wenn richtig angesprochen, vermag die Antwort auf die Fragen zu ertheilen, welche Lachmann zu stellen gelehrt hat: „wieviel seines Werkes der Schriftsteller vollendet, was er unfertig, halb überarbeitet, plötzlich abgebrochen, hinterlassen, in welcher Abfolge, mit welchem Grade der Sorgfalt er die Theile eines Ganzen oder bei einer Schriftenreihe die einzelnen Schriften abgefaßt, wo er abgesetzt in seiner Arbeit, wo er sie wieder aufgenommen, wo die Nähte der an einander gefügten Stücke, wo die Spuren veränderter zeitlicher und örtlicher Anschauung sichtbar werden."

Scherer ist nach den Grundsätzen einer solchen textlichen und stilistischen Prüfung in seinen Vorlesungen und in den Faustſtudien des vorliegenden Bandes verfahren. Er, der Vertraute Buckle's und Darwin's, geht sogar noch weiter, indem er das Experiment des Naturforschers literarisch verwendet. „Ich wiederhole," heißt es einmal in einer Faustuntersuchung (Frühzeit S. 106), „daß ich auf jene Gruppirung vorläufig kein Gewicht lege, daß ich nur den Versuch derselben möglichst consequent zu Ende führe." In der Durchführung des Versuchs liegt sein Werth, seien die Resultate, welche sie wollen. Die classische Philologie hat durch ihren obengenannten Vertreter Scherer als einen Verbündeten willkommen geheißen: „die Methode seiner Untersuchung zeigt hier — an den Betrachtungen über Faust — und an andern Beispielen, wie jetzt ein frischer Pflug in dem noch unversehrten Grund dieselben Furchen zieht, woraus der alten Literatur reicher Samen aufgegangen ist," und erwartet von diesen Arbeiten erfrischende Rückwirkung auf sie selbst, die classische Philologie.

Vieles traf zusammen, um einen so universell angelegten Geist wie Scherer gerade in den letzten zwölf Jahren seines Lebens Specialstudien über Goethe zuzuführen, wie sich aus den ihn betreffenden vierzehn Aufsätzen unsrer Sammlung ergibt, deren sechs zuerst in dieser Zeitschrift erschienen sind. Unberücksichtigt geblieben sind sieben Artikel in dem Sammelwerk „Aus Goethe's Frühzeit" (1879), die sich an unsern Aufsatz „Der junge Goethe als Journalist" anschließende Einleitung zu der Sonderausgabe der „Frankfurter Gelehrten Anzeigen" von 1772 und kleinere Arbeiten über Goethe. Den beiden Grimm, Lachmann, Haupt, Grillparzer, Geibel und Andern ist eine monographische Behandlung, theils selbständig, theils in der „Allgemeinen Deutschen Biographie", theils in den älteren „Vorträgen und Aufsätzen" von ihm zu Theil geworden. Die Biographie Müllenhof's schuldet uns noch Scherer's Nachlaß, ebenso wie die Poetik, welche bereits in zerstreuten Stellen der Literaturgeschichte deutlich anklingt. Goethe drängte sich von selbst in den Vordergrund durch seine Bedeutsamkeit für unsere classische

Epoche und weil bei ihm noch so viel zu thun war, Scherer hier, trotz allem schon Geleisteten, im höhern wissenschaftlichen Sinne, zumal bei Faust, „unversehrten Grund" vorfand. Wenn die neuere Philologie Böckh's Begriffsbestimmung zwar nicht zu entsprechen vermag, weil sie mehr auf das Erkennen überhaupt, als auf das Wiedererkennen eines schon Erkannten ausgeht, so erstrebt sie doch, wie die classische, Ermittlung des Sinnes durch Ermittlung des Wortes, seines Gebrauchs, seiner Bedeutungen. Scherer's Meister, J. Grimm, hatte zuerst Goethe's Wichtigkeit für das Neuhochdeutsche zu einem Axiom erhoben und nach seinem und seines Bruders Vorgange durchläuft die neuere Lexikographie das Sprachgebiet wesentlich von Luther zu Goethe. Damit war auch für Scherer's Philologie das Ziel gesteckt. Auch seine Literaturgeschichte bewegt sich in periodischem Wechsel von Höhen und Tiefen und naturgemäß fallen die geistigen Höhepunkte mit den sprachlichen zusammen. Scherer ging davon aus („Zur Gesch. der deutschen Sprache"), daß die Deutschen sich seit der Mitte des vorigen Jahrhunderts in einer fortschreitenden Bewegung zur bewußten Erfüllung ihrer Bestimmung erheben. Mit einer neuen Staatsgesinnung und neuem nationalen Selbstgefühl habe sich in jenem Jahrhundert wieder eine ideale und zugleich volksthümliche Kunst entwickelt. In der That ist seitdem mehrere Menschenalter hindurch in bürgerlicher Thätigkeit und in Industrie, in Wissenschaft und in Kunst eine sichere Unterlage nicht nur für ein humanes Dasein, sondern unmittelbar für die nationale Einheit errungen worden. Diese Einheit folgte der literarischen, und so fiel für Scherer die Pflege der Classiker von selbst in das Centrum der literarisch-conservativen Bestrebungen. In der ästhetischen Erziehung erblickte er die Bürgschaft der nationalen Zukunft, weil ein Vergessen des Idealen nothwendig zur Barbarei zurückführen müßte (Auff. S. 9). An dem classischen Ausdruck des deutschen Gemüths sollte die Jugend sich erwärmen, ihre geistige Nahrung nicht von dem modern Gefälligen, sondern von dem historisch Gültigen empfangen, von einer Poesie, die einen männlichen, ja einen wissenschaftlichen, Natur und Kunst umspannenden Charakter trägt.

Goethe besonders schien ihm einen Einheitspunkt unserer Bildung und Wissenschaft abzugeben (Auff. S. 4). Seine Persönlichkeit wirkte noch gleichsam unvermittelt nach. Seitdem Scherer in Straßburg, wo so Vieles an Jenen erinnerte und zugleich die alte nationale Tafel von der fremden Besudelung zu reinigen war, Uebungen und Vorlesungen über Goethe's Jugend gehalten, über Friederike von Sesenheim, wie über Fischart, Geiler und Murner gesprochen, war es gerade diese Richtung, welche ihn 1877 auf den Berliner Lehrstuhl führte. Auf der Reise dahin besuchte er die Weimarer Erinnerungsstätten. Da, in der Fürstengruft, empfand er das Leben, die ungeheure Wirkung, welche von jenen stummen Särgen ausströmt; in tiefer Rührung ward er inne, wie sie auch auf sein Leben einwirkten und eine Hand aus der Gruft ihm die Wege wies, die er jetzt wandelte. Kurze Zeit darauf ergriffen ihn die weimarischen Faustaufführungen in ähnlicher Weise, auch sie sein Leben, sein Schicksal.

Vieles Schöne, warm Empfundene, scharfsinnig Combinirte, geistvoll und anmuthig Ausgedrückte trifft der Leser schon beim Durchlaufen der vorliegenden Sammlung an, Einzelheiten, welche an ähnliche in der Literaturgeschichte sich an-

reihen. Das Ueberwältigende von Goethe's erstem Auftreten mit seinem charakteristischen Ruf: „All! All!" ward wohl nie schöner geschildert, als hier in den Aufsätzen (S. 92). Scharfsinnig hervorgehoben ist sein Verhältniß zu Voltaire (Auff. S. 23). Wir finden neue Beziehungen wie die der Worte Alceſt's in den Mitschuldigen auf Goethe selbst und seine Liebe zu Gretchen (S. 36) oder wie die einer Scene im Egmont auf das Hohelied Salomonis (S. 86) und neue Erklärungen wie die des Stücks Pandora als Friedens-Manifest nach dem Kriege von 1806 (S. 267) oder der Figuren des Prometheus und Epimetheus als zwei Hemisphären der sittlichen Welt (S. 262). Recensionen wird ein selbständiger literarischer Werth zugestanden (S. 70) und in Goethe's Jugendbriefen die „reinste, edelste Poesie" ermittelt (S. 94). Was früher, besonders durch Gervinus, von der Schwelle gewiesen worden, findet bei Scherer liebevolle Aufnahme. Ersterer entnimmt den Maßstab zur Beurtheilung der Natürlichen Tochter der Art, wie das Stück einst auf Frau Herder gewirkt, Scherer sieht darin „meisterhafte typische Charakteristik"; Ersterem ist in der Achilleis „Alles erfüllt, was die Fabel parturiunt montes besagt", für Scherer gehören „jene fünfhundert Verse zu dem Schönsten, was Goethe hervorgebracht"; in dem Gedicht Trilogie der Leidenschaft erblickt Ersterer „ein seelenleeres Brüten und Vernünfteln", Scherer dagegen „einen unerschöpflichen Schatz, Thränen weckend und Schmerzen stillend, eine Verknüpfung der Liebe mit den höchsten religiösen und sittlichen Gedanken".

Und nun gar beim Faust! Wie hat die nationale Entwicklung inzwischen die Dichtung in eine andere Beleuchtung gerückt! Der Faustdichter galt Gervinus zu einer Zeit, „als Deutschland die Kluft zwischen dem empfindenden und denkenden Leben und dem activen noch nicht überschritten", als der Dichter des Quietismus, für Scherer ist er zum Dichter der That geworden; nach ihm hat Goethe „die Thatseite" keineswegs außer Augen gelassen. Er sah beim Faust in einem bestimmten Gebiet Dasjenige, was die Deutschen eigentlich auszeichne, das titanische Ringen, welches allgemein aus dem auf das Ganze im Verhältniß zur Antike, zum Christenthum und zu fremden Völkern gerichteten Streben sich ergebe (Vortr. und Auff.). So gewann er auch diesen Specialstudien eine universelle Seite ab.

Es ist ein großer Genuß, Scherer in den Faustſtudien der drei letzten Abtheilungen zu begleiten; zu sehen, wie er gleichsam alle Räthsel löst, alle Riegel sprengt, das Verborgene ans Licht zieht, aus Andeutungen, sprachlichen Eigenthümlichkeiten, durch Weiterbildung angeschlagener Gedanken, in die Werkstatt des Dichters ein- und zurückführt, zu erkennen, wie die Kritik es vermag, die fehlende schriftliche Tradition bis zu einem gewissen Grade zu ersetzen, welche unübersteigliche Schranken jedoch auch solchen Untersuchungen entgegenstehen. Scherer hat hierin Großes geleistet, oft eine wahre Sehergabe bewiesen. Im Einzelnen vielfach irrend, ist er im Großen doch der Wahrheit nahe gekommen, ja in vielen Punkten ganz zu ihr vorgedrungen. Die Fähigkeit hierzu schöpfte er aus den Methoden seiner Wissenschaft und aus seiner glücklichen Begabung bei nie ruhendem Fleiß. Die Goethe-Philologie, der sein erster Aufsatz gewidmet ist, feiert in den Schlußaufsätzen ihre höchsten Triumphe.

Scherer war der Ueberzeugung, die rechte Art, den Faust zu erklären, beginne erst eben (Auff. S. 286). Insbesondere für den zweiten Theil, wie für die Pandora lautete seine Vorschrift (S. 256): Man müsse von den gegebenen Elementen der Sage [nicht wie Gervinus von Goethe's eigenen Lebensepochen] ausgehen und ihnen nicht von vornherein allgemeine Begriffe unterschieben; man müsse ferner symbolische und allegorische Elemente sorgfältig scheiden und nicht erträumten Allegorien überall nachjagen. Er fand, daß die im zweiten Theile zugleich angewandten Stilarten in den Evolutionen des ersten Theils successive zur Herrschaft gelangt seien. Der Entstehungsgeschichte dieses Theils, den wechselnden Entwürfen und den nicht ausgeführten Scenen desselben war sein vorzüglichstes Augenmerk zugewendet (Auff. S. 330). Scherer hat auf seinem Wege eine Reihe von Entdeckungen gemacht, welche als das greifbare Ergebniß jener methodischen Kritik gelten können. Ich finde vornehmlich folgende vier. Erstens: dem Fragment von 1790 ging ein prosaischer Entwurf vorauf. Diese Ermittlung ist ganz und ausschließlich Scherer's Verdienst. Er dachte sich den Entwurf nie anders als lückenhaft im Großen und Einzelnen (Literaturgesch. S. 778); darin hätten sich neben den prosaischen Scenen, welche dann später versificirt worden, mehrere „von vornherein in Knittelversen abgefaßte" vorgefunden (Frühzeit S. 95). Damit scheint der richtige Sachverhalt bezeichnet; daß er dann im Einzelnen bei Eruirung der Scenen, welchen anfängliche Prosa zukomme, geirrt, verschlägt wenig. Im Großen und Ganzen lag die Entstehungsgeschichte von nun an klar vor uns. Scherer besaß wie Wenige den echten Muth des Fehlens. Er hat sich einmal darüber aufs Glücklichste ausgesprochen, er verzichte auf den Ruf eines vorsichtigen Gelehrten: „vorsichtiger wäre es gewesen, den Gedanken ganz wegzulassen; das Allervorsichtigste aber ist unter allen Umständen, gar keinen Gedanken zu haben und vom Standpunkte der höheren Solidität Diejenigen zu verhöhnen, welche deren haben." Diesen Hohn der Pseudo-Soliden hat er denn auch noch im letzten Lebensjahr geerntet. Als zweites Ergebniß möchte der Fund zu bezeichnen sein, daß Faust's jambischer Monolog in der Scene „Wald und Höhle" vom Februar 1788 aus der prosaischen Scene „Trüber Tag. Feld" in Italien gearbeitet sei (Frühz. S. 95). Drittens weist Scherer mit Bestimmtheit die eben gedachte prosaische Scene in die frühste Frankfurter Zeit des Dichters (das. S. 76), während noch heute ein ungläubiger Fausterklärer ihren Ursprung mehr als dreißig Jahre später setzt. Viertens erklärt Scherer mit wundervoller Sicherheit (Literaturgesch. S. 712): „Der Wahnsinn im Kerker beruht auf einem grellen Jugendentwurf, ist aber mit der reifsten Kunst im Jahre 1798 gemildert." Jedes Wort trifft hier den Nagel auf den Kopf; aber noch heute sträubt ein anderer ungläubiger Faust-Interpret sich dagegen, die Kerkerscene „als Umarbeitung früherer Prosa" anzuerkennen.

Dergleichen positive Ergebnisse erscheinen an sich schon von hohem Werth. Eine noch höhere Bedeutung gewinnen sie unter Scherer's Händen im Zusammenhange mit der eben gedachten stilistischen Succession. Die drei Gestalten des ersten Theils Faust: der Frankfurter prosaische Entwurf (mit einigen Scenen in Hans-Sachsischem Vers), das Fragment von 1790, die Frucht Italiens, und der Faust von 1806 (1808 ausgegeben, fand er sich im Herbst 1806 schon voll-

ständig in des Verlegers Händen), die Frucht der Verbindung mit Schiller, Ausflüsse je einer besonderen Entwicklung des Dichters, vertreten auch je eine besondere Stilgattung. Aufsteigend im Verhältniß zur dichterischen, zur Kunstwahrheit, selbst Aeußerungen eines titanischen Dranges, bilden der naturalistische, der ideale und der typische Stil eine Reihe. Scherer erst hat diese so selbstverständlich erscheinende Dreigliederung, im Anschluß an Goethe's Aufsatz „Einfache Nachahmung, Manier, Stil" (Auff. S. 298 und Literaturgesch. S. 767) gefunden und es damit uns erst möglich gemacht, auf dem schwankenden Faustgrunde nach sicheren Merkmalen uns zu bewegen. Goethe's Dichtung ersten Stils boten die Himburg'schen Nachdrucke. Wir besitzen sie jetzt im „Jungen Goethe" von Hirzel und Bernays. Die Erhebung derselben in den idealen Stil zeigt die Göschen'sche Ausgabe der Schriften in acht Bänden; für sie sind die versificirte Iphigenie und der umgearbeitete Tasso charakteristisch. Es drängte Goethe, auch die Jugendsingspiele und auch so den Faust demselben Proceß zu unterwerfen. Das Fragment von 1790 zeigt, wie weit er damit gekommen war. Versificirung bedeutet Idealisirung (Frühz. S. 95). Freilich, den ganzen Umfang jener Arbeit vermag auch Scherer nicht, überhaupt Niemand zu erkennen. Die stilistische Gleichmäßigkeit lag Goethe 1790 mehr am Herzen, als die Vollständigkeit seines Werks; er behielt daher fertige prosaische Scenen, wie die oben gedachte „Trüber Tag. Feld" und die Kerkerscene, ganz zurück. Was dann in den Jahren 1797 bis 1801 am Faust geschah, darunter die metrische Umbildung dieser letzten Scene, gehört der dritten Stilperiode an, nach Brandes' Ausdruck der mit Schelling's intellectueller Anschauung zusammenfallenden „genialen Intuition des Typischen". Dieser Stil dringt auf die Urverhältnisse der Menschheit: nach Goethe auf die bleibenden Verhältnisse und die verschiedenen charakteristischen Formen, nach Scherer auf „das Unvergängliche der sittlichen und natürlichen Welt" (Auff. S. 224. 300). Was dem idealen Faltenwurf der zweiten Bearbeitung unterlag, z. B. jener Monolog Faust's in Jamben, blieb daneben bestehen, ebenso der Hans Sachs'sche Vers; da ging es jetzt wohl an, die alte naturalistische Prosascene, welche sich bis zuletzt der metrischen Impfung erwehrt hatte, mit geringen Abschwächungen, so wie sie lag, in das stilistische Pantheon aufzunehmen.

Ein tragisches Verhängniß, daß ein Mann wie Scherer, der so reiche Ermittelungen durch Combination gewonnen, dahingehen mußte, ohne diejenigen Materialien kennen zu lernen, in denen er vielfache Bestätigung seiner Schlußfolgerungen, ja Aufklärung darüber hinaus gefunden haben würde. Jedoch einige seinen Annahmen günstige Entdeckungen wurden ihm noch zu Theil. So gewährte ihm im Sommer 1885 der Fund im Goethe-Archiv zu Weimar eine große Genugthuung, welcher seine Conjektur über die Bedingungen bestätigte, woran Helena's Wiedererscheinen in der Oberwelt gebunden sein sollte.

Wie zwischen zwei äußersten Polen sah Scherer sich zuletzt, neben der Universitäts- und akademischen Thätigkeit, vor die Aufgabe gestellt, einerseits nach Müllenhof's Tode dessen „Alterthum" zu vollenden, andererseits nach der Eröffnung des gedachten Archivs die Arbeiten zur Hebung seiner Schätze mit Rath und That zu fördern. Nun hatte er erwünschte Gelegenheit, alte,

ihm liebgewordene Gedanken in das Leben überzuführen. Die neue weimarische Ausgabe der Goethischen Werke verdankt ihm noch die leitenden auf Lachmann fußenden Grundsätze. Das Programm derselben hat er noch im Juni 1886 aufgestellt, providentiell bereits in dem schönen Aufsatze „Ueber die Anordnung Goethischer Schriften" (Jahrgänge 1882 bis 1884 des Goethe-Jahrbuchs). Auf die Materialien des Weimarer Archivs gestützt, wäre jetzt für ihn der Moment gewesen, den Straßburger Plan einer Goethe-Biographie wieder aufzunehmen; aber er konnte es schon nicht mehr. Auf dem Wege dahin hatten die hier zusammengefaßten Einzelheiten gelegen.

Graf L. N. Tolstoi.

Von

Eugen Zabel.

Unsere Kenntniß der russischen Literatur fängt allmälig an, die Einseitigkeit und Allgemeinheit, woran sie bisher krankte, zu überwinden. Man begnügt sich nicht mehr damit, Einzelnes herauszugreifen und daraus Schlüsse von zweifelhaftem Werth zu ziehen, sondern man sucht die Individualitäten der Dichter zu verstehen, sie in Gruppen zusammenzubringen und ein Bild ihrer gemeinsamen Arbeit zu gewinnen. Bis vor Kurzem wurde unser Urtheil über diese Literatur nur durch wenige Namen bestimmt. Wenn von den Romantikern die Rede war, dachte man nur an Puschkin und Lermontow; wenn man von den modernen Realisten sprach, fiel den Meisten nur der Name Turgenjew ein. Aber Turgenjew ist nicht nur der dichterische Ausdruck Rußlands für das westliche Europa geworden, sondern hat auch zwischen ihm und einer Anzahl bisher nicht ein Mal dem Namen nach bekannter russischer Autoren die Brücke geschlagen. Als der Verfasser von „Väter und Söhne" starb und Versuche gemacht wurden, ihn in seinem Entwickelungsgange genauer zu studieren, kam man zu der Erkenntniß, daß er keinem einsamen Gipfel, sondern vielmehr einem Höhepunkte innerhalb einer Bergkette zu vergleichen sei. Mit Erstaunen bemerkte man, daß an der Newa und Moskwa noch eine ganze Literatur mit originellen Talenten und packenden Stoffen für den internationalen Strom der Ideen und Anschauungen zu entdecken sei. Eine Schar von Uebersetzern erstand alsbald, die neben dem Guten auch das Mittelmäßige nicht verschmähten; unsere Kritiker hatten alle Hände voll zu thun, um die wißbegierigen Leser auf diesem Gebiete zu orientieren, und mit Vergnügen konnte man wahrnehmen, daß die Frage über Werth und Bedeutung der russischen Dichtung für die Weltliteratur auf einmal in Fluß gekommen war. Im Jahre 1846 konnte Jordan in seiner „Geschichte der deutschen Literatur" behaupten, daß dieselbe kein inländisches, sondern ein aus dem Auslande herübergepflanztes Gewächs sei. Heutzutage wird eine solche Behauptung von keinem Urtheilsfähigen mehr aufrecht erhalten werden; denn was das Reich der Czaren an gehaltvollen Dichtungen hervorgebracht hat, entnimmt seine Kraft ganz und

gar dem Naturleben und dem Charakter dieses Volkes. Die literarischen Anregungen, die früher aus Frankreich und Deutschland nach dem Osten gebracht wurden, sind schon längst mit guten Zinsen wieder zurückgezahlt, und Niemand leugnet mehr, daß Autoren wie Turgenjew, Tolstoi, Dostojewski, Gontscharow uns etwas Neues und Eigenthümliches, was wir vergeblich bei uns zu Hause suchen würden, zu bieten haben. Zur rechten Zeit ist unter solchen Umständen ein Buch wie das Reinholdt'sche über die Geschichte der russischen Literatur erschienen, welches den Entwicklungsgang derselben von den ältesten Volksliedern bis zu den Schöpfungen der modernen realistischen und pessimistischen Schule in einer ebenso ausführlichen wie übersichtlichen Darstellung verfolgt.

Seit dem Tode Turgenjew's verkörpert sich das russische Geistesleben in keinem Dichter mit so reicher und unmittelbarer Kraft wie in dem Grafen L. N. Tolstoi. In seiner Tiefe und Originalität steht er auch unter den Schriftstellern seiner Heimath einsam da; man kann ihn mit Niemandem vergleichen und muß das, was er geschaffen hat, aus seiner eigenen starken Persönlichkeit und dem Wesen des russischen Volkes erklären. Aus ergreifenden Seelenkämpfen hat er sich zu einem Innenleben hindurchgerungen, in dessen Feuer die Gestalten seiner Phantasie fest und geschmeidig wie Stahl geglüht wurden. Er ist so unbedingt selbständig, daß keine Einwirkung von außen so verlockend sein konnte, um ihn von dem eigenen Wege abzubringen. Diese unerschütterliche Treue gegen sich selbst und den Genius seiner Nation wird in unserer Zeit für etwas überwältigend Großartiges gehalten werden müssen. Aber ebenso groß als literarischer Charakter ist Tolstoi durch die Wahl seiner Stoffe geworden, die das moderne Leben in Rußland in seiner ganzen Breite zu umspannen versuchen und es thatsächlich in einer solchen Fülle plastisch ausgeführter Gestalten vor uns hinzaubern, daß wir im ersten Augenblick vor diesem Reichthum überrascht zurückfahren. Allmälig fangen wir aber an, ihn zu verstehen; wir sehen in dem unendlichen Kreise, welchen der Dichter vor uns absteckt, die Gestalten seiner Phantasie uns so nahe gerückt, daß wir sie in allen Aeußerlichkeiten wie in den geheimsten Regungen ihres Empfindens kennen. Wir nehmen wahr, wie alles Einzelne mit dem subtilen Fleiße eines Genremalers ausgeführt ist, der auch nicht mit dem kleinsten Striche hinter der Natur zurückbleiben möchte, und erstaunen dann um so mehr, wenn sich aus solcher Miniaturtechnik allmälig ein historisches Gemälde so großen Stils herausgestaltet, daß wir wegen eines Vergleiches in einige Verlegenheit gerathen können. Die Schärfe der Beobachtung erinnert wohl an die französischen Naturalisten; aber diese haben bei Weitem nicht die reine Phantasie und die keusche Seele Tolstoi's, dem der Schmutz des Lebens nichts anhaben konnte. Außerdem gehört ein Mann wie Zola ganz dem Buche, der Literatur an, während sein Rivale mit beiden Füßen im Volksleben steht und diesem seine Kunst entnimmt. Der Eine läßt sich in der Wahl seiner Stoffe aus Balzac, in der Methode seiner Arbeit aus Goncourt sehr wohl erklären, während der Andere in seiner elementaren Eigenart nicht einmal in seinem Vaterlande eine Parallele zuläßt. Turgenjew, den wir so gern als Maßstab für die Beurtheilung russischer Schriftsteller nehmen, gehörte einer ganz anderen Epoche an, obwohl er nur zehn Jahre älter war. Bei ihm ist das Russenthum

durch die liberalen Ideen des Westens, die er in sich aufgenommen hatte, bereits in leichte Zersetzung übergegangen; er ist bei Deutschen und Franzosen in die Schule gegangen und hat nach Form und Inhalt diesen beiden Nationen mancherlei zu verdanken. Dadurch ist ein Bruch in seine ganze Weltanschauung gekommen; wir möchten sagen, daß er mit einem Auge die Dinge als Russe, mit dem anderen als internationaler Culturmensch ansehe. In dieser Zwiespältigkeit ist vielleicht der Grundzug der dichterischen Erscheinung Turgenjew's enthalten. Wenn wir dagegen das schwermüthige, gedankenvolle Antlitz Tolstoi's vor unserem Geiste auftauchen lassen und uns in seine Bücher versenken, ist es, als ob zwischen uns und dem Culturleben des Westens eine mächtige Scheidewand gezogen würde. Der Boden, auf dem wir stehen, schafft sich seine eigenen Gesetze, wie der slavische Mensch in seinen Bedürfnissen und Neigungen ein anderer ist, als der germanische oder romanische. Die Welt Shakespeare's, Molière's oder Goethe's gehört einer ganz anderen Auszweigung des menschlichen Geistes an; Tolstoi wehrt diese nicht etwa ab, sondern sie existirt für ihn nicht; er gleicht einem reichen Manne, der Niemanden um seinen Besitz beneidet. Als Charakter fest gefügt und von einer imponirenden Einheit, mit dem Zauber einer originellen Persönlichkeit angethan, geistig und seelisch unerschütterlich im Volksthümlichen wurzelnd, hat der Dichter seinen eigenen Stil, seine eigene Phantasie, seinen eigenen Glauben. Er ist dadurch nicht allein zu einem classischen Schriftsteller seines Landes, sondern zu einem der größten lebenden Dichter geworden.

I.

Die russische Literatur dieses Jahrhunderts kennt zwei Dichter des Namens Tolstoi. Einer derselben, Alexei Constantinowitsch, ist der Verfasser der dramatischen Trilogie „Der Tod Iwan's des Schrecklichen", „Zar Fedor Iwanowitsch" und „Zar Boris", sowie des Romans „Fürst Sserebrennyi", der auch in deutscher Uebersetzung vorliegt. Nicht von ihm soll aber hier die Rede sein, sondern von dem am 28. August 1828 a. St. auf dem Gute Jasnaja Polnaja im Gouvernement Tula geborenen Grafen Leo Nikolajewitsch Tolstoi. Seine Mutter verlor er, als er kaum zwei, seinen Vater als er neun Jahre alt war; Beide hat er in seinem Roman „Krieg und Frieden" als Modelle benutzt; denn man wird kaum fehlgehen, wenn man annimmt, daß Jene der milden, in christlicher Demuth aufgehenden Maria Wolskonski, Dieser dem tüchtigen Nicolai Rostow einige Hauptzüge der Charakteristik geliehen hat. Eine Tante des Knaben, die Gräfin Osten-Sacken, machte sich um seine Erziehung verdient, starb aber ebenfalls nach einigen Jahren, so daß der junge Tolstoi zu einer anderen Verwandten nach Kasan ging. Hier bezog er 1843 die Universität und studierte ein Jahr orientalische Sprachen, zwei Jahre Rechtswissenschaft, dann kehrte er wieder nach Jasnaja Polnaja zurück, wo er selbständig weiter arbeitete und zugleich das Volksleben näher kennen lernte. Im Jahre 1851 ging er nach dem Kaukasus, und die vier Jahre, die er hier verlebte, sind von entscheidendem Einfluß auf seinen Charakter als Dichter und Mensch gewesen. Er trat als Junker bei der vierten Batterie der zwanzigsten Artillerie-Brigade ein, die am Terek in dem Kosakendorfe Staro-Lidowsk stand, und sowohl der Anblick der gewaltigen, an

schönen Bildern reichen Natur, wie das Zusammenleben mit einfachen, unverdorbenen Menschen gaben seiner Phantasie einen ganz neuen Inhalt. Er fing an, sich für die ihn umgebende Welt mehr zu interessiren als für seine eigenen Empfindungen, die ihn so lange beschäftigt hatten, und indem er sich von diesem seelischen Proceß Rechenschaft zu geben, das Flüchtige festzuhalten versuchte, war er bereits poetisch thätig. Der Kaukasus reifte in ihm die Ueberzeugung, daß es kein erhebenderes Schauspiel als die Natur, keinen interessanteren Stoff des Studiums als den Menschen gebe.

Wenn die meisten in unseren Bildungsanschauungen erzogenen Menschen einen Schulsack voll Abstractionen mit sich herumtragen, und dieselben in den Jahren der Reife mit der Wirklichkeit vergleichen, sehen wir bei Tolstoi schon in früher Jugend einen erstaunlichen Sinn für das Thatsächliche ausgebildet. Er blickt in sich und um sich mit einer Schärfe, die durch alle Verschleierungen dringt. Die Dinge nicht nach vorgefaßten Begriffen, sondern aus ihrem innersten Wesen zu verstehen, wird ihm zum unabweisbaren Bedürfniß. In seinen „Sewastopoler Erzählungen" durfte er mit gutem Recht den Ausspruch thun: „Der Held meiner Geschichte, den ich mit allen Fasern meiner Seele liebe, den ich in seiner ganzen Schönheit zu bilden versucht und der immer herrlich war, ist und sein wird, ist die Wahrheit." Aber der Dichter, der sich streng an die Wirklichkeit zu halten verspricht, der nicht hinter ihr zurückbleiben, aber auch nicht gescheidter sein will als sie, bleibt doch immer ein Subject mit individueller Gabe der Empfindung und Anschauung. Man muß das Auge frei haben, um die Dinge dieser Welt zu erfassen; aber man muß auch ein ganzer Mann sein, um sie als Künstler in Farbe und Gestalt umsetzen zu können. Bei Tolstoi findet die Frage nach der Persönlichkeit eine wahrhaft glänzende Beantwortung. Alles Conventionelle ist ihm verhaßt; was ihm als poetischen Menschen frommen soll, muß er erlebt, sich zu eigen gemacht haben. Daher hat seine Production den Charakter des Nothwendigen und der inneren Einheit wie bei wenigen Schriftstellern. Leben und Dichten ist ihm eins; seine Novellen und Romane spiegeln das Ringen dieser gewaltigen Natur in allen Phasen wieder. So erzählt er seinen Entwicklungsgang bis zu dem Moment, wo der Mensch bei dem Nachdenken über sich selbst zu festen Anschauungen kommt; so sehen wir ihn wieder als Helden in den beiden großen Romanen „Anna Karenina" und „Krieg und Frieden"; so wird er endlich zu einem Moralisten und Mystiker in seinen philosophischen Schriften. Immer ist es die eigene Blutwärme, die der Dichter seinen Büchern gegeben hat, so sehr die Figuren sich auch von seiner Phantasie losgelöst haben und selbständig existiren. Der Leser soll und wird den Autor gewiß vergessen, wenn er Blatt auf Blatt umwendet; aber Etwas von ihm steckt doch stets in den Helden seiner Erzählungen, und der kritischen Betrachtung muß es die innerste Befriedigung gewähren, ihn dort auch zu finden.

„Kindheit", „Knabenalter", „Jünglingsjahre" hat Tolstoi die drei Geschichten genannt, in welchen er sich in der Figur des jungen Irtenjew selbst schildert. Er stellt sein Jugendleben als eine Folge fein abgetönter Gemüthswandlungen dar und eröffnet das Verständniß einer Seele, die sich den äußeren Erlebnissen gegenüber zuerst unbestimmt verhält, dann aber aus allerlei Zweifeln

und Grübelei sich immer mehr zum Individuellen entfaltet. Der Reiz der Darstellung liegt vor Allem in ihrer offenbaren Ehrlichkeit; man sieht gleichsam in einen Crystall hinein und kann jeden einzelnen Strich verfolgen, den das Leben auf dem ursprünglich weißen Blatt dieses Gemüths hinterläßt. Die ersten Eindrücke auf dem Lande, der Tod der Mutter und der Kinderwärterin sind traurig und regen in ihm Gedanken über das Geheimniß des Sterbens an. Dieser sinnende Zug erhält sich während des Aufenthalts im elterlichen Hause, wo der Unterricht in der Kinderstube, der Besuch von Verwandten das junge Herz bewegen. Die Reise nach Moskau, mit welcher das „Knabenalter" beginnt, bringt Irtenjew aus der Sphäre des bloßen Familienlebens heraus; er bemerkt jetzt zum ersten Male, daß es auch fremde Menschen gibt, die ganz anders leben, als er zu leben gewohnt ist, ja, die ihn gar nicht verstehen. Das bringt ihn zum Nachdenken über den Zweck des Lebens und erzeugt in ihm ein Bedürfniß nach Thätigkeit, das unbefriedigt bleibt und daher zu allerlei Ungehörigkeiten und tollen Anwandlungen von Selbstmord führt. Die Geschichte des unglücklichen, plötzlich entlassenen deutschen Lehrers Karl Iwanowitsch wirft einen breiten Schatten in seine Seele, bis die Grübelei sich nicht nur auf die Probleme des Glaubens und Wissens, sondern auch auf die einfachsten Dinge bezieht und endlich vollständige Verzweiflung hervorruft. Aber es gibt einen Ausweg aus diesem Labyrinth, wenn man nur ernstlich den Wunsch hegt, die Welt der Ideen mit der Wirklichkeit, wie sie sich täglich vor unseren Augen abspielt, in Einklang zu bringen. Nicht zum Sinnen sind wir da, sondern zum Schaffen, und was uns allein Ruhe geben kann, ist die Wahrheit sich selbst und Anderen gegenüber. In der Freundschaft mit dem Fürsten Nechludow findet dieser Drang nach Wahrhaftigkeit das Mittel zum rückhaltlosen Aussprechen aller Gedanken und Empfindungen. Hiervon handelt der dritte Theil „Jünglingsjahre", der eine etwas umständliche Schilderung des Schulexamens enthält und den Helden in der Selbständigkeit des Universitätslebens und im Besitze einer klar entwickelten ethischen Weltanschauung zeigt. Den Müßiggang zu verachten, Niemandem Böses zu thun, seine Pflichten redlich zu erfüllen, sind allerdings Vorschriften, die so lange bestehen, als es menschliche Gesittung gibt; aber es ist ein Unterschied, ob darin nur mechanisch hergesagte Worte oder innere, am Leben erprobte Ueberzeugungen enthalten sind. Letzteres ist nun im höchsten Maße bei Irtenjew der Fall; er ist ein moralischer Charakter geworden.

Wir haben von diesem biographischen Selbstbekenntnisse das Fabelgespinnst, das darüber ausgebreitet ist, absichtlich weggelassen und nur so viel daraus entlehnt, als für die psychologische Entwicklung des Dichters nothwendig erscheint. Er ist, wie wir sehen, keine Natur, die sich gehen läßt, sondern unterwirft sich allen Anforderungen einer strengen Zucht, um ein voller, aber harmonisch ausgeglichener Mensch zu werden. Jetzt erst verstehen wir, weshalb Irtenjew oder, was dasselbe ist, Tolstoi den Aufenthalt in der Studierstube seines ländlichen Wohnhauses mit dem Soldatenleben im Kaukasus vertauschte. Er wollte aus der Enge seiner theoretischen Anschauung zu unmittelbarem Leben und nutzbringender Thätigkeit gelangen. Die vornehmen blasirten Lebemänner, welche Einsicht genug haben, um die Mängel der bestehenden Ordnung in Staat und

Gesellschaft zu erkennen, aber nicht so viel Kraft und sittlichen Ernst besitzen, um die Erfüllung ernster Pflichten auf sich zu nehmen, waren zu jener Zeit in der Literatur wie im Salon Mode. Puschkin hat diesen Typus in seinem „Eugen Onägin", Lermontow im Petschorin, der Hauptfigur in dem „Helden unserer Zeit" in classischer Weise ausgeführt. Die Uebelstände einer künstlichen, nicht das Wesen, sondern nur den Schein der Dinge ins Auge fassenden Erziehung vereinigten sich mit dem Druck, der während der Regierung Nikolaus' jede freiere Regung des Geistes darniederhielt, um dergleichen trefflich angelegte aber vollständig überflüssige Existenzen zu vielen Tausenden aus der sogenannten guten Gesellschaft hervorgehen zu lassen. Um derselben Gefahr zu entgehen, warf sich Tolstoi in den Rock des Soldaten, dort, wo der vaterländische Boden von fremden Völkern umstritten wird und die Herrlichkeit der Natur den kleinlichen Jammer des Lebens gründlich verachten lehrt. Und noch Eins kam hinzu, in Tolstoi alle Kraft der Seele aufzurütteln und ihn zum Manne zu schmieden. Er übernahm eine Rolle in dem furchtbarsten Schauspiel, das menschliche Augen zu sehen vermögen; er sah sterben, aber nicht den einzelnen Menschen, der in seinen vier Wänden im Anblick geliebter Wesen mit einem Seufzer vom Leben scheidet, sondern Unzählige, die im wildesten Aufruhr der Leidenschaften auf dem Schlachtfelde dahingerafft werden. Beim Beginn des Türkenkrieges verließ er den Kaukasus und trat in die Donauarmee, die sich unter dem Befehl des Fürsten Gortschakoff befand. Er erhielt das Kommando über eine Batterie, nahm thätigen Antheil am Gefecht an der Tschernaja, war beim Sturm auf Sewastopol zugegen und ließ sich dann beim Friedensschluß seinen Abschied geben. Als Erzählungen, die aus dieser Periode seines Lebens stammen, sind vor Allem „Die Kosaken" und die Schilderung Sewastopols zu nennen.

Die Stätten, die Tolstoi zuerst als Soldat, dann als Schriftsteller betreten hatte, waren der russischen Poesie längst heilig. Nach dem Kaukasus waren Puschkin und Lermontow verbannt worden; in den Gedichten „Der Kaukasus" und „Das Kloster auf dem Kazbek", in der poetischen Erzählung „Der Gefangene im Kaukasus" hatte Jener, im „Helden unserer Zeit" und im „Dämon" Dieser die schnee- und waldbedeckten Gipfel, die wilden Bergströme des Landes in prächtiger Weise besungen. Hier schrieb auch Gribojedow seine Comödie „Wehe dem Gescheidten", in der etwas von dem Geist und der Empfindung des Molière'schen „Misanthropen" lebte. Man kannte also bereits in der Literatur

„Die Bergesspitzen schnee-umhüllt,
Erglühend keusch im Frührothglanze,
Bekränzt mit dunkelm Wolkenkranze —
Welch' stolzes, wunderprächt'ges Bild!
Und doppelhäuptig unter allen
Des Elborus gewalt'ger Bau;
Hoch ragt, geschmückt mit Eiskrystallen,
Sein Haupt bis in des Himmels Blau" [1]).

[1]) Dichtungen von Puschkin und Lermontow. Deutsch von Andreas Ascharin. Zweite Auflage. Reval, 1885.

Aber die Männer, die, von einer unechten Cultur abgestoßen, in den Kaukasus zogen, waren bisher Figuren mit romantischen Empfindungen, schöne und unglückliche Seelen, für die leicht Trost geschaffen werden konnte. Man sah Alles mit schwärmerischen Augen an und war geneigt, jedes Tscherkessen- und Kosakenmädchen für eine Haidée zu halten. Dieser Anschauung tritt Tolstoi in seinen Novellen scharf entgegen. Er ist durchaus nicht empfindungslos, weder der Natur noch den Menschen gegenüber; aber für ihn hat die Romantik, welche aus den Dichtungen Byron's die Runde durch die europäische Literatur machte, mit diesen Dingen nichts zu schaffen. Seine Menschen sind naiv; sie spielen nicht mit ihrem Herzen, sondern das Herz spielt mit ihnen; sie werfen jegliche Maske von sich, fühlen aber in Folge dessen um so wahrer. Tolstoi's Figuren haben statt des Pathos, das die Verse Puschkin's und Lermontow's schwellt, eine schlichte, sich immer gleichbleibende Charakterwahrheit. Er hat eine Fülle der glücklichsten Beobachtungen, welche die frühere Romantik ganz bei Seite liegen ließ, zu seinen Erzählungen verarbeitet und sie dadurch zum Gegenstand des Entzückens für alle Diejenigen gemacht, welche das Leben dieser Völkerstämme aus eigener Anschauung kennen.

Die reiffte unter diesen Novellen führt den Titel „Die Kosaken" und ist 1862 geschrieben worden. Ein junger, vornehmer Kavalier aus Moskau, Olenin mit Namen, der einen Theil seines Vermögens im Spiel und in leerem Vergnügen vergeudet hat, nimmt von seinen Freunden Abschied und macht sich in einer Winternacht auf den Weg nach dem Kaukasus. Das Leben, das er bisher geführt hat, widert ihn an; er will das ewige Einerlei der Gesellschaft von sich werfen und ein neuer Mensch werden. Er läßt sich an den Ufern des Terek nieder, wohnt bei einer Kosakenfamilie und wird von einem alten Jäger, dem wein- und sangeslustigen Onkel Jeroschka, in die Eigenthümlichkeiten dieser für ihn neuen Existenz eingeführt. Er will das Verstörte und Zerfahrene seines Wesens, all das Grübeln in Gedanken und Empfindungen, das ihm den Lebensmuth gebrochen hat, weit hinter sich lassen und zur Natur, der er sich entfremdet hat, zurückkehren. Er geht mit den Kosaken auf die Jagd, wohnt, ißt und trinkt wie sie und hofft schließlich, einer der ihrigen zu werden. Da erregt ein schönes Kosakenmädchen, Marjanka, die Tochter der Leute, bei welchen er wohnt, zuerst seine Aufmerksamkeit, dann sein Erstaunen, endlich eine tief gehende Liebesneigung, der er sich nicht mehr erwehren kann. Bis hierher würde ein Romantiker der alten Schule die Fabel gerade so gestaltet haben, wie es Tolstoi gethan hat. Nun kommt aber der Punkt, wo der Realismus unseres Dichters einsetzt und der Sache eine ganz andere Wendung gibt. Olenin's Leidenschaft für das junge Mädchen bleibt völlig unverstanden; Marjanka beweist durch ihr Benehmen, daß an der frischen, rauhen Naturkraft ihres Wesens alles das wirkungslos abgleitet, womit Jener seine Liebe auszudrücken vermeint. Sie findet seine Manieren wunderlich, erschrickt vielleicht vor ihm, wenn die mühsam unterdrückte Neigung sich in einem Paar unzusammenhängender Worte Luft macht, aber er ist ihr innerlich völlig gleichgiltig. Wie sie vom Dichter geschildert ist, schön und kraftvoll, stolz und voll natürlichen Verstandes, ein Kosakenblut durch und durch, lebt sie in einem Element, das dem sentimentalen Culturmenschen, der aus seinen

Lebensbedingungen gern herausmöchte und doch nicht kann, ganz unerreichbar ist. Marjanka ist für einen Sohn ihres Volkes wie Lukaschka vorhanden; für den vornehmen Herrn aber, der nur äußerlich zu den Ihren gehört, empfindet sie nicht mehr, wie es etwa die Flüsse und Berge ihres Landes thun. In einem Brief, in welchem Olenin das Verzweifelte seiner Lage schildert, kommt er Marjanka gegenüber zu folgendem Resultat: „In albernen Träumen stellte ich sie mir bald als meine Geliebte, bald als meine Frau vor und wies beide Gedanken mit Widerwillen zurück. Sie zu verführen, wäre entsetzlich, wäre Mord. Sie zur Dame, zur Frau Olenin zu machen, wie jenes Kosakenmädchen, die einen unserer Officiere geheirathet hat, wäre noch schlimmer. Ja, wenn ich Kosak, Lukaschka, werden könnte, Pferde stehlen, mich betrinken, Lieder singen, Menschen erschießen, betrunken auf ein Nächtchen zu ihr ins Fenster kriechen, ohne Gedanken daran, wer ich bin, wozu ich bin? — ja, wenn ich das könnte, das wäre eine andere Sache. Dann könnten wir einander verstehen, dann könnte ich glücklich werden. Ich versuchte, mich diesem Leben hinzugeben und empfand noch mehr meine Schwäche und Krüppelhaftigkeit. Ich konnte mich selbst und meine verwickelte, unharmonische, mißgestaltete Vergangenheit nicht vergessen. Und meine Zukunft erschien mir noch hoffnungsloser. Jeden Tag stehen vor mir die fernen Schneeberge und dies erhabene, glückliche Weib. Das für mich allein denkbare Glück auf der Erde ist nicht für mich; nicht für mich ist dieses Weib! Das Schrecklichste und doch Süßeste in meiner Lage ist, daß ich sie verstehe und sie mich nie verstehen wird. Sie wird mich nicht verstehen, weil sie tiefer steht als ich, im Gegentheil, sie darf mich nicht verstehen. Sie ist glücklich; sie ist wie die Natur: gleichmäßig, ruhig in sich selbst! Und ich verrenktes, schwaches Wesen will, daß sie meine Mißgestalt und meine Qualen verstehe.“ Olenin reist mit einer viel größeren Bekümmerniß im Herzen, als er sie vor seiner Ankunft in dem Kaukasus empfand, zu seinem Regiment in der Festung zurück. Als die Pferde seines Dreigespanns anziehen, macht er die Bemerkung, daß sich weder Onkel Jeroschka noch Marjanka nach ihm umsehen, sondern ihre eigenen Angelegenheiten besprechen.

Ein solcher Ausgang der Liebesgeschichte kam ganz unerwartet, so sehr er auch durch die bestehenden Verhältnisse und Charaktere motivirt erscheinen mußte. Hatte man aber erst die conventionelle Anschauungsweise überwunden und sehen gelernt, so fand man leicht, daß die in der Novelle liegende, den Thatsachen entsprechende Wahrheit mindestens ebenso poetisch sei, als die romantischen Nebel, die bisher darüber lagerten und den Ausblick hinderten. Und wie die Fabel neu ist, sind es auch die Charaktere: dieser alte wettergebräunte, weißbärtige Riese Jeroschka, dessen ganzes Leben aus Jagen, Trinken, Schwätzen und Singen besteht und der, wenn er gemüthlich wird, dem Becher gleich dermaßen zuspricht, daß er aus dem Hause getragen werden muß; der junge Kosak Lukaschka, der einen Menschen tödtet, wie man ein Huhn schlachtet, Olenin selbst und die andern vier oder fünf Personen, die auf dem zweiten Plan stehen, die Eltern der Marjanka, Olenin's Diener Wanjuschka u. s. w.

„Der Ueberfall“ und das „Holzfällen“ enthalten ebenfalls Bilder aus dem russischen Soldatenleben, die sich von dem Hintergrunde der Landschaft im

Kaukasus wirkungsvoll abheben. In der Novelle „Schneegestöber“ wird eine Schlittenfahrt über eine unendliche Schneefläche geschildert, auf der es außer dem Kutscher und dem Reisenden kein lebendes Wesen mehr gibt. Die unabsehbare weiße leuchtende Masse wird zu einem furchtbaren Element, das die beiden hilflosen Menschen mit sicherem Tode bedroht. Von den Vorzügen der Landschaftsmalerei abgesehen, die ein zauberisches Farbenspiel entfaltet, liegt der Reiz dieser Erzählung wesentlich im Psychologischen. Der Reisende, der an sein warmes Bett und seine geheizte Stube gewöhnt ist, wird durch dieses Schauspiel in höchste Aufregung versetzt; er fühlt im allmäligen Erstarren der Glieder den Tod immer näher an sich heranschleichen, und die Angst erzeugt in seinem Gehirn wilde Fieberphantasien. Der Kutscher dagegen, der Mann aus dem Volke, ist an dergleichen Erfahrungen gewöhnt; sie haben nichts Schreckhaftes mehr für ihn; er unterwirft sich dem Unabwendbaren und weiß ihm sogar noch mit Spaß und Ironie zu begegnen. Wir finden dasselbe wundervolle Naturgefühl wie in den „Kosaken“ und die Neigung, den Gebildeten vor den einfachen gesunden Empfindungen des Mannes aus dem Volke zurückstehen zu lassen. Dort ist ein hübscher und junger Kavalier aus der besten Gesellschaft nicht im Stande, die Liebe eines einfachen Bauernmädchens zu erringen, hier schwebt ein Anderer mit all seinem Wissen in tausend Aengsten und würde unzweifelhaft umkommen, wenn der Fuhrmann seinen Kopf und seinen Humor nicht oben behielte und Alles zu einem glücklichen Ende führte. Wir werden sehen, daß dieses Motiv aus dem Kern der Tolstoi'schen Weltanschauung hervorgegangen ist und sich in seinen Dichtungen beständig wiederholt.

Von dem Feldzuge aus der Krim brachte der Dichter die Schilderungen der Belagerung Sewastopols im December 1854, sowie im Mai und August 1855 mit. Sie sind von hinreißender Anschaulichkeit und Natürlichkeit, warm empfunden und menschlich durchlebt, dabei ohne jedes falsche Pathos wiedergegeben. Nach einander gewinnen wir daraus den Soldaten, den Menschen und den Schriftsteller lieb, den Einen wegen seiner männlichen Gesinnung, den Anderen wegen seines Herzens, den Dritten wegen seines Talentes der Darstellung. Tolstoi läßt in diesen Schilderungen die russische Sprache ihre ganze malerische Kraft entfalten; er hat in den Klang seiner Sätze etwas von dem dumpfen Getöse des Lagerlebens und dem Donner der Geschütze hineingebannt. Bis dahin hatten die russischen Schriftsteller, wenn es sich um eine Schlacht handelte, die Erinnerungen an die letzte Parade auf dem Petersburger Marsfelde oder militärische Werke zu Rathe gezogen, bei deren Lectüre sie sich in der Phantasie das Beste erst construiren mußten. Tolstoi hat aber wirklich im Kugelregen gestanden; er erzählt nicht mehr, als was er gesehen hat, dies aber mit einer Gegenständlichkeit, daß man sich des Zola'schen Ausdrucks von den „Documents humains“ dabei wohl bedienen darf. Wenn er von den Verwundeten und deren Qualen, von den Soldaten auf den Bastionen spricht; wenn er die Stimmung jedes Einzelnen bei dem Bombardement beschreibt, so glaubt man beim Lesen überall dabei zu sein. Beim Ausmalen dieser Scenen gestattet er sich zunächst keinerlei subjective Empfindungen; er will als echter Künstler nur gestalten. Wie sehr aber bei diesen Betrachtungen sein Herz in Mitleidenschaft ge-

zogen wird, zeigen zwei oder drei Momente, in denen er dem Entsetzlichen gegenüber sich als Persönlichkeit empfindet. Bei dem Waffenstillstand im Mai 1855, als Russen und Franzosen sich scherzend durcheinander mischten, sagt er: „Viele Tausend Menschen versammeln sich dort, betrachten sich, sprechen und lächeln mit einander, und alle diese Menschen sind — Christen, die glauben und das große Gebot der Liebe und Entsagung bekennen, und sie fallen beim Anblick dessen, was sie gethan haben, nicht voll Reue und Buße nieder auf die Kniee vor Jenem, der ihnen das Leben gab und in ihre Seelen zugleich mit der Liebe für alles Gute die Todesfurcht gelegt hat! Umarmen sie sich nicht mit Thränen der Freude und des Glücks wie Brüder? Nein, sie thun es nicht." Aus der Schilderung dieser Kriegsscenen wird uns ein deutlich erkennbarer Faden später zu den in „Krieg und Frieden" entrollten Schlachtgemälden hinüberleiten.

In der Erzählung „Sewastopol" führt uns der Dichter einmal in einen Saal, wo eine Anzahl schwer Verwundeter liegen. Einem alten Soldaten ist das Bein abgenommen worden; aber er klagt nicht über Schmerzen, sondern ist guten Muthes und blickt voll Vertrauen in die Zukunft. Er spricht von der Schußwunde und der Operation wie von Dingen, von denen man nicht zu viel Aufhebens machen darf. „Die Hauptsache ist," sagt er, „man muß dabei nichts denken: macht man sich keine Gedanken, dann ist Alles nichts; Alles hängt davon ab, wie und was der Mensch denkt." Da hätten wir eine Figur ganz nach dem Herzen des Dichters, einen Menschen, der frisch zugreift, seine Pflicht thut und nicht weiter darüber grübelt, der selbst über die größten Widerwärtigkeiten des Lebens hinwegkommt, weil er sich den Trieb zum Handeln durch keine überflüssige Reflexion abgeschwächt hat. Sich eine solche Gesundheit und Kraft der Seele zu bewahren, schwebte dem Dichter bereits in seiner Entwickelungsperiode als höchstes Ideal vor; aber wenn er seine Umgebung damit verglich, bemerkte er, wie weit sie hinter ihm zurückblieb. Seinen Jugendfreund, den Fürsten Nechludow, hat er zum Helden mehrerer Erzählungen gemacht und aus ihm einen Typus jener jungen Leute gebildet, mit denen er aufgewachsen war, die wohlwollend und hochstrebend die besten Absichten haben, aber nichts erreichen und schließlich, ohne daß man ihnen eine schwere Schuld nachweisen kann, ein trauriges Ende nehmen. In dem „Morgen eines Gutsbesitzers" zeigt Nechludow das redliche Verlangen, seinen Bauern zu helfen, sie aus dem Sumpf ihrer Armuth und Unwissenheit herauszuziehen; aber alle seine Bemühungen bewirken nur das Gegentheil von dem, was er erreichen wollte. Er säet Gutes und erntet Böses, weil die Bedürfnisse und Fähigkeiten des durch die Leibeigenschaft niedergehaltenen Volkes er ebenso wenig, wie das Volk ihn versteht. Die von ihm versuchten Reformen erweisen sich als nutzlos und schädlich; er erkennt sich als einen für das praktische Leben unbrauchbaren Menschen und kann nur mit dem Gefühl des bittersten Neides auf den letzten seiner Arbeiter blicken, der sich am Tage mit Hammer oder Beil müde gearbeitet hat und Abends Frau und Kind aufsucht. Die kleine Geschichte „Aus dem Leben eines Kellners" erzählt uns, wie der junge Fürst Nechludow in einem Restaurant als Selbstmörder endigt, nachdem die drückendsten Verlegenheiten auf ihn eingestürmt waren. „Ich habe meine Ehre nicht verloren, ich bin nicht ein Unglücklicher, ich habe kein Verbrechen begangen, aber ich habe Schlimmeres

Digitized by Google

gethan: ich habe meine guten Gaben vergeudet, meinen Verstand, meine Jugend," schreibt er, bevor er sich eine Kugel durch den Kopf jagt.

Dieser mürben und ohnmächtigen Bildung stellt Tolstoi das Volk gegenüber in seiner gesunden derben Kraft, die dazu berufen ist, frischeres Blut, als in den Adern der Olenin und Nechludow fließt, dem Körper der Nation zuzuführen. Er sucht von der Natürlichkeit, um welche uns das überfeinerte Culturleben gebracht hat, wenigstens so viel zu retten als möglich ist, um an Welt und Menschen zu glauben, etwas Lebendiges zu schaffen und vor dem eigenen Gewissen wahr zu erscheinen. Deshalb flüchtet sich der Dichter zu den Mühseligen und Beladenen, zu Jenen, von denen die Bibel sagt, daß sie selig sind, weil sie geistig arm sind, zu Wesen, die sich ein fröhlich schlagendes Herz und empfängliche Sinne bewahrt haben. Mögen sie auch in Lumpen gekleidet einhergehen, sie stehen unser Aller Mutter doch näher und werden von ihr inniger geliebt als die Bildungspuppen unserer Salons und Corsos. Eine ganze Reihe dieser Wesen, an denen die menschliche Gesellschaft ein Verbrechen begeht, weil sie hochmüthig auf sie herabblickt, anstatt ihnen zu helfen, lernen wir in Tolstoi's kleineren Erzählungen kennen. Hierher gehört der arme fahrende Sänger in „Luzern", der von all den reichen Leuten, die seinen Liedern lauschen, nicht einen Heller empfängt und schließlich noch ausgelacht wird. „Wer ist mehr Mensch und wer mehr Barbar", tönt der Klageruf des Erzählers, als den wir uns wiederum den Fürsten Nechludow denken sollen, während wir wohl merken, daß sich in den Anschauungen dieser Figur kein geringer Theil von Tolstoi's eigenstem Wesen ausdrückt, „jener Herr, der beim Anblick des abgenutzten Kleides des Sängers zornig von seinem Tische fortlief, demselben Sänger aber für seine Mühe nicht den millionsten Theil seines Vermögens gab und der jetzt gesättigt in seinem hell erleuchteten ruhigen Zimmer sitzt und gelassen über die Ereignisse in China redet und die dort vorgekommenen Metzeleien vollkommen gerechtfertigt findet, oder der kleine Sänger, der auf die Gefahr hin, ins Gefängniß zu gerathen, mit einem Franken in der Tasche, seit zwanzig Jahren, ohne einem seiner Mitmenschen ein Leid zuzufügen, über Berg und Thal wandert, mit seinem Liede die Menschen erfreuend, welche ihn demüthigen und beschimpfen, ja, ihn aus ihrer Gemeinschaft ausstoßen möchten, und der nun müde, hungrig und verachtet nach irgend einer erbärmlichen Herberge wandert, um auf faulem Stroh auszuruhen? . . ." Ein in kleinem Rahmen meisterhaft ausgeführtes Bild will uns „Polikuschka" erscheinen. Es handelt sich um einen Bauern, dem im Dorfe allerhand Hantierungen zufallen, der sich aber keines guten Rufes erfreut, weil er sich in schlechter Gesellschaft das Stehlen angewöhnt hat und mehrmals dabei ertappt worden ist; aber er ist weit mehr schwach als schlecht, gesteht sein Vergehen und gelobt unter bittern Thränen, ein ordentlicher Mensch zu werden. Das Versprechen und der Gedanke an Frau und Kinder halten ihn aufrecht; sein Ehrgefühl erwacht und läßt ihn eine Gelegenheit, die ihm zur Darlegung seiner gebesserten Sinnesart geboten wird, mit Freuden ergreifen. Seine Herrin schenkt ihm Vertrauen, indem sie ihm befiehlt, in einem benachbarten Orte eine Summe Geldes zu erheben. Wirklich führt er seinen Auftrag auch pünktlich aus, meidet alle Schenken und verlockenden Gesellschaften und freut sich schon im Voraus darauf, wie man im Dorfe nun über

ihn denken wird. Aber das Schicksal verfährt mit dem Armen erbarmungslos; denn das Geld, welches er sich in die Mütze gesteckt hatte, fällt ihm bei der Rückfahrt heraus. Ein anderer Bauer findet es auf dem Wege; aber mittlerweile hat sich Jener schon erhängt, weil er nicht als Dieb dastehen will. Das Geld wird von der Herrin dem Finder geschenkt und dient dazu, einen jungen Menschen, der von Mutter und Weib losgerissen und zum Militärdienst bestimmt war, loszukaufen. Man wird die Schilderung des Schreckens, den die Nachricht vom Selbstmorde Polikei's im Hause und Dorfe hervorruft, der Menge schreiender und gesticulirender Menschen, der wahnsinnig werdenden Frau und des im Bade ertränkten Kindes nicht so leicht vergessen. Mit der höchsten Anschaulichkeit verbindet sich die denkbar größte Ruhe und Einfachheit. Die Figur des Musikers Albert in der gleichnamigen Novelle gehört ebenfalls in diese Gruppe. Er fühlt sich von seiner Kunst als Geiger auf eine Höhe gehoben, die ihn die Niedrigkeit seiner äußeren Existenz gar nicht mehr sehen läßt. Ein Beamter will ihn, der von Entbehrung zu Entbehrung wandert und sich dem Trunk ergeben hat, in geordnete, bürgerliche Verhältnisse bringen, aber die Freiheit dünkt ihm ein köstlicheres Gut zu sein als alle Wohlthaten dieser Welt; er lebt in seiner Kunst, hängt seinen Phantasien nach und ist glücklich.

Wir haben so ziemlich alle Momente, die für Tolstoi's Weltanschauung in Betracht kommen, berührt, wenn wir auch der Novelle „Familienglück" gedenken. Ein junges Mädchen wird von ihrem Vormund, der sie erst nach genauer Selbstprüfung und heftigen inneren Kämpfen zur Frau begehrt, geheirathet. Mascha lebt mit ihrem Manne still und glücklich auf dem Lande, bis der Gedanke an fremde Menschen und die große Welt, die sie noch nicht kennt, sie unzufrieden machen. Die Eheleute begeben sich nach Petersburg und machen alle Zerstreuungen der Saison mit; im Sommer zeigen sie sich in den Bädern und entfremden sich um so sicherer, je mehr sich die Frau den Modevergnügungen, der Mann seinen Beschäftigungen überläßt. Es tritt der kritische Moment ein, der über jede Ehe ein unfehlbares Urtheil spricht, der Moment, in welchem die Liebe allmälig erlischt und der Freundschaft Platz macht. Jetzt erst kann es sich zeigen, ob die beiden Menschen wirklich für einander geschaffen sind, oder ob nur ein vom Sinnenleben begünstigter Zufall sie zusammengeführt hat. In der Tolstoi'schen Novelle nimmt diese Krisis einen für die Ehe günstigen Ausgang, nachdem Mascha in der großen Welt Enttäuschungen erlebt hat, welche ihre Frauenehre bedrohten und in der Sorge für ihr Kind ein ganz neuer Mittelpunkt ihrer Interessen entstanden war. Die Erzählung ist fast nur psychologische Analyse, alle romantischen Abschweifungen, die sich jeder andere Novellist sicherlich nicht hätte entgehen lassen, sind streng vermieden worden. Aber um so klarer tritt das eigentliche Motiv des Ganzen zu Tage, wenn diese Bekenntnisse der Frau mit den Worten schließen: „Das alte Gefühl wurde mir eine theure Erinnerung, Etwas, das niemals wiederkehren konnte, und ein neues Gefühl der Liebe zu meinen Kindern und dem Vater meiner Kinder war der Beginn eines neuen, aber in ganz anderer Weise glücklichen Lebens." Für den Dichter wird hierdurch nicht nur ein vereinzelter psychologischer Fall, sondern eine Principienfrage entschieden; er sucht das Bleibende vom Vergänglichen zu sondern, die bescheidene Zurückgezogenheit

UofM

auf einen Kreis von Pflichten, das Leben in Anderen und für Andere als die sicherste Gewähr des Glückes hinzustellen. So bedeutet der Drang nach Natürlichkeit, der in dem Autor lebendig ist und zuweilen an Rousseau erinnert, kein schrankenloses Walten der Leidenschaften, sondern nur eine Vertiefung aller wahrhaft menschlichen Eigenschaften, die sich ihr Gesetz und Maß selbst schaffen sollen. Der Fülle des Lebens fehlt es nicht an einer leitenden Idee, und ebenso folgerichtig und unerschütterlich, wie seine bis ins Kleinste gehende Beobachtung, ist die sittliche Weltanschauung, die aus den Erzählungen des Dichters dem Leser entgegentritt.

II.

Wie Tolstoi dachte und empfand, so handelte er auch. Seine ersten Bücher, welche auf dem Titelblatt nur die Initialen L. N. T. trugen, hatten die Aufmerksamkeit der Literaturfreunde auf ihn gelenkt. Aber in Petersburg, wohin er sich nach Beendigung des russisch-türkischen Krieges begab, vermochte er sich auf die Dauer nicht wohl zu fühlen. Wir besitzen eine Photographie aus dem Jahre 1856, die Tolstoi in einer Gruppe mit Turgenjew, Gontscharow, Grigorowitsch, Druschinin und Ostrowski zeigt. Sie Alle sind im Gefühl der inneren Zusammengehörigkeit aneinandergerückt und scheinen den Punkt zu suchen, in dem sich ihre verschiedenartigen Begabungen berühren. Nur einer steht mit gekreuztem Arm und im Soldatenrock da, die Augen seitwärts gerichtet, als suche er ein entlegenes Ziel, an welches Niemand von den Uebrigen denkt. Es ist Tolstoi, damals ein junger Mann von sechsundzwanzig Jahren, aber als Charakter bereits so ausgereift, daß er keinen Augenblick im Zweifel war, wie er sich sein Leben gestalten werde. Das Treiben in der Residenz, der Streit der Parteien, die sich nach dem Tode des Kaisers Nikolaus wieder lebhafter zu rühren anfingen, interessirten ihn wenig. Im Jahre 1857 und 1861 machte er Reisen ins Ausland bis nach Rom, dann suchte er die Einsamkeit seines väterlichen Gutes auf, verheirathete sich mit der Tochter eines Moskauer Arztes, Sophie Andrewna Börs, und arbeitete als Gutsherr und als Dichter an der Verwirklichung seiner Ideale, indem er durch Studien seine innere Ausbildung förderte, eine Familie gründete, an der Erziehung seiner Bauern eifrigen Antheil nahm und seine nicht nur für Rußland classischen Romane schrieb.

Der erste dichterische Plan, den er faßte, bestand darin, daß er in einem Roman, „Die Dekabristen", die Geschichte des Militäraufstandes vom Jahre 1825 schildern wollte, dem Kaiser Nikolaus ein Ende machte, indem er die aufständischen Regimenter auf dem Isaaksplatz in Petersburg durch Kanonenschüsse auseinandertrieb. Der Roman ist aber unvollendet geblieben, und nur drei Capitel sind im Jahre 1884 in einem Sammelwerke erschienen, das zu einem wohlthätigen Zweck, zur Unterstützung hilfsbedürftiger Schriftsteller und Lehrer, herausgegeben wurde. Wir lernen darin einen Dekabristen kennen, der, nachdem er seine Strafe in der Verbannung abgebüßt hat, wieder in sein Vaterland zurückkehrt, aber in seiner Denkart dem modernen Leben ganz entfremdet worden ist. Während Tolstoi für die Geschichte dieser Zeit eingehende Studien machte, erschien es ihm als eine lockende und lohnende Aufgabe, noch weiter zurückzugreifen und sich die Umstände zu vergegenwärtigen, unter denen Napoleon in Rußland das Grab seiner Herrschaft

und seine Armee ihren Untergang fand. Der Stoff wuchs ihm in seiner Phantasie zu so gewaltigen Dimensionen heran, und der Wunsch, ihn dichterisch zu gestalten, regte sich so mächtig in ihm, daß er, anstatt die „Dekabristen“ zu vollenden, sein großes nationales Epos „Krieg und Frieden“ schrieb und es vom Jahre 1865 bis 1868 im „Russischen Boten“ erscheinen ließ. Die große Wirkung dieses Romans blieb bis zum Erscheinen der französischen Uebersetzung von Frau Paskewitsch (Paris 1879) lediglich auf Rußland beschränkt; aber auch jene drang, obwohl sie die Bewunderung aller literarisch Gebildeten hervorrief, keineswegs in die breiteren Schichten des Publicums. Das außerordentliche Aufsehen, welches der Name Tolstoi machte, fällt mit dem fast gleichzeitigen Erscheinen der zweiten französischen Ausgabe von „Krieg und Frieden“ und der deutschen Uebersetzung von „Anna Karenina“ im Jahre 1884 zusammen.

Iwan Turgenjew pflegte im Gespräch über die moderne russische Literatur seinen Freund Leo Tolstoi den größten unter den lebenden europäischen Romanschriftstellern zu nennen und von einzelnen Capiteln des Romans „Krieg und Frieden“ zu sagen, daß er ihnen in der gesammten epischen Kunst nichts an die Seite zu stellen wisse. Flaubert, dem Turgenjew ein Exemplar der französischen Uebersetzung zugesandt hatte, dankte diesem dafür in einem überschwänglichen Briefe mit Wendungen wie folgende: „Il me semble qu'il y a parfois des choses à la Shakespeare! Je poussais des cris d'admiration pendant cette lecture .... et elle est longue!“ Neulich nannte einer der ersten russischen Kritiker, Burenin, in der „Nowoje Wremja“ diesen Roman ein Werk, welches für die Russen dieselbe Bedeutung habe, wie die Ilias und Odyssee für die Griechen. Das Unzutreffende des Vergleichs liegt auf der Hand; es sollen diese superlativen Urtheile nur als Beweis dienen, wie sich selbst kühle und skeptische Geister an der Lectüre des Buches wahrhaft berauschten.

Es ist nicht leicht, dem Leser eine Vorstellung vom Plan, Umfang und Inhalt dieses Romans zu geben. Die russische Ausgabe in groß Octav enthält fast zweitausend Seiten Text. In den französischen und deutschen Uebersetzungen ist Vieles von den philosophischen Ausführungen fortgeblieben, die sich mit schwerfälliger Breite in den Text hineinlegen und besonders im letzten Theile den künstlerischen Aufbau des Ganzen auseinanderklaffen lassen. Dieser Ausfall ist ein Glück für den Leser, der in dem Roman so viele seltene Schönheiten findet, daß er aller subjectiven Zuthaten leicht entbehren kann und auch über eine gewisse Unbeholfenheit in der organischen Verbindung der einzelnen Theile hinwegkommen wird, weil er sie für dichterische Offenbarungen ersten Ranges halten muß.

„Krieg und Frieden“ ist ein Colossalgemälde des russischen Lebens in den Jahren 1805—1812. Der Dichter setzt uns in die Lage, diesen denkwürdigen Zeitabschnitt in seinen Höhen wie in seinen Tiefen mit einer Genauigkeit kennen zu lernen, bei der auch das geringfügigste Detail, sofern ihm ein charakteristischer Werth zuerkannt werden muß, nicht unbeachtet geblieben ist. Die ganze Breite des Soldatenlebens im Lager, auf dem Schlachtfeld, im Kriegsrath, bei der Parade, im Lazareth entfaltet sich vor uns. Tolstoi weilt bei den Großen dieser Erde mit einem Behagen, dessen feine Ironie nicht mißzuverstehen ist; aber wenn er das Treiben bei Hofe, den Empfangssaal der Könige geschildert hat, schreitet

er mit derselben Sicherheit die ganze Leiter der menschlichen Gesellschaft hinunter, kommt in den Salon der vornehmen Dame, in die adligen Familien, stellt das Leben auf dem Lande dem der Stadtbewohner gegenüber, zeigt das Volk auf den Straßen und in den Schenken, bei der Arbeit, beim Vergnügen, während der kirchlichen Andacht und übersieht dabei auch nicht den kleinsten Fleck, in dem sich eine bemerkenswerthe Eigenthümlichkeit des russischen Lebens wiederspiegelt. Die Mannigfaltigkeit der Situationen, die Fülle der Personen, von denen die Rede ist, erschweren die Lectüre in nicht geringem Grade und zwingen den Leser, der alle Fäden dieses breit ausgesponnenen Gewebes übersehen will, zu ununterbrochener Aufmerksamkeit. Die Schilderungen selbst sind aus jenem scharfen analytischen Geiste hervorgegangen, der die Grundzüge der Charaktere und die Stimmungsfarbe der Begebenheiten durch eine Menge genau beobachteter und mit dem größten Fleiß zusammengetragener Einzelheiten beleuchtet. Tolstoi hat diesen Roman geschrieben, wie Wereschagin seine großen Bilder malt, deren packende Wirkung sich wesentlich dadurch erklärt, daß dem mächtigen Entwurf die peinlich genaue Ausführung des Details zur Seite steht, das uns mit gesteigertem Interesse immer wieder zur Betrachtung des Gemäldes zurückführt. Nicht überall ist der Dichter seines Stoffes so vollkommen Herr geworden, wie man es in den meisten Fällen von dem Maler sagen muß. Die schwere, wuchtige Ausführung des Romans wird den Leser mehr als einmal ermüden lassen, bevor er das letzte Blatt umwendet. Aber er wird es nicht thun ohne das Gefühl, eines der gehaltvollsten Bücher unserer Literatur und einen der originellsten Schriftsteller unserer Tage kennen gelernt zu haben.

Der Roman hat keinen Helden und will auch keinen haben. Es ist die ausdrückliche Absicht des Autors, in keiner einzelnen Person sich das Schicksal seines Landes verkörpern zu lassen. Er erkennt keinen Helden, sondern nur ein großes Gesetz der Geschichte an, dem sich König und Bauer bewußt oder unbewußt fügen müssen. Er steht auf dem Standpunkt der Buckle'schen Geschichtsphilosophie, wenn er sich über jene Auffassung des Historischen lustig macht, der zufolge kleine Ursachen große Wirkungen haben sollen. Die sogenannten „großen Menschen" sind für ihn nur „Etiquetten, die dem Ereigniß einen Namen" geben; auch die bedeutendste Individualität kann nicht wider den Strom schwimmen, sondern nur insofern Etwas leisten, als sie dem in der Zeit liegenden Zuge, ihren Hoffnungen, Wünschen und Leidenschaften Ausdruck verleiht. Der gemeine Soldat, der unerschütterlich seine Pflicht thut, erscheint ihm in Folge dessen gerade so heldenhaft wie der berühmteste Feldherr, und die menschlichen Eigenschaften, die diesem anhaften, sind nicht anders geartet als bei dem Geringsten aus dem Volke. Als Psycholog und Poet nimmt er nicht die mindeste Rücksicht auf die Idealisirung, welche um einzelne Personen den Glorienschein ausbreitet, und das Piedestal, auf dem sie in den Augen der Menge stehen. Der Gesammtgeist des Volkes in seinen tausendfältigen Kundgebungen ist es, was für ihn allein Interesse hat, und um ihn getreu zu schildern, malt er das Einzelne mit möglichster Schärfe und Breite aus. Er sammelt psychologische Thatsachen aus dem alltäglichen Leben und erst wenn er sie summirt hat, glaubt er den Weg für das Verständniß jener Ereignisse gefunden zu haben, die der Historiker nur berichtet, ohne eine

tiefere Erklärung für sie zu geben. Wenn Tolstoi in der Novelle „Luzern“ von dem Sänger erzählt, dem Niemand eine Gabe reicht, während ihn Viele verlachen, bricht er in die naiven und doch so ergreifenden Worte aus: „Das ist ein Ereigniß, welches die Geschichtsschreiber unserer Zeit mit unauslöschlicher Flammenschrift in ihre Jahrbücher eintragen sollten. Dieses Ereigniß ist von größerer, ernsterer Bedeutung; es hat einen weit tieferen Sinn als die Vorfälle, welche die Zeitungen und die Geschichte berichten.“ Genau aus derselben Anschauung sind die Schilderungen in „Krieg und Frieden“ hervorgegangen und genau so wie der Dichter die Bewunderung für jene Personen, deren Andenken durch keine Monumente und Chroniken erhalten bleibt, hebt, läßt er das Niveau für die historischen Figuren sinken. Absichtlich hat er ihnen die großen Charakterzüge, die sie auszeichnen, fast sämmtlich genommen und sie in die Sphäre menschlicher Bedürftigkeit gerückt. Tolstoi schildert Napoleon und Alexander so, wie sie ein Genremaler zeichnen würde. Als Alexander nach der Kriegserklärung in Moskau eintrifft, umringt das Volk den Kreml, um ihm zu huldigen. Nach dem Diner begibt sich der Kaiser auf den Balkon, um sich der jubelnden Menge zu zeigen. Er hält gerade ein Stück Biscuit in der Hand, das zerbricht und auf die Erde fällt; er sieht, wie das Volk herbeiläuft, um die einzelnen Brocken aufzulesen und streut alsbald eine ganze Schüssel mit diesen Biscuits unter die Masse, die sich in wildem Tumult darum stößt und drängt. Die Situationen, in denen Napoleon geschildert wird, sind ebenso ins Detail gezeichnet. Am meisten tritt das geistige Uebergewicht des Mannes noch bei der Unterredung mit dem Abgesandten Rußlands zu Tage, wo seine nervöse, heftige Art auf das glücklichste betont und ausgeführt ist. Man erwäge aber, wie er vor der Schlacht bei Borodino in seinem Schlafzimmer bei der Toilette geschildert wird, und man gewinnt unbedingt den Eindruck, daß diese Art, einen Menschen mit so mikroskopischer Genauigkeit von allen Seiten zu betrachten, Jeden zu einem gewöhnlichen Sterblichen degradiren muß. Tolstoi will die Großen nur zu einzelnen und keineswegs den Ausschlag gebenden Factoren in dem ungeheuren, geheimnißvollen Spiel der Kräfte machen, das den Weltbeherrscher und seine Armee an der Natur Rußlands und dem Charakter seiner Bewohner eine so zerschmetternde Niederlage erleiden ließ.

Wie die Schilderungen Sewastopol's sind auch die Bilder aus dem Soldatenleben in diesem Roman von einer Frische, Anschaulichkeit und Originalität, die ihres Gleichen suchen. Die Figuren ziehen in scheinbar wirrem Durcheinander an uns vorüber, und doch merkt man, wie einzelne Gruppen sich scharf und übersichtlich zusammenfügen. Ein Meisterstück ersten Ranges ist vor Allem die Beschreibung der russischen Armee, die 35 000 Mann stark in vollständiger Auflösung den Rückzug über die Brücke von Braunau antritt, während die Franzosen sie beschießen. Turgenjew nannte diese Schilderung auf dem gesammten Gebiete der Literatur einzig in ihrer Art, und einer der feinsten Kenner des russischen Lebens, der Vicomte de Voguë, findet in seinem Buche „Le roman russe“, daß man ihr nur einzelne Scenen aus „Wallenstein's Lager“ an die Seite stellen könne. Diese Art zu beobachten ist nur Jemandem gegeben, der selbst als Soldat, das Gewehr in der Hand, mit pulvergeschwärztem Gesicht vor dem Feinde gestanden hat.

Statt blasser, aus der Phantasie construirter Allgemeinheiten erhalten wir die harte, unerbittliche, derbe Wirklichkeit, wie sie der einzelne Mann erlebt. In seinen Gesichtskreis fällt nur ein ganz kleiner Ausschnitt von dem erschütternden Schauspiel der Schlacht, aber dieser läßt uns den ganzen Umfang des Entsetzens ermessen. Auch hierbei tritt die Aehnlichkeit zwischen Wereschagin und Tolstoi deutlich zu Tage. Beide sagen sich von der Schablone, die auf eine Verherrlichung des Krieges ausgeht, los und stellen den furchtbaren Ernst desselben haarscharf bis zum Greifbaren hin. Tolstoi's Schlachtenbilder von Austerlitz, Friedland und Borodino ersparen uns keine Grausamkeit, durch welche den Opfern des Kampfes unser tiefstes Mitleid zugewendet werden muß; sie zeigen uns die angstvoll klopfenden Herzen bei der Attake, das Entwürdigende der Flucht; sie lassen uns die Schmerzen der Verwundeten in den Lazarethen fühlen und geben selbst in gehobeneren Momenten, wenn das Wachtfeuer zu behaglicher Plauderei anregt oder das Bewußtsein des Sieges die Brust schwellt, zu erkennen, wie weit entfernt das Ideal der Humanität, der Quell des wahren Glückes ist. Bei der Charakteristik der Feldherren beider Armeen vertritt der Dichter übrigens eine Theorie, deren Widerlegung oder Verfechtung uns weiter nicht beschäftigen soll, die aber zum Wesen seiner Weltanschauung gehört. Er bestreitet nämlich der Strategie ihren wissenschaftlichen Charakter und behauptet, daß die Ereignisse im Kriege weit mehr durch unbekannte und unberechenbare Kräfte, durch den in der Masse lebenden Geist, als durch die scharfsinnigsten Pläne des Kriegsraths bestimmt werden. Nicht nur die französischen Generale und Officiere sind für ihn bombastisch einherstolzirende Theaterfiguren, auch die russischen Heerführer, wie der Commandant von Moskau, Rostopschin, Bennigsen, Barklay de Tolly, Miloradowitsch, kommen bei ihm nicht besser fort. Der einzige russische General, für den er sympathische Empfindungen erwecken will, ist der alte Kutusow; aber nicht etwa deshalb, weil er ihn für einen tüchtigen Feldherrn hält, sondern weil er ihm ein gesundes vaterländisches Empfinden und ein Gefühl für dasjenige zutraut, was der Augenblick erheischt. Wenn Kutusow im Kriegsrath einschläft, heckt er wenigstens keine geistreichen Dummheiten aus wie der Generalstab, der sich die Dinge immer anders denkt, als sie liegen; und wenn er schwach und unentschlossen dem Feinde gegenübertritt, lockt er ihn sicherer ins Garn als in offenem Kampf. Er durfte Moskau opfern, weil damit Rußland keineswegs bezwungen war, und er nun erst recht den Gegner in der von Menschen verlassenen und durch das Feuer verheerten Stadt sowie auf dem furchtbaren Rückzuge dem Verderben preisgab.

Die russische vornehme Gesellschaft im ersten Viertel dieses Jahrhunderts wird durch den Salon der Hofdame Anna Scherer in Petersburg charakteristisch geschildert. Er ist der Sammelplatz für allerlei Lebemänner und Carrièremacher; der Ort, wo man sich nach der neuesten Mode kleidet und die Tagesereignisse bespricht, wo die jungen Mädchen einen Mann und die Frauen einen Liebhaber suchen, wo die jeunesse dorée so lange verkehrt, bis sie eine weniger zwangvolle Gesellschaft am Spieltisch oder bei Trinkgelagen vorzieht. Mit diesem Kreise berühren sich auch die Glieder der beiden Familien Wolkonski und Rostow, deren Schicksale den Hauptinhalt des Romans bilden, und die merkwürdige Figur des Pierre Besuchow. Es kam dem Dichter darauf an, das Russenthum, wie es sich

unter den eigenthümlichen politischen und socialen Bedingungen zu Anfang dieses Jahrhunderts entwickelt hat, in seinen gesunden und kranken Elementen zu schildern. Als Repräsentanten des gesunden Geistes führt er unter den Männern Pierre Besuchow, Andrei Wolkonski, Nikolaus Rostow, unter den Frauen Natascha Rostow und Marie Wolkonski in die Handlung ein. Die stärkste sittliche Durchbildung aus einem lockeren und leeren Dasein zur Erkenntniß dessen, was dem Leben allein Werth und Würde verleihen kann, machen die beiden ersten Männer durch; allein während Pierre es praktisch beweisen kann, daß er aus schweren Prüfungen als ganzer Mann hervorgegangen ist, wird diese Erleuchtung seinem Freunde Andrei erst zu Theil, als er im Begriffe steht, seine Vaterlandsliebe und Tapferkeit mit dem Tode zu bezahlen.

Pierre Besuchow ist nicht nur als die eigenthümlichste Verkörperung des russischen Geistes anzusehen, sondern ist offenbar auch die Lieblingsfigur des Dichters; diejenige, welcher er die meisten Züge seiner eigenen Persönlichkeit geliehen hat. Ungeschlacht und unentschlossen, dann wieder wild und aufbrausend, voll tiefer aber ungezügelter Empfindung und Kraft der Seele, steht er dem Leben zuerst wie ein Kind gegenüber. Nachdem er eine Weile an der Seite einer Frau, die ihn betrügt, dahingelebt hat, zerreißt er diese Fessel und wird durch das Freimaurerthum zum Verständniß seiner selbst und seiner Nation erzogen. Von der nationalen Hochfluth, die den corsischen Eroberer über die Grenzen des Reiches hinwegschwemmen sollte, mächtig erfaßt, läßt er die frivole Salonwelt hinter sich und begibt sich in das Volk, um für dieses eine große befreiende That zu vollbringen. Er bleibt in dem von Menschen verlassenen Moskau zurück und erwartet die Ankunft der Feinde in der Absicht, den Kaiser der Franzosen zu tödten. Hier wird er gefangen genommen und lernt aus dem Munde eines Bauern, des verwundeten Soldaten Karatajew, das Evangelium der Nächstenliebe und Herzensreinheit kennen, das eine vollkommen sittliche Umwandlung in ihm hervorruft. Wieder erweist sich aller Verstand der Verständigen machtlos vor dem einfachen Gefühl des Naturmenschen, der den tieferen Gehalt des Lebens in dem Bewußtsein der Pflicht, in Arbeit, Entsagung und Bescheidenheit gefunden hat. So erreicht Pierre das Ziel, nach dem er lange gesucht hat, und im festen Gottvertrauen fühlt er in sich die Kraft zu einer neuen Existenz an der Seite eines längst ersehnten Weibes. Die mystischen und religiösen Momente, die bei der Umwandlung von Pierre's Charakter mitwirken, sind ganz im Sinne der Zeit gehalten, die in Napoleon den Antichrist erblickte und ihn nicht zuletzt mit den Waffen der Rechtgläubigkeit zu besiegen hoffte.

Fürst Andrei Wolkonski erscheint neben dem derberen Pierre als der welterfahrene Cavalier auf der Höhe des Lebens, im Salon ebenso bewundert und zu Hause wie auf dem Schlachtfelde. Aber sein Leben zerbröckelt, weil es durch keine große Gesinnung, keine volle Leidenschaft ausgefüllt und zusammengehalten wird. Wolkonski ist der Typus des modernen Skeptikers und Egoisten, der den Glauben an sich und seine Mitmenschen verloren hat. Erst nachdem er in seiner Neigung für Natascha Rostow eine schwere Enttäuschung erlitten und in der Schlacht von Borodino die tödtliche Wunde empfangen hat, kommt ihm auf dem

Sterbebette, während ihn dieselbe Hand pflegt, die er sein eigen zu nennen hoffte, die bessere Erkenntniß; als er begreift, daß es sich lohnt zu leben, stirbt er.

Während in diesen beiden Männern ein Sturm und Drang von Ideen herrscht, die seit der Aufklärungsperiode und der französischen Revolution vom westlichen Europa nach Rußland gedrungen waren, ist Nikolaus Rostow der thatkräftige Mann, der mit dem Erreichbaren glücklich wird und sich um Unerreichbares nicht kümmert. Er ist für den Krieg geboren und fühlt sich darin, trotz mancher schweren Stunden, in seinem Elemente; er bleibt auch in friedlichen Zeiten ein tüchtiger Mensch, heirathet die Fürstin Marie und fühlt sich in seiner Familie nicht weniger wohl als früher beim Donner der Geschütze in der Schlacht. Seine Gattin Marie Wolkonski und seine Schwester Natascha sind die am breitesten ausgeführten Frauencharaktere des Romans, die Eine der ideale, die Andere der reale Ausdruck weiblichen Empfindens. Die feinsten Mittel der Kunst wendet der Dichter an, um die milde, sanfte Seele der Einen, die prickelnde Nervosität der Andern uns verständlich und sympathisch zu machen. Marie erscheint um so ätherischer, als sie mit ihrem Vater, dem alten Fürsten Nikolaus Wolkonski zusammenlebt, einem Typus des vornehmen russischen Herrn aus früherer Zeit, der seine Umgebung durch Eigenwillen und Jähzorn tyrannisirt, aber durch seine Weltverachtung fast ebenso imponirt wie durch die Seelengröße, mit welcher er seinen Sohn Andrei in den Krieg ziehen läßt und beim Einrücken des Feindes an einem Herzleiden stirbt. Marie verfolgt das wilde, leidenschaftliche Leben im Hause ihres Vaters, die Zurücksetzungen, die sie ertragen muß, mit einer sich gleichbleibenden Duldermiene, als sehe sie die Unmöglichkeit, gegen Unabänderliches anzukämpfen, vollkommen ein. Der Tod des Vaters und die Verheirathung mit Nikolaus Rostow lassen aber auch diesen Charakter zur freien Entwicklung gelangen. Ganz anders ist Natascha beschaffen: beweglich und begehrlich, verliebt und unbeständig, verführerisch und herzensgut. Ihre Neigungen spielen nach allen Richtungen; sie glaubt zuerst in den Fürsten Boris, den Freund ihres Vaters, dann in Denissow verliebt zu sein und verlobt sich darauf mit dem Fürsten Andrei; aber diesem Bündnisse fehlt alles Romantische, der Zauber einer wirklichen Leidenschaft, und einem gewissenlosen Manne, Anatole Kuragin, der bereits verheirathet ist, wird es leicht, das Mädchen zu bethören und einen Fluchtversuch zu planen. Allein der Betrug kommt noch zur rechten Zeit an den Tag, und Natascha büßt ihre Schuld mit einer lebensgefährlichen Krankheit. Diese Krankheit, der Tod des Fürsten Andrei, an dessen Schmerzenslager sie eilt, um ihn zu pflegen, endlich das Schicksal ihres jüngsten Bruders Petia, der in der Schlacht fällt, machen aus dem fröhlichen, lachenden Weltkinde eine ernste, nachdenkliche Natur und die richtige Frau für Pierre Besuchow. Von dem Schmelz der Farben und der Anmuth der Linien, mit welchen die Porträts dieser Frauen ausgeführt sind, kann man nicht hoch genug denken. Namentlich in Natascha verfolgt man jede einzelne der vielen Seelenwandlungen, durch welche sich aus dem flatterhaften, ins Unbestimmte schweifenden Mädchen die Frau ihres Mannes und die Mutter ihrer Kinder entwickelt, mit dem untrüglichen Vorgefühl, einen erlesenen dichterischen Genuß zu haben.

Es würde nicht an Stoff für einen Band kritischer Betrachtungen fehlen,

wenn man sämmtliche Figuren des Romans auf die Bedeutung, welche sie für den Verlauf der Handlung und das Interesse des Lesers haben, genauer prüfen sollte. Ein paar Charaktere dürfen indessen selbst bei flüchtiger Betrachtung nicht übersehen werden, so Pierre's erste Frau Helene, die nichts liebt als ihre eigene Schönheit und über die Schranken der Moral immer tiefer hinabsteigt; der mit offenen Sinnen und einfachen, praktischen Absichten der kriegerischen Zeit gehorchende Denissow und im Gegensatze hierzu wieder der wilde Dolochow, der, ursprünglich ein Raufbold und falscher Spieler, seinen waghalsigen Muth im Kriege zu Ehren zu bringen weiß, sowie der vorhin erwähnte Anatole. Die Scene aus dem tollen Gelage, bei welchem Dolochow die Wette, auf dem Fensterbrett im dritten Stock sitzend eine Flasche Rum auszutrinken, unternimmt und gewinnt, gehört zu jenen Schilderungen, die sich aus der Erinnerung des Lesers nicht mehr verwischen. Aehnlich wird es ihm mit der Beschreibung der Bärenjagd bei Rostows und, um aus dem letzten Theile des Romans nur eine genial durchgeführte Episode anzuführen, mit der Verurtheilung des unglücklichen als Verräther verhafteten Wereschagin ergehen, an welchem das Volk auf Rostopschin's Geheiß Lynchjustiz übt, indem es ihn in Stücke zerreißt.

Der „Epilog“ zu „Krieg und Frieden“ führt das Tolstoi'sche Ideal eines gesitteten und harmonischen Familienlebens in allen Einzelheiten aus. Das Wirken und Schaffen im eigenen Hause, der Gedanke an ein Wesen, das wir lieben, das uns im Abbild seiner selbst wieder jung werden läßt, und an das wir, auch wenn die Liebe längst erloschen ist, mit tausend Interessen verknüpft sind, bringen die erfreulichsten menschlichen Eigenschaften zum Ausdruck und geben dem Leben in der Sorge um Andere einen neuen und heiligen Inhalt. Was in der Novelle „Familienglück“ im engeren Rahmen durchgeführt ist, bildet auch in diesem großen Völkergemälde den Pfeiler, der das Glück und Schicksal der Menschen trägt. Als Künstler und Poet baut Tolstoi zugleich ein sittliches Ideal auf, an welches sein großer Mitbewerber um den ersten Preis in der modernen dichterischen Production seines Vaterlandes, Iwan Turgenjew, nur schwer zu glauben vermochte und an dessen Schwelle er in seinen Erzählungen daher wiederholt stehen geblieben ist. Tolstoi kennt ebenfalls unglückliche Liebesverhältnisse, aber er verliert das Ziel, an welchem der Mensch seine Leidenschaften, sein Hoffen und Sehnen auf die kommenden Geschlechter überträgt, niemals aus den Augen, als ob er sagen wollte: In Euren Söhnen und Töchtern könnt Ihr am besten erkennen, in wie weit Ihr die Pflichten freier, schöner Menschlichkeit erfüllt habt!

Der Feldzug Napoleon's nach Rußland brachte zum ersten Male die während der Aufklärungsperiode des vorigen Jahrhunderts in Vergessenheit gerathene Idee der Nationalität wieder zum Siege. Der Versuch, die verschiedenartigen Völkergruppen zu einem Weltreiche zu vereinigen, sollte mit den furchtbarsten Opfern an Freiheit und Gesittung durchgeführt werden; aber der Druck, der das nationale Bewußtsein völlig zu ertödten drohte, ließ es in ungeahnter Kraft wieder auferstehen. Aus dem brennenden Moskau erhob sich ein ganz neues Princip für die Bildung und Geschichte der europäischen Staaten, das seine Wurzeln in einer zum Aeußersten entschlossenen Vaterlandsliebe und der einheitlichen Entwicklung des Volksthums hat. Dieser Gedanke beherrscht seitdem ganz Europa. Zum

Digitized by Google

erfolgreichen Durchbruch ist er aber zuerst vor den Mauern des Kreml gekommen, um sich von hier aus siegreich über das westliche Europa zu verbreiten. An diesem Wendepunkt der modernen Geschichte hat Tolstoi seinen Roman „Krieg und Frieden" als hochragendes Denkmal seiner sittlichen und poetischen Weltanschauung aufgerichtet.

III.

Der zweite große Roman Tolstoi's „Anna Karenina" erschien in langen Zwischenräumen vom Jahre 1875—1878 und umfaßt drei Bände. Er umspannt kein so mächtiges Stoffgebiet und geht nicht in die Vergangenheit zurück wie „Krieg und Frieden", sondern ist ein Liebesroman aus der Gegenwart. Auch er läuft in die Schilderung eines glücklichen Familienlebens aus; aber wenn die Kehrseite der Medaille dort nur schwach hervortritt, hat der Dichter dieses Mal seine tiefe Menschenkenntniß, seine originelle Art, zu beobachten und zu erzählen dem Thema der verbotenen Liebe zugewendet. Der Leichtsinn wird unerbittlich gerichtet, während das sittliche Ideal triumphirt. Die Dichtung zerfällt in zwei Theile, deren organische Verknüpfung man gern fester und inniger sehen möchte: in die Geschichte zweier Liebespaare, Anna Karenina und Alexei Wronsky auf der einen, Constantin Lewin und Kitty Schtscherbatzky auf der anderen Seite. In jener ist das verneinende, in dieser das bejahende Princip des Romans ausgedrückt. Das Bindeglied wird durch die Familie Oblonsky hergestellt und zwar so, daß Kitty die Schwester von Darja Oblonsky und Anna die Schwester von deren Mann Stephan Oblonsky ist. Auf diese Weise greifen die beiden Erzählungen, aus denen sich der Roman zusammensetzt und die abwechselnd in Moskau, in Petersburg und auf dem Lande spielen, in einander über.

Oblonsky ist ein vornehmer Beamter in Moskau, der sich das Herz seiner Gattin dadurch entfremdet hat, daß er mit der Gouvernante seines Hauses ein Liebesverhältniß unterhält. Der eheliche Zwist hat eine solche Schärfe angenommen, daß Oblonsky seine Schwester Anna aus Petersburg zu sich kommen läßt, um ihn mit seiner Frau wieder zu versöhnen, was auch wirklich gelingt. Bei dieser Gelegenheit macht Graf Wronsky, ein eleganter Officier, die Bekanntschaft von Anna Karenina; er folgt ihr nach Petersburg und kennt keinen höheren Wunsch, als das verführerische Weib sein zu nennen. Noch bevor der Ehemann, ein trockener Büreaukrat, dessen gute Eigenschaften einem lebenslustigen Menschen ebenso unausstehlich sein müssen wie seine Fehler, in die Lage kommt, die verderbliche Leidenschaft seiner Frau zu zügeln, ist Wronsky bereits an das Ziel seiner Wünsche gelangt.

Man wird nicht leicht einen Stoff finden, der mit solcher unbestechlichen Wahrheit, mit solchem erschütternden Ernst durchgeführt ist, wie die Geschichte dieser Liebe in ihrem plötzlichen Entstehen, ihrer verzehrenden Gluth, ihrem allmäligen Verlöschen und ihrem furchtbaren Ende. Es ist wie ein Naturereigniß, das an dem Leser vorüberzieht, von den ersten Wolken am sonnigen Himmel bis zu heftigen Gewitterschlägen und zur tiefschwarzen Nacht. Das Gefühl, ein schweres Verbrechen begangen zu haben, erfüllt Beide, den Verführer und die Verführte, mit Schrecken, Scham und Verlegenheit, ohne daß sie deshalb von einander lassen können. Bei einem Wettrennen in Krassnoje-Sselo wird die Schuld vor

aller Welt offenbar: Wronsky stürzt mit seinem Pferde und Anna geräth darüber in solche Aufregung, daß ihr Gatte sie halb mit Gewalt aus ihrer Loge zum Wagen führen muß. Auf der Fahrt nach dem Landhause kann Anna ihre Leidenschaft selbst dem Manne gegenüber nicht unterdrücken; sie bricht in die Worte aus: „Ich liebe ihn, ich bin seine Geliebte, ich kann es nicht ertragen, ich fürchte mich vor Ihnen, ich hasse Sie . . . machen Sie mit mir, was Sie wollen!“ Der beleidigte Gatte beschließt, keine Genugthuung für seine befleckte Ehre zu verlangen, sondern das irregeleitete Weib auf den Pfad der Tugend zurückzuführen.

Die Situation wird um so peinlicher, als Anna die Mutter eines Töchterchens wird, und ihr Gatte von einer Dienstreise in das Innere Rußlands gerade in dem Augenblick zurückkehrt, als jene von den Aerzten aufgegeben ist und mit der schwachen Kraft einer Sterbenden den nicht erfolglosen Versuch einer Versöhnung zwischen ihrem Manne und Wronsky macht. Letzterer wird dadurch so erschüttert, daß er im Gefühl der erlittenen Beschämung zum Revolver greift, um seinem Leben ein Ende zu machen. Aber die Kugel verwundet ihn nur, und er reist bald darauf mit Anna und deren Tochter nach Deutschland und Italien, während der betrogene Gatte auch jetzt noch alles Aufsehen vermeidet und sich ins Unabänderliche fügt.

Aber die Logik der Thatsachen, die der Schuld die Strafe folgen läßt, ist eine unerbittliche. Die Saat des Bösen schießt wild auf und erstickt Die, welche sie ausgestreut haben. Es ist ein furchtbares Rächeramt, welches das Schicksal an diesen beiden Menschen vollzieht, die für einander bestimmt scheinen und sich wahrhaft lieben. Anna kehrt mit ihrem Liebhaber von Italien wieder nach Rußland zurück; es gelingt ihr, den Sohn, der ihr von ihrem Gatten vorenthalten wird, heimlich ans Herz zu drücken und den ersten Schritt zur Reue zu thun. Aber jeder Versuch, ihrer Stellung zu Wronsky im Kreise ihrer Bekannten und Freunde Anerkennung zu verschaffen, scheitert an der Härte der gesellschaftlichen Moral; sie findet die Thüren dort, wo sie einst anerkannte Herrscherin war, geschlossen und sieht sich nun immer mehr auf ihre Liebe als den einzigen Inhalt ihres Lebens angewiesen. Aber je heißer diese entbrennt, desto mehr erschrickt Wronsky vor der unheimlichen Flamme, vor der bereits alle Aussichten auf eine glänzende Carrière in Nichts zerschmolzen sind; er sucht außer dem Hause Zerstreuung und erregt dadurch die Eifersucht Anna's, die schließlich ihr Leben wie das ihres Geliebten für vergiftet hält und nur einen Ausweg aus ihrer Verzweiflung erblickt — den freiwilligen Tod. Im Begriff, Wronsky nachzureisen, stürzt sie sich unter die Räder eines Eisenbahnzuges, während Wronsky im Türkenkriege den Tod sucht.

Das Alles scheint sich vor unsern Augen zu entwickeln, und wir möchten den beiden von der Leidenschaft erfaßten Menschen ein Wort zurufen, das sie zur Besinnung bringen könnte. Die von Tolstoi betonte und von der Gesellschaft hochgehaltene Moral ist stärker als die Vereinigung von Jugend, Schönheit, Liebe, Rang und Reichthum, mit welcher das von seinem Glück berauschte Paar jener glaubt trotzen zu können, und zwei zertrümmerte Existenzen beweisen die Alleinherrschaft des Sittengesetzes. In Kitty und Lewin, den Helden der anderen Er=

zählung, welche der Roman enthält, brennt kein so verzehrendes Feuer; aber ihre Neigung wird durch die Vernunft gut geheißen und führt zu einer glücklichen Ehe. Zuerst wird Kitty's Auge allerdings von der vornehmen Erscheinung des Grafen Wronsky geblendet, und sie weist Lewin's Antrag ab; während sich dieser aber in der Zurückgezogenheit des Landlebens ernster Arbeit hingibt, fühlen Beide, daß sie zu einander gehören. Sie treffen bei Darja Oblonsky zusammen, und dort finden sich die Herzen, die sich lange gesucht haben. Psychologisch werden sie dem Leser nicht annähernd so interessant erscheinen, wie jene Beiden, die in dem blühendsten Colorit ausgeführt sind, aber für die Charakteristik unseres Dichters ist die Figur des Constantin Lewin von der allergrößten Wichtigkeit, weil er, wenn auch nicht den poetischen, so doch den ideellen Mittelpunkt des Ganzen bildet. Ein wohlhabender Landedelmann, der mit seinen Leuten und für dieselben arbeitet, der sich so kleidet wie sie und mit flinker Hand zugreift, wo es Noth thut, eine bescheidene, pflichtgetreue, in jeder Beziehung gut geartete Natur, im Besitz des Weibes, das ihm unerreichbar schien, nun aber für immer angehört und bereits ein Unterpfand ihrer Liebe geschenkt hat, ist er nichts weniger als glücklich. Das Gefühl für Wahrheit und Güte, das in ihm lebt, wird durch seine Erfahrungen in allen Schichten der Gesellschaft, die er kennen lernt, verwundet. Eine selbstquälerische Philosophie, die ihn nichts rein genießen und unruhig hin- und herschwanken läßt, bemächtigt sich seiner und macht ihn zu einem geistigen Bundesgenossen des Pierre Besuchow in „Krieg und Frieden". Wie dieser aus dem Munde eines einfachen Mannes Worte der höchsten Weisheit vernimmt, die ihn vollständig umwandeln, so bewirken auch bei Lewin die Worte des Bauern: „Man muß an Gott denken und für die Seele leben" eine innere Erleuchtung, die seinem Wesen neue Festigkeit und Kraft verleiht. Wir versuchen, das aus der Sprache von Tolstoi's mystischer Philosophie in die des praktischen Verstandes zu übersetzen und glauben, darin eine Aufforderung an alle tiefer angelegten Naturen zu finden, daß sie ihren Egoismus ertödten und in gewissenhafter Erfüllung der Pflichten gegen die Familie und die Gesellschaft ihr Glück finden sollen. Immerhin lösen sich dadurch aber nicht die Räthsel, welche die Figur Lewins für das Verständniß des Lesers umgeben; denn zu der Tragweite dieser Ideen stehen die heftigen, bis zu Selbstmordgedanken sich steigernden Seelenkämpfe des Mannes in keinem richtigen Verhältnisse. Wir fühlen, daß etwas Unausgesprochenes in der Gestalt enthalten ist und suchen nach dem Moment der Charakteristik, das sie uns erklärlich machen könnte.

Ein solches Moment ist vorhanden; aber es liegt nicht in dem Buche, sondern in der Person seines Autors, in dem erstaunlichen Umschwung, der sich während des letzten Jahrzehnts in dem Seelenleben Tolstoi's vollzogen hat. Pierre Besuchow und Constantin Lewin sind die Lieblingsgebilde seiner Muse und bewegen sich in Vorstellungskreisen, die seinen innersten persönlichen Ueberzeugungen entsprechen. So weit sie sich damals bei ihm entwickelt hatten, sind sie in diesen Figuren enthalten, in Pierre, der wie die späteren Nihilisten „ins Volk geht" und vor dem Gedanken, Napoleon zu tödten, nicht zurückschreckt, und in noch verstärktem Maße in Lewin, der sich selbst tödten will und schließlich darin einen Trost für seine Seelenqual findet, daß er wie ein Landmann lebt, denkt und

arbeitet. Lewin ist Tolstoi. Das können wir nicht aus dem Roman schließen, wohl aber wissen wir es aus den Schriften über Moral und Philosophie, die der Autor seitdem veröffentlicht hat und welche die Ursache sind, daß er seit fast zehn Jahren nur einige kleinere Novellen und keinen einzigen größeren Roman mehr zu vollenden vermochte.

Da wir es hier nur mit dem Dichter zu thun haben und zu deutschen Lesern sprechen, kann die Thätigkeit Tolstoi's als Pädagog, Volksschriftsteller, Moralist und Theosoph nur unser beschränktes Interesse erregen; denn die einschlägigen Schriften dürften, so zahlreich sie auch sind, in ihren Wirkungen über die Grenzen Rußlands schwerlich hinausgehen, während die poetische Vollkraft des merkwürdigen Mannes sich in wenigen Jahren die Anerkennung der ganzen civilisirten Welt erobert hat. Aber sofern diese Auszweigung seines Wesens auch auf seine Dichtungen ihren Schatten geworfen hat, muß sie uns allerdings beschäftigen.

Als Tolstoi von seiner zweiten Reise ins Ausland zurückgekehrt war, errichtete er auf seinem Gute Jasnaja Polnaja eine Freischule und gab gleichzeitig eine pädagogische Zeitschrift heraus. Da er im Volk und mit dem Volke lebte, wußte er, wieviel für die geistige und religiöse Heranbildung desselben noch zu thun sei. Es war von Hause aus ohne Frage, ein verdienstliches Unternehmen, wenn er durch eine große Anzahl von Abhandlungen, Erzählungen, Fabeln u. s. w. die Aufmerksamkeit seiner Bauern auf Ziele hinlenkte, von denen sie bisher noch nichts wußten. Dadurch ist der Sache der Aufklärung gewiß mancherlei Nutzen und Gewinn erwachsen, während das poetische Schaffen Tolstoi's keine Einbuße erlitten hat. Seit einem Jahrzehnt aber stellt sich die Sache ganz anders dar. Im Vollbesitz seiner Kraft und auf der Höhe eines durch nichts zu erschütternden Ruhmes hat er sich mit der größten Energie auf die Lösung religiöser und moralischer Fragen geworfen und dadurch in einem Irrgarten des Mysticismus verloren, der ihn mit seinem wild wuchernden Gezweig immer fester zu umklammern und der freien poetischen Thätigkeit immer mehr zu entfremden droht. Derselbe Mann, der „Krieg und Frieden" geschrieben hat, gesteht jetzt, daß er sich seit einer Reihe von Jahren mit einer neuen Uebersetzung und Interpretation der Evangelien beschäftige, um aus ihnen die Grundlage für jene Moral zu finden, die ihm allein wahrhaft christlich und naturgemäß zu sein scheint. Wenn Tolstoi bisher als echter Künstler die Welt objectiv geschildert hat, so zeigt er sich jetzt bestrebt, dieselbe aus den Angeln zu heben und nach den Anschauungen seiner Theorie vollständig umzuformen. Die Wahrheit ist, daß Rußland seitdem eine der vielen revolutionären Kräfte, die das Reich im Innern zerrütten, mehr und einen genialen Dichter weniger hat. Der Moment, in welchem Tolstoi es nicht mehr für seine Aufgabe hielt, gute Romane und Novellen zu schreiben, sondern sich in langathmigen theologischen Debatten zu ergehn, bedeutet keinen Aufschwung, sondern einen Niedergang seines bewunderungswürdigen Talentes.

Die Früchte dieser Studien sind in vier Schriften niedergelegt, die von der russischen Censur unterdrückt worden sind, was aber nicht hindern konnte, daß sie durch Hektographien und Lithographien überall verbreitet wurden. Drei

derselben „Bekenntnisse", „Worin besteht mein Glaube" und „Was sollen wir thun" sind auch deutsch erschienen und ermöglichen in ihren autobiographischen und social-ethischen Geständnissen einen durchaus klaren Einblick in die von dem Dichter aufgestellten Theorien. Er will, um es kurz zu sagen, nichts Geringeres, als den Bau unserer menschlichen Gesellschaft umstoßen und sucht nach den Worten Christi, die er auf ihren wahren Sinn zurückzuführen vermeint, das Eigenthum, die Kirche, den Staat, den Eid und unser ganzes richterliches Verfahren, das Heer und damit auch den Krieg abzuschaffen. Mit einer Offenheit ohne Gleichen erzählt er, wie er bis zu seinem fünfzigsten Jahre, seine Kindheit ausgenommen, ohne Glauben dahingelebt habe, bis ihm auf ein Mal diese neue Erkenntniß wie eine Offenbarung gekommen sei; was er früher für gut gehalten, erscheine ihm jetzt als schlecht und was er früher für schlecht gehalten, erscheine ihm jetzt als gut. Tolstoi fragt nicht viel darnach, wie unsere Gesellschaft bestehen soll, wenn man ihr die Grundlagen entzieht, auf denen sie sich seit Jahrtausenden entwickelt hat, und an ihre Stelle ganz allgemein gehaltene moralische Begriffe setzt, die als Idealvorstellungen in den Köpfen der Weisen zu allen Zeiten gewohnt haben und vom Kampfe ums Dasein zu allen Zeiten über den Haufen geworfen sind; er glaubt in den Worten Christi, die von unzähligen Menschen ganz anders ausgelegt worden sind, als von ihm, eine unbestreitbare ewig giltige Wahrheit gefunden zu haben und will ihr mit der Miene eines auch vor dem Aeußersten nicht zurückschreckenden Fanatikers die Welt unterwerfen, koste es, was es wolle.

Es ist von verschiedenen Seiten behauptet worden, daß Tolstoi einem ähnlichen religiösen Wahnsinn anheimgefallen sei wie Gogol, der seine letzten Lebensjahre nur mit Fasten und Bußübungen verbrachte und schließlich vor einem Heiligenbilde buchstäblich verhungert vorgefunden wurde. Dem widerspricht aber nicht nur die physische und geistige Ausdauer, die Tolstoi nach seiner eigenen Versicherung in den Stand setzt, es beim Heumähen mit jedem Bauern aufzunehmen, oder achtzehn Stunden in einem Zuge zu schreiben und zu lesen, sondern auch die Klarheit seiner Ausführungen, die oft von sehr vernünftigen Voraussetzungen ausgehen. Auch wer seine social-ethischen Pläne für leere Phantasien hält, wird nicht ohne Rührung in dem Buche „Worin besteht mein Glaube" den Abschnitt lesen, in welchem Tolstoi die Bedingungen zum menschlichen Glück erörtert. Er stellt deren fünf auf und spricht nach einander vom Leben in der Natur, von der Arbeit, von der Familie, von der liebevollen Gemeinschaft mit Menschen aus den verschiedensten Klassen der Gesellschaft und erwähnt als letzte Bedingung zum Glück: Gesundheit und schmerzlosen Tod. In allen fünf Punkten bleiben für ihn die Menschen um so weiter hinter diesem Ideal zurück, je höher die gesellschaftliche Stufe ist, auf welcher sie stehen. Schon Turgenjew spricht in dem „Tagebuch eines Jägers" davon, wie merkwürdig der russische Bauer stirbt, wie sein Zustand vor seinem Ende weder Gleichgültigkeit noch Stumpfsinn ist, sondern eine Einfachheit und Kälte verräth, als ob er eine Ceremonie zu vollziehen hätte. Auch Tolstoi zeigt uns in der bereits einer früheren Periode angehörenden Erzählung „Drei Tode", wo er das qualvolle Ende einer vornehmen Dame, den Tod eines Mannes aus dem Volke und den

Fall einer Esche in einer wundervollen pantheistischen Parallele zu einander bringt, daß den Wesen, die der Natur am nächsten stehen, das Sterben am leichtesten wird. In diesen Kreis gehört auch die in dieser Zeitschrift veröffentlichte Novelle „Iwan Iljitschen's Tod" [1]), eine ergreifende psychologische Studie, in welcher wir einen frischen, lebenslustigen Menschen in Folge einer anscheinend unbedeutenden Verletzung langsam und jammervoll dahinsterben sehen. Sie bildet für uns den Beweis, daß in Tolstoi der Dichter von dem Moralphilosophen wohl überwuchert, aber keineswegs überwunden ist.

Eine Anzahl kleinerer Erzählungen, welche er für das Volk geschrieben hat, soll den humanen Gedanken seiner Weltanschauung in die Menge hinaustragen. Sie werden von der Verlagshandlung „Der Vermittler" in Moskau, Petersburg und anderen Städten auf der Straße, im Pferdebahnwagen und Omnibus für wenige Pfennige heftweise verkauft und sind in ihrem Inhalt theilweise schon durch die Titel charakterisirt: „Wovon die Menschen leben", „Gott sieht die Wahrheit, sagt sie aber nicht gleich", „Die beiden Greise", „Das Licht", „Drei Geschichten", „Wo Liebe ist, da ist auch Gott" u. s. w. Auch das soeben erschienene Volksdrama „Die Macht der Finsterniß" muß dieser Gruppe von dichterischen Erzeugnissen zugezählt werden, obwohl es höchstens im Sinne der Abschreckungstheorie eine moralische Erziehung des Volkes bewirken kann. Wir stehen hier einer geradezu entsetzlichen Mischung von menschlicher Verworfenheit gegenüber, und unserem deutschen Empfinden wird es schwerlich beschieden sein, sich den Urheber all dieser Greuel als eine tragische Figur vorzustellen, wie es des Dichters Absicht ist. Nicht an solche Produktionen, die nur wilde Schößlinge an dem von Tolstoi gepflanzten und gepflegten Baum der Dichtkunst sind, hat Turgenjew gedacht, als er mit der zitternden Hand des Sterbenden, die nur noch den Bleistift führen konnte, seinem Freund und Gutsnachbar jenen rührenden Brief aus Bougival schrieb, der in dem mittlerweile veröffentlichten ersten Theile der Turgenjew'schen Correspondenz die letzte Seite bildet: „Lieber und theurer Leo Nikolajewitsch, ich habe Ihnen lange nicht geschrieben; denn ich lag und liege, kurzweg gesagt, auf dem Sterbebette. Genesen kann ich nicht; es ist gar nicht daran zu denken. Ich schreibe Ihnen aber in der Absicht, um Ihnen zu sagen, wie sehr ich mich freue, Ihr Zeitgenosse zu sein, und um Ihnen meine letzte und aufrichtige Bitte vorzutragen. Mein Freund, kehren Sie zur literarischen Thätigkeit zurück! Es stammt ja dieses Ihr Talent dorther, woher alles Andere kommt. Ach, wie glücklich wäre ich, könnte ich glauben, daß meine Bitte bei Ihnen Erfolg hat. Ich aber bin ein Mensch, mit welchem es zu Ende geht .... Mein Freund, großer Schriftsteller des russischen Landes — geben Sie Acht auf meine Bitte! Benachrichtigen Sie mich, wenn Sie dieses Blättchen erhalten, und erlauben Sie mir noch einmal, Sie, Ihre Frau und alle Ihrigen fest, fest zu umarmen. — Ich kann nicht mehr, ich bin müde!"

Der Lyriker Polonski erzählt in seinen Erinnerungen an Turgenjew eine für Tolstoi charakteristische Anekdote. „Vierundzwanzig Stunden", sagt er, „nach meiner Ankunft in Spaskoje (dem Gute Turgenjew's) überraschte uns Graf

---

[1]) Deutsche Rundschau 1886, Bd. XLIX, S. 434, und 1887, Bd. L, S. 50.

L. N. Tolstoi mit seinem Besuche. Wir erwarteten ihn, seinem Telegramm zu Folge, erst am folgenden Tage, und deshalb war ihm keine Equipage entgegengeschickt worden. Wir hatten uns nach dem Abendessen bereits in unsere Gemächer zurückgezogen: ich schrieb die Eindrücke meiner Fahrt nieder, als ich plötzlich Lärm vor dem Hause hörte. Anfangs glaubte ich, es wären Diebe, und tappte im Dunkeln durch das ganze Haus. So gelangte ich an das Cabinet Turgenjew's und sah verwundert einen grauhaarigen wettergebräunten Bauer in einer Blouse und mit einem ledernen Gürtel sich mit einem andern Bauer verrechnen. Der grauhaarige Bauer war — ich hätte ihn nicht erkannt, wenn er mich nicht angeredet — Graf L. N. Tolstoi." Der ganze Unterschied zwischen Rußland und dem westlichen Europa wird aus dieser Notiz klar. Bei jedem anderen großen Schriftsteller würde eine solche Tracht unmittelbar als Theaterpose oder Maskerade aufgefaßt werden; selbst Auerbach, der so gern an den Sitten und Anschauungen der von ihm geschilderten Naturmenschen festhielt und der es liebte, in seiner äußeren Erscheinung mit einem Förster verglichen zu werden, hätte sich schwerlich in der Jacke des Schwarzwälders zeigen mögen. Bei Tolstoi nimmt es uns aber nicht Wunder, wenn er den Bauernkittel trägt, als ob er ihn niemals ausgezogen hätte. Er gibt ihn nicht nur seinem Constantin Lewin, sondern bringt ihn selbst zu Ehren, wie er ihn in seinen Büchern verherrlicht. Ueber sein Privatleben haben sich während der letzten Jahre in der Tagespresse die sonderbarsten Mittheilungen angehäuft. Der Eine will ihn beim Setzen eines Ofens, der Andere in einer Schusterwerkstatt mit Pechdraht und Ahle ausgerüstet, der Dritte beim Schneider oder Bäcker arbeitend beobachtet haben. Physische Arbeit ist für Tolstoi allerdings zu allen Zeiten das Mittel gewesen, sich geistig frisch zu erhalten; er ist der Meinung, daß nur Derjenige mit dem Gehirn normal und natürlich schafft, der auch seinen Körper an harte, anstrengende Thätigkeit gewöhnt hat. Seitdem der Dichter vor einigen Jahren von seinem Gute nach Moskau übergesiedelt ist, kann man ihn in den Straßen, wo die Armuth und Rohheit wohnen, Hilfe spendend und Rath schaffend erblicken, und wer ihm einmal begegnet ist, wird den mächtigen Eindruck, den seine Persönlichkeit macht, nicht wieder vergessen. Der kurze, bis auf die Kniee reichende und von einem breiten Ledergurte zusammengehaltene Pelz, die schweren, hohen Lederstiefel und die Mütze, die er trägt, bestätigen die von Polonski gemachte Beobachtung und würden ohne das gedankenschwere Antlitz kaum auffallen. Aber in diesem Gesicht drückt sich eine imponirende Fülle geistigen Lebens aus. Die gewaltige Stirn ist wie aus Erz gefügt und von schweren Furchen durchzogen. Die tiefliegenden Augen blicken uns ernst und fragend an, als suchten sie das Räthsel der Welt und des Lebens zu lösen; die Nase ist breit und dick, der Mund voll und sinnlich; das in der Mitte gescheitelte Haupthaar fällt leicht gekräuselt über ein Paar große und nichts weniger als schöne Ohren; wild und üppig wuchert der bereits ergraute Bart an Wangen, Mund und Kinn bis tief auf die Brust hinab; im Ganzen verräth dieses Gesicht eine außerordentliche Naturkraft, die durch Anlage, Charakter und Erziehung alles Niedere ausgeschieden und die höchste Blüthe des Geistes getrieben hat. Man meint, auf diesen Mann müßten jeden Augenblick die Worte

Lessing's „der wahre Bettler ist doch einzig und allein der wahre König" angewendet werden können, und seine Gedanken ihn selbst zu den Wüstenpilgern nach Indien führen. Mit Furcht und Mißtrauen verfolgt die russische Regierung die „Evangelisirung" der Menge durch die Tolstoi'schen Schriften, deren sociale Tendenzen bei Hoch und Niedrig eine beständig wachsende Anhängerschaft finden. Die Schule, die der Dichter auf seinem Gute errichtet hatte, wurde ihm von der Behörde geschlossen, aber bald hört man jetzt von einem reichen Mann vornehmer Abkunft, der all sein Hab und Gut den Armen gegeben hat, um die Tolstoi'schen Theorien durchzuführen, bald erfährt man, daß eine Kolonie von Russen sich im Kaukasus bilden soll, bei der jeder Einzelne ebenfalls im Sinne Tolstoi's nur so viel Ackerland besitzen darf, als er selbst bearbeiten kann. Rußland ist jedenfalls der denkbar fruchtbarste Boden für dergleichen phantastische Bestrebungen, und wenn schon die früheren elf Bände der Gesammtausgabe des Dichters sich einer außerordentlichen Popularität erfreuten, so ist das Erscheinen des zwölften Bandes wegen der darin enthaltenen religiösen und ethischen Schriften geradezu ein sensationelles Ereigniß geworden.

In dem verdienstvollen, leider nur russisch erschienenen Buche von Bulgakow „Graf L. N. Tolstoi und die Kritiker seiner Werke im In- und Auslande" (St. Petersburg, M. O. Wolf. 1886) finden wir die hervorragendsten kritischen Stimmen in Rußland, Deutschland, England und Frankreich vereinigt, und so weit sie auch im Einzelnen auseinandergehen, erkennen sie doch bereitwillig an, daß in diesem Dichter unserer Zeit ein literarischer Charakter ersten Ranges geschenkt worden ist. Alles, was er geschrieben hat, übt auf uns den Zauber einer originell angelegten, geistig und seelisch auf das energischste durchgebildeten Persönlichkeit aus, die sich nicht anders geben kann, als sie in Wahrheit beschaffen ist. Während er einerseits mit dem reichsten Sinnenleben die Wirklichkeit so vollständig in sich aufgenommen hat, wie es dem Einzelnen überhaupt vergönnt ist, und für die Ausführung seiner Bilder keine anderen Darstellungsmittel anerkennt als die, welche nachweislich dem unmittelbaren Leben entnommen sind, ist er in der Auffassung dieser so real geschilderten Welt durchaus subjectiv und Verfechter eines sittlichen Ideals. Indem er dasselbe in einer Versöhnung von Natur und Geist, von Volksthum und höchster Bildung findet und die erlösende Macht der Arbeit, die Heilighaltung der Familie preist, ist er, wie alle großen Schriftsteller, zu einem Erzieher und Führer seiner Nation geworden. Die stolze Einsamkeit, zu welcher er sich im Leben wie in der Kunst verurtheilt hat, ist nicht ohne nachtheilige Folgen für seine Weltanschauung geblieben; aber wenn seine wunderliche Moraltheorie längst vergessen ist, wird man nicht aufhören, ihn zu den ersten Meistern der erzählenden Kunst zu rechnen.

Den Namen des Mannes, der die Romane „Krieg und Frieden" und „Anna Karenina" geschrieben hat, wird man auch in ferner Zukunft überall, wo man der Poesie unseres Zeitalters und dem Studium Rußlands Interesse entgegenbringt, nur mit Ehrfurcht und Bewunderung aussprechen können.

Friedrich II. in der bildenden Kunst.

Rede zur Feier des Jahrestages Friedrich's II.
in der Akademie der Wissenschaften zu Berlin am 27. Januar 1887 gehalten
von
E. du Bois-Reymond *).

Als ich vor neunzehn Jahren zum ersten Male die Ehre hatte, als Wortführer der Akademie das Andenken des großen Königs zu feiern, war erst kurze Zeit seit dem Umschwunge verflossen, den der Krieg mit Oesterreich in den Geschicken des Vaterlandes herbeigeführt hatte. Der Norddeutsche Bund war gegründet, aber noch war Deutschland nur ein geographischer Begriff. Trotz der von Frankreich in Nikolsburg gezogenen Mainlinie war jedoch leicht vorauszusehen, daß dieser Zustand nicht die letzte für Preußen und sein Herrscherhaus erreichbare Stufe bleiben werde. Es war leicht vorherzusagen, wie ich es damals an dieser Stelle that: „Friedrich wird, deß sind wir heute schon gewiß, der Gründer des neuen Deutschen Reiches heißen." Zog mir auch diese kecke Prophezeihung den gnädigen Verweis aus Königlichem Munde zu: „Ich hätte den Saal verlassen müssen, wenn Sie noch weiter gegangen wären", so hatte ich doch schon drei Jahre später die beglückende Genugthuung, bei der gleichen Gelegenheit Ihre Majestät die Deutsche Kaiserin zuerst an dieser Stelle als solche anreden zu dürfen.[1]

Daß Friedrich der Gründer des neuen Deutschen Reiches ward, ist nun längst geschichtliche Thatsache, und das hohe Beispiel, welches er seinen Nachfolgern im Festhalten des einmal Errungenen hinterließ, sollte denen zu denken geben, welche das Reich gern wieder zerschlagen möchten. Es liegt in der Natur der Dinge, daß, wie groß auch Friedrich's Gestalt schon in der politischen Geschichte dastand, sie zu ihrer vollen Höhe erst erwuchs, seit Deutsche Stämme, die sonst bestenfalls nur fremd gegen ihn empfanden, sich in seinem Kreise willig festgebannt fühlen. Wie vor hundert Jahren die Kunde von seinem Ableben weithin die Welt erschütterte, so hallte im vorigen Sommer die Erinnerung daran in allen

*) Aus den Sitzungsberichten der Akademie mitgetheilt vom Verfasser.

Deutschen Gauen wieder, und sogar in dem alten, durch ihn in Deutschland gleichsam enteigneten südöstlichen Kaiserreich beugte man sich in selbstloser Ehrfurcht vor dem Helden des siebenjährigen Krieges.

Aber das ist das Wunderbare, ja Einzige an dieser geschichtlichen Gestalt, daß sie nicht nur an politischer Bedeutung, nicht nur als die eines der ersten Kriegs- und Staatsmänner aller Zeiten immerfort gewachsen ist, sondern daß sie auch in allgemein menschlicher, in literarischer und philosophischer Hinsicht noch gewinnen konnte. Ich lasse dabei außer Acht die von der Akademie besorgte, bis zum vierzehnten Bande gediehene Ausgabe von Friedrich's politischer Correspondenz, welche trotz den ihrer Redaction durch den Tod zugefügten schweren Verlusten rüstig fortschreiten wird. Nicht bloß minder Eingeweihte erhalten erst aus dieser Sammlung vollen Einblick in den unglaublichen Umfang seiner Thätigkeit, in seine Beweggründe und diplomatische Kunst; doch rechnen wir dies billig noch zu seinen staatsmännischen Leistungen. Auch das habe ich nicht im Sinne, daß seit etwa zwanzig Jahren in unseren Meinungen eine Wandlung zu Gunsten des achtzehnten Jahrhunderts sich vollzogen hat, welche, früheren Vorurtheilen und Verdunkelungen entgegen, uns dessen Geist besser würdigen lehrte und uns der Eigenart Friedrich's näher brachte.

Ist es aber nicht erstaunlich, daß noch 1875 Rigollot in Vendôme, und noch ganz vor Kurzem unser College Hr. Zeller es ersprießlich fanden, sich mit Friedrich als philosophischem Denker näher zu befassen?[2] Und wem hätten nicht die von unserem Collegen Hrn. von Sybel aus dem Geheimen Staatsarchiv hervorgezogenen Tagebücher und Denkwürdigkeiten des Vorlesers des Königs, de Catt,[3] eine in mancher Beziehung wieder ganz neue und überraschende Einsicht in Friedrich's geistiges Wesen gewährt? Das Eine oder Andere in diesen Aufzeichnungen mag zeitlich verstellt, wirkungsvoller gruppirt, zu stark aufgetragen sein; unstreitig treu und richtig bleibt doch wohl das überall scharf hervortretende Bild des mitten in einem Kampf auf Leben und Tod, im Planen von Märschen und Schlachten, unentwegt nebenher seinen geistigen Zwecken lebenden Königs: fast wie es heißt, daß einige besonders begabte Naturen im Stande sind, bei Tage das wirkliche, bei Nacht ein geträumtes Leben zusammenhängend fortzuführen. Wie wohlthuend berührt es den Sinn des Deutschen, der, angegriffen, so fürchterlich sich wehrt, aber im Innersten friedliebend und volksbrüderlich nur nach gedeihlicher Arbeit in Ruhe verlangt, wenn nicht bloß von übermächtigen Feinden umdrängt, nein auch auf der Höhe seiner ruhmreichsten Siege Friedrich nur immer nach seinem geliebten Sanssouci, seiner stillen Bibliothek, seiner bald tief erörternden, bald geistfunkelnden Tafelrunde sich sehnt. Und deshalb bleibt dieser König dieser seiner Akademie ein unerschöpflicher Born von Betrachtungen, mag es auch Leute geben, welche uns wegen der Huldigungen, die wir ihm darbringen, des Byzantinismus zeihen. Deshalb fehlt es dem Redner auch heute, wo er zum fünften Male dazu berufen ist, diese Versammlung von ihm zu unterhalten, nicht an einer neuen Seite, von welcher aus er ihn vorzuführen gedenkt.

Denn noch in anderer Art, als durch die hundertjährige Wiederkehr seines Todestages, wurde im vorigen Jahre Berlin an ihn erinnert: durch das künstlerische Ereigniß der Jubiläums-Ausstellung. Als Krieger, als Politiker, als

Verwalter seines Staatshaushaltes, als Geschichtschreiber, als Philosoph, als Dichter, ja als Musiker, ist Friedrich oft genug besprochen worden; ungleich seltener in seinem Verhältniß zur bildenden Kunst. Ausdrücklich ist dies, glaube ich, erst einmal geschehen: durch Hrn. Curtius eben hier, am heutigen Gedenktage vor neun Jahren.[4] Allein so reich und mannigfach sind Friedrich's Beziehungen zur bildenden Kunst, daß es auch nach jener inhaltvollen Rede der Mühe werth erscheint, ihn einmal wieder von diesem Standpunkt ins Auge zu fassen, und daß ich, wie unermeßlich auch der Olympionike, der uns den Hermes schenkte, mich an Kenntniß und Verständniß der Kunst überragt, doch nicht fürchte, bei solcher Nachlese allzu leer auszugehen.

Das achtzehnte Jahrhundert blieb weit über seine Mitte hinaus für die bildende Kunst eine Zeit der Ermattung und zum Theil des Verfalls. Alle Kunstschulen waren abgelebt, alle Kunstformen schienen erschöpft. Die Naivetät in der Production, eine der vornehmsten Bedingungen künstlerischen Schaffens, war in Manierismus und Eklekticismus verloren gegangen. Das Suchen nach Neuem an der Hand einer gewandten Technik führte vielfach zur Verrenkung in der Kraft, zur Ziererei in der Anmuth. An die Stelle der hohen Motive des christlichen Vorstellungskreises waren frostige mythologische Allegorien getreten. Albano'sche Amorettenlandschaften, Watteau'sche Schäferspiele, Bourguignon'sche Reitergefechte, bäuerliche Kneipscenen, Jagd- und Thierbilder, Stillleben, Frucht- und Blumenstücke sahen von den Wänden der fürstlichen Behausungen, in denen man Versailles nachäffte, herab auf die Cavaliere in Puder und Haarbeutel und die Damen in Reifröcken. Auch das Bildniß hatte sich nicht auf der Höhe eines Franz Hals zu halten vermocht. Endlich die Gothik war zu einem Spottnamen geworden, und die Verderbniß der Architektur gipfelte in dem schnörkelhaften Zerrbilde des Rococo.

Natürlich hinderte dies alles nicht, daß von Zeit zu Zeit, hier oder dort, eine große Erscheinung auftauchte und Unvergängliches schuf, wie trotz der Ungunst des herrschenden Stiles unser Schlüter. Im Allgemeinen aber konnte in so bedenklichem Zustande die nur noch der oberflächlichen Zier des Lebens dienende Kunst die Menschen nicht mehr mächtig ergreifen, sie erheben und veredeln. Die Theilnahme daran trat gegen die an der Literatur um so mehr zurück, als gerade damals die französische Kunstpoesie überall ihre Triumphe feierte, und zugleich im Gebiete des Denkens eine tiefgehende Bewegung sich vollzog.

Es war die Zeit, wo die theologischen Fesseln, welche die Philosophie noch im siebzehnten Jahrhundert geduldig trug, abgeschüttelt wurden; wo Voltaire, hinter blendendem Witz ingrimmigen Ernst bergend, mit rücksichtsloser Kühnheit gegen tausendjährige Glaubenssätze anstürmte, für Gewissensfreiheit und Menschenrechte den Kampf eröffnete, und in den Ueberzeugungen und Anschauungen der Culturmenschheit eine völlige Umwälzung anbahnte. Von solcher Herculesarbeit neben seiner dichterischen Thätigkeit beansprucht, hatte er Anderes zu thun, als viel um das Schöne sich zu kümmern, wie die bildende Kunst es zur Erscheinung bringt. In der That spielt sie bei ihm eine so kleine Rolle, daß ich mich nur dreier Gelegenheiten erinnere, wo er von ihr spricht: in seinem „Zeitalter Ludwig's XIV.“, wo er ein dürres Verzeichniß der unter diesem Könige lebenden

Künstler gibt, und unter Einer Capitelüberschrift von einigen ihrer Werke und von chirurgischen Instrumenten handelt; im „Versuch über Sitten und Geist der Völker", wo er le Poussin Rafael, Bernini Michelangelo gleichstellt; und im Candide, wo er den blasirten venetianischen Nobile, Signore Pococurante, sich abfällig über Rafael äußern läßt.[5]

Ebenso wenig kommt die bildende Kunst zur Geltung bei Jean-Jacques Rousseau, der, obwohl Musiker, seinen socialdemokratischen Hirngespinnsten zu Liebe Künste und Wissenschaften zu verschmähen vorgab. Erst Diderot, der durch Voltaire für die Aufklärung das Gröbste schon gethan fand, war freien Geistes genug, um in heiterem Kunstgenuß zu schwelgen; und von seiner Zeit schreibt sich der Aufschwung der französischen Kunst her, den wir in Horace Vernet und Paul de la Roche gipfeln sahen.

Bei Friedrich's französischen Neigungen ist das der kunst- und culturgeschichtliche Hintergrund, auf welchem wir das Bild seines Kunstlebens zu entwerfen haben. Literarisch und philosophisch stand er mit Voltaire so sehr auf gleichem Boden, daß man bei ihm kaum ein innigeres Verhältniß zur bildenden Kunst erwarten sollte, als bei seinem vergötterten Vorbilde; oder man sollte meinen, daß, was etwa von Kunstsinn bei ihm vorhanden war, durch seine poetischen und musikalischen Bestrebungen vollauf hätte gesättigt sein können. Wie schon angedeutet, trifft dies aber keineswegs zu.

Bekanntlich besaß der rauhe Soldatenkönig, der jetzt in Erz auf den Potsdamer Paradeplatz niederschaut, wo einst seine langen Kerls sein Herz erfreuten, bei aller Verachtung der Musen eine künstlerische Ader. Sie äußerte sich darin, daß er in der Qual seiner Gichtanfälle — in tormentis — seine Lieblinge abkonterfeite. Von dieser Begabung ist etwas auf Friedrich übergegangen, und fast scheint es, als habe der dem Flötenspiel so abholde Vater die Zeichenübungen des Kronprinzen nachsichtiger behandelt; denn dieser brachte es unter einem nicht sicher bekannten Lehrer in Sepia-, Pastell-, ja in Oelmalerei zu einiger Fertigkeit. Das Hohenzollern-Museum bewahrt fünf Arbeiten von ihm, unter welchen eine Copie in Oel nach Lancret, besonders aber zwei Pastellgemälde die Aufmerksamkeit fesseln, die aus den trüben Tagen seines Küstriner „Patmos" stammen. Der Kammerpräsident von Münchow, welcher zur Erleichterung seiner Haft gern die Hand bot, verschaffte ihm Pastellstifte, und Friedrich malte unter Anderem den Kopf eines alten Mannes und das Bildniß einer jungen Dame, welche — so will es die Sage — am Fenster eines seinem Gefängniß gegenüber liegenden Hauses täglich seine Augenweide war.[6] Seine Begabung nach dieser Richtung, die durch Zeichenübung gesteigerte Gegenständlichkeit seiner Phantasie spricht sich auch darin aus, daß er in der Folge stets mit dem Griffel bereit war, Bau- oder Schlachtpläne durch rasches Skizziren zu erläutern.[7]

Ueber den Eindruck, welchen der sechzehnjährige Kronprinz bei dem bekannten Besuch am Sächsisch-polnischen Hofe von den Dresdener Kunstschätzen davontrug, unter denen aber die Sixtinische Madonna noch fehlte,[8] ist wohl kaum etwas bekannt. Dann kommt die schöne Rheinsberger Zeit, wo er sich seinen Neigungen freier überlassen durfte, und sich eine Behausung nach seinem Sinne, ein Vorbild des späteren Sanssouci, schuf. Der Baumeister von Knobelsdorff

und der französische Maler Antoine Pesne, den König Friedrich I. als Director der Kunstakademie berufen, für welchen aber die Regierung seines Nachfolgers auch schlimme Zeiten gebracht hatte, sind zeitweise dort sein täglicher Umgang. Auch der Blumenmaler Dubuisson, Pesne's Schwager, wird beschäftigt und in seinen Kreis aufgenommen. Pesne verziert die Räume des kleinen Schlosses mit mythologischen Deckengemälden, und der Kronprinz richtet an ihn, am 14. November 1737, eine Epistel in Alexandrinern, welche mehrere glücklich gewendete Verse enthält.[9] „Pour peindre un Alexandre,“ sagt er, „il faut être un Apelle.“ Philipp's Sohn wollte bekanntlich von keinem Anderen als von Apelles gemalt sein. Nicht aus Hochmuth wie der Macedonier, sondern weil er eine zu geringe Meinung von seiner äußeren Erscheinung hatte, weigerte sich in der Folge der König, einem Maler zu seinem Bildniß zu sitzen, was er jetzt noch Knobelsdorff und Pesne gewährte.[10]

Für Friedrich's damalige Geschmacksrichtung in der Kunst ist die Epistel an Pesne maßgebend, und sie mag die poetische Einkleidung einer zwischen ihm und seinen künstlerischen Gesellschaftern oft gepflogenen Erörterung sein. Nachdem er mit einiger Ueberschwenglichkeit Pesne den Göttern gleich, und dessen Kunst über die Natur gestellt hat, schildert er drei von ihm gemalte Bildnisse: das des Alten Dessauers, das des Fräuleins von Walmoden, Hofdame seiner Gemahlin der Kronprinzessin, unter dem Namen Iris, und das seiner Mutter der Königin, geht aber dann dazu über, daß es der Gegenstand sei, der den Werth des Kunstwerkes ausmache und allein ihm Dauer verbürge. Die Büsten der schlechten Römischen Kaiser seien von aufständischen Rotten, die herrlichsten Werke des heidnischen Alterthums von den Christen umgestürzt worden. Wenn Lancret, ein von Friedrich sehr geschätzter Nachfolger Watteau's, die Qualen des Tartarus malte, würde er sich schaudernd abwenden, wobei wohl an den Höllen-Breughel zu denken ist. Es scheint, daß Pesne damit umging, die mythologischen Motive für christliche zu verlassen und Altarbilder zu malen, denn schließlich mahnt ihn Friedrich davon mit den Worten ab:

Abandonne tes saints entourés de rayons,
Sur des sujets brillants exerce tes crayons;
Peins-nous d'Amaryllis les danses ingénues,
Les nymphes des forêts, les Grâces demi-nues,
Et souviens-toi toujours que c'est au seul amour
Que ton art si charmant doit son être et le jour.

Der aus diesen Versen sprechende, wohl mehr theoretische als praktische Epicuräismus ist später bei Friedrich einer höheren Kunstansicht gewichen. Ob seine Aufenthalte in Dresden während des zweiten Schlesischen und während des siebenjährigen Krieges, als die Sistina schon dort war, darauf von Einfluß gewesen sind, läßt sich nicht ausmachen, doch ist dies kaum wahrscheinlich, da er bei seinem Winterquartier in Dresden 1756—57 nur zweimal die Galerie besuchte.[11] Uebrigens betrachtete der junge Goethe zehn Jahre später die Dresdener Galerie mit seinen von Kindheit auf künstlerisch gebildeten klugen Augen, ohne den Eindruck zu empfangen, den wir heute erwarten würden.

Wie dem auch sei, von den leichteren französischen Malern jener Zeit wendete sich Friedrich jetzt den älteren Italienern und den Niederländern wie Rubens

und van Dyk zu,[12] und drückt dies in seinem letzten Brief an Algarotti vom 1. Juni 1764 poetisch aus, wie er meint mit Boileau's Worten, aber in einem fehlerhaften, dem Dichter fremden Verse:

Jeune, j'amais Ovide, vieux j'estime Virgile.[13]

Doch muß gesagt werden, daß nach mannigfachen Zeugnissen sein Geschmack stets etwas untergeordnet blieb. Wie der Marchese Lucchesini berichtet, der von 1780 bis 1783 häufig sein Tischgenoß war, stellte der König Correggio über Rafael, und einen geachteten zeitgenössischen Eklektiker, Pompeo Battoni, als Coloristen über die alten Meister. Ueberhaupt interessirte er sich besonders für die Farbengebung und vor Allem für das Helldunkel, daher wohl seine Vorliebe für Correggio. Der damals sich verbreitenden Kunde von den in Herculaneum und Pompeji entdeckten antiken Wandgemälden begegnet er mit der Frage, ob die Alten das Helldunkel gekannt hätten.[14] An den späteren französischen Malern mißfiel ihm das Colorit.[15]

Merkwürdig ist Friedrich's entschiedene Stellungnahme in der für Bildhauer und Maler so wichtigen Costümfrage. Houdon in Paris hatte Voltaire in der Tracht griechischer Philosophen dargestellt, worüber aber der König 1780 an d'Alembert schrieb: „Beschimpfen wir nicht sein Vaterland, indem wir ihm eine Kleidung geben, in der man ihn nicht erkennen würde. Voltaire dachte als Grieche, aber er war Franzose. Entstellen wir nicht unsere Zeitgenossen, indem wir ihnen die Tracht eines jetzt unter der Tyrannei der Türken, seiner Besieger, erniedrigten und entarteten Volkes ertheilen." Die Marmorbüste Voltaire's, welche der König bei Houdon für den Sitzungssaal unserer Akademie bestellte,[16] und welche man in einer Ecknische des Vorzimmers sieht, ist daher modern gekleidet.

Noch schärfer gab in dieser Beziehung der König seine Meinung gegenüber Daniel Chodowiecki zu erkennen. Es war unmittelbar nach dem Hubertsburger Friedensschluß, Chodowiecki, 1726 geboren, zwar schon in voller Mannesreife, aber bei dem langen Weg, den er vom Specereiladentisch in Danzig bis zum Anfang seiner Künstlerlaufbahn zurückzulegen gehabt hatte, in dieser noch nicht sehr weit vorgeschritten, und dem Könige nur durch die Emaildeckel bekannt, welche er für die zu Geschenken bestimmten Dosen malte. Zur Feier des Friedens stach er unter der Bezeichnung: „Der Friede bringt den König wieder" eine allegorische Darstellung, welche Friedrich zu Roß, mit Geleite und Emblemen, in der conventionellen römischen Imperatorentracht, der Tracht von Schlüter's Großem Kurfürsten, zeigte. Freunde des Künstlers, erzählt Weise, welche dem Monarchen näher standen, riethen ihm Zeichnung und Abdrücke persönlich zu überreichen. Der König empfing ihn huldvoll, lehnte es indeß mit den Worten: „Ce costume n'est que pour les héros de théâtre" ab, in solcher Tracht vor die Oeffentlichkeit gebracht zu werden. Der Künstler wurde fürstlich entschädigt, die Zeichnung verschenkt, Platte und Abdrücke aber wurden vernichtet, so daß unter Chodowiecki's Stichen dies Blatt eines der seltensten ist.[17] Man kann danach nicht zweifeln, daß Friedrich mit der getreuen Wiedergabe seiner Tracht an seinem Denkmal zufrieden sein würde; nur erstaunt man, daß von den vier ursprünglichen, seitdem durch andere ersetzten Feldherrn-Standbildern an den Ecken des

Wilhelmsplatzes zwei, das von Schwerin und das von Winterfeld, beziehlich 1771 und 1777 in römischer Tracht ausgeführt werden durften.

Unstreitig zeugt es von Chodowiecki's unabhängigem Sinne, daß er sich durch den Widerspruch des Königs bei dieser Gelegenheit nicht abhalten ließ, ihn nochmals bei seinen Lebzeiten, 1776, in der unliebsamen Kleidung darzustellen.[18] Dabei hatte er leider das Mißgeschick, durch die Unterschrift: „Friedrich im Unglück. MDCCLIX", welche auf die Niederlage von Kunersdorf anspielte, auch sonst des Königs Empfindung zu verletzen, und er scheint ihn nicht wieder gesprochen zu haben. Unmöglich indeß kann diese geringe Mißhelligkeit die Erklärung eines der merkwürdigsten Züge in Friedrich's Kunstleben enthalten, den wir nun aufzudecken haben.

Fragt man, welche künstlerische Erscheinung während seiner Regierung in Preußen, ja in Deutschland den ersten Platz einnehme, so wird jetzt die fast einstimmige Antwort sein: Chodowiecki. Doch hat dessen Ruhm großen Schwankungen unterlegen. Nachdem er zu Ende des vorigen Jahrhunderts der höchsten Anerkennung genoß, wurde er bis zur Mitte dieses Jahrhunderts durch den falschen Classicismus und die Romantik so sehr in den Hintergrund gedrängt, daß sogar sein Name auf dem Sockel des Friedrichsdenkmales unter denen der Civilpersonen fehlt, welche Friedrich's Regierung verherrlichten. Als dann unter Friedrich Wilhelm IV. das Andenken an Friedrich den Großen wieder reger wurde, und auf Befehl des Königs eine Prachtausgabe seiner Werke veranstaltet werden sollte, fand sich, um sie mit Abbildungen zu schmücken, durch die glücklichste Fügung ein Chodowiecki verwandtes Genie, welches auf Grund von Chodowiecki's genauen und charakteristischen Darstellungen die Scenen aus Friedrich's Kriegs- und Friedensleben uns so lebendig vorführte, daß wir meinen, wir seien mit dabei gewesen. Ein Jeder hat Hrn. Adolph Menzel genannt; er ist es aber auch, der mit großem Sinn und tiefem Verständniß Chodowiecki's Ansehen so gehoben hat, daß er zu einer der bekanntesten Figuren des Friderizianischen Berlins ward, und daß, wenn jetzt das Friedrichsdenkmal im Entstehen wäre, Chodowiecki nicht bloß in Schrift, sondern mindestens im Relief hinter Lessing und Kant daran Platz fände. In der That hat wohl Niemand mehr als Chodowiecki dazu beigetragen, den Typus des alten Fritzen festzustellen, seinen Dreimaster, Zopf und Krückstock weltbekannt zu machen, und auch seiner äußeren Erscheinung Unsterblichkeit zu verleihen.

Unter diesen Umständen ist es gewiß sehr auffallend, daß, wie Gottfried Schadow berichtet, „der König nichts von Chodowiecki wissen mochte."[19] Es heißt nun freilich in einer namenlosen kleinen Schrift vom Jahre 1791: „Der König war weder ein Kenner von Schildereyen noch von Kupferstichen. und letztere liebte er gar nicht"; wie ihm denn auch vorgeworfen wird, daß er kein Kupferstich-Cabinet angelegt habe.[20] Inzwischen betont schon Schadow, daß der König im Gegensatz zu Chodowiecki die Kupferstecher Wille und Georg Friedrich Schmidt wohl für große Künstler gelten ließ; letzteren, einen geborenen Berliner, der in Paris Mitglied der dortigen Kunstakademie geworden war, hatte er 1744 nach Berlin zurückberufen und zum Hofkupferstecher mit ansehnlichem Gehalt ernannt. Wenn nun auch Schmidt's Bildnisse in Grabstichelmanier, beispielsweise

die von Friedrich und von La Mettrie, das Vollkommenste der Art sind, was man sehen kann, und Chodowiecki Gleiches vielleicht nicht vermochte, so überragt der Peintre-Graveur den bloß reproducirenden Künstler an allgemeiner Bedeutung doch so weit, daß für Friedrich's Verschmähen des ersteren der Grund gesucht werden muß.

Bei einer früheren Gelegenheit [21] habe ich einmal den Gründen nachgeforscht, aus welchen der König, trotz seinem lebhaften Gefühl für literarische Schönheit, sich durchaus unempfänglich für Rousseau's und Diderot's dichterische Neuerungen zeigte. Seine Abneigung gegen ihre Theorien oder ihre Persönlichkeit war nicht die Ursache; denn er fuhr fort, Voltaire als Schriftsteller zu bewundern, lange nachdem er ihn als Menschen verachten gelernt hatte. Die Erklärung schien mir darin zu liegen, daß Friedrich, als Schriftsteller in den Conventionen der gallo-römischen Poesie groß geworden, wie sie in seiner Jugend unbestritten herrschte, nicht über deren Schranken hinaus konnte. Die drei neuen Elemente, durch welche Rousseau die französische Literatur verjüngte: romantisches Naturgefühl, Natürlichkeit der Motive, Empfindsamkeit, waren dem literarischen Jünger Voltaire's fremd, und keine gleich gestimmte Saite wurde dadurch bei ihm in Mitschwingung versetzt. Seinem auf das Große und Erhabene gerichteten Sinn bedeutete Poesie wesentlich immer nur die in prächtigen Alexandrinern sich abrollende Schilderung der Erlebnisse, Leidenschaften und Handlungen von Menschen auf der Höhe irdischen Daseins. Shakespeare's Realismus, von Goethe im Götz nachgeahmt, erschien ihm als barbarischste Rohheit, und mancher Gedanke der Henriade wog in seiner Schätzung den ganzen Homer mit seinem häßlich flennenden Thersites und seinem sich selber Sohlen zuschneidenden Sauhirten auf.

Daß diese Denkweise Friedrich's in literarischen Dingen auch sein Kunsturtheil beeinflußte, ist wohl anzunehmen. Auch von der Malerei verlangte er, daß sie dem Idealen nachgehe; daß sie, das Natürliche und das Gemeine hinter sich lassend, welches uns im wirklichen Leben ja genug zu schaffen macht, den Beschauer mit sich in die goldenen Wolken der Phantasie entführe. Was war ihm die uns entzückende Naturwahrheit und Naivetät in Chodowiecki's kleinen Schöpfungen? Was ging ihn, schwarz auf weiß in diesem Format, die kleinbürgerliche Welt mit ihren Leiden und Freuden, ihrer Liebe und ihrem Zorn, ihren Abenteuern, Narrheiten und Lächerlichkeiten an? Ja, man kann mit ziemlicher Sicherheit behaupten, daß auch die Werke dessen, der auf Chodowiecki's Schultern in unseren Tagen Friedrich's Figur neubelebt hat, daß auch Adolph Menzel's Werke ebenso wenig Gnade vor ihm gefunden hätten, wie die Chodowiecki's. Nur in dem einen Punkte des Costümes war durch einen seltsamen Widerspruch, aber richtigen Instinct, der König Realist; leider war gerade dies ein Punkt, in welchem umgekehrt Chodowiecki zum Idealismus neigte, so daß er dadurch seinem Helden um so mehr entfremdet wurde.

An dem mangelnden Verständniß für den Realismus hätte die von dem Könige nach dem siebenjährigen Kriege geplante Reise nach Italien schwerlich etwas geändert. Aber Erhebung und Läuterung seines Geschmacks in der idealen, von ihm bevorzugten Kunstrichtung wäre vielleicht zu erwarten gewesen; in Venedig, Florenz und Rom hätte seine Vorliebe für Grazie im Helldunkel

kaum Stand gehalten, am wenigsten, wenn Winckelmann sein Cicerone gewesen wäre, der, von solcher Bekehrung Großes für die Geschicke der Kunst hoffend, ihn schon mit Ungeduld erwartete. Wie Jeder weiß, ward aus der Reise nichts, und auch Verhandlungen, um Winckelmann an de la Croze's Stelle als Oberbibliothekar und Director der Kunst- und Münzkammer herzuziehen, scheiterten am Geldpunkt. Winckelmann blieb vorläufig bei seinem Gönner Albani, verließ aber zwei Jahre darauf Rom, um Deutschland wiederzusehen, in Begleitung seines Freundes, des Bildhauers Cavaceppi, der mit Empfehlungen des Cardinals nach Potsdam ging. Sie trennten sich unterweges; als Cavaceppi am Tage nach seiner Ankunft durch Quintus Icilius zum Könige gerufen wurde, erfuhr er aus dessen eigenem Munde zuerst Winckelmann's schreckliches Ende.[22]

Uebrigens erschien wohl Winckelmann Friedrich nicht in dem Lichte wie heute uns, als bahnbrechender Reformator in Geschichte und Theorie der Kunst; er sah in ihm nur einen tüchtigen Gelehrten. Daß Lessing's gleichzeitige Bestrebungen, daß der „Laokoon", die Abhandlung über die antike Symbolik des Todes bis zu Friedrich gedrungen seien, ist bei dessen Stellung zur deutschen Literatur um so weniger wahrscheinlich, als Lessing sich durch die Minna von Barnhelm mißliebig machte. Ohnehin begann erst gegen den Schluß des Jahrhunderts die bessere Kenntniß der griechischen Kunstdenkmäler Frucht zu tragen. Wenn Diderot dem Rococo sich nicht entwand, ist es da Friedrich zu verdenken, daß er in dessen Reizen verstrickt blieb? Wenigstens von Einem Fehler der Zeit blieb sein Urtheil frei. Wie er als Ethiker nicht in die Tugendphrasen der Encyklopädisten einstimmte, denn bei ihm regierte die Pflicht, so hat er in der Kunst die von Hogarth aufgebrachte, von Greuze sentimental gefärbte, von Diderot bewunderte tendenziöse Manier achselzuckend von sich gewiesen. Er liebte die Kunst um ihrer selbst willen, und er kannte die Menschen zu gut, um zu glauben, daß sie durch gemalte Gouvernantenmoral zu bessern oder abzuschrecken seien.

Stand auch Friedrich als Kunstkenner und -Liebhaber nicht auf der höchsten Stufe der Einsicht, so hat ihn das doch nicht gehindert, für Förderung der Kunst in seinem Staate sehr Bedeutendes zu leisten. Wo kaum nennenswerthe Anfänge da waren, hat er Sammlungen gegründet, welche der Kern unserer heutigen Museen geworden sind. So kaufte er unter anderen gleich 1742 die Antikensammlung des Cardinals Polignac, aus der mehrere unserer vorzüglichsten Bildwerke stammen, 1770 die vom Baron von Stosch in Italien zusammengebrachte unschätzbare Sammlung geschnittener Steine, während er in Sanssouci nach und nach 178 Gemälde zu einer Galerie vereinigte, von denen, um einen Begriff von ihrem Werthe zu geben, wohl nur Correggio's 1755 erworbene Jo genannt zu werden braucht.

Sparsam und umsichtig wie der König war, erklärte er freilich, im Bilderkauf mit dem Kurfürsten August III. von Sachsen, König von Polen, den Wettkampf nicht bestehen zu können. Er habe, schreibt er seinem Unterhändler Gotzkowsky, einen Rafael im Handel, der nicht so theuer sei, wie ein Gemälde in Rom, für welches der König von Polen 30000 Ducaten geboten hätte: „Dem König in Pohlen stehe es frei, für ein Tableau 30/m ducaten zu bezahlen und in Sachsen

vor 100/m Rthr. Kopfsteuer auszuschreiben; aber das ist meine methode nicht. Was ich bezahlen kann, nach einem resonnablen Preis, das kaufe ich, aber was zu theuer ist, laß ich dem König in Pohlen über, denn Geld kann ich nicht machen und Impoſten aufzulegen ist meine Sache nicht". Nach dem nicht ganz sicheren Datum dieses Schreibens wäre es nicht unmöglich, daß mit dem zu theuren Gemälde die Sistina gemeint sei.[23]

Noch eine andere Methode, Sammlungen zu bereichern, war nicht die seine: die des Ersten Napoleon, der die Künste so sehr liebte, daß er, unter dem Beifall der französischen Nation, die Museen der eroberten Hauptstädte systematisch ausplünderte. Was hätte Friedrich während des Winters 1756—57 verhindert, die ganze Dresdener Galerie sammt der Sistina, die Antiken des Japanischen Palais, die Kostbarkeiten des Grünen Gewölbes einpacken und nach Berlin und Potsdam schaffen zu lassen? Ist es da nicht fast rührend zu vernehmen, daß er nur nach eingeholter Erlaubniß des Sächsischen Hofes das Japanische Palais betrat, und daß er, bei seinem zweiten Besuche der Gemäldegalerie, am 22. December 1756, dem Hofmaler Dietrich für sein Geld eine Copie der Magdalena von Battoni bestellte, dabei jedoch, er, der Sieger in Feindesland, der Regel sich unterwarf, wonach auf Copien nach Gemälden der Dresdener Galerie stets etwas vom Original wegbleiben muß? Der Todtenkopf als Emblem der Büßerin wurde auf Dietrich's Copie fortgelassen.[24]

Zum Sammeln gehört Glück, und auch dies fehlte Friedrich nicht, als ihm 1747 der Ankauf des Adoranten, jener antiken Bronzestatue, gelang, welche heute noch eine der edelsten Zierden unseres Museums bildet. Der Betende Knabe ist nicht allein durch seinen Kunstwerth, sondern auch durch seine Schicksale merkwürdig, die erst unlängst durch unseren Collegen Hrn. Conze, und im Anschluß an ihn durch Hrn. Prof. Furtwängler und Hrn. Dr. Puchstein endgültig aufgeklärt wurden.[25] Die landläufige Meinung, als sei die Figur geradeswegs aus dem Tiberschlamm nach Sanssouci gekommen, entbehrt jeder Begründung, und wie so oft ist auch diesmal die Wahrheit seltsamer als die Erfindung. Das unter mancherlei Namen — Mercur, Antinous, Ganymed, sogar Phrixos — vielgewanderte Erzbild erscheint zuerst, wenn auch nur vermuthungsweise, vor etwa dreihundert Jahren in Venedig, dann im siebzehnten Jahrhundert sicher in Vaux-le-Vicomte, dem Landsitze des unermeßlich reichen Oberintendanten Ludwigs XIV., Fouquet. Bei dem Zauberfeste, welches Fouquet am 17. August 1661 seinem jungen Könige gab, mögen Ludwig's Augen begehrlich auf dem „Antinous" geruht haben. Als nur neunzehn Tage später, am 5. September, Fouquet in der bekannten hinterlistigen Weise, wenn auch nicht unverdient, gestürzt wurde, vergrub ein alter Diener die Figur, die er oft als großen Schatz hatte preisen hören, in einem Keller, um sie der verarmten Familie zu erhalten. Fouquet's Sohn, der Marquis de Belle-Isle, verkaufte sie dann nach Wien dem Prinzen Eugen; dieser wieder dem Fürsten Liechtenstein, von welchem endlich Friedrich sie für 17800 Mark heutiger Währung erwarb. Auf einer Sänfte von Maulthieren sicher vor Stößen getragen, von einem eigens vom Könige nach Wien abgesandten Packer zu Pferde begleitet, erreicht sie bei Ratibor die Wasserstraße der Oder, und gelangt von da zu Schiff nach Potsdam. Den Empfang in Sanssouci

hat Rauch auf dem Friedrichsdenkmal als einen der krönenden Augenblicke in des Königs Leben dargestellt. Bis nach Friedrich's Tode stand der Betende Knabe vor der Bibliothek von Sanssouci, da wo jetzt eine Nachbildung an ihn erinnert. Das Original sollte noch nicht zur Ruhe kommen, denn es befand sich unter den aus Berlin geraubten Kunstschätzen, welche am 14. October 1807, als dem ersten Jahrestage der Schlacht bei Jena, in Paris als Siegestrophäen der Großen Armee ausgestellt wurden.

Aber fast als sei es noch unser, und wie in der Zuversicht, daß es uns nur vorübergehend entfremdet sein könne, schrieb gerade damals, 1808, Konrad Levezow, Professor der Alterthümer an der hiesigen Kunstakademie, die grundlegende Abhandlung über den Adoranten, worin er zuerst ihm diesen Namen gab.[26] Levezow war auch zuerst der Verdacht aufgestiegen, daß die Arme der Figur unecht seien, eine Vermuthung, welche von Friedrich Thiersch,[27] später von dem Bibliothekar der Marciana, Giuseppe Valentinelli[28] und noch Anderen immer bestimmter ausgesprochen, der neueren Forschung zur Gewißheit ward. Sie sind eine äußerst geschickte Ergänzung vermuthlich aus der Zeit des ersten französischen Aufenthaltes. Wiederholt wurde nun darüber verhandelt, ob die Stellung der beiden gen Himmel erhobenen Hände zwischen Pronation und Supination zur Deutung des Betenden Knaben als eines solchen passe, da dies nach vielen Zeugnissen nicht die rituelle Betbewegung der Hellenen war. Vielleicht wurde dadurch, und durch die Frage nach ihrer Echtheit, die Aufmerksamkeit von einem anderen die Arme des Adoranten betreffenden Umstand abgelenkt, den mein Freund Hr. Ernst von Brücke, unser correspondirendes Mitglied in Wien, schon vor langer Zeit wahrnahm, als er noch Lehrer der Anatomie bei der hiesigen Kunstakademie war. Er hat mir erlaubt, seine Bemerkung hier mitzutheilen. Es ist nämlich der den Arm erhebende Deltamuskel an der Figur nicht im thätigen Zustande vorgestellt, in welchem sein Fleisch um das Akromion des Schulterblattes anschwillt, und auf der Schulter eine dem nur mit der Haut bedeckten Akromion entsprechende Grube entsteht. Der Fehler erklärt sich wohl daraus, daß der Bildner, damit sein Modell nicht ermüde, dessen Arme auf einer wagerechten Stange nach Art eines Reckes ruhen ließ, wobei der Deltamuskel erschlafft und die im Adoranten sichtbare Form annimmt.

Nicht immer traf es Friedrich so gut wie mit dem Adoranten. Bei Hrn. Curtius findet sich die Geschichte der „plastischen Maskerade" anmuthig erzählt, welche ein junger französischer Bildhauer in Rom mit einer Anzahl zum Theil einander fremder Torsi und sonstiger Bruchstücke aus der Polignac'schen Sammlung dem Cardinal zu Gefallen aufgeführt hatte, indem er daraus nach Art der Niobidengruppe eine vollständige „Familie des Lykomedes" zusammenflickte, bestehend aus dem König und der Königin, sechs Töchtern, Achilleus und Odysseus. Die Töchter waren meistens Musen; den Peliden stellte ein Apollo Musagetes vor, der, in seinem langen fliegenden Gewande damals unverständlich, vom Cardinal selber als Achill in Mädchenkleidern gedeutet worden war. Dem Lykomedes hatte der kühne Restaurator die Züge des Barons von Stosch gegeben. Sehr mit Unrecht galt dies Machwerk, über welches, wie man sich denken kann, Winckelmann nicht sehr ehrerbietig sich äußerte, für das Hauptstück der

Polignac'schen Sammlung, die doch manche echte Perle barg. Es erhielt den Ehrenplatz in der Rotunde des Antikentempels, den Friedrich im Park zu Sanssouci baute, um seine werthvollsten Alterthümer, auch Gemmen und Münzen, aufzubewahren.[29]

Denn man darf sich sein Sammeln von Kunstgegenständen nicht so vorstellen, als legte er öffentliche Museen für den Genuß und die künstlerische Erziehung seiner Unterthanen an. Sondern er umgab sich mit den von ihm erworbenen Kunstschätzen zu seiner eigenen Freude, indem er theils seine Schlösser, Gemächer, Gärten damit zierte, theils zu ihrer Aufnahme würdige Räumlichkeiten in seiner Nähe schuf, wie die Bildergalerie von Sanssouci und den Antikentempel. Zwar waren diese Sammlungen Jedermann zugänglich, und sie wurden von Fremden und Einheimischen von Berlin aus viel besucht, doch mag das Verfahren des Königs heute selbstisch und engherzig erscheinen, wo jeder Fürst, jedes größere städtische Gemeinwesen es als Ehrensache betrachtet, öffentliche Sammlungen zu gründen. Man braucht sich indeß nur an die Zustände in Rom und in Florenz, in Wien und in Dresden zu erinnern, um einzusehen, daß weitaus die meisten Galerien, Museen, Sammlungen aller Art ursprünglich als Privatsammlungen der Herrscher, Großen und Reichen entstanden. Bis zur Revolution hieß der Pariser Pflanzengarten Jardin du Roi. Somit war die Entwicklung bei uns eine verspätete, sonst aber naturgemäße. Was den Anschein erweckt, als hätte Friedrich mehr als andere Fürsten bei seinen Sammlungen nur an sein Vergnügen, nicht auch an sein Volk gedacht, ist der an sich sehr begreifliche und verzeihliche Umstand, daß er lieber in Potsdam lebte, als in Berlin.

Zu Friedrich's künstlerischen Thaten sind in erster Linie noch die Prachtbauten zu zählen, mit welchen er Berlin und Potsdam schmückte. Prunkvollen, aber auch gleichsam prophetischen Sinnes hatte Preußens erster König durch Schlüter und Nehring Schloß und Zeughaus hinstellen lassen, in erstaunlichem Maßstabe für die Hauptstadt seines noch so unbedeutenden Staates. Abgesehen von den beiden Museen, der Nationalgalerie und der Neuen Wache, sind alle übrigen Gebäude, welche Lustgarten und Opernplatz umgeben und (bis auf den Dom) in ihrer Gesammtheit eine der schönsten Architekturanlagen der Welt bilden, Friedrich's Werk. Seine Schuld ist es nicht, wenn die armseligen natürlichen Bedingungen Berlins, die Kleinheit des Flusses, die geringe Höhe seiner Ufer, die Flachheit der Gegend nie zu so großartigen Ansichten Gelegenheit bieten werden, wie London und Paris.

Kaum hatte Friedrich den Thron bestiegen, so entstand durch Knobelsdorff mit heute unerhörter Schnelle das Opernhaus. Noch während des Ersten Schlesischen Krieges, am 5. September 1741, legte der junge Prinz Heinrich den Grundstein, fünfviertel Jahre später, am 7. December 1742, wurde es mit der Graun'schen Oper Cesare e Cleopatra eröffnet. Länger freilich, von 1747 bis 1773, zog sich der Bau der St. Hedwigskirche hin, zu welcher der König selber den Plan nach dem Pantheon gemacht hatte, da die Baugelder aus Rom, aus Spanien, vom Dominicanerorden nur stockend einliefen; und noch heute sehen wir daran arbeiten. Das Universitätsgebäude, 1764 als Palast des Prinzen Heinrich vom älteren Boumann gebaut, ist in seiner edlen Einfachheit, trotz einer

etwas cynischen Bemerkung des Königs, immer noch eine Zierde der Hauptstadt, wie die Ueberweisung für seinen gegenwärtigen Zweck immer ein Denkmal des großen Sinnes Friedrich Wilhelm's III. bleibt. Das Akademiegebäude, in welchem wir uns befinden, ist seiner ersten Anlage nach älter. Es wurde 1699 von Nehring als Marstall für den König Friedrich I. noch als Kurfürsten gebaut, und die durch die vorgeschlagene Inschrift Mulis et Musis verspottete Vermischung sehr verschiedenartiger Zwecke fällt diesem Fürsten zur Last, indem er es war, welcher die beiden von ihm gegründeten Akademien, die der Wissenschaften und die der Künste, über seinen Mauleseln einquartierte. Friedrich II. ließ das 1743 durch einen Brand zerstörte Gebäude von dem älteren Boumann erneuern, doch stammt wohl der Bau, wie wir ihn heute sehen, großentheils aus dem zweiten Jahrzehend dieses Jahrhunderts von Rabe her. Endlich die Königliche Bibliothek ist als eines der charakteristischsten Denkmäler des Barockstiles von dem jüngeren Boumann nach den vom König angegebenen Motiven gebaut worden, wenn es auch auf Erfindung beruht, daß sie auf seinen Befehl nach dem Muster einer Commode damaliger Zeit entworfen sei.[30]

Diesen, Knobelsdorff's Forum Friderici umgrenzenden Bauten reihen sich noch die außen prächtigen, innen kümmerlichen Gontard'schen Campanile auf dem Gensd'armen-Markt an; sie sind, was die Architekten nennen, ein maskirter Bau, und nicht einmal läutende Glocken zu tragen muthete man ihnen zu. Bekanntlich stürzte der schon weit vorgerückte südliche Thurm am 28. Juli 1781 früh Morgens ein, ohne weiter Schaden anzurichten. Minder bekannt ist, daß, da nur wenige Berliner damals eine andere Ruine gesehen hatten als die künstliche bei Potsdam, der großartige, durch die stehengebliebenen Säulen malerische Trümmerhaufen von nah und fern als Sehenswürdigkeit besucht und von Künstlern und Dilettanten aufgenommen wurde. Der Bildhauer Tassaert schickte seinen siebzehnjährigen Lehrburschen auch hin, um die Ruine zu skizziren. „Es fanden sich bald Leute," so erzählt Gottfried Schadow, „welche behaupteten, diese Zeichnung sei die am besten gerathene. Von da ist die Zeit zu datiren, wo die Kunstfreunde erfuhren, daß ein solcher Bursche vorhanden sei." Dieser Bursche war nämlich Niemand anders, als unser alter Schadow selber.[31]

Wen führte nun nicht Phantasie auf ungeduldigen Schwingen nach dem „historischen Hügel", wie Alexander von Humboldt Sanssouci zu nennen pflegte? nach der etwas düster ragenden Kuppel des Neuen Palais, welches nicht bloß durch Stil und Masse, sondern auch durch den ergreifenden Gegensatz der hinter ihm in tiefer Stille sich öffnenden Fernsicht auf Wald und Wiese an Versailles erinnert? Hier in der Oase der Havellandschaft schuf sich Friedrich mit bewundernswerthem künstlerischem Tacte möglichst getreue Abbilder von den Herrlichkeiten des heiteren Südens, von dem fürstlichen Glanz des reichen altcultivirten Westens, nach welchen sehnsüchtige Neugier schon seit seiner Jugend ihn zog, die mit Augen zu sehen ihm nicht beschieden war.

Doch sind diese Dinge öfter geschildert und bekannter, als daß es meine Absicht sein könnte, länger dabei zu verweilen; Friedrich's Bauten aufzuzählen wäre ohnehin ein zu langes Stück Kunst- und Culturgeschichte. In Einer Beziehung entspricht es aber wohl unserem Zweck, daß wir den Königlichen Bauherrn nach

seinen Bauplätzen begleiten. Man macht sich nämlich schwer einen Begriff davon, bis zu welchem Grade er an diesen Arbeiten theilnahm, wie viel von seiner Erfindung und seinem persönlichen Geschmack er hineingelegt hat. Die schon früher erwähnte constructive Seite seiner Begabung, verschwistert mit der ästhetischen, und in seltener Art bei ihm sich vertragend mit dem musikalischen Talent, kam hier zum Vorschein. Dazu gesellte sich noch eine, offenbar für das Herrscher- und Feldherrngenie bezeichnende Fähigkeit, sehr verschieden von Newton's patient thinking, aber in ihrem Kreise nicht minder nöthig und Wunder wirkend: die Fähigkeit, zwischen den ungleichartigsten Gegenständen hin und her zu springen, und doch immer voll und ganz bei der Sache zu sein. Vermöge dieser Fähigkeit vertauschte Friedrich in einem beliebigen Augenblick den Feldherrnstab mit der Flöte, die Feder des Diplomaten mit dem Stifte des Baumeisters. Seine rohe, aber klar gedachte und kräftig hingeworfene erste Skizze von Sanssouci ist noch vorhanden; auch das Neue Palais ist wesentlich nach seinen Entwürfen gebaut. Palladio, der Vitruv der Renaissance, der ja auch Goethe nach Italien begleitete, kam ihm nicht von der Seite. Mit Einem Worte, wenn Sainte-Beuve meint, daß Friedrich eigentlich als Schriftsteller geboren sei, so könnte man fast mit gleichem Rechte behaupten, daß er auch zum Baumeister geschaffen war.

Leider darf nicht verschwiegen werden, daß die gute Meinung, welche der königliche Baukünstler mit Recht von sich hatte, seinen Baumeistern keine angenehme Lage bereitete. Eine Sache für sich ist es, daß er bei sonst löblichen architektonischen Gedanken nichts von den technischen Bedingungen der Ausführung verstand und, den Geldpunkt ausgenommen, auch nicht viel davon hören mochte. Aber auch in rein ästhetischen Dingen, Baustil und Ornamentik, vertrug er bald keinen Widerspruch mehr. Mißhelligkeiten der Art führten zunächst zu einer Erkältung zwischen ihm und Knobelsdorff, der ihm doch nicht nur künstlerisch seit Rheinsberg, sondern auch schon seit der Cüstriner Gefangenschaft menschlich verbunden war. Knobelsdorff hatte in Italien, seiner Zeit voraus, sich mit den erhabenen und einfachen Zügen hellenischer Kunst durchdrungen, soweit sie damals bekannt war; Friedrich blieb zeitlebens im Barockstil befangen. Der Freiherr von Knobelsdorff, ehemals Officier, war nicht der Mann, seine bessere Ueberzeugung aus Liebedienerei zu verleugnen, und seines lauten Tadels oder seiner stummen Mißbilligung müde, wandte sich der König allmälig von ihm ab und dem schon vorher genannten älteren Boumann zu, den sein Vater aus Holland verschrieben hatte, um in Potsdam das sogenannte Holländische Viertel zu bauen. Ueber das Berliner Thor in Potsdam, welches Friedrich gewissermaßen hinter Knobelsdorff's Rücken hatte aufführen lassen, kam es zum Bruch zwischen ihnen, und sie haben sich nicht wiedergesehen. Knobelsdorff's früher Tod machte diesem unerfreulichen Verhältniß ein Ende, und der König suchte, was er im Leben vielleicht an ihm gefehlt, durch das von ihm verfaßte Éloge zu sühnen, das er am heutigen Jahrestage 1754 an diesem Tische verlesen ließ. Die Nachwelt ist Knobelsdorff gerecht geworden. Er steht, was könnte er Größeres verlangen, im Marmorbilde unter der Museumshalle neben Schadow und Rauch, und am Friedrichsdenkmal stellt er den Adoranten dem Könige vor. Die Boumann, Vater und Sohn, und von Gontard folgten sich nun in der

Gunst des Königs; ersteren sagte man nach, daß sie am leichtesten seiner Eigenwilligkeit sich beugten, oder am geschicktesten seine architektonisch nicht immer zu rechtfertigenden Anordnungen zu umgehen wußten.

Ueberhaupt war das Friedericianische Berlin, trotz dem Kunstsinn des Königs und trotz den bedeutenden in Ausführung begriffenen Arbeiten, weit entfernt davon, ein Künstlerparadies zu sein. Die einheimischen Künstler konnten es nicht gerade gern sehen, daß Friedrich, auch hier seinen französischen Neigungen folgend, aus der Fremde Männer berief, die man zwar nicht unter sich schätzte, sich ihnen aber doch ebenbürtig dünkte: wie Blaise-Nicolas Lesueur, seit 1750 Director der Kunstakademie, Charles-Philippe-Amédée Vanloo, von dem das farbenschöne Deckengemälde im Concertsaale des Prinzen Heinrich, jetzt der Aula der Universität, herrührt, den Bildhauer Tassaert, der in der Porträtbüste seines Gleichen suchte.[32] Man verdachte es dem Könige, daß er Berlin gegen Potsdam künstlerisch zurücksetzte, indem er die von ihm gehäuften Kunstschätze bei sich in Potsdam behielt; vorzüglich aber, daß er, und das war eine schwerer wiegende Anklage, im Vergleich zu dieser seiner Akademie der Wissenschaften, die Kunstakademie gänzlich vernachlässigte.

Die von König Friedrich I. 1699 als die dritte in Europa gegründete Akademie der Künste und mechanischen Wissenschaften hatte sich unter seiner Herrschaft einer gewissen Blüthe erfreut. Nach seinem Tode erlosch dieser Glanz, und die von ihm berufenen Künstler, wie Pesne, mußten sehen, wie sie durchkamen. Während aber die Zwillingsschwester der Kunstakademie, die Akademie der Wissenschaften, der es nicht besser ergangen war, nach Friedrich's II. Regierungsantritt neu gegründet und auf jede Art begünstigt wurde, der König diese seine eigene That durch eine schwungvolle, am heutigen Jahrestage 1748 hier verlesene Ode verherrlichte,[33] geschah für die Akademie der Künste nichts Aehnliches. Als 1743 die schon erwähnte, von den Marställen unter ihren Räumen ausgegangene Feuersbrunst letztere mit allen Unterrichtsmitteln zerstört hatte, wurden zwar die Räume wieder hergestellt, aber wegen der Bedürfnisse des Staates während der Kriege gegen einen Miethszins zu einem Vergnügungsort an einen Kaffeewirth verpachtet. Erst 1770 erhielt die Akademie das Local zur Hälfte zurück, allein ohne weitere Bewilligungen.

Es ist nicht leicht, die Gründe für diese gleichgültige, ja ablehnende Haltung des Königs anzugeben. Sie wurde damals so aufgefaßt, als habe er in bildender Kunst wie in schöner Literatur den Deutschen das Talent abgesprochen; nur in der Musik anerkannte er rückhaltslos ihre Ueberlegenheit. Wie wäre er erstaunt, hätte er den doppelten Aufschwung des deutschen Geistes, in schöner Literatur wie in bildender Kunst, während der folgenden Jahrzehende erlebt, besonders aber hätte er wie wir übersehen können, daß gerade aus der von Natur- und Kunstschönheit verlassenen märkischen Sandwüste eine Reihe von Männern hervorging, welche, wenn auch nicht sämmtlich ersten Ranges, doch in der Kunstgeschichte dauernden Andenkens gewiß sind: der Altersfolge nach Knobelsdorff und Winckelmann, dann Goethe's neapolitanischer Kunstgenoß Philipp Hackert, die Berliner Kinder Gottfried Schadow und Friedrich Tieck, endlich, ganz nahe bei Rheinsberg geboren, Schinkel selber.[34] Merkwürdig ist jedenfalls, daß der

König in der gegen Rousseau gerichteten Rede „Ueber den Nutzen der Künste und Wissenschaften in einem Staate", welche er am heutigen Jahrestage 1772 zu Ehren seiner in der Sitzung anwesenden Schwester, der Königin Ulrike von Schweden, hier verlesen ließ, der bildenden Kunst nicht gedenkt.[35]

Wie dem auch sei, erst in hohem Alter, ganz nahe dem Ende seiner Laufbahn, im Januar 1786, entschließt er sich, bewogen, wie es heißt, durch Quintus Icilius und den Staatsminister von Heinitz, das lange Versäumte gut zu machen. Aber auch jetzt denkt er bei Neubelebung der Akademie der Künste nicht an die reine Kunst, welche doch sein Leben lang eine seiner Göttinnen gewesen war. Vielmehr läßt er sich, so scheint es, zum Handeln für die Kunstakademie bestimmen durch die utilitarische Ueberlegung, daß die Akademie als Kunstschule für Gewerbetreibende Vortheil bringen, mit anderen Worten, daß sie die Entwicklung dessen fördern werde, was wir heute Kunstgewerbe nennen, wofür er während der längsten Zeit seiner Regierung unausgesetzt bemüht gewesen war. Schon 1762 war die Berliner Porzellanmanufactur gegründet worden und hatte, durch zum Theil recht sonderbare Mittel gehoben, angeblich bald die Meißener, ja die von Sèvres eingeholt. Außerordentliche Anstrengungen wurden auf die Einführung des Seidenbaues gerichtet, woran die Maulbeeralleen bei Potsdam noch heute erinnern. Aus Kopenhagen verschrieb der König den berühmten Kunststicker Genelly, dessen Blumen und Früchte Schadow geradezu bewunderungswürdig nennt. Hier im östlichen Flügel dieses Gebäudes, etwa wo jetzt unsere Druckerei sich befindet, war die Königliche Gobelinfabrik. Die große Splitgerber'sche Spiegel- und Krystallglas-Hütte in Neustadt an der Dosse wurde durch Lieferung von Holz aus den Königlichen Forsten unterstützt. Endlich ganz besonderes Interesse nahm Friedrich an der Uhrmacherei, die er aus seinem Fürstenthum Neufchâtel nach Preußen zu verpflanzen suchte. Für alle diese Industriezweige hoffte der rastlose königliche Greis jetzt Vervollkommnung und Verschönerung ihrer Erzeugnisse durch geregelten Unterricht in den zeichnenden Künsten, dem Modelliren, Bossiren, Graviren u. d. m. Durch das Land verbreitete Kunstschulen sollten unter der Aufsicht und geistigen Leitung der erneuerten Kunstakademie stehen. Hervorragende Techniker erhielten durch das uns noch wohlbekannte Prädicat eines „akademischen Künstlers" Befreiung von dem damals in ganz Europa herrschenden Innungs- und Zunftzwange und zugleich einen in seiner Wirkung einem Patent ähnlichen Schutz für ihre Erfindungen. Endlich, um die künstlerische Thätigkeit der Akademie dem Volke näher zu bringen, sollten öffentliche Kunstausstellungen wie die Pariser Salons nach des Königs Absicht jährlich wiederkehren, deren erste, wesentlich nach Chodowiecki's Vorschlägen eingerichtet, am 20. Mai 1786 eröffnet wurde. Besucht hat sie der König nicht; dazu war er schon viel zu krank.[36]

So sind wir erst mit Friedrich's Lebensende an das Ende seines Kunstlebens gelangt. Unzählige mehr oder minder wichtige und anziehende Einzelheiten haben in dem hier versuchten Bilde, bei dem engen ihm gesteckten Rahmen, nicht Platz finden können. Irre ich nicht, so genügt es um das zu zeigen, worauf es bei dieser Gelegenheit allein ankommen kann: nicht bloß that der außerordentliche Mann auch in Bezug auf die bildende Kunst mit gewohntem Eifer nach bestem

Wissen seine Regentenpflicht, sondern sein beweglicher Feuergeist besaß nach dieser Seite wie nach so vielen anderen eine specifische Begabung, welche, durch unablässige Uebung entwickelt, ihn neben seinen staatsmännischen, kriegerischen, philosophischen, literarischen, musikalischen Leistungen zugleich als einen der die bildende Kunst am meisten liebenden und pflegenden Fürsten erscheinen läßt.

Daß er auch in diesem Gebiete hier und da, sachlich wie persönlich, das Rechte verfehlt hat, darob mögen die sich erheben, deren Sinn darauf steht, das Strahlende zu schwärzen. Was insbesondere des Königs Verhalten gegen die einheimische Kunst anlangt, so kränkte es natürlich die dadurch zurückgesetzten Zeitgenossen. Wir, die wir den hohen Flug der deutschen Kunst nach seinem Hinscheiden vor Augen haben, wollen ihn deshalb nicht härter tadeln, als wegen seines Verschmähens der deutschen Literatur. Mit Goethe wollen wir fragen, „wie man von einem Könige, der geistig leben und genießen will, verlangen könne, daß er seine Jahre verliere, um das, was er für barbarisch hält, nur allzu spät entwickelt und genießbar zu sehen?" Und ob er durch seine Herabsetzung die deutsche Kunst nicht vielleicht mehr zu angestrengten Leistungen spornte, als er es durch nachsichtiges Lob vermocht hätte? Wie „durch ihn und durch die Thaten des siebenjährigen Krieges der erste wahre und höhere eigentliche Lebensgehalt in die deutsche Poesie kam", so verdankte ihm auch die bildende Kunst eine Reihe begeisternder Motive. Er förderte sie mittelbar, indem er sie auf einen breiten Grund vaterländischer Geschichte stellte, auf welchem sogar Schlüter's gewaltige Schöpfungen erst in ein richtiges Verhältniß zur umgebenden Wirklichkeit gelangten.

Die deutsche Kunst hat Friedrich dem Großen längst seine Geringschätzung vergeben und dies durch Thaten bewiesen, an denen es die deutsche Poesie bisher fehlen ließ. Schiller's Fridericiade blieb Entwurf; durch Rauch's Friedrichsdenkmal hat die Berliner Kunst für Friedrich's Verachtung edelste Vergeltung geübt.

Anmerkungen.

[1] (S. 276.) Reden von Emil du Bois-Reymond. Erste Folge. Leipzig 1886. S. 3. 95.

[2] (S. 277.) Frédéric II. Philosophe. Paris 1875. — Ed. Zeller, Friedrich der Große als Philosoph. Berlin 1886.

[3] (S. 277.) Reinhold Koser, Unterhaltungen mit Friedrich dem Großen. Memoiren und Tagebücher von Heinrich de Catt. Leipzig 1884.

[4] (S. 278.) Monatsberichte der Akademie. 1878. S. 59. — Unter dem Titel „Friedrich II. und die bildenden Künste" abgedruckt in: Alterthum und Gegenwart. Gesammelte Reden und Vorträge von E. Curtius. Bd. II. 1882. S. 198 ff.

[5] (S. 279.) Œuvres complètes de Voltaire. Nouvelle Édition etc. Paris 1878. t. XIV (Siècle de Louis XIV). p. 150. 556; — t. XII (Essai sur les mœurs etc.) p. 30. 110; — 1879. t. XXI (Romans) p. 201. 202. — Wie wenig man vor Stuart von griechischer Kunst wußte, erhellt recht deutlich daraus, daß Voltaire sich das Parthenon als Kuppelbau nach Art des Pantheon's oder der Hagia Sophia vorstellte (Ibid. 1878. t. XIII. Essai etc. p. 103).

[6] (S. 279.) Im „Führer durch das Hohenzollern-Museum im Schlosse Monbijou" (Berlin 1883) sind auf S. 48 durch einen Druckfehler die Nummern 444, 445, 446 so aufgeführt, als wären sie außer den fünf unter 443 begriffenen Bildern vorhanden, während sie drei von jenen fünf sind. —

Irrthümlich ist die von Preuß in seiner Lebensgeschichte Friedrich's des Großen, Bd. I. Berlin 1832. S. 13 gegebene Nachricht von einem Selbstporträt des Kronprinzen: „In den Zimmern, welche seine nachherige Gemahlin auf dem Berliner Schlosse bewohnte, findet sich noch sein Bild von ihm selbst in seiner Jugend gemalt." Dazu führt Preuß an: Rumpf, Beschreibung von Berlin. 4. Aufl. Berlin 1823. S. 274. Hier aber steht nur: „An der Wand nach der Spree: Ein Gemälde von K. Friedrich II. als Kronprinzen selbst gemalt." — Ueber den im Text erwähnten Kopf eines alten Mannes vergl. Reinhold Koser, Friedrich der Große als Kronprinz. Stuttgart 1886. S. 81. 244; — über das Bildniß der jungen Dame eine Notiz im ersten Beiblatt zu Nr. 40 der Nationalzeitung vom 20. Januar 1887.

7 (S. 279.) Preuß a. a. O.; — Koser, H. de Catt's Unterhaltungen u. s. w. S. 163.

8 (S. 279.) Sie wurde erst 1753 erworben. S. Julius Hübner, Verzeichniß der Königl. Gemäldegallerie zu Dresden u. s. w. 2. Aufl. Dresden 1862. S. 113.

9 (S. 280.) Poëme adressé au Sieur Antoine Pesne. Œuvres de Frédéric le Grand. Berlin chez Rodolphe Decker. t. XIV. 1850. p. XII. 30.

10 (S. 280.) Interessant ist die Art, wie Friedrich für einen Künstler, den er begünstigen wollte, beispielsweise für den ihm vom Cardinal Albani empfohlenen römischen Bildhauer Cavaceppi, seinen Grundsatz zu umgehen wußte, indem er sich ihm in einer lange hingezogenen Unterhaltung durch Hin- und Herdrehen des Kopfes in verschiedenen Stellungen darbot. Preuß a. a. O. Bd. III. 1833. S. 313. 314. 322.

11 (S. 280.) Julius Hübner, Verzeichniß u. s. w. S. 70 Anm.

12 (S. 281.) Lettre à M. Darget, Potsdam, 14 décembre 1754. Œuvres etc. t. XX. 1852. p. 55.

13 (S. 281.) Œuvres etc. t. XVIII. 1851. p. 129; — t. XXI. 1853. p. 208.

14 (S. 281.) Fritz Bischoff, Gespräche Friedrich's des Großen mit H. de Catt und dem Marchese Lucchesini. Leipzig 1885. S. 200. 235.

15 (S. 281.) Lettre à d'Alembert. Le 28 juillet 1774. Œuvres etc. t. XXIV. 1854. p. 631.

16 (S. 281.) Preuß a. a. O. Bd. IV. S. 211; — Johann Gottfried Schadow, Kunstwerke und Kunstansichten. Berlin 1849. S. XII.

17 (S. 281.) Daniel Chodowiecki's sämmtliche Kupferstiche. Beschrieben von W. Engelmann. Leipzig 1857. S. XXXIX und S. 17, Nr. 21.

18 (S. 282.) Es ist Nr. 162 bei Engelmann, a. a. O. S. 103. — Nach Friedrich's Tode hat ihn Chodowiecki noch zweimal als Imperator dargestellt, 1787 auf dem sogenannten „Zweiten Fächer" und 1791 auf dem „Fürstenbund", bez. Nr. 575 S. 304 und Nr. 661 S. 351 bei Engelmann.

19 (S. 282.) a. a. O. S. VII.

20 (S. 282.) Kurze Anmerkungen über die Ausstellung von den Kunstwerken in der Königlich Preußischen Akademie der Künste und mechanischen Wissenschaften . . . den 24. September 1788 . . in einem Briefe an einen vornehmen Herrn in Wien. Berlin 1791. S. 20. 21.

21 (S. 283.) Friedrich II. und Jean-Jacques Rousseau. Reden u. s. w. Erste Folge. S. 372. 373.

22 (S. 284.) Carl Justi, Winckelmann. Sein Leben, seine Werke und seine Zeitgenossen. Bd. II. 2. Abth. Leipzig 1872. S. 305 ff.; — Preuß a. a. O. Bd. III. S. 321. 322.

23 (S. 285.) Zur Geschichte der Königl. Museen in Berlin. Festschrift zur Feier ihres fünfzigjährigen Bestehens am 3. August 1880. Berlin 1880. 4°. — S. darin: Die Königl. Kunst- und Alterthumssammlungen bis zum Jahre 1830. Von J. Friedländer. S. 13.

24 (S. 285.) Preuß a. a. O. Bd. II. S. 32. 33; — Julius Hübner a. a. O.

25 (S. 285.) Jahrbuch des Kaiserlich Deutschen Archäologischen Instituts. Herausgegeben von Max Fränkel. Bd. I. 1886. S. 1 ff. 217 ff.

26 (S. 286.) De juvenis adorantis signo ex aere antiquo hactenus in regia Berolinensi nunc autem Lutetiae Parisiorum conspicuo. Berolini 1808. 4°.

27 (S. 286.) Reisen in Italien seit 1822. Von Thiersch, Schorn, Gerhardt und v. Klenze. Erster Theil. Leipzig 1826. S. 246. 247.

28 (S. 286.) Atti del Regio Istituto Veneto di Scienze, Lettere ed Arti. t. XIII. Ser. III. 1867—1868. p. 697.

[29] (S. 287.) Vergl. Friedrich Nicolai, Beschreibung der Königl. Residenzstädte Berlin und Potsdam u. s. w. 3. Aufl. u. s. w. Berlin 1786. Bd. III. S. 1224 ff.

[30] (S. 288.) Ueber Friedrich's Bauten gibt Nicolai's eben angeführtes Werk vollständige Auskunft. S. auch: Berlin und seine Bauten. Herausgegeben vom Architekten-Verein zu Berlin. 1877. 1. Th. S. 147, und: August Kopisch, Die Königl. Schlösser und Gärten zu Potsdam. Von der Zeit ihrer Gründung bis zum Jahre 1852 . . . geschichtlich dargestellt. Berlin 1864.

[31] (S. 288.) Schadow a. a. O. S. XVIII. XIX.

[32] (S. 290.) Dieser Lesueur ist wohl zu unterscheiden von dem berühmten Eustache Lesueur in Paris im 17. Jahrhundert, wie auch dieser Vanloo von seinem bedeutenderen Bruder Charles-André, der 1765 in Paris starb. Ueber Tassaert s. Schadow's Denkwürdigkeiten, wie auch eine Studie von seinem Nachkommen Carl Robert: Gedenkblatt an Jean Pierre Antoine Tassaert, Erstem Hofbildhauer Sr. Majestät des Königs von Preußen u. s. w. Berlin 1884.

[33] (S. 290.) Le Renouvellement (Rétablissement) de l'Académie des Sciences, Ode. Œuvres etc. t. X. 1849. p. 23.

[34] (S. 290.) Die Bemerkung stammt her von Mr. Andrew Hamilton in seinem reizvollen Buche Rheinsberg: Memorials of Frederick the Great and Prince Henry of Prussia. London 1880. vol. I. p. 146. — Er irrt nur darin, daß er Hackert und Tieck vergißt, und dafür Rauch nennt, der zwar aus niederen Lebensverhältnissen in Berlin aufstieg, aber aus Arolsen gebürtig war.

[35] (S. 291.) Discours de l'Utilité des Sciences et des Arts dans un État. Œuvres etc. t. IX. 1848. p. 171.

[36] (S. 291.) Friedrich's Verhalten gegen die Akademie de r Künste findet sich dargestellt in: Konrad Levezow, Geschichte der Königl. Akademie der bildenden Künste und mechanischen Wissenschaften zu Berlin aus gedruckten und archivalischen Nachrichten entworfen. Besonders abgedruckt aus der Eurynome und Nemesis. Stettin und Leipzig 1808; — ohne Autornamen wieder abgedruckt als Vorbericht zum Verzeichniß der Berliner Kunstausstellung im Herbst 1814 (S. XXVI). — Diese Levezow'sche Schrift hat zur Grundlage gedient für Tölken's Erzählung in seiner „Rede bei der zur Feier des Geburtsfestes Sr. Majestät des Königs Friedrich Wilhelm's IV. am 15. October 1844 von der Königl. Akademie der Künste veranstalteten öffentlichen Sitzung" — aus den Jahrbüchern der Akademie. 4°. Berlin 1844.

Die Gekreuzigten.

Novelle
von
Hans Hoffmann.

Zwei Welten, verschieden wie Himmel und Hölle, liegen auf Korfu hart aneinander gefügt; sie berühren sich nachbarlich auf dem Kamme einer Bergmauer, welche sie mit fester Grenze scheidet. Wer auf dieser Höhe steht, blickt gegen Sonnenaufgang in ein breites, weiches Land, ganz übersponnen von dem Friedensbaum, der fruchttragenden, leichtschattenden Olive, als von einem einzigen Walde oder Garten, aus dem die Dörfer mit ihren Glockenthürmen hervorleuchten wie weißliche Früchte aus grüner Schale, Glanz und Fülle überall bis hinab an die ruhigen Buchten des Golfes, der das Eiland von den Bergen Albaniens trennt: gegen Niedergang aber stürzet der Fels schauerlich ab wie in den ewigen Abgrund, zackiges Gestein nur starrt wild aufgethürmt und wild zerrissen, nur gähnende Schlünde und wirre Klippen jäh bis hinab zum unfruchtbaren, in endlos ödem Blau sich dehnenden Meer.

Hoch auf dieser trennenden Felswand, doch dem Morgen und dem Segenslande zugekehrt, liegt hart unter der Kante eine Ortschaft Pelleka, in schöner Einsamkeit über ihren Oelwäldern thronend, gegen die Meerstürme und die Schrecken der Klippenküste geschützt durch den starken Rücken ihres Berges, an dessen obersten Hang sie sich steil aufklimmend schmiegt. Nur ein schmaler, wenig betretener Pfad führt gewunden und mühsam zu wandeln von der steinigen Wand meerwärts hinab, bis wo hinter einer vorgesprengten Klippe ein paar Nachen auf engem Strande lagern zu seltenem Gebrauch und Verkehr längs der menschenleeren Küste; denn der Ort zieht seine Nahrung vom Lande, dem früchtereichen, und die Gemüther der Leute hangen an ihm und fürchten das unbekannte, grenzenlose Meer.

Nicht weit aber von jenem Klippenhafen und nicht hoch über dem Wasser stehen bei einander zwei riesenhafte Oelbäume ganz allein; sich wechselseitig schirmend, haben sie den rauhen Anhauch des Meeres ausgehalten durch die Jahrhunderte, sie allein, denn keinen andern Baumwuchs nährt die Felswand, sondern kaum in heimlichen Spalten ein dürres, verkrüppeltes Gesträuch.

Die beiden Zwillingsbäume sehen aus, als wären sie von der Berghöhe herabgestürzt und hier hängen geblieben; vom Meere aus blickend begreift das Auge nicht, wie sie dort haften mögen und die Stätte finden für ihre Wurzeln; allein wer den Pfad ein wenig hinaufssteigt, entdeckt eine sanfter geneigte Fläche, groß genug immerhin, die beiden Riesen zu tragen und zu nähren. Wie es oft die Art der Oelbäume ist, heben sich die Wurzeln derselben weit über den Boden empor, nicht unähnlich schwellenden und wider einander kämpfenden Schlangen, die vielverschlungen sich an dem aufgelockerten Stamme emporzuringeln und zuletzt in dem Gezweig sich zu verlieren scheinen, ein sonderbarer und fast unheimlicher Anblick, zumal wenn zur Dämmerstunde oder in der zitternden Gluthluft des Mittags die leise wankenden Schatten der leichten Blätter jenen Schlangen den täuschenden Anschein lebendiger Bewegung leihen.

Es geht auch die Rede, daß in den zwei Bäumen Gespenster hausen, Dryaden oder Nereiden, die den Schlummernden beschleichen und mit Fieber schlagen; doch möchte selbst ohne solche Furcht nicht leicht Jemand verlockt sein, hier lange zu rasten, außer wer etwa ein Wohlgefallen am Schauerlichen findet; denn es ist ringsum nichts Liebliches zu sehen, weder zu Lande noch auf dem Meere.

Zu der Zeit, da diese beiden Baumgreise Kinder waren, nur eben als zarte Hälmchen dem Boden entsprossen, damals gerade ging hinter dem Berge ein Sturm von Osten her mit ungeheurem Siege durch die Menschenwelt, die Herzen bis in die Tiefen erschütternd und die Gedanken umkehrend, daß sie das Schöne nicht mehr für schön hielten, daß sie ihre strahlenden Götter in den Staub stießen als verrätherische Teufel, daß sie die mütterliche Erde mit ihrer Lust und Nahrung verachteten und die Freude, die anmuthvoll unbekümmerte, aus ihren Seelen zu verdrängen suchten, um sich ganz einer wehmüthigen Himmelsseligkeit zu opfern.

Mehr denn tausend Jahre aber nach dem großen Siege des Christenthums, als die zwei Oelbäume die herrlichste Höhe ihres Wuchses erreicht hatten, da ging abermals ein anderer, milderer Hauch über die Welt, ein neuer und doch uralter Geist; die geknebelten Seelen thaten sich wieder auf und bereiteten der Schönheit aufs Neue eine offene Bahn.

Und es zeigte sich, daß die unterdrückte Flamme der Erdenlust nicht erloschen war in den tausend Jahren der selbstbetrügenden Weltabkehr, sondern nur lose verdeckt unter warmer Asche.

Allein der strenge Gott des Ostens wehrte sich gewaltig gegen seine neu auferstandenen Feinde und predigte weiter seine Buße und Entsagung und führte rastlosen Krieg gegen die verführerische Herrlichkeit der alten Götter.

In den Tagen dieser Wiedergeburt der Schönheit lebte in jenem Pelleka ein Mann, dem es ernster war mit dem ewigen Kampf als tausend Anderen, ein Priester, der den Dienst der schönen Heiterkeit verfluchte und verfolgte, wo immer er ihre Spuren erblickte, auch bis in die geheimsten Abgründe seines eigenen Herzens hinein.

Dieser Mann hieß Arsenios, war groß und schön von Gestalt, sehr angese[hen] im Volke und von Vielen gefürchtet. Er hatte einen stillen, festen Gang; n[…]

manchmal, wenn er plötzlich etwas erblickte, das ihm mißfiel, that er einen Ruck, als müsse er darauf losfahren oder einen Sprung und Schlag thun wie ein Raubthier. Doch er bändigte sich dann sogleich mit großer Gewalt und tadelte gelassen, was er zu tadeln hatte. So that er, wenn er einen Müßiggänger am Werktag sah oder eine laute Fröhlichkeit am Sonntag oder einen schönen Tanz der Weiber oder auch nur ein anmuthiges Frauenzimmer, das sein Angesicht nicht ehrbar genug verhüllt und die Augen nicht tief genug zu Boden geschlagen hielt. Denn er wußte, daß der Teufel am liebsten durch die Augen in das Herz der Männer fährt, und hielt sich strenge an das Wort: „Wer ein Weib ansieht, ihrer zu begehren, der hat schon die Ehe gebrochen.“ Darum trachtete er, die Lust an irdischer Schönheit zuvörderst in seinem eigenen Busen zu ersticken und auszurotten bis auf den allerletzten Keim. Im Gehen sah er nicht viel um sich, weder auf die Pracht des Himmels noch auf das schmeichelnde Grün der Thäler, noch sonst auf ein Ding, das andere Menschen gern betrachten und in dem Anschauen die eigene Stimmung erhöhen. Seine Augen waren groß, ernsthaft und sehr ruhig, nur daß es zuweilen darinnen sich regte, wie wenn aus undurchsichtigem Wasser Blasen hastig aufgurgeln und wieder schwinden.

Als dieser Arsenios zum Priester seiner Gemeinde gesetzt wurde, empfahl ihm der Bischof ein Weib zu freien, wie es die Sitte forderte, damit Niemand ein Aergerniß nähme. Er gehorchte, obzwar nicht ohne Bedenken, weil er jegliche Frau fürchtete um der Macht der Schönheit willen, die Gott dem Geschlechte verliehen hat, und bat den Bischof, selbst ihm ein Mädchen zu wählen nach seinem Gutdünken, wenn es aber sein könnte und geziemlich wäre, das armseligste und unansehnlichste im Orte.

Der geistliche Oberhirt, der ihn kannte und seine Meinung verstand, lobte ihn kräftig um seiner Verleugnung des Fleisches willen und fand ihm ein armes, junges Ding, des Namens Alexandra, kaum den Kinderschuhen entwachsen, bläßlich, mager, verschüchtert und eine Waise. Diese führte Arsenios zur Kirche, und sie schwuren, einander die Treue zu wahren, bis daß der Tod sie scheide.

Sobald aber die Einsegnung ergangen war, und er sein junges Gemahl in sein Haus geführt hatte, kehrte er noch einmal allein in die Kirche zurück, warf sich zur Erde vor seinem Gott und that insgeheim den anderen Schwur, er wolle sein eheliches Weib drei Jahre hindurch als eine reine Braut bei sich halten und nicht eher, als bis er solcher Art seine geistliche Sicherheit erprobt und gefestigt, dem Fleische geben, was des Fleisches ist. Also wies er der Gattin sogleich von Anfang eine gesonderte Kammer neben der seinen zu und hielt sie in allen Stücken ehrlich und mild wie eine junge Schwester.

Alexandra liebte und fürchtete ihren Herrn mit herzlicher Verehrung, der sie aus der Dürftigkeit erhöht hatte, und der ihr auch ohne das der schönste und herrlichste aller Männer schien. Sie forschte mit schüchternen Augen heimlich nach Allem, was ihm lieb war, und that darnach und diente ihm in Treuen.

So lebten sie mit einander freundlich wie in einem stillen Schattenthale, das die Sonne nicht sengt und der Sturm nicht durchwettert, in gleichmüthiger Arbeit und gedämpftem Glück.

Als aber etliche Monde ruhig dahingezogen waren, begann Alexandra's Wuchs

und Antlitz sich sichtlich zu wandeln und aufzublühen, wie eine köstliche Frucht in Schutz und stiller Sonne reift von ihrer Herbheit zu schwellender Süße.

Und es geschah eines jungen Morgens, daß Arsenios aus seiner Kammer tretend unvermuthet ihrer gewahr wurde, wie sie in der Frühsonne mit nackten Schultern am Brunnen saß und ihr glänzendes Haar strählte. Sie lächelte ihm entgegen in holder Heiterkeit, und der Sonnenschein blitzte freudig auf ihren weißen Zähnen.

Er aber fuhr betroffen zurück, warf ihr einen bösen Blick zu, und seine Stimme war rauh und herrisch wie nie zuvor, als er zu ihr sprach und befahl:

„Ich will, daß Du Deine Schultern und Deinen Nacken allezeit verhüllt tragest, auch vor mir, und vor Dein Gesicht sollst Du einen Schleier ziehen, wenn Du mich erwartest, denn es ziemt sich nicht für mich, daß irdische Schönheit meine Gedanken verwirre. Geh' und gehorche."

Sie that ohne Zögern nach seinem Willen, jedoch verwunderte und bekümmerte es sie, daß er so heftig zu ihr redete, als ob sie ein Unrecht begangen habe. Zugleich aber gefiel ihr heimlich, daß er einer Schönheit erwähnt hatte, die an ihr sei, und als sie allein in ihrer Kammer war, streifte sie von Neuem das Kleid zurück, blickte seitwärts auf die Schulter hinab, strich mit den Fingern kindisch kosend darüber und freute sich, wie hell glänzend die Haut sich unter ihrer Hand abhob, denn diese war braun gefärbt von der Sommersonne. Auch zog sie ihr Haar aufgelöst über die Brust, ließ es wellig durch die Finger gleiten und die Sonne über das herrliche Schwarz schimmern. Zuletzt aber seufzte sie und dachte: „Wie schade, daß er mich nicht ansehen will!"

Von diesem Tage an behandelte ihr Gatte sie nicht mehr brüderlich wie sonst, sondern hart und kalt; er vermied ihre Gesellschaft und nahm ein fremdes Wesen an, das ihr nicht begreiflich war. Des Nachts aber vernahm sie öfters durch die Wand mit stillem Schrecken, daß er auf seinem Lager sich herumwarf und ächzte wie in Schmerzen, und wie er zuletzt aufstand und laute Gebete sprach, deren Worte ihr wunderlich schienen und von dunklem Sinn, bis seine Stimme in Murmeln erstarb oder sie selbst über ihren Sorgen einschlief.

Endlich eines Tages, da er milder zu blicken schien, faßte sie sich den Muth, ihn zu fragen, was ihn Nächtens quäle, und ob sie nichts zum Guten für ihn thun könne mit Heilkräutern oder kühlenden Getränken. Er aber wies sie noch zorniger ab als sonst, in seinen Augen sprudelte es auf, daß sie sich entsetzte, und er verschloß sich fortan nur noch finsterer vor ihr.

In der folgenden Nacht aber hörte sie ihn plötzlich aus seiner Kammer gehen in das Dunkel hinaus, bis er nach Stunden wiederkam und darnach einem schweren Schlafe zu erliegen schien. Und dasselbe geschah nun fast in jeder Nacht.

In einer hellen Mondnacht, da der Schlaf auch sie selber floh, ergriff sie die Begierde, ihm nachzueilen und ein wenig zu erforschen, was er draußen unter dem kühlen Himmel treibe. Da sah sie, daß er den Gipfel des Berges erklomm und über den Rand hinaus der Tiefe zu verschwand. Beklommen stieg auch sie langsam der Höhe entgegen und schaute von oben zagend hinab auf das Meer, das im vollen Mondlicht vor ihr erglänzte. Da sah sie, daß ihr Herr sich ins

Wasser geworfen hatte und kräftig rudernd auf den Wellen schwamm; deutlich hob sich das Schwarz seines Haupthaares und der blinkende Glanz seiner Arme und seines Nackens aus dem Dunkel der Fluth.

Langsam beschwichtigte sie den Schrecken, der sie zuerst gebunden hielt; sie erkannte, daß seine Absicht gewißlich keine andere sei, als eine Fiebergluth oder sonst ein inneres Quälen in der frischen Meerfluth zu kühlen.

Als sie nun beruhigter sich heimwärts wandte und zwischen den Oelbäumen hinabstieg, kam sie an eine Stelle, die sie gewiß schon oft genug betreten hatte, die ihr jedoch niemals zuvor in besonderer Weise merkwürdig erschienen war. Mitten in einem sehr dichten Gebüsch von wilden Myrten entspringt dort eine Quelle, deren Wasser in einem fast kreisrunden Becken zum Stehen kommt und keinen sichtbaren Abfluß nach unten hat, außer daß man an dem üppigen Reichthum der Pflanzen, welche sich von dort den Berg hinabziehen, den Weg erkennt, den das unterirdisch sickernde Wasser nimmt.

Indem Alexandra durch die Büsche schreitend den Rand dieses Beckens erreichte, blinkte ihr mit so plötzlicher Helle das Spiegelbild des Mondes entgegen, daß sie erschrak und in ihrem hurtigen Gange innehielt. Denn die Wasserfläche stand ungeregt wie festes Glas, weil die Myrten sie vor dem leisesten Hauch der Nachtluft schirmten, und der Mond stand in dieser Stunde fast gerade darüber.

Als sie sich nun neugierig darüber beugte, hauchte ihren erhitzten Wangen eine süße Kühlung entgegen; sie schöpfte mit der hohlen Hand und netzte sich erquickt die Stirn und die Augen. Und wie sie die schmeichelnde Frische fühlte, legte sie den Schleier ab und die Jacke und kühlte auch die Arme und die Schultern.

Hiernach hielt sie sich eine Weile still und wartete, bis das ringelnde Wasser sich ganz wieder beruhigt hatte, daß sie ihr Antlitz darin spiegeln konnte. So bewunderte sie sich still und freute sich als ein spielendes Kind des heiteren Menschengesichtes, das ihr aus der schwarzen Tiefe entgegenlächelte, bräunlich glänzend in jener Farbe, welche tausendjähriger Marmor empfängt, und welche schöner ist als lauteres Gold.

Dann bekleidete sie sich und kehrte voll stillen Behagens lange vor dem Gatten in das Haus und ihre Kammer zurück.

Am anderen Tage aber, als Arsenios sie wie sonst nur mit abwehrenden Augen ansah, regte es sich in ihrem Herzen wie ein Zorn, und freiwillig verhüllte sie mit trotziger Geberde ihr Antlitz tiefer noch, als sie gewohnt war.

Doch wie die heißen Stunden kamen, empfand sie eine neue innere Gluth und eine Sehnsucht, sich zu kühlen und ihre Züge auch der Sonne zu enthüllen und den Lüften des lichten Tages. Darum schlich sie zur Mittagszeit an die Myrtenquelle, ohne daß Arsenios es wußte; und es war das erste Mal, daß sie etwas mit vorwissender Absicht heimlich vor ihrem Herrn that.

Die Quelle schien zu dieser Stunde noch ungeregter als zur Nacht und gab das Spiegelbild reiner und fester zurück. Alexandra that wiederum Schleier und Jacke von sich und auch das Mieder und beugte sich so lieblich entblößt über den leuchtenden Spiegel. Da sah sie all' ihre frisch erblühte Schönheit, das Angesicht

zusammt den Schultern und dem reinen Busen aus der Tiefe widerglänzend, und weil es ihr war, als sähe sie nicht ihr eigenes, sondern ein ganz fremdes Bild, wagte sie dasselbe mit freien Augen anzuschauen, und ein Schauer schwülen Entzückens ging durch ihren Leib.

Indem sie sich in langer Freude also bestaunte, wogte auf einmal ein heftigeres Rauschen durch die Büsche, welche tief im Schatten ihr gegenüber als eine dunkle Wand geschlossenen Grüns sich wirrten; fast als ob etwas Lebendiges dahinter sich regte. Das durchzitterte sie mit einem gewaltsamen Schreck, denn es kam ihr der Gedanke, es könne von dorther das Auge eines Menschen auf ihre geheime Schönheit blicken.

Sobald sich jedoch solche Furcht ein wenig beruhigt hatte, stieg ihr im Herzen mit allem Zagen zugleich ein geheimes Wünschen auf, es möchte ihr strenger Gatte gekommen sein und aus jenem geheimnißvollen Dunkel sie belauschen.

Da sich aber fürder nichts regte als der flüsternde Mittagswind, lehnte sie sich müde zurück in das Moos, das Haupt auf beide Hände gestützt, und ließ in stillwonnigem Träumen den Wind über die weichen Wellen ihres Leibes spielen. Ihre Träume aber gingen um keinen anderen Mann als um den, der ihren Reiz, dessen er Meister sein konnte, in herber Abkehr verschmähte.

Als sie an diesem Tage nach Hause zurückkehrte, da war es, als sei eine geheime Weihe über sie gekommen, seit sie ihr Auge mit vollem Erkennen an dem Glanz ihres eigenen Bildes geweidet. Ihr Gang war größer und freier, ihre Haltung stolz und ihre Geberden von ruhiger Weichheit, das Haupt aber trug sie dennoch leise gesenkt, als sie ihrem Gatten entgegentrat, und als sie mit neuer Kühnheit den Schleier ein wenig zurückschob, lag auf ihren Zügen eine fremde Lieblichkeit.

Und als sie nun mit zart verlangendem Blick sein Auge suchte, da traf sie sein Auge mit einem irren Blick voll Haß und Schauder, daß sie vor ihm erbebte wie vor einem Richter, der ihr strafend ins Herz zu schauen vermöchte, und doch las sie in demselben Blick wie ein fernes Schimmern noch etwas Anderes, das sie nicht verstand, und das ihr den Mann fremd erscheinen ließ und fast schrecklich. Sie empfand aber zugleich ein Verlangen, zu seinen Füßen hinzusinken und ihn anzuflehen um ein einziges gütiges Wort.

Da wandte er sich hastig um, breitete die Arme aus in Kreuzesform vor einem Gottesbild, das an der Wand hing, und hub an brünstig zu beten mit einer Stimme, die mehr einem verzweifelten Drohen glich als einem gottesfürchtigen Flehen.

Alexandra ward nun sehr traurig und vermochte keine Freude mehr an ihrer Schönheit zu haben. Sie ging auch an den folgenden Tagen nicht mehr zu dem Wasser, sich zu spiegeln, sondern verharrte in dumpfem Sehnen in ihrer Kammer.

Eines Abends aber, ehe die Sonne niederging, trieb es sie hinaus mit heimlichen Aengsten, sie wußte nicht wohin, und sie kam auf die Höhe des Berges und spähte aufs öde Meer hinaus, als müsse aus nebliger Ferne dort das Glück ihr kommen, nach welchem ihre Seele in dunkler Tiefe bitterlich verlangte. Allein es kam auch nicht einmal ein Segel über das öde Meer. Nur die kahlen

Klippen ragten versprengt aus dem Wasser, als ob sie ertrinkend um ihr Leben kämpften, und die Wogen kamen unablässig und nagten schäumend daran.

Alexandra brach in Thränen aus und begann ihren Herrn im Herzen zu hassen, doch mit jenem trotzigen Haß, der noch nachbarlich eng bei der Liebe wohnt.

Einige Tage nach diesem ward ein Tanz gefeiert auf dem ebenen Platz vor der Kirche. Eine Schar Mädchen stand aufgereiht hintereinander, Jede hielt ein buntes Tuch in der Hand, das die Andere faßte, und indem sie sich langsam mit sanft hüpfenden Schritten vorwärts wiegten, tanzten sie schön, still und feierlich, und die weißen Kopfschleier wehten leise im Winde hinter ihnen her. Alexandra gesellte sich zu ihnen, und ihre Schönheit leuchtete vor allen Andern.

Unter den Männern, welche seitab lehnend dem Tanze zuschauten, bemerkte sie einen fremden Jüngling, dessen schwarzes Auge unverwandt an ihrer Gestalt haftete. Sie fühlte seinen Blick, auch wie sie ihn nicht ansah, und erschauerte leise unter demselben. Und bald war es ihr, als ob eine fremde Gewalt sie zwinge, den Menschen wieder anzuschauen, der sie mit so offener Bewunderung betrachtete. Sie sah nun auch, was sie nicht sehen wollte, daß sein Gesicht von seltener Schönheit war, zart und von jugendlicher Frische; wenig Bart noch kräuselte sich um seine Lippen und sein gerundetes Kinn, das Haupthaar aber hing ihm sehr weich und in Strähnen an den Schläfen tief hernieder, und das gab ihm ein müdes und träumerisches Aussehen, nur daß seine Augen immerfort von einem still begehrlichen Feuer strahlten.

Alexandra begann sich zu fürchten vor diesen Augen, und nach einer Weile trat sie scheu aus der tanzenden Reihe zurück und zog hastig den Schleier vor ihr Antlitz. Mit neuem Schrecken aber meinte sie zu empfinden, daß jener begehrliche Blick auch den Schleier zu durchdringen und all' ihre Schönheit freudig flammend zu umfassen vermöge.

Da seufzte sie tief auf und dachte: „Warum hat mein Herr mich nie mit solchen Blicken angesehen?“

Dann befragte sie zaghaft eine Nachbarin um den Fremden und erfuhr, es sei Jason Kabasilas, ein Herr aus der Stadt von den Vornehmen, der sich zur Zeit unten im nahen Roppathale mit der Schnepfenjagd in den Sümpfen vergnüge. Da beschloß sie, den Menschen und seine Seltsamkeit zu vergessen.

Als sie nun nach Hause kam, wandelte sie eine Lust an, ihrem Herrn diese Sache zu berichten, damit er merke, wie sie von andern Männern der Bewunderung und des Verlangens wohl werth gehalten werde. Doch indem sie den Mund zum offnen Reden aufthun wollte, versagte ihr die Stimme in einer sonderbaren Angst, als ob es eine eigene Sünde sei, die sie zu berichten sich anschicke, oder als müsse ein schweres Unheil daraus entstehen.

Mit dieser Angst aber wuchs gleichmäßig die Begierde, sich ihres Sieges zu rühmen und seine Beachtung mit Gewalt herauszufordern, und sie kämpfte mehrere Tage lang, zwischen Scheu und Stolz schwankend, mit sich selber. So kam es, daß sie den Willen, jenen Vornehmen zu vergessen, nicht ins Werk setzen konnte, sondern alle Tage blieben ihre Gedanken an der quälenden Erinnerung haften, und des Nachts standen die verlangenden Augen über ihr gleich zwei funkelnden Sternen.

Zuletzt aber, da sie dieser langen Qual müde ward, begann sie einen trotzigen Haß auf den Menschen zu werfen, der sich ungerufen in ihren Frieden drängte. Und der andere Haß, den sie zuvor gegen ihren Herrn getragen, schwand nun ganz aus ihrem Herzen; sie ward wieder freundlich gegen ihn und still wie im ersten Anfang und ließ sich seine abgekehrte Weise ohne Wünsche gefallen, machte auch keinen Versuch mehr, ihm anders zu gefallen, als seine Strenge es von ihr forderte.

So gingen sie eine Zeit lang gleichmüthig neben einander hin.

Da geschah es eines Tages, daß Alexandra einsam durch das Dorf schritt, das um diese Stunde ganz menschenleer war, weil Männer und Weiber draußen ihrer Arbeit nachgingen, und im Wandeln vernahm sie dicht neben sich das klägliche Schreien eines Kindes. Sie blickte um und gewahrte durch die offene Thür eines Hauses einen Säugling in seiner Wiege ohne seine Mutter oder Pflegerin. Sie erkannte, daß ohne Zweifel die Mutter um irgend einer Arbeit willen das Kind habe allein lassen müssen, trat mitleidig hinzu und nahm das Geschöpfchen empor, um es zu beruhigen. Es schrie aber nur heftiger und tastete mit den winzigen Händen zappelnd nach ihrer Brust, wie es gewohnt war, dort seine Nahrung zu suchen. Das junge Weib ward von einem süßen Schreck durchbebt, und in der traulichen Einsamkeit der Gasse vermochte sie nicht zu widerstehen, öffnete das Mieder und legte das Würmchen schnell an ihren warmen Busen, als ob es an den jungfräulichen Brüsten seinen Hunger stillen könnte.

Als sie so mit seligem Lächeln eine Weile gestanden hatte, vernahm sie plötzlich nicht fern einen Laut aus eines Menschen Munde, halb wie einen Seufzer, halb wie einen Ruf des Entzückens.

Und als sie zusammenschreckend aufsah, erkannte sie in der Thür des gegenüberliegenden Hauses das Antlitz jenes gehaßten Jason, der ganz in heißes Schauen versunken war.

Bei seinem Anblick faßte es sie an wie das Wehen eines schweren Schicksals, zitternd riß sie das Kleid über die Blöße ihres Leibes und warf dem Jüngling einen jähen Blick hinüber voll Zorn und Haß und heftigem Schauder. Im selben Augenblick aber empfand sie mit schleichendem Grauen, daß mit ganz demselben Drohen der Augen sie einst ihr Herr zurückgewiesen, da er zum erstenmal ihre unvermuthete Schönheit sah. Sie wußte nicht, warum ihr solche Gleichheit Grauen erweckte, aber sie vermochte desselben doch nicht ledig zu werden und begann sich heimlich vor sich selber zu fürchten.

Noch stand sie wie gebannt unter seinem trunkenen Blick, und je länger sie verharrte, desto schwerer umfing sie eine wollüstig schmerzende Beklommenheit. Ihr war, als habe der kühne Jüngling mit seinem Blick festen Besitz genommen von der geheimen Schönheit ihres Leibes, die ihrem Gatten nicht gehörte, weil er sie zu sehen verschmäht, und als sei sie nun auf ewig rettungslos unter die Macht dieses Fremden gebannt, wie sehr auch ihre Seele sich wehrte und angstvoll aufzuckte wider den Zwang.

Endlich vermochte sie doch den Fuß zur Flucht zu heben, trat in das Haus zurück und legte den Säugling in seine Wiege. Doch als sie sich wieder um-

wandte, verfinsterte sich der Eingang, und Jason drang mit glühenden Wangen herein, warf sich nieder, umklammerte ihre Kniee, stammelte wirre Worte hingerissener Leidenschaft.

„Verschmähe mich," rief er, als sie wie versteinert schwieg, „verstoße mich, laß mich sterben — aber laß mich sterben im Anblick Deiner Schönheit, die ein gnädiger Gott mir wider Verhoffen offenbart hat!"

Dabei ergriff er ihre schlaff herabhängenden Hände und bedeckte sie beide mit einer Fluth der heftigsten Küsse. Doch als er nun kühner aufsprang und sie ganz in seine Arme schließen wollte, erwachte in ihr eine letzte Kraft zum Widerstande, sie riß sich von ihm mit einem Blick ohnmächtigen Entsetzens und vermochte zu entweichen.

Als sie nach Hause kam, verschloß sie sich in ihre Kammer und ließ sich an diesem Abende vor ihrem Gatten nicht mehr sehen. Nachdem sie aber die ganze Nacht in Qualen unsäglicher Angst verbracht hatte, versuchte sie noch einmal sich ihrem Gatten anzuvertrauen, doch auch diesmal wagte sie es nicht, denn sie dachte: „wenn er vor dem eigenen Erblicken dieser meiner Schönheit sich so sehr entsetzet, wie würde er es ertragen, daß ein Anderer mich so gesehen hat!"

Sie diente ihm jedoch an diesem Morgen eifriger als sonst und strebte ihm allerhand Liebes zu thun und ihm Ehrfurcht zu bezeigen; als sie aber nach der Morgenandacht ihm die Hand küssen wollte, wie sie zu thun gewöhnt war, wenn sie in ihm den Priester ehrte, fühlte sie es wie eine Kühle heranwehen, und sie gewann es nicht über sich, diese Hand auch nur mit dem Rande der Lippen zu streifen. Sie gedachte der Küsse des Jason, und ein süßer Schwindel wallte durch ihr Hirn. Da wußte sie, daß sie der Sünde verloren war, und daß ihr Verlangen von ihrem eignen Manne abgewendet sei hinüber zu einem fremden; denn es gab für sie in diesem Augenblicke keinen süßeren Wunsch, als die schönen flehenden Hände des Jason zwischen den ihren zu halten und ihre Lippen darauf zu drücken.

Da ließ sie die Hand des Priesters mit einer Heftigkeit fallen, daß er voll Verwunderung fragend zu ihr niederblickte. Sie aber schlug die Augen nieder, erblaßte und schwieg.

Von dieser Stunde an ward Arsenios von einer Unruhe ergriffen und erschien seltsam verwandelt. Wie er es sonst vermieden hatte, sein Weib anzusehen, so suchte er jetzt mit heimlicher Stetigkeit ihre Augen, und es stand wie ein Flehen und Dringen in seinen Blicken. Alexandra fühlte wohl sein neues Gebahren, so schüchtern es war; doch was ihr vor Kurzem die seligste Wonne gewesen wäre, scheuchte sie nun zurück wie ein kühles Wasser den erhitzten Fuß. Des Mannes Unruhe aber wuchs mit ihrer Abkehr, und sein Verlangen nach ihren Augen ward sichtlicher.

Da gab ihr ihre Scheu eine seltsame Keckheit ein: unvermerkt ließ sie ihr Tuch ganz zurückgleiten, neigte den Kopf wie sinnend zurück und gab ihm die reizenden Linien ihres Halses frei. Und was sie geahnt hatte, geschah; Arsenios schrak zusammen bei dem allzuholden Anblick, besann sich auf sich selbst, bändigte sich und zog sich in alter Herbheit auf sich selbst zurück.

Jason Kabasilas aber wagte es und trat an diesem Abend in das Haus des

Priesters, ihn um ein Obdach für die Nacht zu bitten. Arsenios empfing den unbekannten Gast, wie es seine Pflicht war, und bewirthete ihn.

Als nun Alexandra auf sein Gebot das Huhn hereintrug und Brot und Wein, saß Jason heiter an dem Tische, und seine zwei Jagdhunde lagen neben ihm. Sie war verschleiert bis auf die Augen, aber wiederum schienen ihr seine begeisterten Blicke durch jede Hülle hindurchzudringen. Wie sie das Geräth aufsetzte, verstand er es einzurichten, daß er leise ihre Hand berührte, und als sie den sanften Druck fühlte, rann es ihr jäh durch die Adern bis zum Herzen wie süßes, lebendiges Feuer.

Da raffte sie sich auf, deckte die Hand hastig über den Busen, als müsse sie ihn schützen vor seinem Anschauen, und warf ihm einen heimlichen Blick hinüber, der nichts zeigen sollte als Haß und Abscheu. Es ward aber dennoch kein anderer Blick als gestern, gemischt aus Trotz und Furcht und schmerzlichem Schauder.

Arsenios aber, der gegenüber am Tische saß, ward dieses raschen Blickes gewahr, und wie sie selber am Tage zuvor, empfand auch er erinnernd, daß er sonst mit dem gleichen Ausdruck die Schönheit seines Weibes zurückgewiesen hatte.

Und er erbebte bis ins Mark, in seinen Augen sprudelte es auf, und sie hafteten mit entsetzter Frage auf ihrem Antlitz.

Alexandra vermochte es, ruhig hinauszugehen, und die beiden Männer blieben in beklommenem Schweigen zurück; Arsenios sprach nun kein Wort mehr zu dem Gaste, außer daß er die Pflichten des Wirthes erfüllte, bis er ihn zu seinem Lager leuchtete. Und auch der Jüngling schwieg, von schwerem Bangen erschüttert, obgleich er nicht wußte, was geschehen war.

Alexandra aber floh aus dem Hause und wanderte rastlos umhergetrieben in der dunklen Nacht unter den Oelbäumen umher; wenn sie rasten wollte, war es ihr, als vernehme sie dicht neben sich das Heulen von Hunden, und sie sprang auf und flüchtete wie ein Wild, doch je länger sie umherirrte, desto gräßlicher klang aus dem Schweigen das Geheul hinter ihr, als ob eine Meute sie verfolge. Endlich schrie sie laut gellend auf; da war urplötzlich eine unendliche Stille um sie her, doch dies Verstummen dünkte sie fürchterlicher noch als zuvor das Getöse.

Sie ertrug es nicht mehr, sie eilte in das Haus zurück, und, was sie nie noch gethan, sie drang in die Kammer ihres Gemahls und warf sich weinend vor seine Füße; denn sie fand ihn angekleidet beim Schein seiner Lampe auf seinem Bette sitzend und finster vor sich niederstarrend. Mit flehender Stimme rief sie:

„Rette mich! Rette mich vor der Schönheit dieses Menschen und vor seinen Augen; sie versengen meine Brust, ich bin verloren, wenn Du mich nicht rettest!“

Sie wagte nicht aufzublicken, und sie sah nicht, wie schrecklich sich das Antlitz des Mannes bei ihren Worten verfärbte und entstellte. Und weil er wie versteinert schwieg und weder Hand noch Haupt bewegte, so meinte sie, ihre Angst bekümmere ihn nicht sonderlich, und er verharre nur in seiner alten Kühle; da riß sie mit einem wilden Ruck das Kleid von ihrem Halse und ihren Schultern, öffnete den heißwogenden Busen seinen Blicken und rief:

„Sieh' her, diese Schönheit, die Du verschmäht und verabscheut hast, Jener hat sie so geschaut, wie Du sie jetzt schaust, diesen Busen hat er mit seinen Blicken belauschend genossen und hat auch mein Herz vergiftet mit seinem Schauen. Ich kann ihm nicht widerstehen, denn er hat meinen Leib sich zu eigen genommen mit seinen begehrenden Blicken. Rette mich vor seiner Begierde, wenn Du kannst!"

Arsenios starrte mit brennenden Augen auf den enthüllten Reiz des jungen Weibes und stöhnte, als habe er eine Todeswunde empfangen. Nach einem unendlichen Schweigen sagte er plötzlich kalt und hart und mit kühlen Blicken:

„Wer ein Weib ansiehet ihrer zu begehren, der hat schon die Ehe gebrochen. Und ein Weib, das seiner begehren läßt, hat schon die Ehe gebrochen. Harre Du nun meiner hier an dieser selben Stelle auf Deinen Knieen, bis ich wiederkehre und Dir Rettung bringe."

Nach diesen Worten erhob er sich und schritt in trüber Gelassenheit der Thüre zu.

Alexandra aber rief ihm angstvoll nach, ohne von ihren Knieen aufzustehen:

„Und wenn inzwischen Jener kommt, mich zu bestürmen, was soll ich thun? Wie soll ich mich verbergen?"

Arsenios erwiderte mit einem ruhigen und fast traurigen Tone:

„Jener Mann wird nicht kommen, ich schwöre es Dir, und wenn er Dich wiedersieht, werden seine Blicke Deine Schönheit nicht mehr gefährden."

So ließ er sie in bitterem Zagen zurück. Getreu seinem Gebot blieb sie auf ihren Knieen liegen wie eine Büßende, auch als im langen Harren die Glieder sie heftig schmerzten; denn es verging eine Stunde und zwei, bis er wiederkam.

Zu Anfang, als er von ihr ging, hörte sie ihn das Haus durchschreiten, und sie ahnte mit Entsetzen, daß er nach dem Gemache seines Gastes gehe. Doch dieses lag von dem seinigen entfernt, und sie vernahm nichts weiter, als daß er nach einiger Zeit mit schwerem Fuß auftretend, als ob sein mächtiger Körper eine sehr große Last trüge, zurückkam und sogleich das Haus verließ.

So harrte die Unselige einsam ihres Schicksals, kein Ton drang mehr an ihr banges Ohr durch die nächtliche Stille, und ihr Auge sah nicht, wie am Himmel die Sterne langsam ihre Bahn weiter schritten.

Sie erschrak auch nicht, als sie endlich die Schritte des Arsenios vernahm, und gehorchte schweigend seinem Befehl, sich jetzt zu erheben. Sein Gesicht war bleich und still, nur seine Augen wühlten zuckend in ihren Höhlen. Er nahm sie bei der Hand, und sie folgte ihm in zitternder Ergebung, denn sie wußte nicht, ob er Gutes oder Böses mit ihr im Sinne habe, und er zog sie mit sich in die Kirche und drückte sie dort abermals auf die Kniee nieder vor dem blutigen Bilde des gekreuzigten Heilands. Er besprengte sie mit Weihwasser und sprach traurige Gebete über ihr; seine Stimme aber klang, wie wenn man eine zersprungene Glocke läutet. Und als sie in der Verwirrung ihrer Seele hastig aufzublicken wagte, sah sie seine Gestalt im Dämmerschein der ewigen Lampe vor sich stehen, riesig wie einen Schatten, und die weiten Aermel des schwarzen Gewandes hoben sich auf gleich den Fittigen eines schrecklichen Vogels.

Dann schritten sie mit einander in die freie Nacht hinaus. Der Himmel war mondlos und nebelüberdeckt; nur wenige Sterne schimmerten matt durch das lockere Laubdach der Oelbäume.

Wie sie auf den steinigen Gipfel kamen, der baumlos ist, drang das traurige Dröhnen des Meeres zu ihnen herauf wie ein Geläute von hundert Glocken in unendlicher Ferne, doch sie sahen nichts als den gestaltlosen Abgrund.

Alexandra brach hier zusammen, so sehr hatte das Grauen ihre Kraft zerbrochen. Da hob ihr Herr sie auf seinen Arm wie ein Kind oder ein Opferthier, und ihr Haupt hing schwer über seine Schulter. So trug er sie den schmalen Pfad hinab, der zum Meere niederführt.

Sie erwachte aus ihrem fühllosen Brüten, da sie über sich ein Rauschen vernahm; sie blickte auf und erkannte auch im Dunkel das breite Schirmdach der beiden uralten Oelbäume über dem Wasser. Arsenios legte sie sanft auf den Boden nieder, und wieder vernahm sie einen andern Ton, der auch von dem dunkeln Stamm des einen Baumes herkam, ein Stöhnen und Knirschen und Zischen wie aus dem Munde eines Menschen, der mit Schmerzen ringt oder sich gegen zwängende Bande wehrt; wenn es nicht die gespenstische Stimme der Dryade war.

Dem jungen Weibe wollte vor Grausen das Blut erstarren; da fühlte sie, wie die starke Hand ihres Gatten fest ihre beiden Füße erfaßte und mit einem Seile raschen Griffes aneinanderschnürte. Und ehe sie daran dachte, sich gewaltsam zu sträuben, streifte er der Wehrlosen andere Fesseln über jedes ihrer Handgelenke, warf die Enden dieser beiden Stricke über die unteren Aeste des einen der Bäume und zog die aufjammernde Unglückliche an dem Stamme in die Höhe und befestigte ihre Glieder so an demselben, daß sie mit ausgespreiteten Armen als eine Gekreuzigte an dem Holze hing.

Und als er dies vollbracht hatte, schnitt und zerrte er ihr alles Gewand herab, bis sie entblößt dahing, und sprach:

„So sei der sündige Reiz Deines Leibes preisgegeben den Blicken der Sterne und des Meeres und des Morgenroths und jenes Mannes, dem er zum Verderben geworden wie Dir selber gleichermaßen. Wenn die Sonne heraufzieht, soll bei Eurem Tode unverschleiert zur Buße vor Euch stehen, was der Ursprung Eures Todes geworden ist."

Nach dieser grausamen Rede, die er mit müder, verhüllter Stimme sprach, warf er sich nieder zwischen den beiden Bäumen, dem Meere zugewendet, und begann lauten, schrecklichen Tones für das Heil ihrer Seele zu beten.

So lag er, so lange die Nacht noch währte, und das leise Wimmern der Gekreuzigten mischte sich jammervoll mit seinem Gebet.

Und als nun das Licht des jungen Morgens langsam über das Meer quoll und das weite Felsgestade sich aufthat in der schauerlichen Pracht, das Meer in seiner Bläue erglänzte und ein Windhauch erfrischend durch die Zweige der beiden Bäume strich, da hob die Sterbensmatte in stummem Flehen die Augen auf: und siehe, an dem andern Stamm hing gleich ihr gekreuzigt die schlanke Gestalt des jugendschönen Mannes, welcher ihres Leibes begehrt hatte und den enthüllten Reiz nun sterbend vor seinen sterbenden Blicken sah.

Da glitt ein leuchtender Schein über der Beiden verblassende Züge, wie wenn die Abendsonne ihre letzten Strahlen über ein Schneefeld gießt, und ein leises Glück beruhigten Verlangens verklärte ihre Schönheit fast über das Irdische hinaus.

So nahmen sie in gesänftigtem Jammer Abschied von einander mit schweigendem Liebesgruß.

Als aber Arsenios die Augen aufhob und sah, wie ihre Schönheit sich wechselseitig im Tode noch mit Freuden grüßte, gab er einen Schrei von sich wie ein Thier, dem der Speer die Brust durchbohrt, sprang einem Sinnlosen gleich von der Erde auf, raffte einen schweren Stein empor, schmetterte ihn auf des Jünglings Haupt und schlug ihn also zu Tode.

Und nachdem er diesen Mord gethan, warf er sich vor dem gekreuzigten Weibe nieder, ihre gefesselten Füße küssend und mit seinen Thränen benetzend, und rief mit inbrünstiger Klage:

„Mein Weib! Mein Weib! Mein bist Du, mein sollst Du werden und bleiben!“

Er löste mit hastigen Fingern die Bande ihrer Füße und richtete sich schnell zu seiner mächtigen Höhe vor ihr auf, sie ganz zu befreien. Und als er die zarte Gestalt in der Fülle ihrer Schönheit so nahe vor sich sah, umfaßte er sie zum erstenmal und küßte ihre Lippen mit selbstvergessener Leidenschaft.

Im selben Augenblick aber sank ihr Haupt schlaff auf die Brust herab, und als er es zärtlich aufrichten wollte, sah er, daß ihr Auge im Tode gebrochen war.

Er aber fiel jählings zwischen seinen beiden Todten in das Gras, barg die Stirn und stöhnte:

„Wer ein Weib ansiehet, ihrer zu begehren, der hat auch sein Gelübde gebrochen. Gott sei mir Mörder gnädig!“

Und er stand auf und verließ das einsame Gestade. Von der Höhe des Berges streckte er segnend beide Hände über die Tiefe aus und dann wanderte er durch das blühende Gefilde hinab zur Stadt Korfu, sich selbst den Gerichten zu übergeben.

Arsenios, der Priester, ward als Lästerer des sterbenden Heilandes auf dem Scheiterhaufen gerichtet.

Politische Rundschau.

Berlin, Mitte April.

Das preußische Abgeordnetenhaus wird sogleich nach den Osterferien in die Berathung der vom Herrenhause genehmigten kirchenpolitischen Vorlage eintreten, deren gegenwärtige, von dem Regierungsentwurfe abweichende Fassung in einigen Punkten zunächst nicht nur bei den Nationalliberalen, sondern auch bei den Freiconservativen, ja, selbst bei conservativen Abgeordneten Bedenken hervorrief. Wenn die nationalliberale Partei von Anfang an die der römischen Curie gemachten weitgehenden Zugeständnisse, für die von der anderen Seite kein Aequivalent geboten wird, bekämpfte, so sind einzelne Beschlüsse des Herrenhauses noch weniger geeignet, jenen Widerspruch zu beseitigen. Wird doch das Einspruchsrecht des Staates gegen die Anstellung der katholischen Geistlichen illusorisch, sobald auch im Abgeordnetenhause das Amendement des Bischofs Kopp zur Annahme gelangt, welches dieses Einspruchsrecht nur gegen die dauernde Uebertragung von Pfarrämtern gelten lassen will, so daß es für Pfarradministratoren und Vicare mit festen Pfründen beseitigt wäre. Mag immerhin durch das kanonische Recht vorgeschrieben werden, daß jedes Pfarramt binnen sechs Monaten nach der Erledigung dauernd wieder besetzt werden muß, so besäße doch der Staat keinen Rechtstitel, diese Besetzung zu erzwingen, während die Kirche in der Lage wäre, im „Nothfalle“ das Einspruchsrecht der weltlichen Macht zu umgehen. Nicht minder fordern die Beschlüsse zum Widerspruche heraus, nach denen außer den mit der Krankenpflege sich beschäftigenden klösterlichen Genossenschaften unter anderen auch diejenigen zugelassen werden sollen, welche sich dem Unterrichte und der Erziehung der weiblichen Jugend in höheren Mädchenschulen und gleichartigen Erziehungsanstalten widmen. Zugleich werden die neuen Bestimmungen über das Studium der katholischen Theologen um so mehr eine ernsthafte Prüfung erfordern, als es noch immer an einer authentischen verbindlichen Erklärung der römischen Curie fehlt, daß nach der Annahme der jüngsten kirchenpolitischen Vorlage der Friedensschluß zwischen Staat und Kirche wirklich erfolgt ist. Gerade weil aus den soeben in der „Norddeutschen Allgemeinen Zeitung“ veröffentlichten kirchenpolitischen Actenstücken hervorgeht, daß der „Kulturkampf“ dem Fürsten Bismarck aufgedrängt worden ist, bedarf es jetzt einer bündigen Erklärung des Papstes, daß nicht stets von Neuem Forderungen erhoben werden sollen. Hoffentlich findet der Reichskanzler dann Gelegenheit, sich mit den Deutschlands Existenz sehr nahe berührenden elsaß-lothringischen Angelegenheiten zu beschäftigen, obgleich nach einer officiösen Mittheilung eine „Reichsregierung“ über Elsaß-Lothringen nicht existirt.

Daß die Verwaltung Elsaß-Lothringens mannigfache Schäden aufwies, kann auf Grund einer Reihe unparteiischer Darstellungen keinem Zweifel unterliegen. Deshalb erscheint es auch als die Pflicht der deutschen Publicistik, den Zuständen und den Vorgängen in den Reichslanden in Zukunft eine wesentlich gesteigerte Aufmerksamkeit zu widmen, da mit allen Kräften verhütet werden muß, daß die Bevölkerung Elsaß-Lothringens, welches mit den schwersten Opfern dem Reiche einverleibt worden ist, wie

bisher französischen Einflüssen zugänglich bleibe. Im Hinblick auf den unverbrüchlichen Entschluß Deutschlands, den Besitz Elsaß-Lothringens zu behaupten, war es ein taktischer Fehler, als vor den Reichstagswahlen, wenn auch nur in hypothetischer Form, die Bevölkerung der deutschen Westmark aufgefordert wurde, durch ihre Abstimmung zu bekunden, ob sie einen neuen Krieg um ihr Land wünsche. Derartige Plebiscite dürfen wir unsern französischen Nachbarn um so mehr überlassen, als es in Deutschland glücklicherweise nicht Sitte ist, Volksabstimmungen nach dem Beispiele Napoleon's III. zu fälschen und zu entstellen. Wäre aber die Bedeutung der Wahlen ohne jeden stichhaltigen Grund nicht in einem falschen Lichte dargestellt worden, so würde es Niemandem in Frankreich wie in Elsaß-Lothringen ernsthaft in den Sinn gekommen sein, in der ausschließlichen Wahl von Protestkandidaten eine Art Plebiscit zu erblicken. Andererseits muß man dem Unterstaatssecretair für Justiz und Cultus von Puttkamer in vollem Maße zustimmen, wenn er im elsaß-lothringischen Landesausschusse gegenüber dem Abgeordneten Winterer ausführte, die Wahlbewegung hätte einen Charakter angenommen, wodurch es unvermeidlich geworden wäre, Maßregeln zu treffen, die sich in erster Reihe gegen die Zurückweisung ausländischer Einflüsse richten sollen. Herr von Puttkamer bezeichnete diese Einflüsse dann als solche, die bezwecken, den Frankfurter Friedensvertrag und dessen Folgen soweit als möglich rückgängig zu machen, und wies auf die Nothwendigkeit hin, jede Maßregel zu ergreifen, durch welche die Verschmelzung Elsaß-Lothringens mit dem Deutschen Reiche gefördert werde.

Es entsteht nur die Schwierigkeit, wie diese Verschmelzung erfolgen soll. So machen sich Stimmen geltend, welche die Frage, was aus dem Elsaß und Lothringen werden soll, einfach dahin beantwortet wissen möchten, daß beide Provinzen dem preußischen Staate einverleibt und so dem deutschen Reiche für alle Zeiten erhalten werden. Im Hinblick auf die Verschiedenheit der beiden Landschaften wird zugleich vorgeschlagen, daß Lothringen mit der Rheinprovinz verbunden, das Elsaß dagegen zu einer selbständigen Provinz gemacht werde, welche je nach dem Maße ihrer Entwicklung ein geringeres oder größeres Maß der Selbstverwaltung erhalten würde. Sollte die Annexion an Preußen auf Schwierigkeiten stoßen, so wurde von anderer Seite ein Ausweg darin erblickt, daß Elsaß-Lothringen zu einer Provinz des deutschen Reiches gemacht werde, da das Experiment, einen neuen deutschen Kleinstaat zu schaffen, gescheitert wäre. Letztere Ansicht wird allerdings in den maßgebenden Kreisen zunächst nicht getheilt; vielmehr beweisen die unlängst getroffenen Personalveränderungen in der Verwaltung Elsaß-Lothringens, daß ein neuer Versuch gemacht werden soll, die Autonomie der Reichslande zu erhalten. Der Posten eines Staatsecretairs ist beseitigt worden, damit der Statthalter eine directe Einwirkung auf die Verwaltung ausüben kann.

Es läßt sich jedoch nicht verhehlen, daß die elsaß-lothringische Bevölkerung noch viel zu sehr an die französische Verwaltung mit ihren Präfecten und Unterpräfecten gewöhnt ist, als daß „Experimente" irgend welcher Art Wandel in den gegenwärtigen unhaltbaren Verhältnissen zu schaffen vermöchten. Geberdet sich doch ein Theil der Mitglieder des Landesausschusses, die sogenannten „Notabeln", als ob sie die Herren des Landes wären; ja, Herr Winterer, der gewisse intime Vorgänge des letzten Wahlkampfes sehr genau kennt, fragte mit der unschuldigsten Miene, ob etwa in Elsaß-Lothringen eine Empörung versucht, eine Verschwörung wie in Bulgarien entdeckt worden wäre, und beantwortete seine Frage dann selbst mit der merkwürdigen Versicherung, daß in keinem anderen deutschen Staate die Wahlen sich so ruhig vollzogen hätten, wie in Elsaß-Lothringen. Außerhalb des Landesausschusses werden die Vorgänge in den Reichslanden glücklicherweise anders beurtheilt, und man darf hoffen, daß der Statthalter in Berlin die Instruction erhalten hat, mit dem bisherigen Systeme zu brechen, welches anscheinend dahin abzielte, durch persönliche Begünstigung der „Notabeln" die Sympathien der Bevölkerung zu gewinnen. Wurde doch bereits im Februar-Hefte der „Deutschen Rundschau" in dem Aufsatze „Deutschland und das Elsaß" mit Recht hervorgehoben, daß in einem monarchischen Staatswesen für die Notabeln-

wirthschaft jede Entschuldigung fehlt, und daß im Reichslande, wo gerade die höheren Gesellschaftsklassen Deutschland fremd und feindselig gegenüberstehen, ein Notabelnregiment nicht nur ungerecht, sondern geradezu unsinnig genannt werden muß. Durchaus verfehlt wäre es andererseits, sollte nunmehr lediglich durch ein System der Strenge derjenige Eifer zur Schau getragen werden, welcher hier und da vermißt wurde.

Nur zielbewußtes, auf voller Kenntniß aller Verhältnisse beruhendes Handeln kann die nothwendige Verschmelzung Elsaß-Lothringens mit Deutschland fördern; selbst Maßregeln wie die mit kürzester Ausführungsfrist angeordnete Ausweisung des Reichstags-Abgeordneten für Metz, Antoine, erheischen eine eingehende Vorprüfung, weil die Gefahr nicht ausgeschlossen ist, daß der erreichte Zweck nicht im richtigen Verhältnisse zu gewissen nachtheiligen Folgen steht. In dieser Hinsicht darf darauf hingewiesen werden, daß einmal die erwähnte Kürze der Ausführungsfrist unter der Bevölkerung eine unnöthige Erbitterung hervorrufen mußte, und daß ferner durch diese Eile der Thierarzt Antoine als politische Persönlichkeit zu einer Wichtigkeit aufgebauscht worden ist, die ihm bei den nächsten Reichstagswahlen in den Augen der lothringischen Bevölkerung nur zu statten kommen kann. Alle Welt ist darin einig, dem Statthalter Fürsten von Hohenlohe sämmtliche guten Eigenschaften eines grand seigneur nachzurühmen; in Elsaß-Lothringen stellt aber das Gesammtinteresse Deutschlands so gewichtige Forderungen an den mit der Leitung der Administration betrauten Beamten, daß abgewartet werden muß, ob dieses Interesse in vollem Maße gewahrt wird. Auch darf nicht übersehen werden, daß Freiherr von Manteuffel als siegreicher Feldherr bei der Bevölkerung Elsaß-Lothringens ein gewisses „prestige“ hatte, das selbst durch Fehler und Mängel der Verwaltung nicht völlig erschüttert werden konnte. Der gegenwärtige Statthalter stand in den letzten Jahren, abgesehen von seiner parlamentarischen Wirksamkeit im deutschen Reichstage und seiner provisorischen Thätigkeit im Auswärtigen Amte, zumeist im diplomatischen Dienste. Hier konnte er allerdings französische Eigenart genau kennen lernen, die jedoch, was auch die „unverwandt wie hypnotisirt nach der Bresche in den Vogesen hinstarrenden Französlinge“ der Reichslande versichern mögen, von der elsaß-lothringischen grundverschieden ist; die für die Leitung eines schwer zu regierenden Landes nothwendigen Talente muß Fürst Hohenlohe daher erst durch positive Leistungen bewähren. Auch steht zu hoffen, daß er durch die jüngsten Personalveränderungen die geeignete Unterstützung erhalten hat. In Elsaß-Lothringen handelt es sich jedenfalls für Deutschland um so gewichtige Interessen, daß, wie auf der einen Seite alle Kräfte eingesetzt werden müssen, auf der anderen die öffentliche Theilnahme nicht erlahmen darf, so daß eine rückhaltlose Kritik durch die salus publica geboten ist.

Vor Allem kommt es darauf an, die ausländischen, das heißt die französischen Einflüsse abzuwehren. Die eingeborene Bevölkerung Elsaß-Lothringens kann um so weniger über Bedrückung von Seiten der Regierung klagen, als es nur einer oberflächlichen Betrachtung der parlamentarischen Verhältnisse in Frankreich bedarf, um zu erkennen, wie daselbst die im Besitze der Macht befindliche Partei die günstige Conjunctur ganz anders ausbeutet. Die letzte Wahl der einflußreichen Budgetcommission der Deputirtenkammer ist in dieser Beziehung sehr bezeichnend, da von den dreiunddreißig Mitgliedern des Ausschusses auch nicht ein einziges der Rechten angehört. Männer vom Schlage des deutschen Reichstags-Abgeordneten Winterer würden daher, falls sie der französischen Deputirtenkammer angehörten, nur Gelegenheit finden, ihre Rolle als „Protestler“ fortzuspielen, wie denn auch soeben die aus den monarchistischen Parteigruppen bestehende Minorität einen entschiedenen Protest vereinbart hat, in welchem jede Verantwortlichkeit für die Vergeudungen der republikanischen Mehrheit abgelehnt wird. Das Verhalten der französischen Republik gegenüber der katholischen Kirche ist sicherlich ebenfalls nicht geeignet, auf die clericalen Abgeordneten Elsaß-Lothringens irgend welche Anziehungskraft auszuüben.

Ob es aber dem französischen Kriegsminister, General Boulanger, dem miles gloriosus im Cabinet Goblet, gelungen ist, eine solche Wirkung zu erzielen, darf um

so mehr bezweifelt werden, als die alemannische Bevölkerung des Elsaß sicherlich nicht das geringste Verständniß für die wirr auf einander folgenden, sich wechselseitig durchkreuzenden Maßregeln eines durch seine nervöse Hast beunruhigenden Mannes besitzt, der, nachdem er früher bei den orleanistischen Prinzen antichambrirt hatte, bei deren Ausweisung die entscheidende Rolle spielte und nunmehr dahin gelangt ist, in den Ultraradicalen seine hauptsächlichen Gönner zu erblicken. Selbst dann, wenn General Boulanger der Revancheidee zu dienen scheint, geht er so ungeschickt vor, daß es der ganzen Verblendung seiner der äußersten Linken angehörenden Gesinnungsgenossen bedarf, wenn diese grobe taktische Fehler als staatsmännische Weisheit bezeichnen. Der unlängst von den Organen des französischen Kriegsministers gegen die fremden Militär-Attachés unternommene Feldzug ist ein besonders charakteristisches Beispiel unüberlegten, rücksichtslosen Verhaltens. So warnte General Boulanger die französische Presse jüngst vor Indiscretionen in militärischen Angelegenheiten, indem er mit einer Offenherzigkeit, die einer besseren Sache würdig gewesen wäre, darauf hinwies, wie das „Concept" des von dem deutschen Hauptmann von Schwarzhoff über die Seemanöver von Toulon erstatteten Berichts erkennen ließe, daß dieses Schriftstück zum Theil nach den Mittheilungen gewisser französischen Blätter abgefaßt sei. Hierzu bemerkt nun die „Norddeutsche Allgemeine Zeitung" in einem vielerörterten Artikel mit Recht, daß es bisher als internationaler Anstand gegolten, das Kundschaftswesen nicht bis zu operativen Eingriffen in fremde Schreibtische auszudehnen, und daß der französische Kriegsminister das erste Beispiel gegeben habe, einen solchen Griff, dem er die Bekanntschaft mit den „Concepten" fremder Missionen verdanke, zur Grundlage einer officiösen Note zu machen. Eine nicht minder scharfe Rüge verdiente das Verhalten der vom General Boulanger inspirirten Presse, welche die auf irgend welchen Verdacht hin angeordnete Entlassung eines Unterbeamten des französischen Kriegsministeriums in völlig grundloser Weise zu mehr oder minder offenen heftigen Angriffen auf den deutschen Militärattaché ausbeutete, während es doch viel einfacher gewesen wäre, gegen den verdächtigen Beamten das gerichtliche Verfahren einzuleiten. In der eigenthümlichen Weise von ihm geplanter Anknüpfung internationaler Beziehungen hat sich General Boulanger bisher nicht glücklicher erwiesen.

Während französische „Zukunftspolitiker", insbesondere in den dem Kriegsminister nahe stehenden Organen, nach wie vor den abenteuerlichen Plan eines Bündnisses mit Rußland ins Auge fassen, ist gerade in jüngster Zeit durch eine Reihe von Vorgängen die Unwahrscheinlichkeit einer derartigen Combination erwiesen worden. Sind es doch Pariser Blätter, welche eingehend über die in der französischen Hauptstadt veranstalteten „Feierlichkeiten" am Jahrestage der Ermordung Alexanders II. berichteten. Polen, Nihilisten und Anarchisten aller Schattirungen vereinigten sich, laut einer ausführlichen Mittheilung des „Figaro", am 13. März, um das „Hochgericht der socialen Gerechtigkeit" zu feiern. Auch handelte es sich nicht etwa um einen vereinzelten Vorgang, vielmehr versammelten sich die Anarchisten an verschiedenen Stellen; wurde doch sogar aus Amiens eine gegen den Zar gerichtete revolutionäre Kundgebung gemeldet. Von welchem Geiste die „Festredner" beseelt waren, erhellt unter anderem aus der Ansprache, welche der Anarchist Adrian Martin, auf angeblich vieljährige Erfahrungen in Rußland selbst gestützt, an seine Zuhörer im Quartier latin richtete, indem er betonte, wie die praktischen Russen begriffen hätten, daß man mit der That vorgehen müsse. „Der Russe ist ein ganzer Mensch, der keine Nuancen kennt," hieß es in dieser Rede, „in Leib und Seele giebt er sich hin und fürchtet nicht, sein Leben für seine Sache einzusetzen." In der Versammlung der polnischen Revolutionäre wurde eine Parallele zwischen dem 13. März, dem Jahrestage der Ermordung Alexanders II., und dem 18. März, dem Gedenktage der Pariser Commune, gezogen. Diese Vergleichung muß nach der Ansicht der Anarchisten zu Gunsten des ersteren Datums ausfallen, da man in dem Augenblicke, wo der Geist der Revolte überall kräftiger als je durchbrach, den Muth an dem Beispiele jener stärken müsse, die im Kampfe vorangingen und das „Glück hatten, ihre Pflicht bis in den Tod zu erfüllen." Derartige

Zwischenfälle spielen sich unter den Augen der französischen Machthaber ab, so daß es nicht überraschen kann, wenn vielfach versichert wird, daß das Hauptquartier der russischen Nihilisten nach Paris verlegt worden sei. Selbst in der Schweiz können dieselben ihre verbrecherische Agitation nicht so ungestört organisiren wie in der französischen Hauptstadt. Dieselben Blätter, welche nach dem Beispiele des „Intransigeant“ Henri Rochefort's die Duldung gegenüber der internationalen revolutionären Bewegung ganz natürlich finden, erachteten sich für befugt, gegen die friedliche Mission des Herrn von Lesseps in Berlin Verwahrung einzulegen, weil dadurch die Beziehungen zwischen Frankreich und Rußland gestört werden könnten. Kaiser Alexander III. wird sich allerdings durch die Anerbietungen von Seiten der französischen Radicalen um so weniger täuschen lassen, als an demselben 13. März, an welchem die Pariser Anarchisten den Gedenktag der Ermordung seines Vaters festlich begingen, in Petersburg ein Mordanschlag gegen ihn selbst in letzter Stunde entdeckt und vereitelt wurde. Gelang es auch, die Urheber des verbrecherischen Planes zu verhaften und unschädlich zu machen, so kann sich die russische Regierung doch nicht verhehlen, daß der mit dem französischen Anarchismus innig verknüpfte Nihilismus keineswegs beseitigt ist. Deshalb sind die Bemühungen Katkow's und seiner panslavistischen Genossen, ein gegen Deutschland gerichtetes Bündniß Rußlands und Frankreichs anzubahnen, aussichtslos. Selbst die Erwartung, daß die für das Jahr 1889 geplante Weltausstellung in Paris von den russischen Industriellen beschickt werden könne, erweist sich als trügerisch; freilich wäre es seltsam genug, wenn gerade die russische Regierung besonderen Eifer an den Tag legen sollte, an der Säcularfeier der großen Revolution theilzunehmen, während alle gegen den Zar gerichteten Umsturzbestrebungen in Paris volles, sympathisches Verständniß und nie versagende „moralische“ Unterstützung finden. Daß der gegenwärtige Präsident der Deputiertenkammer, Floquet, welcher im Jahre 1867 als junger Advocat den aus Anlaß der Weltausstellung in Paris verweilenden und den Justizpalast besuchenden Kaiser Alexander II. mit dem Rufe: „Vive la Pologne!“ begrüßte, im Jahre 1889 möglicherweise den fremden Gästen die Honneurs der Republik erweisen wird, ist sicherlich nicht geeignet, in Rußland für die geplante Weltausstellung Propaganda zu machen.

Was den Katkow zugeschriebenen Einfluß betrifft, so wird dieser nach zuverlässigen russischen Meldungen sehr überschätzt, wenn auch zugestanden wird, daß es gewissermaßen Familientradition des kaiserlichen Hauses geworden ist, dem alten panslavistischen Polterer eine Freiheit der Sprache zu gestatten, die sonst nicht geduldet werden würde. Von diesem Gesichtspunkte aus muß vor Allem der jüngste Conflict zwischen dem Redacteur der „Moskauer Zeitung“ und dem Minister des Auswärtigen, von Giers, beurtheilt werden. Der von Katkow gegen den diplomatischen Vertreter Deutschlands in Sofia gerichtete Vorwurf, daß er den ihm anvertrauten Schutz der russischen Unterthanen in Bulgarien nicht pflichtmäßig wahrgenommen habe, spiegelte so wenig die Auffassung der russischen Regierung wieder, daß deren officielles Organ die völlig unwahre Anschuldigung mit Entschiedenheit zurückwies. Katkow ließ sich jedoch dadurch nicht abschrecken, vielmehr behauptete er mit der ihm eigenthümlichen Kühnheit, das Communiqué des „Regierungs-Anzeigers“ stelle nicht die Politik des Zaren, sondern nur diejenige des Auswärtigen Amtes dar, da Kaiser Alexander III., weit entfernt, die Unterordnung Rußlands unter Deutschland zu gestatten, seine Politik lediglich durch die Interessen des eigenen Landes bestimmen lasse, welche mit den Forderungen der Gerechtigkeit im Einklange ständen. Der panslavistische Schriftsteller wiederholte zugleich die Legende, daß Rußland nicht bloß Frankreich vor einer Katastrophe bewahrt, sondern auch Europa und dessen Gleichgewicht „gerettet“ habe. Es fehlte nur noch, daß Katkow sich selbst als diesen „Retter“ bezeichnete. Daß sein Ceterum censeo: Rußland dürfte unter keinen Umständen das Bündniß mit den beiden andern Kaisermächten aufrecht erhalten, in den Artikeln der „Moskauer Zeitung“ wiederum eine große Rolle spielt, kann bei der Monotonie der von dem panslavistischen Publicisten vorgebrachten Argumente nicht überraschen.

Der von Neuem vereinbarte Anschluß Italiens an das deutsch-österreichische Bündniß ist ebenfalls wenig nach dem Geschmacke der Panslavisten, da sich dieselben nicht verhehlen können, daß diese Verstärkung der Position der europäischen Centralmächte eine neue Friedensbürgschaft ist. Hieran wird nichts durch die jüngste Umgestaltung des Ministeriums Depretis, insbesondere durch die Demission des Grafen Robilant geändert, da der neue Bündnißvertrag bereits vorher unterzeichnet war. Wie sehr auch bedauert werden muß, daß Graf Robilant, der als ein wahrer Freund Deutschlands gilt und noch aus Anlaß des neunzigsten Geburtstages unseres Kaisers durch die Verleihung des Schwarzen Adler-Ordens ausgezeichnet wurde, das Portefeuille als Minister des Auswärtigen niederlegte, bürgt doch das Verbleiben Depretis' an der Spitze des Cabinets für die legale Aufrechterhaltung der bisherigen herzlichen Beziehungen, zumal da der Conseilpräsident zugleich das Ressort des Auswärtigen übernommen hat. Wenn sich an die Berufung Crispi's als Minister des Innern gewisse Besorgnisse knüpften, so sind dieselben von competenter Seite als grundlos bezeichnet worden. Mit Fug wird daran erinnert, wie Crispi im September des Jahres 1877, während seines Aufenthaltes in Berlin, bei einem ihm zu Ehren veranstalteten parlamentarischen Bankette seiner freundschaftlichen Gesinnung für Deutschland, den „Bundesgenossen Italiens", beredten Ausdruck lieh. „Ihre Sprache ist diejenige Goethe's, die meine diejenige Dante's, welcher die schlechten Päpste in die Hölle und die Feigen in das Fegefeuer verbannt hat!" äußerte Crispi damals in seiner Ansprache unter anderem und hob dann hervor, wie es ihn dränge, auszusprechen, daß Deutschland jenseits der Alpen wahre Freunde habe, die ihm treu zur Seite stehen würden und in dem Bündnisse mit Deutschland eine Stütze Italiens erblickten. Aus zuverlässigen Informationen erhellt zugleich, daß Crispi, der als Minister des Innern in dem gegenwärtigen italienischen Cabinet maßgebenden Einfluß auszuüben vermag, seine vor Jahren in Berlin bekundete politische Ueberzeugung nicht geändert hat, insbesondere das Bündniß Italiens mit den Centralmächten behufs Erhaltung des Friedens vollständig billigt. Die jüngste Umgestaltung des italienischen Ministeriums sichert diesem insofern eine gewisse Dauer, als es nunmehr auf eine geschlossene Mehrheit in der Deputirtenkammer zählen darf, während das vor der Vertagung des Parlaments beschlossene Vertrauensvotum für das Cabinet Depretis-Robilant mit einer so geringfügigen Mehrheit zur Annahme gelangte, daß ein neuer Ansturm von Seiten der Opposition gefährlich werden mußte. So war dem Conseilpräsidenten seine Verhaltungslinie gewissermaßen vorgezeichnet, wenn anders er nicht selbst auf die Leitung der Regierungsgeschäfte verzichten wollte. Die Schwierigkeit bestand nur darin, Crispi sowie dessen Anhänger für eine Combination zu gewinnen, welche den einzigen Ausweg aus den sich stets erneuernden Krisen darzubieten schien. Als Crispi sich dann bereit finden ließ, in das Ministerium einzutreten, konnte sogleich vorhergesehen werden, daß Graf Robilant, der stets Fühlung mit der Rechten behielt, ausscheiden würde. Wenn hierin die Erklärung der endgültigen Lösung der jüngsten Ministerkrisis liegt, so darf andererseits gehofft werden, daß die innere Politik Italiens nunmehr eine stetigere, gedeihlichere Fortentwickelung finden wird.

Digitized by Google

Die „Deutsche Rundschau“ und das „Journal des Économistes“.

Das Januarheft der „Deutschen Rundschau“ 1887 brachte folgende redactionelle Erklärung:

„Im Decemberheft 1886 des sonst hochansehnlichen, unter den volkswirthschaftlichen Zeitschriften Frankreichs die erste Stelle behauptenden „Journal des Economistes“, Paris (Guillaumin & Co.), veröffentlicht ein gewisser Herr Georges Dufour unter dem Titel „Coup d'œil sur la situation financière des principaux états européens“ einen angeblichen Originalartikel, der, ohne Quellenangabe, wörtlich aus dem von uns im Januarheft 1885 veröffentlichten Aufsatz von Prof. Rich. von Kaufmann: „Die Finanzlage der europäischen Großmächte“ übersetzt ist. In dem ganzen Artikel des „Journal des Economistes“ ist keine Zeile, die uns nicht buchstäblich entlehnt wäre, wobei für den Plagiator charakteristisch ist, daß derselbe die seit zwei Jahren immerhin etwas veralteten Zahlen nicht einmal durch neuere zu ersetzen sich bemüht hat. Indem wir uns darauf beschränken, obigen Vorgang einfach zu constatiren, hoffen wir von unseren französischen Collegen, daß dieselben, im Interesse ihrer eigenen Ehre, von dem Verfahren des Herrn Georges Dufour in geeigneter Weise Notiz nehmen werden.“

Darauf antwortet der Chefredacteur des „Journal des Économistes“, Herr G. de Molinari, in dem Märzheft seiner Zeitschrift wie folgt:

„Nous avons publié dans notre numéro de décembre dernier un article de M. Georges Dufour sur *la situation financière des principaux États européens*. La revue allemande la *Rundschau* a accusé M. Dufour de plagiat, en prétendant que cet article n'est que la reproduction d'un travail de M. Richard de Kaufmann, qu'elle a publié en janvier 1885. Nous n'avons pu vérifier l'exactitude de l'accusation de la *Rundschau*, mais M. Dufour nous a affirmé, qu'il ignorait la provenance des documents dont il avait fait usage et nous n'avons aucune raison de suspecter sa bonne foi. Il nous semble que la *Rundschau* s'est un peu hâtée de signaler M. Dufour et le *Journal des Économistes* à l'indignation du public allemand. Elle aurait pu nous demander de réparer l'omission dont elle se plaint et nous nous serions empressés de faire droit à sa réclamation. Nous rappellerons à ce propos que le même M. Richard de Kaufmann a publié, précisément l'année dernière, dans la *Revue générale de droit et sciences politiques* de Bukharest, un article sur *l'Union douanière de l'Europe centrale*, dans lequel le nom du promoteur de cette Union ne se trouve pas cité une seule fois. M. de Kaufmann se contente de déclarer qu'il a „transformé l'idée d'une union douanière en un système concret“, en s'abstenant de rappeler à qui il a emprunté cette matière première de son système concret. Nous n'avons pas cru devoir crier au plagiat, nous n'avons même pas réclamé. Mais nous concevons que les rédacteurs de la *Rundschau* aient des habitudes différentes des nôtres. Quand on s'est annexé nos provinces malgré elles, on peut bien s'annexer nos idées, sans nous en demander la permission. Ce sont les mœurs de la conquête.“ G. de M.

Dieser Antwort gegenüber bescheide ich mich damit, festzustellen, daß jeder Satz derselben eine **Unwahrheit** enthält:

In Satz 1 und 2 behauptet Herr de M., das „Journal des Économistes“ habe einen Artikel von dem p. p. Georges Dufour enthalten. **Das ist nicht wahr:** Der sogenannte Artikel des D. **ist eine wörtliche Uebersetzung aus meinem genannten Aufsatz, ohne irgendwelche Zuthat oder Abänderung.**

In Satz 3 behauptet Herr de M.: er sei nicht in der Lage, die Anklage der „Deutschen Rundschau“ auf ihre Stichhaltigkeit hin zu prüfen. **Das ist nicht wahr:** Abgesehen davon, daß jeder der deutschen Sprache Mächtige ihn hätte überführen können, hat einer der angesehensten französischen Nationalökonomen, an den ich mich in dieser Angelegenheit gewandt hatte, nach Ausweis seines Briefes an mich vom 23. December 1886, Herrn de M. über den Sachverhalt vollständig aufgeklärt [1]). Außerdem hat die Redaction der „Deutschen Rundschau“ Herrn de M. einen Brief des Dufour an dieselbe vom 21. Januar 1887, unter dem 20. Februar, in Abschrift mitgetheilt, in welchem Letzterer überhaupt nicht leugnet, daß seine sogenannte Arbeit

[1]) Derselbe schrieb mir übrigens, als ich beabsichtigte, gegen das „Journal des Économistes“ wegen Nachdrucks Klage zu erheben, gleichzeitig: „Sie sprechen von einem Proceß mit dem „Journal des Économistes“. Zwecks dessen müßten Sie, wie die Verhältnisse hier liegen, 10–20000 Francs ausgeben — um im besten Fall vielleicht 20 Francs dommages et interêts zuerkannt zu erhalten!“

aus meinem Aufsatz abgeschrieben sei, sich aber in einer für unsere Begriffe geradezu unglaublichen Weise damit entschuldigen zu können glaubt: „er verstünde kein Wort Deutsch und sei ihm der Artikel von einem seiner „sécrétaires-collaborateurs", einem gewissen Ch. Waternau geliefert worden, der ihn versichert habe, es handle sich dabei um eine „Originalarbeit"! Da Herr de M. diesen Brief des D. kennt, ist seine Erklärung: „er habe keine Ursache an der „bonne foi" desselben zu zweifeln," eine abermalige Unwahrheit.

In Satz 4 und 5 beschwert sich Herr de M. darüber, daß die Redaction der „Deutschen Rundschau" nicht vor Veröffentlichung ihrer Erklärung bei ihm reclamirt hätte: dann würde er sich beeilt haben, der Reclamation Rechnung zu tragen. Abgesehen davon, daß dieser Satz die Behauptung der vorhergehenden Sätze in sich schon widerlegt, habe ich einen Brief von Herrn de M. vom 22. December 1886 in Händen, in welchem derselbe die von mir gewünschte Satisfaction, resp. das Zugeständniß, daß der Artikel des D. einfach abgeschrieben sei, verweigert. Erst nach Kenntnißnahme von diesem Brief veranlaßte ich die Redaction der „Deutschen Rundschau" zu ihrer Erklärung. Also: eine abermalige Unwahrheit des Herrn de M.

In Satz 6 und 7 behauptet Herr de M., der den Spieß nunmehr in bekannter Manier umzudrehen versucht: ich hätte in der Bukarester „Revue générale" etc. einen Artikel über den „Mitteleuropäischen Zollverein" veröffentlicht, in welchem der Name des „promoteur" der bezüglichen Idee (das soll nämlich er selbst sein) nicht genannt sei. Das ist eine abermalige doppelte Unwahrheit: 1) ist Herr de M. keineswegs der Vater des betreffenden Gedankens, der vor ihm z. B. schon von L. Faucher 1837 und 1842, von Richelot 1859 und vielen Andern vertreten worden; und 2) ist gleich an der Spitze des incrimirten Aufsatzes, der übrigens nur untersuchen wollte, welche Fortschritte die Idee seit Erscheinen meiner im Jahre 1879 veröffentlichten, demselben Thema gewidmeten Broschüre gemacht habe, in einer Fußnote aus jener Broschüre wiederholt, daß: „.... De nos jours l'idée a été reprise par M. G. de Molinari avec un nouvel éclat et une force de démonstration qui fait honneur au savant français. Dans un brillant article du Journal des Débats (24 Janvier 1879), il exposa ses vues" etc. etc.

Weiter habe ich in meiner vorerwähnten ersten, dem Thema gewidmeten Arbeit Herrn de M. nicht weniger denn fünfmal als Mitstreiter für die Idee hervorgehoben. Das weiß auch Herr de M. sehr gut, der meine frühere Arbeit sowohl wie die neuere in dem „Journal des Débats" vom 12. März 1880 und vom 21. August 1886 und ebenso in dem Septemberheft 1886 seiner Zeitschrift sehr ausführlich und sehr anerkennend, ohne irgendwelche Bemerkung, besprochen hat. Also eine bewußte unwahre Verdächtigung.

Wenn Herr de M. in den Schlußsätzen seiner vorstehenden Erklärung von sich rühmt, daß er eine absolut eigenartige und ausführliche Behandlung einer Idee, die seit Decennien in den Köpfen aller denkenden Nationalökonomen spukt, und über die auch er gelegentlich einmal einen Zeitungsartikel verfaßt hat, nicht als „Plagiat" bezeichnet habe, so ist das allerdings sehr gütig von ihm. Ebenso kann es die Redaction der „Deutschen Rundschau" nur dankbar anerkennen, wenn Herr de M. bei seinem in Vorstehendem genugsam charakterisirten Vorgehen constatirt, daß dieselbe andere Gewohnheiten habe als er und es dem Urtheil des Publicums getrost überlassen, zu entscheiden, welche Seite die „mœurs de la conquête" angenommen.

Schließlich will ich nicht unterlassen, auf die piquante, für Herrn de M. aber grausame Ironie aufmerksam zu machen, daß in demselben Hefte seiner Zeitschrift, in welchem er die Waffen der Unwahrheit für eine möglichst unerfreuliche literarische Freibeuterei einlegt, ein sehr tüchtiger Aufsatz über „Das literarische Eigenthum und die Berner Convention" zum Abdruck kam, dessen Studium ich Herrn de Molinari dringend empfehle.

Berlin, 26. März 1887. Prof. Dr. Richard v. Kaufmann.

γε. **A history of Greek litterature.** By Frank Byron Jevons, M. A., tutor in the university of Durham. London, Griffin. 1886.

In diesem nach der behäbigen englischen Manier solid ausgestatteten und gebundenen, 509 Seiten starken Bande versucht der Verfasser, das Wesentliche der griechischen Literaturgeschichte zunächst für die Studenten der Universitäten und die Candidaten des indischen Civilrechts darzustellen — letzteres nebenbei wieder ein lehrreicher Beweis dafür, wie hoch die praktischen Engländer den Werth der klassischen Bildung anschlagen; wir möchten das denen zur Beachtung empfehlen, welche nach Borinski's treffendem Ausdruck „Verlangen nach Rückkehr der Barbarei" tragen und den Satz wieder zur Geltung bringen wollen: Graeci sunt; non leguntur. Jevons hofft aber, auch den Gebildeten verständlich zu sein und zu Dank gearbeitet zu haben, welche nicht Griechisch verstehen. Er hat die Hauptwerke der Engländer, Franzosen und Deutschen über sein Thema studiert, ohne sie aber auf jeder Seite zu nennen, und legt ein besonderes Gewicht darauf, die Grundlagen hervortreten zu lassen, denen die hellenische Literatur ihre Größe verdankt; in einem prächtigen Schlußkapitel werden diese Grundlagen entwickelt, die Gestalt des Landes mit seinem Ineinander von Bergen und Seeen beschrieben, der Charakter des Volkes, wie er sich vor allem in Doriern, Joniern, Spartanern und Athenern spiegelt, und das Wesen der Sprache dargestellt, welche sich erstlich durch Klarheit und zweitens durch Leben auszeichnet. Vortrefflich wird gezeigt, daß die griechische Literatur nicht durch Bücher und Manuscripte, sondern durch mündliche Mittheilung lebte; so lange dies der Fall war, so lange war sie klassisch. Auch das Einzelne haben wir mit Vergnügen gelesen; wir heben ein paar Proben heraus. S. 347 die Vergleichung des Thukydides mit Tacitus. „Beide Schriftsteller haben die Gewalt der Kürze. . . Aber wenn die Sätze des Thukydides kurz sind, so sind sie es, weil sie mit Gedanken überlastet sind; sie sind schwer von Weisheit, und sie sinken in den Geist ein. Die Sätze des Tacitus sind kurz, weil sie herausgeschleudert werden, weil sie Ausrufe und Vorwürfe enthalten. Das Eine ist die Kürze der Verdichtung, das Andere der Amputation. Thukydides' Kürze ist die der Würde; die des Tacitus ist die der Athemlosigkeit. Kurz, Tacitus ist ein Stilist, Thukydides ist keiner. Es ist ein ewiger Beweis dafür, daß es eine höhere Kunst gibt als die der verhehlenden Kunst: die Kunst, sich die Kunst zu erlassen." Dann S. 406 ff. die liebevolle Erörterung über Demosthenes, bezüglich dessen an Fénelon's Wort erinnert wird: „Tout est dit pour le salut commun; aucun mot n'est pour l'auteur", und an Äschines, welcher seinen Zuhörern grade die Rede vortrug, in welcher ihn Demosthenes mit Schmach bedeckt, und den Bewundernden sagte: „Ach! aber ihr hättet die Bestie selbst hören sollen!" — „Der erste Eindruck," heißt es S. 419, „den wir von Demosthenes' Reden empfangen, ist ihr mächtiger Ernst. Ob er eine Gefahr ausmalt, die Mittel des Widerstandes angibt, die Trägheit seiner Landsleute geißelt oder dieselben zum Kampf anfeuert — dieser schreckliche Ernst ist überall da. In diesem Betracht sind die Reden unfraglich ein Abbild vom Charakter des Mannes. Freigebig gegen den Staat, edelmüthig und zartfühlend gegen seine Freunde, war Demosthenes, der Wassertrinker und harte Arbeiter, kein angenehmer Umgang. Er war zu sehr auf seine Aufgabe gerichtet, um gesellig zu sein; wir dürfen ihn uns nicht als unterhaltend vorstellen."

ϱτ. **Geschichte der russischen Literatur** von ihren Anfängen bis zur neuesten Zeit. Von Alexander von Reinholdt. Leipzig, Wilhelm Friedrich. 1886.

Die seit Jahren in beständiger Zunahme begriffene Aufmerksamkeit der deutschen Lesewelt für Rußland und die russische Literatur hat das Bedürfniß nach einer lesbaren Geschichte des russischen Schriftthums zu einem allgemein empfundenen gemacht. Das vorliegende Buch kann als wesentlich gelungener Versuch zur Lösung der schwierigen Aufgabe bezeichnet werden, mit der Sprache und dem inneren Entwicklungsgange des russischen Volks unbekannte Leser in die Geschichte des geistigen Lebens dieser Nation einzuführen und denjenigen Theil russischen Schriftthums verständlich zu machen, der ins Deutsche übertragen worden ist. Schon die Vertheilung des Stoffs läßt durchsehen, daß der Verfasser genau gewußt hat, worauf es für eine in deutscher Sprache geschriebene Geschichte der russischen Literatur allein ankommt, — auf den Nachweis nämlich, daß die uns zugänglich gewordenen neuesten Erzeugnisse russischen Geisteslebens das Ergebniß einer Jahrhunderte alten Entwicklung sind, die allein im Zusammenhange mit der politischen Geschichte richtig verstanden werden können. Trotz genauer Bekanntschaft mit der altrussischen Literatur hat der Verfasser sich auf summarische Darstellung derselben beschränkt und über dieselbe nur so viel gesagt, als zu richtiger Auffassung der Neuzeit und ihrer literarischen Kundgebungen erforderlich war. Dabei zeigt er sich als unabhängig denkender, über Westeuropa gut unterrichteter Mann von tüchtiger allgemeiner Bildung, der seine Auffassung zu begründen und zu deutlicher Anschauung zu bringen weiß. Auch da, wo man Herrn v. Reinholdt's Vorliebe für den neurussischen Realismus nicht zu folgen und die von ihm gefällten Urtheile nicht zu unterschreiben vermag, muß man anerkennen, daß der Verfasser festen Boden unter den Füßen hat, auf Grund eingehender Sachkenntniß seine Meinung sagt und auf ein bestimmtes, im Voraus feststehendes Ziel lossteuert. Obgleich die Ausdrucksweise zuweilen den mit den Eigenthümlichkeiten unserer jüngsten Sprachentwicklung unbekannt gebliebenen Deutsch-Russen verräth, ist dieselbe gefällig und gewandt. Als erste diesen Namen verdienende russische Literaturgeschichte in deutscher Sprache, besitzt das Reinholdt'sche Buch gegründeten Anspruch auf Theilnahme und Anerkennung der deutschen Lesewelt, der durch dasselbe eine neue und merkwürdige Welt erschlossen worden ist.

ϱ. **Anthologie jungvlamischer Dichtung** von Gustav Dannehl. Wolfenbüttel, Julius Zwißler.

Wir sind der vlamischen Bewegung in den Blättern dieser Zeitschrift stets mit Sympathie gefolgt; ursprünglich gegen das Umsichgreifen der

französischen Sprache, Bildung und Literatur in den vlamischen Provinzen Belgiens gerichtet, hat sie seit 1840, unter der tapfern Führung zuerst von „Vader" Willems, dann solcher Männer wie Heremans in Gent, des trefflichen Max Roose's in Antwerpen u. A. mächtig dazu beigetragen, das Gefühl der Verwandtschaft mit dem deutschen Reiche zu beleben, hat sie das Recht der eignen Sprache in Haus und Kirche, Gericht und Schule siegreich durchgesetzt, hat sie, in Anlehnung an die niederländische eine eigne, sehr respectable Literatur geschaffen, an deren Spitze der ehrwürdige Name von Hendrik Conscience glänzt und neuerdings ihre Bestrebungen durch die Errichtung einer vlamischen, der belgisch-französischen gleichstehenden Akademie gekrönt gesehen. Ein Begriff von dem kräftigen Emporblühen auch der Lyrik in dieser jungen Literatur, die dennoch in Wahrheit so alt ist, daß sie bis an die Quellen von „Reinaert de Vos" reicht, gibt das eben genannte Büchlein, in welchem Herr Dannehl uns eine Auswahl kleinerer Dichtungen in wohlgelungenen Uebersetzungen vorführt. Hier, neben dem Altmeister Jan van Beers, dem Ersten, der in den vlamischen Mutterlauten voll tiefer, herzbewegender Kraft sang, finden wir den von Liebe zu Deutschland erfüllten und des volksthümlichen Liedes besonders mächtigen Emanuel Hiel, finden wir die beiden Schwestern Loveling, deren eine, leider bereits jung verstorbene, Rosalie, wir vor einigen Jahren unsern Lesern in der reizenden Erzählung: „Ada und Paoletto" bekannt machten; finden wir Coopmann, Frans de Cort, Buylsteke, Cosyn u. A. — lauter Namen von gutem Klang in ihrer Heimath, und die es verdienen, daß sie auch bei uns mit Achtung und Anerkennung genannt werden.

ϱ. **Deutscher Literatur-Kalender** auf das Jahr 1887. Herausgegeben von Joseph Kürschner. Neunter Jahrgang. Berlin und Stuttgart, W. Spemann.

Auch dieser neue Jahrgang zeichnet sich durch die Vorzüge zuverlässiger, möglichst vollständiger und auf das geringste räumliche Maß zusammengedrängter Information aus, welche den Literaturkalender in allen literarischen und mit der Literatur in Beziehung stehenden Kreisen rasch eingebürgert haben. Er ist ein Nachschlagebuch geworden, welches man so wenig mehr missen möchte, daß man schwer begreift, seitdem man sich an dieses Hülfsmittel gewöhnt hat, wie man so lange hat ohne dasselbe fertig werden können. Freilich ist der Betrieb der Literatur neuerdings sehr in die Breite gegangen, und man würde sich in seinen mannigfachen Verzweigungen kaum noch ohne solchen Wegweiser zurechtfinden. Das Bedürfniß war vorhanden; aber es gehörte der findige Kopf und unermüdliche Fleiß des Herrn Kürschner dazu, um es in so mustergültiger Weise zu befriedigen. Es ist erstaunlich, wie viel Material, und bewundernswerth, wie viel Arbeit in dem kleinen Buche steckt, welches die Adressen von 12,000 Schriftstellern, die kurze Charakteristik und Biographie eines jeden derselben und — was wir eigentlich für entbehrlich halten — das Verzeichniß ihrer Werke gibt; ferner: eine Liste der deutschen Verleger, wiederum mit sehr nützlichen Notizen über Richtung des Verlages u. s. w., der deutschen Zeitungen und Zeitschriften, der Theater und ihrer Vorstände. Rechnet man dazu, daß wir außerdem ein Resumé der literarischen Gesetzgebung und Rechtsverhältnisse, eine Zusammenstellung der literarischen Vereine und Stiftungen, der localen Vereinigungen und eine literarische Chronik erhalten, und alles dies auf nicht mehr als 450 Seiten mit je drei Columnen zwar compressen, aber sehr lesbaren Drucks und unter Anwendung von mancherlei Ziffern und Zeichen, in die man sich allerdings erst hineinstudiren muß: so wird man zugestehn, daß hier eine Leistung vorliegt, die dem Herausgeber Ehre macht und ihm die gesammte Schriftstellerwelt dankbar verpflichtet.

φ. **Wilhelm Scherer.** Ein Blatt der Erinnerung von Prof. Dr. Adalbert Horawitz. Wien, 1886.

Von allem zu Wilhelm Scherer's Andenken Geschriebenen hat dieses Heft den umfassendsten Inhalt und leiht der Trauer um den Verlorenen die wärmsten Worte.

ζ. **K. k. Oesterreich. Museum für Kunst und Industrie.** Die k. k. Wiener Porzellanfabrik. Ihre Geschichte und die Sammlung ihrer Arbeiten im k. k. Oesterreich. Museum. Mit 17 Tafeln Abbildungen. Von Jacob von Falke. Wien, C. Gerold's Sohn. 1887.

Durchaus sachgemäße Durchführung des im Titel Versprochenen. Es gibt eine specielle Klasse von Kunstliebhabern, die sich mit Porzellan beschäftigen: diesen wird die Publication besonders willkommen sein. Nichteingeweihte werden in ihr die Geschichte der Blüthe und des Niederganges eines Institutes finden, das seine Glanzzeiten und seine Berühmtheit gehabt hat und das, gleich den übrigen seiner Art an anderen Stellen, heute eine mehr oder weniger künstliche Existenz führt. Alle Kunst und alles Gewerbe, die in der Gunst der Höfe einst ihre vorzüglichste Lebensbedingung fanden, müssen bei der veränderten Stellung, die die Höfe im öffentlichen Leben aus eigener Wahl einnehmen, sich dem Umschwunge der Zeit fügen.

ζ. **Das Künstlerwappen.** Ein Beitrag zur Kunstgeschichte von F. Warnecke. Berlin, Reinh. Kühn. 1887.

Eine mit Illustrationen geschmückte Geschichte des in drei silbernen Bildern in rothem Felde sich präsentirenden allgemeinen Künstlerwappens, abschließend mit einer Anleitung zum Gebrauche des Wappens in heutiger Zeit. Die sehr hübsch gedruckten fünfzig Seiten sind mit ebensoviel specieller Gelehrsamkeit, als, man kann wohl sagen, Liebenswürdigkeit geschrieben nnd hinterlassen den angenehmen Eindruck, ihr Verfasser habe sich selbst und Andern zur Freude gearbeitet. Der Frau Kronprinzessin — wir wissen nicht, ob aus besonderem Anlasse — gewidmet, macht das Ganze den Eindruck einer Festschrift.

ζ. **Angewandte Aesthetik in kunstgeschichtlichen und ästhetischen Essays** von Gustav Portig. I. Band. Hamburg, J. F. Richter. 1887.

Der Verfasser ist, wie die Vorrede mittheilt, als Docent für Kunstgeschichte und Aesthetik in

Hamburg thätig und hat als solcher, wie ebendaselbst zu finden ist, schöne Erfolge erzielt. Sein Publicum, welches Stadt und Umgegend liefern und das „in stets unberechenbarer Mischung die wohlausgerüstete und darum anspruchsvolle Hörerschaft bildet,“ wird in dem Buche wahrscheinlich das gern wiederfinden, was es bereits mündlich empfangen hatte. Ebenfalls in der Vorrede begegen wir der Klage: „An der spröden Schulsprache der Fachmänner scheitert nur zu oft der kunstfreundliche Sinn des Laien“. Dem vorliegenden Buche wird wohl keiner seiner Leser diesen Vorwurf machen.

μ. ν. **Kunst und Gewerbe.** Zeitschrift zur Förderung deutscher Kunst-Industrie. Herausgegeben vom Bayrischen Gewerbemuseum zu Nürnberg. Red. von Dr. J. Stockbauer. Zwanzigster Jahrgang. Nürnberg, Verlagsanstalt des Bayr. Gewerbemuseums. 1886.

Die Aufgabe, welche diese Zeitschrift sich stellt, ist bekannt; wir registriren deshalb nur, daß auch dieser Jahrgang sie in vorzüglicher Weise löst. Die Auswahl des Mitgetheilten ist eine sorgfältige, die Darstellung solide, der Nutzen einleuchtend. Sei bei so entschiedener Anerkennung doch erlaubt, Folgendes zu bemerken: S. 355 lesen wir: „Was nun die Menge der Production betrifft, so ist in der in Rede stehenden Periode wieder eine ganz entschiedene Hebung der Fabrication zu verzeichnen, während bezüglich des Stils und Geschmacks der Erzeugnisse nicht das Gleiche behauptet werden kann: weder durch Reinheit der Zeichnung, noch durch Harmonie des Colorits, am allerwenigsten aber durch Verständniß der decorativen Seite der Aufgabe zeichnen sich dieselben aus.“ Wenn statt dessen gesagt worden wäre: „Während dieser Periode steigt zwar die Fabrication, in Zeichnung, Colorit und Verständniß des eigentlich Decorativen zeigt sich jedoch kein Fortschritt“, so würden diese 20 Worte ebensoviel enthalten als jene 60.

ρ. **Erinnerungen an Gustav Nachtigal.** Von Dorothea Berlin. Mit einem Porträt Gustav Nachtigal's. Berlin, Gebrüder Paetel. 1887.

Man hat einen Theil dieser Erinnerungen bereits in der „Rundschau“ mit Vergnügen gelesen. Die Dame, der wir sie verdanken, ist die Gattin des Jugend- und Universitätsfreundes, der vor Allen Nachtigal nahe gestanden hat. Frau Berlin kannte Nachtigal bereits aus den Erzählungen ihres Mannes; sie lernte ihn persönlich kennen, als er im Jahre 1868 von seinem ersten Aufenthalt in Tunis nach Europa zurückkehrte und sie stand seitdem in ununterbrochener Correspondenz mit ihm. Dieses reiche Material, in der vorliegenden Buchausgabe noch vervollständigt durch Mittheilungen und Briefe Nachtigal's an seine Mutter und Schwester, hat Frau Berlin mit feinem Verständniß benutzt, um uns ein ebenso treues als anziehendes Bild des unvergeßlichen Mannes zu geben, dessen allzu frühen Verlust die Wissenschaft und seine Freunde niemals aufhören werden zu beklagen. Man kann sich nichts Liebenswürdigeres denken, als die Briefe Nachtigal's, deren wir eine ganze Reihe hier und aus seinen wichtigsten Lebensmomenten erhalten — in all seiner Natürlichkeit, mit seinem ganzen Humor tritt er uns aus denselben entgegen, aber auch mit dem tiefen Ernst und der bewunderungswürdigen Energie, welche ihn in der Einsamkeit und den tausendfachen Gefahren der Wüste sieben Jahre lange aufrecht erhalten haben. Die wissenschaftliche Biographie des kühnen und erfolgreichen Entdeckers ist noch zu schreiben; aber seine menschliche Erscheinung, sein Herz und sein Charakter konnten nicht liebevoller dargestellt werden: so wie sein Portrait ihn uns zeigt, lebt er in diesen Blättern.

ρ. **Geschichte von Hessen.** Vom Tod Landgraf Philipp's des Großmüthigen an, ꝛc. Unter Zugrundelegung der Geschichte von Hessen von Dr. Christian Röth. Bearbeitet und bis zum Ende des Kurfürstenthums im Jahre 1886 fortgesetzt von Carl von Stamford. Kassel, A. Freyschmidt. 1886.

Herr von Stamford, früher hessischer, dann seit der Annexion preußischer Offizier, zog sich, nachdem er den Krieg von 1870—71 in rühmlicher Weise mitgemacht, in das Privatleben zurück, um sich der heimathlichen Geschichtsforschung zu widmen, welche ihm (bisher namentlich in der „Zeitschrift des Vereins für hessische Geschichte und Landeskunde“) manchen schätzbaren Beitrag verdankt. Auf Grund solch' umfassender Studien und gründlicher Kenntnisse ist die vorliegende Bearbeitung von Röth's „Geschichte von Hessen“ erwachsen, welche jedoch durch Umfang und Inhalt das Recht auf eine gewisse Selbständigkeit erheben darf und ohne Zweifel durch wissenschaftlichere Behandlung das bedeutendere von den beiden Werken ist. Auch die größere Vollständigkeit hat es vor jenem voraus: es führt bis zu jenem Zeitpunkt, von welchem der Verfasser sagt: „beendigt, nicht vollendet liegt die Geschichte Hessens vor uns“. Wer hört nicht den Ton der Wehmuth aus diesen Worten heraus, und wer würde ihn nicht natürlich finden? Mit der dem Herzen des Kurhessen eigenen Zähigkeit und Treue hängt der Verfasser an der Vergangenheit seines Vaterlandes, aber er wird darum nicht ungerecht; er sucht nichts zu beschönigen, und noch viel weniger stellt er sich auf den unfruchtbaren Standpunkt der Renitenz. Er will vor Allem Historiker sein, und er verleugnet auch da die Würde desselben nicht, wo die Ereignisse noch so nahe stehen, daß — wie er selbst eingesteht — das persönliche Empfinden sie, wenn auch noch so leise, färben muß. Allein es ist ein männliches Empfinden, von Gehässigkeit so frei wie von Liebedienerei; ein Empfinden, mit welchem wir sympathisiren und welches, weit entfernt, den Werth seiner Darstellung zu verringern, ihn vielmehr für den Historiker, der nach ihm kommen wird, erhöht.

γε. **Die Waldenser und die deutschen Bibelübersetzer.** Nebst Beiträgen zur Geschichte der Reformation. Von Dr. Ludwig Keller, kgl. Staatsarchivar. Leipzig, S. Hirzel. 1886.

Dr. Ludwig Keller hat im Jahr 1885 ein Buch: „Die Reformation und die älteren Reformparteien“ erscheinen lassen, in welchem er den Nachweis zu führen suchte, daß es seit vielen Jahrhunderten in der Christenheit neben der

Google

breiten Masse der Kirchen und Confessionen eine Nebenströmung von Gemeinden gibt, welche von den herrschenden Richtungen als „Secten" bezeichnet werden, aber trotz mannigfacher Stadien, die sie durchlaufen haben, eine innere Verwandtschaft aufzeigen. Sie vertreten ein System, dessen Grundgedanken stets die gleichen sind, und zwar beruht dieses System sowohl hinsichtlich des Kirchenbegriffs als hinsichtlich der Organisation der Gemeinden auf denselben Grundsätzen, welche uns in den ersten Jahrhunderten der Christenheit entgegentreten. Keller suchte zu erweisen, daß alle verschiedenen Namen wie Waldenser, Arme von Lyon, Pikarden u. s. w. immer dieselbe Kette „altevangelischer Gemeinden" bezeichnen und daß die Körperschaften der deutschen Bauhütte ihnen stets als schützender Rückhalt dienten. Die Vermuthung, welche in die scheinbar nach allen Richtungen zerflatternde Ketzerei Logik und Ordnung zu bringen sich bemühte, hatte etwas Großartiges; aber Keller hat durch Mangel an Maß ihr sehr geschadet, wie er denn z. B. selbst Johann Staupitz in Beziehung zu den altevangelischen Gemeinden zu setzen unternahm. Dadurch ging, was auf der einen Seite gewonnen ward, auf der andern wieder verloren; man glaubte neue Umrisse zu erblicken, und sah die alten zerfließen. Die neue Schrift nun, welche Keller so eben veröffentlicht hat, scheint uns zwar ganz dasselbe Ziel zu verfolgen, aber, wenn wir uns nicht täuschen, mit weit mehr Ruhe und Umsicht. Diesmal untersucht Keller die neuerdings zwischen Haupt, Jostes und Rachel so lebhaft erörterte Frage, welchen Ursprungs die sog. Tepler-Bibel, der codex Teplensis, d. h. die älteste deutsche Bibelübersetzung sei. Er entscheidet sich mit Haupt dafür, daß sie nicht aus orthodox-katholischer Quelle stamme, weil die Kirche jeder Uebersetzung der Bibel mindestens mißtrauisch, wo nicht abgeneigt gegenüberstand; daß sie vielmehr waldensischen Ursprungs sei und nur der Umstand, daß eine große Gemeinschaft hinter ihr stand, überhaupt ihre Verbreitung in vierzehn Ausgaben erkläre. Er vertheidigt sie gegen die Vorwürfe, als ob sie eine schlechte Verdeutschung sei, und weist nach, daß Luther sie vielfach seiner eigenen Uebersetzung zu Grunde gelegt habe. Am Schluß kommt Keller auf seine frühere Ansicht erneut zu sprechen, daß die altevangelischen Gemeinden, auch Luther gegenüber, ihre Selbständigkeit sich bewahrten, was vollends unvermeidlich wurde, seit Luther sich gegen Zweige derselben wandte; daß sie deshalb von den Lutheranern ebenso verfolgt wurden wie von den Katholiken und daß man sie, „die Täufer", schlechtweg mit den Wiedertäufern zusammenwarf, welche durch den Aufstand von Münster so berüchtigt geworden sind. Es ist aber ungerecht, für die Ausschreitungen eines durch die blutige Verfolgung von allen Seiten aufs Aeußerste getriebenen Theils die ganze Richtung verantwortlich zu machen und sie insgesammt als eine Rotte fanatischer Zerstörer zu brandmarken. „Wann," fragt Keller am Schluß, „wann wird endlich der unehrenhafte Mißbrauch des alten Scheltnamens Wiedertäufer sein Ende erreichen?"

βχ. **A Tale of a Lonely Parish.** By F. Marion Crawford. 2 vols. London, Macmillan & Co. 1886.

Der Stoff dieses Romans ist einfach und vielbehandelt, aber die glückliche Gabe des Erzählers macht ihn doch wieder anziehend. Von den ersten Sätzen ab merkt man die vollkommene Sicherheit, mit welcher der Verfasser seinen Plan ausgesteckt hat, seine Figuren vorführt und zusammenstellt. Er läßt sich Zeit; er schafft sich gemächlich die Stimmung des Lesers für seine Geschichte; er thut das Alles mit dem Behagen, welches den Erfolg verbürgt, weil es auf den Leser übergeht. Wenn man auch die Windungen des Pfades, den man wandelt, längst voraussieht, man geht doch gerne mit Jemandem, der so gefällig zu erzählen versteht, und freut sich auf die Fernsicht am Ende, obwohl sie sich keineswegs überraschend erschließt. Die Phantasie Crawford's ist immer freigebig und spendet aus der Fülle. Daher der Bulwer'sche Aufputz, durch welchen der biedere Mr. Juxon eine dunkle, geheimnißvolle Vergangenheit bekommt und von einem fürchterlichen Bluthund begleitet wird, der freilich zu der Bibliothek von 10 000 Bänden nicht recht passen will; ferner der Andrea del Sarto, den man in der Villa der veilchenäugigen Mrs. Goddard zu Billingsfield nicht suchen würde. Aber diese Phantasie ist auch der Quell für die Frische und Heimlichkeit, mit welcher der abgeschlossene Erdenwinkel geschildert wird, in dem das Pfarrhaus steht, und das einfache Leben, in welches doch ein dunkles Schicksal hereinspielt. Es ist, als ob Crawford geflissentlich habe zeigen wollen, das er auch ohne die melodramatische Ausstattung seiner früheren Romane, in engem Raume und mit den bescheidensten Mitteln, eine gute Geschichte erzählen kann. Das ist ihm sicherlich gelungen. An dem Vicar, dem Rev. Ambrose, seiner Frau und ihrem Hauswesen, die mit der Behäbigkeit Anthony Trollope's geschildert sind, wird sich Jeder freuen. Wie lange werden wir noch den englischen Landgeistlichen in seiner stillen, behaglichen Thätigkeit sehen dürfen, die einen so wesentlichen Antheil an dem Aufbau der englischen Cultur hat und an dem Besten und Feinsten darin? Der Verlust, welchen England mittelbar durch die von den Radicalen geplante Einziehung der Pfarr- und Kirchenpfründen erleiden würde, ist um Unendliches größer als der bald aufgesogene Gewinn sein möchte. Das legt uns auch dieser Roman nahe, mit dem der unermüdliche Crawford abermals eine neue Scene betreten hat, und den sich kein Freund guter Sommerlectüre entgehen lassen sollte.

Von Neuigkeiten, welche der Redaction bis zum 12. April zugegangen, verzeichnen wir, näheres Eingehen nach Raum und Gelegenheit uns vorbehaltend:

Adler — Goethe und Frau von Stein. Von J. Adler. Leipzig und Wien, Toeplitz & Deuticke. 1887.

Anzengruber. — Stahl und Stein. Volksstück in drei Akten von Ludwig Anzengruber. Dresden und Leipzig, E. Pierson's Verlag. 1887.

Berger. — Allerlei Schicksale. Erzählungen von Wilhelm Berger. Berlin, Gebrüder Paetel. 1887.

Berlin. — Erinnerungen an Gustav Nachtigal. Nebst ungedruckten Briefen von ihm. Herausgegeben von Dorothea Berlin. Berlin, Gebrüder Paetel. 1887.

Besser. — Der Kosmos und die ewigen Ideen. Von Dr. K. M. Besser. Heidelberg, Georg Weiß. 1887.

Blennerhassett. — Frau von Staël, ihre Freunde und ihre Bedeutung in Politik und Literatur. Von Charlotte Blennerhassett, geb. Gräfin Leyden. Erster Halbband. Berlin, Gebrüder Paetel. 1887.

Blumenthal. — Der schwarze Schleier. Schauspiel in vier Akten von Oscar Blumenthal. Dresden und Leipzig, E. Pierson's Verlag 1887.

Bode. — Geschichte der deutschen Plastik. Von Dr. W. Bode. Berlin, G. Grote'sche Verlagsbuchhandlung. 1887.

Bölsche. — Der Zauber des Königs Arpus. Humoristischer Roman aus der römischen Kaiserzeit von Wilhelm Bölsche. Leipzig, Franz Reißner. 1887.

Der Komödianten-Roman von Scarron. Uebersetzt, eingeleitet und mit Anmerkungen versehen von Karl Saar. 3 Bde. Berlin und Stuttgart, W. Spemann.

Die natürlichen Pflanzenfamilien nebst ihren Gattungen und wichtigeren Arten, insbesondere über Nutzpflanzen. Bearbeitet unter Mitwirkung zahlreicher hervorragender Fachgelehrten von A. Engler und K. Prantl. 1/2 Heft. Leipzig, Wilh. Engelmann. 1887.

Dohme. — Geschichte der deutschen Baukunst. Von Dr. Robert Dohme. Berlin, G. Grote'sche Verlagsbuchhandlung. 1887.

Eckardt. — Matthaeus Merian. Skizze seines Lebens und ausführliche Beschreibung seiner Topographia Germaniae nebst Verzeichniss der darin enthaltenen Kupferstiche. Eine kulturhistorische Studie von H. Eckardt. Basel, H. Georg's Verlag. 1887.

Eckstein. — Aus dem Tagebuch einer jungen Frau. Eine Carnevalsgeschichte von Ernst Eckstein. Berlin, Richard Eckstein's Nachfolger. 1887.

Engelhorn's allgemeine Romanbibliothek. III. Jahrgang, Band 17: Der Genius und sein Erbe. Von Hans Hopfen. Stuttgart, J. Engelhorn 1887.

Erckert. — Der Kaukasus und seine Völker. Nach eigner Anschauung von R. von Erckert. Leipzig, Paul Frohberg. 1887.

Firmery. — Étude sur la vie et les oeuvres de Jean-Paul-Frédéric Richter par J. Firmery. Paris, Librairie Fischbacher. 1886.

Frey. — Das Leben des Perikles von Karl Frey. (Wissenschaftl. Beilage zum Jahresbericht des Gymnasiums in Bern, Ostern 1887.) Bern, Stämpfli'sche Buchdruckerei. 1887.

Frehbe. — Was kann die Schule zur Erhaltung christlicher Volkssitte beitragen? Von Dr. Albert Frehbe. Zweite Auflage. Gütersloh, F. Bertelsmann. 1887

Friedmann. — Kirchenraub. Falsche Freundschaft. Zwei Arbeiternovellen von Alfred Friedmann. (Reclam's Univ.-Biblioth. Nr. 2260). Leipzig, Philipp Reclam jun.

Ganghofer. — Oberland. Erzählungen aus den Bergen von Ludwig Ganghofer. Stuttgart, Adolf Bonz & Comp. 1887.

Groth. — Grundriss der Edelsteinkunde. Ein allgemeinverständlicher Leitfaden zur Bestimmung und Unterscheidung roher und geschliffener Edelsteine von Dr. P. Groth. Leipzig, Wilhelm Engelmann. 1887.

Hardy. — The Woodlanders. By Thomas Hardy. Three vols. London, Macmillan and Co. 1887.

Hegel. — Briefe von und an Hegel. Herausgegeben von Karl Hegel. 2 Theile. Leipzig, Duncker & Humblot. 1887.

Heine. — Dichtungen von Heinrich Heine. Ausgewählt und erläutert von Karl Hessel. Bonn, Ed. Weber's Verlag. 1887.

Henneberg. — Die Gesellschaft zur innern Colonisation. Ihre Ziele und Bestrebungen, erläutert von Freiherr von Henneberg. Leipzig, Duncker & Humblot. 1887.

Herzer. — Aus Kaiser Wilhelms Jugendtagen. Eine vaterländische Dichtung von Jacob Herzer. Kaiserslautern, Hermann Kayser. 1887.

Heyse. — Die Weisheit Salomo's. Schauspiel in fünf Akten von Paul Heyse. Berlin, Wilhelm Hertz. 1887.

Ibsen. — Die Wildente. Schauspiel in 5 Akten von Henrik Ibsen. Deutsch von M. von Borch. Berlin, S. Fischer. 1887.

Kaden. — Sonnenbrut. Kopien realistischer Bilder aus der neuesten italienischen Novellistik. Von Woldemar Kaden. Dresden und Leipzig, E. Pierson's Verlag. 1887.

Knille. — Grübeleien eines Malers über seine Kunst. Von Otto Knille. Berlin, Gebrüder Paetel. 1887.

Koettschau. — Der nächste deutsch-franz. Krieg. Von C. Koettschau, Oberstlieutenant a. D. II. Theil. Strassburg i. E., R. Schultz & Comp. 1887.

Lehmann. — Die Juden jetzt und einst. Ein Beitrag zur Lösung der „Judenfrage" von Emil Lehmann. Dresden und Leipzig, E. Pierson's Verlag 1887.

Linde. — Kaspar Hauser. Eine neugeschichtliche Legende von Antonius v. d. Linde. 2 Bde. Wiesbaden, Chr. Limbarth. 1887.

Lindenberg. — Berliner geflügelte Worte. Gesammelt und herausgegeben von Paul Lindenberg. Berlin, Hermann Lazarus. 1887.

Merkel. — Garlieb Merkel über Deutschland zur Schiller-Goethe-Zeit (1797–1806). Nach des Verfassers gedruckten und handschriftlichen Aufzeichnungen zusammengestellt und mit einer biographischen Einleitung versehen von Julius Eckardt. Berlin, Gebrüder Paetel. 1887.

Natanson. — La circulation des forces dans les êtres animés. Essai de psychologie scientifique par Louis Natanson. Paris, Bureau des deux Revues. 1886.

Naturwissenschaftlich-technische Umschau. — Illustrierte populaire Halbmonatsschrift &c. Herausgegeben von Th. Schwartze. III. Jhrg. 1/12. Heft. Jena, Fr. Mauke's Verlag. 1887.

Polzer. — Im Harnisch. Trutzgesang aus der bedrängten Ostmark von Aurelius Polzer (Erich Fels). Hamburg, J. F. Richter. 1887

Reichel. — Aus dem Leben. Novellen von Eugen Reichel. Stuttgart, Adolf Bonz & Comp. 1887.

Riemann. — Opern-Handbuch. Repertorium der dramatisch-musikalischen Litteratur. Ein nothwendiges Supplement zu jedem Musiklexikon von Dr. Hugo Riemann. Leipzig, F. A. Koch's Verlagshandlung. 1887.

Rodenberg. — Bilder aus dem Berliner Leben. Neue Folge. Von Julius Rodenberg. Berlin, Gebrüder Paetel. 1887.

Rümelin. — Die Berechtigung der Fremdwörter. Von Gustav Rümelin. II. Aufl. Freiburg i. B., J. E. B. Mohr. 1887.

Sanders. — Daniel Sanders' Taschen-Lexikon des allgemeinen Wissens. Berlin, Hugo Steinitz Verlag. 1887.

Sandys. — An easter vacation in Greece with lists of books on Greek travel and topography and time-tables of greek steamers and railways by John Edwin Sandys. London, Macmillan and Co. 1887.

Schoen. — Innere Colonisation. Denkschrift, herausgegeben von der Gesellschaft für innere Colonisation zu Berlin. Im Auftrage des Präsidiums bearbeitet von Max Schoen. Leipzig, Duncker & Humblot. 1887.

Schreibt Deutsch! Verdeutschungs-Wörterbuch für Unteroffiziere. Dresden und Leipzig, E. Pierson's Verlag. 1887.

Schütz. — Die gegenwärtige Bedeutung des mathematisch-physikalischen Unterrichts an Gymnasien. Von Oberlehrer Dr. Harald Schütz. (Beilage zum Programm des städt. Gymnasiums zu Frankfurt a. M., Ostern 1887.) Frankfurt a. M., Druck von A. Malan.

Der Empfang aller Neuigkeiten, welche der Redaction der „Deutschen Rundschau" unverlangt zugehen, wird in vorstehendem Verzeichniß bestätigt. Irgend eine Garantie der Besprechung kann die Redaction ebenso wenig übernehmen wie eine Verpflichtung der Rücksendung.

Verlag von Gebrüder Paetel in Berlin. Druck der Pierer'schen Hofbuchdruckerei in Altenburg.
Für die Redaction verantwortlich: Elwin Paetel in Berlin.
Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift untersagt. Uebersetzungsrechte vorbehalten.

Die Last.

Novelle
von
Ilse Frapan.

Der neue Maschinenmeister in der Druckerei hatte seinen ersten Arbeitstag hinter sich; er lieferte die Schlüssel im Kontor ab und machte sich als letzter der Arbeiter auf den Heimweg.

In der chemischen Fabrik nebenan stand noch die Thür offen; sonst sah es in dem trüben Novemberzwielicht öde und todt aus auf der langen Hammerbrookstraße. Die hohen grauen nüchternen Häuser, entweder Speicher oder Fabriken, blickten mit ihren geschlossenen dunklen Fenstern und Thüren philisterhaft mürrisch vor sich hin; in den Kellerwirthschaften warf das Licht noch kaum einen Schein durch die herabgelassenen Vorhänge. Die ganze lange dämmerige Häuserzeile, an deren fernem Ende eben die Straßenlaternen wie zitternde röthliche Punkte aufzuglimmen begannen, hatte ein heuchlerisch friedfertiges, unanfechtbares Aussehen, als habe sie eine besondere Abneigung gegen Trunkenheit, Faustkämpfe, Zusammenrottungen und Messerstiche und könne sich nicht erinnern, jemals so roher und wilder Scenen Schauplatz gewesen zu sein, wie sehr auch die Polizeiberichte das Gegentheil behaupten mochten.

Auf einer der vielen Brücken blieb der Maschinenmeister stehen, kopfschüttelnd und beklemmt über den düstern Anblick. Dunkles Wasser, das um schwarze Pfähle und verwaschene Mauern spülte, immer schattenhafter verschwimmende Häuser, unförmliche Klumpen, aus denen sich ein langer gerader Finger in die Höhe reckte, wie von einer plumpen geballten Faust, — der Schornstein einer großen Fabrik —, dann wieder Brücken, wieder halbverschneite Kähne, wieder Häuser, und in weiter Ferne ein ganzer Wald von hohen Schornsteinen, gleich schlanken Palmenstämmen, über denen der Rauch, der in der schweren nebligen Luft stundenlang stehen bleibt, eine krause Blätterkrone bildete. Und das alles in chinesischer Tusche gemalt, in heller oder dunkler abgestuftem Grau, ohne einen Hauch von Farbe.

Ein Gefühl der Unbehaglichkeit schien den jungen Mann zu durchlaufen; er zog den Rockkragen in die Höhe und warf noch einen widerwilligen Blick in das

schwarze Fleet, das leise gurgelte und die Strohbüschel und Papierfetzen, die darauf schwammen, kaum zittern machte. Dann zog er eine Cigarre heraus, setzte sie nach vielen vergeblichen Versuchen in Brand und schritt eilig weiter.

Das war nicht das Hamburg, von dem sein Onkel so viel Wesens gemacht hatte, das lustige, wohllebige, leichtsinnige Hamburg mit seinen guten Beefsteaks, seinen glänzenden Schaufenstern und den hübschen drallen Dienstmädchen! Vom Hammerbrook hatte sein Onkel nichts gewußt, ganz natürlich, — der war ja noch vor dreißig Jahren ein sumpfiges Weideland gewesen, hatte ihm gestern Abend sein Hauswirth erzählt.

Er war so schnell gegangen, daß nun auf einmal die Straßen hinter ihm blieben; ein offenes, gräbendurchzogenes Land lag da wie eine Wüstenei. Er sah sich um, kein Haus, kein Mensch, — er mußte fehlgegangen sein. Zweifelnd blickte er nach dem Himmel. „Ob denn hier nie die Sonne scheint?“ murmelte er, „heut' ist sie gewiß nicht aufgegangen.“ Da zerriß plötzlich das Wolkengespinnst; ein fahles Gelb übergoß den Westen, das Wasser der Fleete glitzerte wie die schwarz-goldigen Schuppen einer trägen Schlange. Dichter flogen die Krähen über die Erde, um die Holzplätze und Dachziegelhaufen; und vor ihm — er prallte fast zurück — schimmerte klares Blut auf einer Glasscherbe; nein, es war ja nur der Widerschein der Abendsonne! Nun sah er denselben blutigen Glimmer in den Fenstern eines elenden Wirthshauses in der Ferne. „Ich wollte, ich wäre in Pirna,“ sagte er; dann aber horchte er aufathmend: hinter ihm erklangen Menschenstimmen, ein leises girrendes Lachen und ein deutlicher Kuß. Er horchte und sah sich um. Da schlüpfte seitwärts aus einer rohgezimmerten Lattenlaube in einem erfrorenen Kohlfelde ein kinderhaftes Mädchen in blauem Kopftuch. Ein baumlanger Arbeiter folgte. Eben wollte er wieder den Arm um die Begleiterin schlingen, als diese ihn abwehrte und mit dem Kopf nach dem Fremden deutete. Der Mann trat von ihr hinweg und ihm entgegen, als erwarte er seine Ansprache. Der Maschinist aber streifte ihn nur mit einem hochmüthigen Seitenblick und lüftete den Hut vor dem Mädchen, das befangen sein Hälschen auf die Seite gedreht hatte. „Ist dies der Weg nach der Frankenstraße, mein Fräulein?“ Sie deutete erröthend in die Stadt zurück, während er mit dreister Bewunderung das feine längliche Gesicht musterte und länger als nothwendig sich die Richtung erklären ließ. Zuletzt zog er mit einem langen Blick und flottem Hutschwenken ab, wieder ohne den Arbeiter zu beachten, der ihm in unwilliger Verwunderung nachsah und nun mit kurzem spöttischen Auflachen laut sagte: „Wat is denn dat vor en? Kennst Du den Prükenkopp, Gesche?“

„Scht, Hein!“ machte das Mädchen leise, „das ist ja unser neuer Maschinist.“

„So! de is dat.“ —

Der Besprochene sah sich flüchtig um, er hatte Frage und Antwort gehört in der großen Stille. Er hatte das Mädchen überm Sprechen erkannt, sie war unter den Punktirerinnen in der Druckerei. Die frischwangige, hellblonde Kleine mit den feuchten Augen war ihm heute sogleich aufgefallen. Hübsche Mädchen fielen ihm immer auf, dafür kannte er sich. Sie war auch sorgfältiger gekleidet als die übrigen; er erinnerte sich deutlich ihres rothen Schürzchens, das sie glatt

strich, als er mit ihr sprach. Ihr Begleiter schien ein ungehobelter Bursche zu sein; schade, daß sie sich mit dem abgab. Wie stocksteif der Kerl dagestanden war! und er hatte doch gar nichts von dem wollen. Nun, er hatte es ihm ja deutlich gezeigt. Der Maschinist zog ein Spiegelchen aus der Tasche und blickte mit überlegenem Lächeln auf sein schnurrbärtiges adlernasiges Abbild. Dann zwirnte er seinen Schwarzbart nach oben, schwenkte unternehmend das Spazierstöckchen und wiederholte:

„Perükenkopf? Perükenkopf? Der dumme Bauer!" —

Das Paar war schweigend weiter gegangen, den langen stillen Weg nach Bullerhude. Einmal zeigte Gesa nach einem photographischen Atelier auf einem Hausdach.

„Sieh', Hein, in solchem Glaskasten wohnt er."

„Wer, Gesche?"

„Uns' neue Maschinist, Hein, und er hat Alles voll Blumen, und sie sagen —"

„De Prükenkopp meinst Du, de just so an mi vorbi kek, as wenn ick 'n Tuunpahl wör?"

„Ach, das hat er ja nich so gemeint," lachte das Mädchen, „das war ja bloß, weil er mich kennt und Dich nich."

Der Arbeiter schüttelte den Kopf; seine tiefliegenden blauen Augen zogen sich zusammen.

„Er is sonst ganz nett," betheuerte das Mädchen.

Seine Stirn ward roth, und er fuhr plötzlich heraus: „Wat geiht Di dat an?"

„Ich meinte man," wisperte Gesa erschrocken, „werd' doch nich gleich bös', Hein!"

Sie versuchte, von unten in seine halbzugedrückten Augen zu sehen, um ihn lachen zu machen.

Er griff mit beiden Armen nach ihr und drückte sie heftig an seine Brust, so heftig, daß sie aufschrie. „Ach, Gesche, segg 'mal, wat geiht Di de Prükenkopp an? Wullst lewer, ick wör so en, — mit 'n Spazeerstock un gele Hanschen?"

„Nee, nee," wehrte sie lachend, „aber, Hein, Hanschen hett he nich."

„In de Tasch gewiß! de Art kenn ick! De swänzelirt as fühlst mi woll un is so fründlich as 'n Ohrworm. Gesch, bekümmer Di nich um den Kerl, nimm Di in Acht vör em!"

„Is de groote Jung all wedder eifersüchtig? Etsch, etsch, groote Jung!" neckte sie.

Dann, als er nicht antwortete, begann sie über Müdigkeit zu klagen und drückte sich eng in seinen umschlingenden Arm, den ihren, so weit er reichte, um seine kräftige Gestalt gelegt. Und so, einträchtig wandernd, im dicken Nebel und der sinkenden Nacht, zwischen den kahlen Bäumen und stillen dunklen Gräben, erreichten sie endlich das kleine Haus mit der grünen Thür, in dem sie ein Kellerstübchen bewohnten. —

„Hein, unser Fenster ist hell!" rief Gesa ganz erheitert, noch ehe sie davorstanden. Ein heller Streif schimmerte deutlich über dem Boden. „Sollst seh'n, das is Sophi; ich glaub', ich seh' sie all' sitzen."

Ja, da saß sie, eine große magere Frau mit blendend weißem Halstuch, die spitze Nase über einen rothen Strumpf gebeugt, an dem sie im Lampenlichte eifrig strickte. Sie merkte nichts davon, daß die Beiden vor dem Fenster standen und die Bewirthung beriethen.

„Gah' nu man rin, Gesch, ick bring' Di allens nah," sagte der Mann, „en Finbrot un veer heete Knackwürst, oder sall ick nich lewers fiw bringen?"

Er lief eilfertig über die Straße, während Gesa die Kellertreppe hinunterhuschte und leise die Thür aufklinkte. Ein schöner dreijähriger Knabe in blauem Kittel versteckte bei ihrem Eintreten den Lockenkopf in die Rockfalten der Frau, die das schmalwangige blasse Gesicht rasch umdrehte.

„Gun Abend, Gesche," nickte sie, „ick sitt hier all' 'n gode Stünn. Mein Mann seine Mutter is da, da konnt' ich doch 'mal abkommen." — Gesa war munter auf sie zugegangen und riß der Schwester mit lachendem Ungestüm die Arbeit aus der Hand, daß die Nadeln flogen. „Man nich gleich stricken! Hast heut' schon genug gethan."

„Du alt — göriges Gör!" schalt die Aeltere, „willst 'mal hergeben? Guck man nach Dein' Theekessel, der kocht wie doll; ich hab' ihn aufgesetzt, daß Ihr man gleich 'n büschen was Warmes findt, wenn Ihr kommt. Wo is denn Dein Mann? So, kommt gleich. — Na, Klesecker, da sünd Sie ja all'. Ja, was sagen Sie denn zu mein' Ludwig?" —

Der schöne Kleine hatte sich bereits auf des Mannes Knie gesetzt, die Arme um seinen Hals gelegt und den weichen Blondkopf an seine breite Brust gedrückt, als ob er da schlafen wolle. Heinrich hielt sich mit herabhängenden Armen steif und vorsichtig aufrecht, ohne ihn anzurühren; er betrachtete den Kleinen mit glänzendem befangenen Gesicht wie ein zerbrechliches Spielwerk.

„Hein is so kinderlieb," lachte Gesa.

„Wird der Jung auch nich überlästig?" fragte die Frau mit erweichter Stimme. „Mich wundert bloß, daß er zu Ihnen gegangen is, er is sonst so fremd. Ja, die Gören haben das gleich raus, wer es gut mit sie meint. Er is man still, is mein Ludje; — der Pastor, der ihn getauft hat, war ganz verwundert über das Kind. Das is ja 'n wahren Engelskopf," sagt er zu mein Mann; „wo haben Sie den hergekriegt," sagt er so aus Jux; „den nehmen Sie man recht in Acht, daß er groß un stark wird," sagt er. „Er hat so was Ueberhimmlisches, nee Ueberirdisches in sein Gesicht," sagt er; „ich möcht' woll, daß mein Frau ihn sähe."

„So, Ludje, nu steig aber mal runter un laß Onkel trinken, Du wirst ihm nu zu schwer."

„Laten Se em man, Sophi," sagte Klesecker, den Knaben festhaltend, „he drinkt mit ut min Taff', nich, Luwig?"

Gesa hatte Thee aufgeschenkt und stellte Brot und die dampfenden Würste auf den gedeckten Tisch. Die Decke war eine großlochige Häckelarbeit und ließ alle Brotkrumen durchfallen, aber Gesa hatte sie selbst gemacht, — sie hatte einen Abscheu vor nackten Tischen.

„Ich hab' Euch auch was mitgebracht, krieg mal raus, Ludje." Der Knabe kletterte bedachtsam von des Onkels Knie herunter und grub aus einer großen wollenen Handtasche ein Tuch mit einem Käsekopf hervor.

„Wir haben ihn schenkt gekriegt, zwei Stück von unsen Nachbar, — sieh' bloß, wie der Jung' da steht und kuckt!"

Der Kleine hatte die Arme übereinandergeschlagen und sah lächelnd und träumerisch vor sich hin.

„So hat Gesche auch immer gestanden, ebenso pomadig wie er, — er sieht ihr auch ähnlich. Wenn die andern Gören in 'n Rönnstein platschten, hat sie immer bloß zugekuckt un gerufen: ‚Mehr! mehr!' aber sie is nie mit reingegangen."

„Dat glöw ick," sagte Heinrich wohlgefällig. „Wat Swattes bliwt nich an ehr besitten; se wascht sick aber ok den ganzen Dag. Mi hakt gliek Allens an."

„Wenn die andern Gören sie gebufft haben, hat sie sich den Schmerz verbeißen können, aber wenn sie sie mal in 'n Dreck geworfen haben, denn hat sie gebrüllt und ihre schwarzen Hände nach 'n Himmel hinzu gestreckt, daß die ganze Straße zusammengelaufen is."

Gesa zog das feine Köpfchen zwischen die Schultern und blinzelte behaglich zu der Erzählung wie ein weiches weißes Kätzchen, das man lobt. Die Augen ihres Mannes wanderten in dem übervollen schiefen Stübchen und zwischen den ungleichen Gesichtern der Schwestern hin und her und blieben zuletzt an dem der jüngeren hängen. Er drückte das Kind, das wieder zu ihm gekommen war, an sich, strich mit den harten Händen leise über das warme weiche Körperchen und murmelte in den blauen Kittel hinein: „Min lütt Gesch! min lütt Gesch!"

Die Frauen steckten viel zu tief in einem Häkelmustergeplauder, um es zu beachten. — —

Es war eine Woche später; ein anderer in der Reihe der schweren Novembertage. In den Schreibstuben brannten die Gasflammen, obgleich es erst zwölf Uhr geschlagen hatte.

Der Arbeiter Heinrich Klesecker war ganz allein in den kellerartigen Räumen der großen chemischen Fabrik. Er hatte die Mittagswache.

Doch schien er noch auf etwas Anderes zu passen. Seine lange eckige Gestalt in dem gelbgrauen engen Kittel, mit den vom Dampfe bürstenartig emporstehenden Haaren erschien alle Augenblicke auf der Straße vor der breiten Einfahrt oder nebenan vor der niedrigen Hausthür, um sich suchend hinauszubiegen; besonders nach der Druckerei flogen seine Blicke. Dann kehrte er zu dem dreibeinigen Bock hinter der Kiste zurück, die ihm als Tisch diente, und auf der schon sein Mittagsbrot in einem blauen Taschentuch bereit lag. Dann ging er ins Maschinenhaus und befühlte die Kruke Kaffee, — er hatte eine Stelle herausgefunden, wo man sie gut wärmen konnte.

Plötzlich fuhr er herum; ein Geräusch von Kleidern und Schritten erklang am Eingang. „Gesche?" fragte er gedämpft und versuchte, mit den Augen den fetten gelben Dunst der Höhle zu durchdringen.

„Ick bün nich Din Gesche," erwiderte eine heisere Stimme, und eine plumpe Gestalt in einem losen Kattunkleid klapperte über die Bretter, mit denen der schlüpfrige ausgetretene Steinboden hie und da belegt war. Der junge Arbeiter machte eine abwehrende Geberde, aber schon hatte das Weib den kurzstruppigen

Kopf über die Butterbröte und Speckschnitten gebeugt und beschnupperte sie wie ein lüsterner Hund mit aufgesperrten Nüstern.

„Kunnst mi woll ok mal inladen, Hein," lachte sie und gab ihm einen scherzhaften Stoß in die Seite; „ick hew dree Kinner un keen Mann, hew ick, — kumm, min ol Jung." —

Sie nahm die Hand aus dem wirren Haar und krümmte sie über die einladenden Brotschnitten.

„Hand vun 'n Sack!" rief der Arbeiter und faßte die vier Zipfel des Tuches zusammen; „gah Din Weg, Male! Ick wurr mi in Din Stell' doch schaniren, min Umstänn' so uttokreihn! 'n Ehr' is dat grad nich, Male!"

Das Weib hatte die dicken bloßen Arme in die Hüften gestemmt und sah ihn mit breiter Verwunderung an. „Kiek den Musche Nüdlich!" sagte sie, langsam zurückweichend, „kiek den finen Herrn!" Sie brach in lautes Gelächter aus. „Holl man Din Gesche so 'n Semp, hörst woll?" Ein giftiges Glitzern trat in die matten vorgequollenen Augen, wie sie sich dicht an ihn hinanschob. „Hein, ick sall man seggen, Din Gesche kummt hüt nich, se is 'n beten mit uns' Herrn Maschinisten to Middag gahn."

„Dat lüggst Du, Wiw!" schrie der Arbeiter und sprang mit flammendrothem Gesicht rückwärts. „Rut! rut! oder ick vergriep mi an Di, un — ick mug mi doch nich de Finger smutzig maken!" Er faßte nach einem der schweren Schürfeisen. Das Weib stolperte mit vorgehaltenen Händen laut schimpfend nach der Thür, nicht ohne an die großen mannshohen Kessel zu stoßen und sich an den plumpen Sandsteinpfeilern, die das Gewölbe trugen, fast den Kopf einzurennen. Gerade als sie hinausflog, trippelte Gesche, ihr Kleid zusammennehmend, über die Schwelle herein, guckte ihr nach, lachte hell auf und warf sich auf die Kiste neben das Frühstück, das sie ein bischen bei Seite schob. Noch einmal erschien Male's breites Gesicht an der Thür. „Gode Unnerhollung!" schrie sie hinein; dann verschwand sie.

Gesche lachte nicht mehr. Sie athmete mühsam, und ihre Backen brannten.

„Du hest woll lopen mußt?" sagte der Mann, den Blick zur Seite wendend.

Das Mädchen nickte und strich an ihrer Schürze: „Und so hungrig bin ich, ich könnt' Dich gleich auffessen, Hein!"

Sie griff nach einem Butterbrot und biß hastig hinein, ohne Heinrich anzusehen.

„Wo kummst Du denn her? Du kummst doch nich vun de Fabrik?" fragte er.

Gesche verschluckte sich an einem Brotkrumen und mußte heftig husten. Verwundert, daß er sie nicht ein bischen auf den Rücken klopfe, sah sie zu ihm hin. Er hatte die Augen dicht zusammengezogen und die Hände geballt. Sie nahm ein Butterbrot aus dem Tuche und hielt es ihm vor den Mund: „Iß doch, Hein!"

„Ick hew keen Hunger, Gesche."

Sie glitt von der Kiste herunter.

„Die rothe Male hat mich verklatscht," sagte sie.

Ein schwacher Lichtstreif von einem vergitterten Fensterchen her fiel auf sie,

auf die zierlichen runden Schultern, die hellen Flechten um die Stirn und das blauseidene Tuch an dem weißen Halse.

Sie senkte den Kopf, denn sie fühlte, wie seine Blicke sie zu erforschen suchten.

Plötzlich zeigte er mit dem Finger nach ihrer Brust: „Wat is dat?"

Sie deckte sogleich die Hand über die Stelle und versuchte zu lächeln.

„Was denn, Hein? die Rose? Schön, nich?" Sie bog den Kopf so tief, daß sie den Duft einathmen konnte. „Was kuckst Du mich so an? was machst Du für Augen?"

Er stand auf, schob ihre Hand weg und zog eine dunkelrothe Rose aus ihrem Kleide. Einen kurzen Augenblick starrte er die seltene Blume an; dann warf er sie in weitem Schwunge über des Mädchens Kopf weg in einen der riesigen Kessel voll Schwefelsäure und Kalk.

Mit einem bedauernden Ausruf eilte Gesa an den Tank und hob sich auf die Zehe; aber es war nichts mehr zu erkennen in der tiefen gelben Pfütze.

„De kummt nich wedder," sagte der Arbeiter kopfschüttelnd; „wat da in föllt, dat kummt nich wedder."

Dann riß er sie weg.

„Leg nich Din Arm darop, dat fritt allens entwei! kiek."

Er hielt ihr eine von grünlichem Rost zerfressene Stahlschnalle hin.

„Min Ledderriemen is mal da ringlitscht, und dat is all, wat nahblewen is." Gesa sah nicht hin. Mit hängendem Kopf wie ein maulendes Kind hatte sie sich auf den Bock gesetzt, kaute stumm an ihrem Brote und wandte ihm den Rücken zu.

Der Mann verstummte nun auch und ging mit weiten Schritten in dem beengten Raum zwischen den staubigen Kalksäcken und den strohumflochtenen Glaskolben auf und nieder.

Es war so dunstig, daß sie einander nicht deutlich sehen konnten; manchmal mußten sie husten: der laugige Dunst fällt stechend auf die Lungen.

Es schlug Eins.

Die Kleine stand langsam auf und schüttelte die Brotkrumen von ihrer Schürze. Heinrich blieb vor ihr stehen:

„Gesche, wonem hest Du de Ros'?" — fing er an.

„Ach, Hein," erwiderte sie halb ungeduldig, halb scheu, „Du bist immer gleich so bös' mit mir. Und was is denn dabei? Der Maschinist hat zu mir gesagt, als wir alle zu Mittag gegangen sind, er hätt' so schöne Rosen in seinem Glasbauer oben auf 'n Dach, wo er wohnt, — ob ich eine haben wollt'. Und da bin ich mit ihm gegangen bis an sein Haus und hab' auf Straße gewartet, und er hat mir aus 'm Fenster eine runtergeworfen, in 'ne Tüte."

„Het he Di nich mit ropnehmen wullt, Gesche?"

„Ja," sagte sie obenhin, „das woll, aber da gehören doch zwei zu! Ich bin nich mitgegangen, ich hab' auf Straße gewartet." Sie faßte schüchtern nach seiner Hand. „Machst immer aus 'nem Funken 'n Feuer, Hein."

Er nickte düster vor sich hin.

„Nu gah man, Gesch, se kamt all' t'rügg." Auf der Straße ward es lebendig; die Arbeiter kamen vom Mittagessen, und Gesa schlüpfte hinaus.

Als sie Abends zusammen heimgingen unter einem Regenschirm, den der Mann der Kleinen vorsorglich über den Kopf hielt, sagte Heinrich nach einer langen Pause: „Ick hew mi dat överleggt, Gesch, Du schullst dat Fabriklopen nu opgeben. Uns' Kram is ja binah afbetahlt un ick denk — —"

„Abbezahlt? Hein, wir haben ja noch die fufzig Mark für das Bett stehn!"

„Ick weet woll, aber dat verdeen ick bald alleen."

„Nee, Hein, das is nix. Wir müssen ja jede Woche drei Mark abbezahlen, wie kannst das woll allein übersparen? Und warum soll ich nich was mitzuverdienen? Ich thu es ganz gern, es is ja leichte Arbeit."

Heinrich seufzte, sah sie von der Seite an und schwieg lange. Dann sagte er wie mit plötzlichem Entschluß: „Mußt em seggen, Gesch, dat Du min Fro büst."

Sie lachte hell auf.

„Ach, kommst all wieder mit dem Kram? Weißt ja doch, Hein, es is besser, daß sie es nich wissen. Sie können Mädchen genug kriegen; sie nehmen keine Frauen an. Und weil ich doch noch nich so alt bin," sie lachte wieder und machte ein paar Tanzschritte unter dem Schirm, „und nich so ausseh' wie'n alten Ehekrüppel, nich, Hein?" — sie blinzelte ihm mit ihren großen Schelmenaugen zu und gab ihm, da er nicht antwortete, einen kleinen Stoß vor die Brust mit dem Zeigefinger. „Hättst lieber Sophi gehabt, oder die rothe Male, was?" flüsterte sie, den krausen blonden Scheitel an seine Schulter legend.

Er drückte ihren Kopf mit dem freien Arm, aber seine Stirn war voll Falten.

„Nee, nee, dumm Tüg, Gesch! warum denkst Du so wat?"

„Ach, ich mein' man!" Sie blickte verschämt muthwillig vor sich nieder. „Ich mein' man, weil die keine Rose gekriegt hat," brach sie plötzlich lachend aus und sprang neckend ein paar Schritte von ihm weg.

Der Mann blieb stehen. Das Licht der Straßenlaterne fiel in sein Gesicht; es sah gequält und angstvoll aus. Er ballte die herabhängende Hand, starrte die Kleine an und murrte zwischen den Zähnen.

Da kam sie wie ein schnurrendes Kätzchen mit gesenktem Kopfe geschlichen, duckte sich unter den Schirm und wisperte: „Min ol' Hein."

Er sagte aber nichts, hielt auch die Hand steif und leblos, welche ihre warme Rechte liebkosend umschloß.

„Na, willst gornix seggen," flüsterte sie in bittendem Ton.

Hein fuhr fort, sie in düsterm Schweigen anzusehen, ganz fremd und kalt.

Da sank ihr Muth. Zwei helle Thränen erschienen in den lachenden Augen; sie ließ seine Hand los.

„Bist immer gleich so bös' mit mir," schluchzte sie auf, „immer gleich bös'. Was thu' ich denn? Ich bin ja noch nich so alt, andern Monat werd' ich achtzehn. Kein Mutter und Vater hab' ich auch nich mehr, bloß Sophi, und

das is man meine Stiefschwester. Und denn Dich, und Du bist gleich so bös'. Wär' ich man lieber häßlich, wär' ich man lieber todt! — Ob ich die Rose hab' oder nich — und der Maschinist, was braucht sich der um mich zu bekümmern! Er is ja 'n feiner Herr, was will er von mir, nich, Hein? Und ich hab' ja all' mein Theil, nich? Und was kann ich dafür, daß ich nicht so häßlich bin, und daß Du mich nich mehr leiden magst, und wir sind man erst drei Monat verheirath' — und —"

Sie endete mit lautem Weinen. Heinrich hatte sie in den Arm genommen und sprach ihr zu: „Lat man Gesch! nich bös' mit Di, Deern, lat man. Du kannst da ok nix voor, aber — —"

Ein höhnender Windstoß riß ihm den Schirm aus der Hand und drängte die Beiden fast von den Füßen. Das Gespräch hörte auf; sie hatten genug mit dem Sturme zu thun, der mit Schnee und Regen und Hochwasser seinen gewohnten Novemberspaziergang über die geduldige Marschebene machte.

Den Maschinenmeister Leopold Jäck fror es in seinem gläsernen Vogelbauer, obgleich an diesem klaren Sonntagnachmittage sogar die Sonne in das ehemalige Photographenatelier schien.

Es hatte abgeweht, und der Frost war da. Die ganze Elbniederung, die er von seinem hohen Hausdach übersah, lag in weißlichem Rauhreif; die vielen Wasserläufe und Becken schimmerten mit stumpfem, bleiernem Glanz; auf der dünnen Eiskruste der nahen überschwemmten Wiesen blinkten die blassen Sonnenstrahlen wie tausend scharf geschliffene Schwerter, die nach einem Punkte zielen. Schwarzwimmelnde Menschenscharen strebten zu diesen neu erstandenen Vergnügungsplätzen; eine ganze Straße von kleinen Jungen auf Kreken zog nach den Eisflächen, und hinten im Dunst sah er durch die zu einem Fernrohr gebogenen Finger, daß schon Zelte und Buden, einige erst im Entstehen, andere schon fertig, im Halbkreis umherstanden. Da war eine Zerstreuung in Aussicht, kein Zweifel. Er dehnte sich in seiner braunen Wollenjacke, die ihm als Haustoilette diente, guckte an seinen hagern, in Tricots steckenden Beinen hinunter und stand gähnend von dem Korbsopha auf, um nach seinen Schlittschuhen zu sehen. Er hatte Mühe, sich durchzuschlängeln, denn der sonst kahle, untapezirte Raum war ganz verstellt durch grüne Pflanzen, die in schmucklosen Töpfen zwischen leeren Cigarrenkisten, Haufen von Zeitungen und durcheinandergeworfenen Stiefeln den Fußboden bedeckten. Die Zweige zunächst den Fenstern schienen von der Kälte gelitten zu haben; sie hingen welk, und die Erde war bestreut mit Blättern. Er nahm einen der Aeste auf und ließ ihn wieder sinken. „Verwünschtes Nest! Ich muß machen, daß ich hier fortkomme."

Sein Blick glitt durchs Fenster auf den kleinen verwahrlosten Gartenfleck mit dem zerbrochenen Eisenstaket. Die schnurgerade Reihe niedriger Tannen daran war in dem schweren sumpfigen Boden nicht angewachsen; sie standen da wie rostige Pyramiden. „Ich muß machen, daß ich hier fortkomme," wiederholte er verdrossen.

Plötzlich leuchteten seine Augen auf und wurden spitz vor Verlangen. Eine

zierliche Gestalt ging eben mit hüpfenden Vogelschritten an dem zerknickten Gitter vorüber.

Er riß die kleine Luftscheibe auf und rief hinunter: „Gesa!"

Sie war noch in Hörweite; es schien ein Zusammenschrecken durch die schlanken Glieder zu gehen; sie beschleunigte ihren Schritt; den Kopf hatte sie nicht gewandt.

Der Maschinist biß sich ärgerlich auf den Schnurrbart. „Die verfluchte kleine Hexe! Sie hat mich sehr wohl gehört, thut aber gar nicht dergleichen! Und doch kokett bis ins Schwarze ihrer blauen Augen. Haha! Natürlich steckt der Bursch dahinter, der lange gelbgraue Kerl, mit dem sie immer läuft! Es soll aber ein Ende haben!"

Er zog hastig einen Rock über sein Wollenkostüm, schloß ein Schubfach auf und nahm eine Anzahl Geldstücke heraus, die er, ohne sie zu zählen, in seine Hosentasche gleiten ließ.

„Soll wohl noch zahm werden, soll wohl noch pariren! Warum macht sie mir denn Fensterpromenaden?"

Er lachte zuversichtlich, während er an den Stöcken nach einer Blume suchte. Da er nichts Buntes mehr fand, steckte er endlich ein Lorbeerzweiglein ins Knopfloch. Dann betrachtete er noch einmal sein hübsches beutesüchtiges Gesicht im Spiegel, wobei er beständig seine trocknen Lippen mit der Zunge befeuchtete, und schoß mit den klappernden Schlittschuhen am Arm die vier Treppen hinunter, der Richtung nach, welche er das Mädchen hatte einschlagen sehen.

Die scharfe Luft trieb ihm das Wasser in die Augen, so daß er den Kneifer, den er Sonntags trug, alle Augenblicke herunterreißen und putzen mußte. Er stampfte beim Gehen auf den hartgefrorenen Boden, um die erstarrten Füße warm zu bekommen, und als ihm der Spazierstock, den er wie einen Spieß quer unter den Arm gesteckt, um die Hände in den Rocktaschen halten zu können, mit lautem Schimpfen hinterrücks heruntergeschlagen wurde, und die alte Frau, die das gethan, ihm noch gar eine Faust zumachte, als er sie zur Rede stellen wollte, da dachte er ans Umkehren. So ein altes Weib bedeutet Unglück. Das schöne Wild war nicht mehr zu erblicken. Er blieb stehen und überlegte. Da war es ihm, als sähe er den Arbeiter, den Nebenbuhler — er mußte lachen, daß er das sein wollte, der Bauerntölpel — am Straßenrande vorübergehn. Oder war er es nicht? Jedenfalls war es ein baumlanger, in den Schultern etwas gebückter Mensch, der da ging und die Beine hob, als schreite er über lauter Maulwurfshaufen weg, so ein richtiger Bauerngang. Gewiß, das war der Bursch mit dem trotzigen Gesicht und den gelbgrauen Haaren, der die arme Gesa an der Kette hielt. Wenn er nur nicht so unbequem starke Glieder gehabt hätte! Aber er mußte es ihm trotzdem eintränken; er wollte es ihm schon zu verstehen geben, ohne Worte, daß er für ihn nichts war, als ein Klumpen Straßenkoth. Auch das Mädchen mußte das einmal einsehn. Mit einem Schwung drehte er sich auf dem Absatz um und stolzirte nach der Gegend, wo die Zelte aufgebaut standen, — dort mußte sie zu finden sein.

So eilig war er, daß er auf dem übergelegten Brette am Rande der Eisfläche fehl trat und mit dem Fuß in eine seichte Wake gerieth, zum lauten Er-

gößen der Bummler und Straßenjungen, die einen beweglichen Doppelkranz um das Becken bildeten und sich lärmend und zudringlich zum Anschnallen der Schlittschuhe oder zum Schieben der größeren Miethskreken gegen einen festen Stundenpreis erboten.

Der feine Stiefel war von dem Eiswasser durchfeuchtet, — fatal und ungesund. Vielleicht sollte er doch umkehren? Aber das Menschengewühl, das Gelächter, die Musik, und vor allem die blanke Angel in den Augen der hübschen Gesa hielten den Hecht zu fest. Man konnte sich ja in der nächsten Schenkbude trocknen, etwas Warmes genießen, vielleicht gar warm tanzen. Leopold Jäck ging unbekümmert und mit gewohnter Flottheit in die größte und stattlichste der Bretterbuden, auf der eine große Hamburger Flagge im Nordwind flatterte. Es war fast dunkel in dem mit Menschen, Cigarrendampf und Grogdunst eng gefüllten Raum, die langen Holztische dicht besetzt, mit Mühe ein Platz zu finden. Unablässig ließ er die Augen herumgehen, sah aber nicht, was er suchte. Sie saßen nämlich weit hinter seinem Rücken in dem etwas erhöhten engen Verschlage, der für die Musiker bestimmt war, die augenblicklich im Freien spielten. Zudem waren sie halb versteckt durch die von der Decke niederhängenden rothen Vorhänge, welche diesen Raum von dem großen schieden. Dorthin hatte Heinrich einen Tisch und zwei Stühle getragen; sie saßen nahe beisammen, warm vom genossenen Vergnügen und zufrieden, nicht in dem dichten Gedränge zu sein. Die jungen Männer in der Nähe, die sie in ihrem Verstecke sehen konnten, verwandten kein Auge von dem jungen, anmuthigen Gesichte, das sich unter den fröstelnden oder gedunsenen übrigen wie ein frischer, eben reifer Pfirsich unter verrunzeltem oder aufgequollenem Backobst ausnahm. Sie trug das knappe blaue Kleid, das gelbliche Kopftuch am Arm, wie eine Dame, bewegte sich zierlich und lachte doch zu jedem Bissen, den sie in den Mund schob und zu jedem Wort, das ihr Begleiter sagte. Sie schien übrigens zu wissen, daß ihr das Lachen gut stehe, und den Widerschein davon auf seinem Gesichte zu suchen, das wohl auch jung, aber fahl und verblichen von ungesunder Arbeit wie ein Schatten neben ihr aussah. Doch hatte das Wohlbehagen des Augenblicks und das Wohlgefallen an ihr ihn weich und heiter gemacht, und er lächelte oft, wie er auf sie niedersah und das lange blonde Haar aus der Stirn und den Augen schüttelte. Wie er sich tief hinunterbog, um besser zu hören, faßte sie ihn schelmisch am Schopfe: „Komm' mal her, Hein, siehst ja aus wie'n Ruugputtel! 'n büschen glatt machen, Du Werbund!"

Gehorsam hielt er den Kopf hin, und ihre niedlichen Finger fuhren ordnend darüber.

Plötzlich aber zog sie die Hand aus seinem Haar, drehte sich weg und erröthete bis in die Halskrause. Er blickte mit noch gesenktem Kopf wartend durch die Haarbüschel, aber die Finger kamen nicht wieder. Nun richtete er sich auf und sah sich um: „Wat is denn, Gesch?"

„O, nix," sagte sie ein bischen gezwungen, „wollen wir nich mal wieder aufstehn?"

Ja, das wollte er gern, aber er wollte auch wissen, warum Gesa so roth geworden sei.

„Ach, ich dacht' man, es könnt' uns Einer sehn," erwiderte sie ausweichend und bemüht, ihres Mannes Augen, die mißtrauisch umhersuchten, von einer bestimmten Richtung abzubringen.

Sie wollte gern noch etwas Punsch trinken, fiel ihr ein. Sie traten an den Schenktisch. Gesa trank zuerst, das Glas weit von sich haltend und den Körper zurückgebogen, damit kein Tropfen aufs Kleid falle. Dann reichte sie Heinrich das dampfende Getränk. Als er es aber an die Lippen setzen wollte, streifte Etwas hart an ihm vorbei und stieß ihm das Gefäß aus der Hand. Er bückte sich nach den Scherben, da hörte er ein unterdrücktes Lachen. Als er aufsah, hatte Gesa den Mund noch verzogen, ward aber gleich ruhig. Das spitzige Lachen hinter ihm dauerte fort; da fuhr er mit verändertem Ausdruck herum. Im kurzen, braunen Winterrock, den Kneifer auf der scharfen Nase, den Hut ein bischen schief, die blanken Schlittschuhe am Arm, so stand der Maschinist hinter ihm und guckte spöttisch an ihm vorbei.

„Schade um das Getränk, nicht wahr, Gesa?" sagte er über Heinrich hinwegsprechend in vertraulichem Ton; „aber trösten Sie sich, Kind, ich bringe Ihnen gleich ein anderes Glas."

Klefecker starrte sie an, dann den Maschinenmeister; der Denkfaden war ihm abgeschnitten, — wie sprach denn der mit ihr? Gesa war dunkelroth geworden und machte sich mit ihren Kleiderknöpfen zu schaffen.

„O, Sie brauchen sich nicht zu zieren, mit mir doch nicht," lachte Jäck dreist; „alte Bekannte wie wir, nicht wahr, Gesa?"

Eine herandrängende Menschenwoge riß ihn plötzlich von den Füßen, und er sah sich verdrießlich weit in eine Ecke gedrängt. Er kämpfte und stampfte, kam aber nicht heraus.

Der Arbeiter blickte noch immer wie ein Versteinerter nach dem Fleck, wo er gestanden. Gesa faßte seinen Arm und rief ihm ins Ohr:

„Wolln wir nicht hinaus?"

Er schüttelte sie ab; das Blut brannte ihm in den Backen; auch die Augen waren unterlaufen davon.

„Wat het he seggt? Het he Strit söcht? Ick bün dar! ick bün dabi."

Er keuchte und war kaum verständlich. Gesa zog ihn auf eine Bank nieder und flüsterte ihm ins Ohr; er stierte mit drohendem Blick ins Leere und schien nicht zu hören. Auf einmal sprang er empor und mit einer Art Wuth auf einen jungen Menschen zu, der in schwerem Schlaf in einer Ecke dicht vor ihm an der Wand saß. Das bläuliche Gesicht war widerlich erschlafft, alle Muskeln gestreckt, der Mund offen, der Kopf weit auf die Seite geneigt und überhängend.

„Undögt! Rut mit Di!" schrie Klefecker und rüttelte ihn derb an der Schulter. Der Trunkene glotzte stumpfsinnig empor, seine Augen sahen ganz weiß aus; er wischte sich mit dem Handrücken das Wasser vom Munde; eine Spur von Bewußtsein färbte sein Gesicht mit schwacher Schamröthe. Er versuchte schwerfällig aufzustehen; aber die Bank, auf der er ganz allein gesessen, schlug hoch empor und dann um, und er stürzte polternd zu Boden. Lautes Hurrahgeschrei begrüßte den Fall. Klefecker wollte ihn emporreißen.

„Laß ihn doch, Hein," bat Gesa, „was machst Du immer für'n Lärm gleich! du kennst ihn ja gar nicht."

Aber Klesecker war in einer wilden Zorneslaune, die sie nicht begriff.

„Ick kenn' em! he dögt nix! he het mi beschummelt!" rief er so laut, daß es durch die ganze Bude schallte und das Gläserklappern und Gelächter übertönte. „He het seggt, sin Mudder liggt op'n Dod, un ick hew em bi uns' Herrn Vorschuß utmakt. Rut mit em!"

„Bitte, bitte, Hein!" jammerte die junge Frau. Eine Bewegung kam in die an den Tischen Sitzenden. Sie standen auf und drängten zu dem Arbeiter hin, einige zustimmend, andere murrend. Eine kreischende Weiberstimme rief:

„Sin Mudder liggt op'n Dod, dat is de Wohrheit! un he het sick blot 'n beten hier vermuntern wullt! Wer will wat vun min Broder? Dar bün ick ok noch bi!" Der Kopf der rothen Male tauchte neben Klesecker auf; dröhnend stimmte sie in das Gelächter ein, das ihre Worte erregt hatten.

Gesa machte noch einen Versuch, ihren Mann fortzuziehen; er focht heftig mit den Armen, wiederholte seine Anklagen und schien am Boden festgewachsen. Ihre Hand schüttelte er ab, wie die eines kleinen, lästigen Kindes.

Da drückte sie sich mit angstvoller Miene die Finger in die Ohren und arbeitete sich durchs Gedränge hinaus.

Dabei fiel ihr ein, wie sie schon als Kind nichts ärger hatte schrecken können, als lautes Wortgezänk, und wie oft sie sich zitternd von ihrem Suppenteller weggeschlichen und unter die Bettstatt verkrochen, wenn Vater und Mutter sich böse Worte gaben. Mit gesenktem Kopf und klopfendem Herzen ging sie draußen zwischen den Schlittschuhläufern umher, wagte nicht, zu horchen, noch sich weiter zu entfernen, und drückte sich zuletzt an die Außenwand der Bude, die Hände gefaltet und die Augen voll unmuthiger Thränen.

Auf einmal strich eine Hand heiß über die ihrige. Sie flog ein bischen zusammen, zog die Hände unter ihr Tuch und senkte das runde Kinn noch tiefer.

„Bist Du den Burschen endlich los, Gesa?" fragte eine flüsternde Stimme; „sieh mich doch mal an, Kleine."

Er hob keck das weinerliche erröthete Gesichtchen empor und streichelte ihre Wange.

Sie schüttelte den Kopf, that aber sonst, als habe sie die Berührung gar nicht gefühlt.

„Welchen Burschen, Herr Jäck?" fragte sie kläglich.

„Na, der eben drinnen mit Dir aß und trank; Ihr hattet Euch ein hübsches Versteck ausgesucht!"

„Ach je, das war doch kein Bursch!" Gesa lachte.

„Mußt nicht immer mit dem laufen, Schatz; paßt ja gar nicht zu Dir!"

Die junge Frau riß die Augen auf, als sei das gar kein Deutsch, auch die vollen frischen Lippen blieben vor Verwunderung offen. Dann aber schien sie sich zu besinnen und lachte überlegen wie Einer, der es besser weiß.

„Es ist ja mein — Bräutigam, Herr Jäck."

„Bräutigam! auch gut! mir gleich, — wie Du's nennst! Wenn er nur weg ist, wenn Du nur jetzt mit mir im Schlitten fahren kannst."

„Was denken Sie wohl! das leidet er nicht; er ist ja da drinnen."

„Da drinnen bloß? Ach so! das ist fatal. Ich hatte recht gehofft, Du würdest heute ein bischen lieb zu mir sein."

Sie lächelte verlegen und geschmeichelt. Dann wieder horchte sie mit zusammengezogener Stirn auf den Lärm der Streitenden und die donnernden Faustschläge aus der Bretterbude.

„Ist das er, der da so schreit? Komm', Kleine, komm' weg von hier! Diese rohen Auftritte sind nichts für Dich. Ich hasse sie auch."

Er hatte ihre Hand ergriffen und zog sie mit.

„Aber ich muß nun wieder hinein," murmelte sie schwach und widerstrebend.

„Nachher, nachher! wenn's wieder ruhig ist! Was sagst Du wohl zu solch einem Schlitten, Gesa?"

Mit der Begehrlichkeit eines naschhaften Kindes blickte die Kleine auf das vornehme Gefährt mit der rothgefütterten Pelzdecke. Sie war selber glühend roth und sah erwartungsvoll zu, wie der Kutscher die Decken zurückschob, der Maschinist hineinsprang und ihr dann ritterlich die Hand bot, damit sie folge.

Einen Augenblick noch zögerte sie. Der Versucher ward fast ungeduldig.

„Komm doch, liebes Kind, schöne kleine eigensinnige Person!" drängte er. „Ich will Dich ja nicht entführen, wir kommen ja wieder! Nur ein bischen mehr ins Freie möchte ich; hier sind die vielen Leute; man wird so beobachtet!"

Mit einem Ruck zog er sie neben sich und gab dem Kutscher das Zeichen.

„Er weiß ja nichts," lachte er, während er den Arm leicht um sie legte und ihr die schöne warme Decke über die Schulter hinaufzog; „was weiß er? Und warum sollte ich Dich nicht ebenso gut küssen dürfen, wie er?"

Gesa fuhr mit der Hand nach ihrer Wange, als sei sie gebrannt; er hatte sie geküßt.

„Nein, nein, das nicht," stammelte sie und versuchte fortzurücken; „ich muß ihm treu bleiben, ich muß — —"

„So, mußt Du das?" Es war ein spöttelnder Ton in den Worten und ein spöttisches Zucken um die Mundwinkel, während seine Blicke über das Mädchen hinfuhren, wie über ein sicheres Eigenthum, und sein Arm sie fest an sich drückte.

„Ja, sieh, Gesa, das küsse ich Dir auch nicht ab!" Er bog ihren Kopf zu sich und ließ ihre Lippen nur los, um ihr Worte zuzuflüstern, die sie in eine Art Lähmung versetzten.

Als sie freikam, stieß sie einen erstickten Schrei aus; der Kutscher sah sich um: „Wohen?"

Der Maschinist richtete sich in die Höhe, um mit ihm zu sprechen; da raffte sie sich plötzlich auf, nahm ihre Kleider zusammen und flog wie ein Ball aus dem Schlitten hinaus auf einen Haufen zusammengefegten Schnees.

Sie war gleich wieder auf den Füßen und maß mit den Augen die Entfernung bis zu der großen Schenkbude; hinter ihr schrie und schalt der Maschinist. Sie lächelte und nickte zurück zu ihm, lief aber, so eilig sie auf dem glatten

Boden vermochte, dem dichten Menschenknäuel zu. Aus der Thür der Wirthschaft stakte mit weiten Schritten und steifen Knieen Heinrich Klefecker, als wate er durch nassen Sand; das plumpe Weib, das auf ihn einredete und mit dem Finger auf Gesa wies, war die rothe Male; höhnische Schadenfreude belebte die stumpfen Züge. Sein Kopf hing auf die Brust; er sah erdfahl aus und alt, mit vielen Furchen und Falten, die das bleiche Schneelicht unbarmherzig enthüllte.

„Du siehst bös' aus, Hein," entfuhr es der Athemlosen, als er nun, ohne zu sprechen, an sie herantrat und hart ihren Arm ergriff.

Sie drehte an ihrem Tuche und fuhr verwirrt fort: „Wolln wir noch nich weg?"

„Dat is woll all lang Tied," erwiderte er; sein forschender Blick war wie eine Drohung.

„Du kuckst mich ja an, als hättst mich lang nich gesehn," sagte sie mit einem Versuch zu scherzen. Sie streichelte furchtsam seine große kalte Hand, die er ihr selbstvergessen überließ.

Nun aber riß er die Finger los und schlug die ihren derb und heftig bei Seite.

Sie wich entsetzt zurück und hob die geschlagene Hand in die Höhe, ins Licht einer eben angezündeten Laterne. Ein schmerzliches Erstaunen lag in den getrübten Augen; die Lippen bebten wie bei einem Kinde, das gleich in Weinen ausbrechen will. Solch eine kleine weiche Hand! der Maschinist hatte sie noch eben geküßt und bewundert, und Heinrich schlug sie!

Warum?

Das Mitleid mit sich selbst wurde plötzlich so groß, daß sie zu schluchzen begann und in sich hineinwimmerte über ihre Jugend, ihre Verlassenheit, den verlorenen Sonntag, den eisigen Wind und ihre müden wehen Füße.

Er hörte aber nicht hin, schien es gar nicht zu wissen, daß sie da gehe.

In einem Wagengeleise glitt sie aus; das schien ihn zu wecken. Er half ihr auf und behielt sie im Arm, wie sie weiter gingen. Die starken Stöße seines Herzens sprachen von innerm Kampf. Seine Augen waren trocken und glänzender als sonst; auf den hagern Backen brannte nun ein ungewohntes Roth. Manchmal sah er sie eindringlich an, öffnete auch den Mund, als ob er etwas sagen müsse, schüttelte aber wieder den Kopf und seufzte:

„Arm lütt Dammelke!"

Sie nahm das für ein Schmeichelwort, lächelte schon halbgetröstet und streichelte an ihm herum, was er sich ohne Widerstreben, aber auch ohne Dank gefallen ließ. Doch wurde er allmälig machtlos und warm und ließ sich mitziehn, als ob er nicht das Herz voll habe.

Zuletzt wagte sie es, ganz siegesgewiß zu sagen: „Weißt, Hein, ich bin aus'm Schlitten gesprungen im vollen Fahren."

Er wurde sogleich wieder fremd, ließ ihre Hand frei und erwiderte: „Ick weet."

Nach einer Pause setzte er kalt hinzu:

„Worum?"

„Weil ich Dich von weitem sah und nich wollte, daß Du warten solltest," sagte sie eifrig und unbefangen.

„Worum büst Du denn erst mitgahn?" bemerkte er noch kälter.

„Ach, so'n feinen Schlitten! weißt, mit Tigerdecken, Hein, — in so'n hab ich noch nie gesessen."

„Schad, dat Du nich länger bleewen büst," knirschte er zwischen den Zähnen.

„Nee, Hein, höchstens zehn Minuten," fiel sie ein, „ich werd Dich doch nich stehn und warten lassen?"

Sie sah ihm grade in die Augen mit ihrem freundlichen hellen Gesichtchen.

Auch ein schärferer Seelenkenner als Heinrich Klefecker hätte in diesen weichen sanften Zügen nichts Andres gefunden, als die Ueberzeugung, sich sehr gut und liebevoll benommen zu haben, und ein bischen Kränkung darüber, daß ihr Mann das nicht anerkannte.

„Wat Swattes bliwt nich an ehr besitten," murmelte er; und dann, nach einer Pause, in ganz anderm Tone: „Täuw, Du! wi drapt uns noch."

„Was sagst Du?" fragte sie mit einem erschrockenen Blick auf seine geballte Faust.

„O nix, ick freu mit blot, dat wi to Hus sünd."

Das Kellerfenster leuchtete heut nicht in die Winternacht hinaus. Auch als die Beiden schon in ihrem Stübchen waren, blieb es noch dunkel darin.

Klefecker hatte sich müde auf einen Stuhl gesetzt; Gesa war hinausgegangen, um Streichhölzer bei der Hauswirthin zu holen, und hatte sich wohl festgeschwatzt.

Wie er so in trübem Brüten nach dem Fenster sah, bewegte sich Etwas draußen; ein dunkler Gegenstand duckte sich, wie es schien, geräuschlos vor der Scheibe nieder. Ein Gesicht erschien an dem Glase, das Weiße der Augen schimmerte deutlich hervor. Dann kam ein regelmäßiges Klopfen mit dem Knöchel und der wohl verständliche Ruf: „Gesa! bist Du allein?"

Mit einem wilden Sprung war Klefecker vom Stuhl auf, die Treppen in die Höhe und draußen vor der Thür. Aber wie er auch seine Augen anstrengte, das Kellerloch vor dem Fenster war leer; er stieg zum Ueberfluß noch hinunter, aber vergeblich. Eben erhellte sich die Stube, die er bis in jedes Eckchen übersehen konnte. Seine Frau trat mit der angezündeten Lampe herein, sorglos und hübsch anzusehn. Er nahm sich in Acht, sie zu erschrecken, kletterte aus dem Loch und sah sich auf der Straße um, die ganz verlassen schien. Soviel Zeit nun auch schon verstrichen war, er durchsuchte jeden Thorweg, jeden Hauseingang. Sein Herz war wie ein Gefäß, das springen oder überlaufen mußte vor ohnmächtigem Haß.

Als er endlich nach Hause kam, war Gesa beleidigt.

„Warum bist denn wieder weggerannt," sagte sie ärgerlich; „das Abendbrot is all lang fertig."

Er gab keine Antwort und setzte sich schaudernd und zähneklappernd in eine Ecke.

„Wat heft Du blot, Hein? Du bewerst ja so?" fragte sie freundlicher.

„De Dod löppt öwer min Graf, Gesch," sagte er dumpf; „dat gütt mi bald kolt, bald heet dörch de Knaken — de Dod löppt öwer min Graf." —

Die ganze Nacht lag er so, schlaflos, zusammenschaudernd und manchmal leise stöhnend in seinem Bette.

Gesa wachte davon auf.

„Du kriegst 'n fixen Snuppen,“ sagte sie, sich die Augen reibend.

„Ja, ja, 'n Snuppen,“ wiederholte er; „slap Du man, Gesch.“

„Nee, Hein, ick mak Di 'n Tass' Thee; ick stah op; Du büst ja as 'n Isklumpen.“

Sie war gleich aus dem Bett und zündete Licht an; es war halb drei. Als er den heißen Fliedertrank herunter hatte, ward er stiller und schloß die Augen. Gesa hörte ihn noch ein paarmal stöhnen, dann fiel sie in schweren, festen Schlaf. — —

Als sie wieder erwachte, brannte Licht im Zimmer; im Schein der kleinen Küchenlampe sah sie ihren Mann angekleidet am Tisch sitzen und einen Brief lesen. Er schien gesund zu sein.

„Hein, was machst Du da?“ rief sie, sich aufstemmend; „was is denn die Uhr?“

Der Mann drehte sich schnell nach dem Bette hin; dabei fegte er mit dem Ellbogen die Lampe vom Tisch, die auf dem Boden zersplitterte, während der Docht noch fortschwelte.

„Wart, wart! ich helf Dir, Hein,“ rief Gesa dem verdutzt Dastehenden zu; sie sprang aus dem Bette, fuhr in einen Schuh und trat die qualmende Schnuppe aus, schrie aber sogleich auf: „Mein Fuß! ich hab 'nen Splitter im Fuß.“

Der erste graue Morgenschimmer fiel durch die zwei kleinen Fenster mit ihren kurzen Vorhängen und zeigte die Umrisse der vielen Gegenstände in der engen Kammer, den Kochofen, den Schrank und das große Bett, auf dem das junge Weib saß und den nackten Fuß mit beiden Händen hielt. — Draußen war es schon lebhaft. Die Hamburger Lerche, der Kummerwagenmann, sang seinen melancholischen Weckruf in den schlaftrunkenen Wintermorgen hinein — auf dem Vorplatz wurden Stiefel gewichst, und die Treppen herunter klapperten geschäftige Holzpantoffeln.

„Wir haben die Zeit verschlafen,“ dachte Gesa erschreckend; da kam ihr Mann mit einem Licht wieder zur Thür herein. Die Frau, von der sie das Zimmer abgemiethet hatten, folgte mit einer Todtenvogelmiene und einem Lappen alter Leinwand.

„Ji ward mi noch dat Hus ansteecken, dat segg ick,“ knarrte sie, während sie sich kopfschüttelnd, aber hilfbereit über den klaffenden Riß an der weichen Sohle hermachte.

„Au! au!“ machte die Verwundete bei jeder Berührung und zog endlich den Fuß ganz zurück.

Ueber die harten Züge der Alten stahl sich ein Lächeln, das fast wie Weinen aussah.

„Min gode Deern,“ sagte sie, „Du weetst noch nich, wat de Minsch uthollen kann. Warr man erst so olt as ick, denn büst Du 't gewennt.“

Erschrocken sah das junge Weib auf die trüben, triefenden Augen, den zahnlosen Mund und den wollenumwickelten Kopf der Alten.

„So olt ward ick nich,“ erwiderte sie zuversichtlich.

„Wer nich olt warden will, de mut sick jung ophangen, Du Kiekindewelt!“ sagte die Frau hart; „giw Din Fot man wedder her.“

Und dann, zu dem Manne gewendet: „En vertagene Deern! Se sünd too god, Klefecker.“

Aber ihr Blick auf die Gescholtene war nicht ohne Wohlgefallen, und die hübsche kleine Frau schien auch dankbar für ihre Mühe und Hilfe und lachte, als sie mit der höhnisch klingenden Ermunterung: „Nu kannst Du gahn und danzen,“ das junge Paar allein ließ.

Gesa versuchte aufzustehn, fiel aber mit einem Schmerzenslaut wieder zurück.

„Nee, Hein, auftreten kann ich nich.“

Ihr Mann sah fast zufrieden aus.

„Lat man, Gesch! Hüt is dat nix mit de Fabrik un schadt ok nich. Ick warr Bescheed seggen.“

Und dann nach einer Pause:

„Kiek hier, ick hew 'n groten Breef kregen; ick schull hüt Nahmiddag nah Heide kamen — dat Erbschaftsamt het mi schreewen. Ick stunn erst in Bedenk, — nu kann ick reisen —“ Er schloß mit einem Seufzer und einem argwöhnischen Blick nach dem Fenster.

„Erbschaftsamt?“ wiederholte Gesa verwundert; sie schien nur das eine Wort gefaßt zu haben.

„Wegen min Unkel Asmus, de in'n Harwst storben is; da warr'n woll 'n paar hunnert Dahler rutkamen.“

„Für uns?“ Sie schlug die Hände zusammen. „En paar hunnert Dahler? J, Hein, freust Du Di denn nich? Das is ja 'n großes Glück für uns! Denn können wir Alles bezahlen un —“

„Un Du giwst dat Fabriklopen op“ — fiel er in entschlossenem Ton ein.

Ihr aufgeregtes Gesicht ward gleich stiller.

„Gott, Hein, was soll ich denn aber den ganzen Tag zu Haus thun?“

„Wat anner Frugenslüd doht,“ sagte er kurz.

„Ha, Andere haben Geld; wir haben ja nix.“

Sie guckte sich herausfordernd in der schlechten Kammer um und wies mit dem Finger auf die löcherigen, unebenen Dielen.

„Immer so allein hier sitzen, da wächst Einem ja der Mund zu,“ murrte sie.

Heinrich legte ihr die Hand auf die Schulter und sagte in verzweifeltem Ton: „Ick mut nu gahn; erst op Arbeit un denn nah Heide. Dat kann 'n paar Dag duern, bet ick wedder kam. Din Foot is slimm; gah nich rut, gah nich in de Fabrik, bet ick t'rügg bün! Versprek mi dat, Gesch!“ Ein gurgelnder Laut von verschluckten Thränen machte seine Worte undeutlich.

„Wenn't nich gor too lang duert,“ erwiderte sie leichthin.

„Un wenn he nu herkummt — —“ stotterte er.

Sie lachte auf. „He ward sick höden!“

Aber das kummervolle Gesicht schien sie plötzlich zu rühren.

„Geh mit Glück, Hein,“ sagte sie weicher, „vielleicht kriegst das Geld gleich mit.“

Digitized by Google

„Dat kann woll sin.“

So schieden sie.

Kaum war er fort, so trieb eine unklare Regung das junge Weib ans Fenster, um ihn noch zu sehn. Sie hinkte mühsam und ohne auf ihren Anzug zu achten durch die Stube, riß das Fenster auf und sah hinauf.

Eben kam er vorüber.

„Hein, was macht Dein Schnupfen? Den hab' ich ganz vergessen!“ rief sie.

„Ja, ja, de Snuppen!“ erwiderte er, flüchtig hinunterblickend, dann ging er weiter.

Sie folgte ihm mit den Augen und schloß das Fenster langsam, obgleich es sie fror in ihrem Nachtjäckchen.

Eine Stunde später aber saß sie schon eifrig plaudernd und strickend in der Küche der Wirthin. Die zu erhebende Erbschaft und was man mit dem Geld Alles anfangen könne, bildete einen unerschöpflichen Unterhaltungsquell, und Gesa schmeichelte die Vorstellung, durch diesen Glückszufall in der Achtung der Alten, die sie immer wie ein dummes Kind behandelt hatte, hoch gestiegen zu sein. Das Erbschaftsthema reichte auch noch für den folgenden Tag und dann — wurde es abgelöst durch ein anderes, nicht minder wichtiges und bedeutsames, — wichtig und bedeutsam nicht nur für die beiden Frauen, sondern für die ganze Bevölkerung dieses Stadttheils und noch darüber hinaus.

Der Maschinist Leopold Jäck war verschwunden.

Am Montag war er wie gewöhnlich zur Mittagsstunde aus der Druckerei gegangen, wahrscheinlich als Letzter, denn Niemand hatte ihn hinausgehen sehen; doch war er Vormittags da gewesen und nichts Ungewöhnliches an ihm bemerkt worden.

Am Nachmittage war er ausgeblieben, was hie und da schon an Montagen vorgekommen war und von dem Fabrikherrn mißbilligend verzeichnet, aber nicht weiter beachtet wurde. Als er auch am Dienstag nicht erschien, ward um zwölf Uhr das alte Factotum Ribe mit dem verstümmelten Arm in seine Wohnung geschickt. Ribe fand die Thür verschlossen und keinen der Wirthsleute daheim. Daraufhin ward die Anzeige bei der Polizeibehörde erstattet, die Wohnung, deren Schlüssel er mit sich genommen zu haben schien, im Namen des Gesetzes geöffnet und — leer gefunden. Nicht etwa ausgeräumt, aber doch verlassen. Das Bett in der einstigen Dunkelkammer des Photographen war zerwühlt; die Wirthin sagte aus, der Herr sei am Sonntag erst spät in der Nacht heimgekehrt, habe am Montag seine Wohnung aber früh verlassen, ohne daß sie ihn gesehn. Da der Schlüssel nicht an der Thür gesteckt, so habe sie nicht hineingekonnt, was auch schon öfter geschehen. Der Herr sei mit ihr sehr „von oben herunter“ gewesen; Vorstellungen seien da übel angebracht. Sie habe eben gedacht, beim Nachhausekommen werde er schon rufen, wenn er sein Bett gemacht haben wolle. Da er dann am Dienstagmorgen nicht zum Vorschein gekommen sei, habe sie es ihrem Manne gesagt, — der habe auch von „Anzeigen“ gesprochen, habe aber noch ein paar Tage warten wollen; er wolle dem Herrn, der vielleicht bald zurückkomme, keinen Aerger bereiten; das dumme Logis stehe so wie so meistens leer; es habe auch Niemand gern mit der Polizei zu thun. Als man ihr bedeutete, das sei

eine verdächtige Aeußerung, gerieth sie in großen Zorn. Sie habe viele Kinder und ihr Mann sei Briefträger, ob sie da Zeit hätten, hinter so Einem herzulaufen, der alle Nächte durch „schwierte" und seine Wäsche einer Anderen gebe, grade als ob sie ihm seinen feinen Kram nicht gut genug plättete!

Dabei riß sie seine Kommodenschiebladen auf und enthüllte ein wüstes Durcheinander von frischen und gebrauchten Wäschestücken, Kuchenresten, bunten Cravatten und Pomadeschachteln; auch etliche Goldstücke klimperten lose darin. Der Beamte verwies ihr solche Eigenmächtigkeit; dann versiegelte er die Kommode, den Schrank und einen halbgeborstenen Koffer, dessen Inhalt aus durchlöcherten Strümpfen und zerlesenen Romanen bestand. Der Raum sah fast aus wie nach einer fluchtartigen Entfernung des Bewohners. Aber dann hätte er doch wohl sein Geld mitgenommen? Nun, viel war auch nicht da, — die drei Goldstücke und die kleine Münze konnte er bei seiner unordentlichen Lebensführung vergessen haben. Aber auch die Uhr war da. Sie lag zwischen den Blumentöpfen, die auf einige halbzerrissene durchweichte Liebesbriefe gestellt waren. Das Gehäuse war geöffnet, der Schlüssel daneben, als wäre sie so nach oder vor dem Aufziehen liegen geblieben. Sie stand auf Neun, ging aber weiter, als der Beamte sie anrührte; sie schien von der Kälte stehen geblieben zu sein, und ihr war nichts abzufragen als etwa das Eine: warum hat dich dein Herr nicht mitgenommen? Ein Grund für plötzliche Abreise war nicht zu entdecken; trotzdem telegraphirte man nach allen Seiten, zuerst nach Pirna an den dort lebenden Onkel; es fand sich ein Brief in einer Rocktasche steckend, aus dem man seine Adresse erfuhr.

Die Wirthsleute wurden sorgfältig überwacht und in den Bier- und Tanzlokalen Nachforschungen angestellt, die kein festes Resultat ergaben. Er war bekannt überall, der etwas aufgeblasene junge Herr mit sächsischem Dialekt und geputzter Kleidung, einer der besten Kunden und ein großer Liebhaber der Damen. Es ward sogar ermittelt, in welcher Wirthschaft er in der Sonntagsnacht bis zwölf Uhr getanzt hatte; dort aber hörte jede Spur auf. Von seiner Heimathsstadt lief ein dicker Brief des Onkels ein, der in betrübter Geschwätzigkeit meldete, sein Neffe sei nicht nur nicht in Pirna, sondern habe schon seit zwei Monaten kaum Etwas von sich hören lassen, und die Braut wolle nichts mehr von ihm wissen, wenn er nicht bald einen andern Weg einschlage.

Zum Schlusse empfahl er „der guten und reichen Stadt Hamburg" feierlich, seinen Neffen und Schwiegersohn wieder herbeizuschaffen. Hamburg habe leider im Binnenlande den Ruf einer sehr verderbten Stadt, — er habe das nie glauben wollen, da er selber einmal auf dem Vorgesch in Arbeit gestanden, — aber für den Leopold Jäck sei Hamburg freilich verantwortlich; der werde von ihr zurückgefordert. —

Nun erschienen täglich Zeitungsartikel unter der Ueberschrift: „Verbrechen oder Unglücksfall?" Die Wirthsleute wurden auf einige Tage verhaftet, aber bald wieder entlassen und statt der Menschen einmal die breiten und schmalen Wasseradern dieses Gebietes befragt. Freilich, ihrer sind viele; und dann noch die Teiche, Becken und Gräben. Es half nichts; es kam keine Antwort; der Maschinist war und blieb verschwunden.

Verschwunden! Ein unheimliches Wort. Es bedeutet: umgekommen! todt!

aber es fügt dazu noch das Gespenstische des Zweifels, das Grausen der Ungewißheit. Es lag wie ein Todesschatten über der ohnehin winterlich traurigen Gegend des Hammerbrooks. Die Männer unterhielten sich nur von der unbegreiflichen Thatsache, daß ein Mann, ein erwachsener Mensch, aus ihrer Mitte verloren gegangen war, wie ein Stück Handwerkszeug, wie ein Blatt Papier, das der Wind wegbläst, und das nicht wiedergefunden wird. Die Frauen warfen scheue Blicke um sich, sobald es Abend ward, und wenn sie auf dem Nachhauseweg eine Brücke betraten, hörten sie auf zu schwatzen und zu kichern und schauten mit ängstlich forschenden Augen in das Wasser der Fleete, in die offenen Stellen zwischen den morschen grauen Eisschollen und flüsterten von ihm und wunderten sich, ob er wohl hier liege? oder wo sonst? und schauderten bei dem Gedanken, daß er vielleicht an derselben Stelle liege, wo einst die Elzmann ihren Sohn ertränkt hatte und schüttelten den Kopf, daß es je herauskomme, und erzählten sich, daß selbst die flachen Gräben am Ausschlägerweg durchsucht und sogar abgelassen worden, und wußten auch von einem alten fremden Mann, dem einzigen Verwandten, der bei allen Behörden umherlaufe und mit gerungenen Händen flehe, sie möchten ihm seinen Sohn und seiner armen Tochter ihren Bräutigam wiedergeben, und wenn sie das nicht könnten, so wolle er Gott bitten, daß die Türken Hamburg eroberten und an allen vier Ecken anzündeten. Dieser Sagenkreis um den Verschollenen erweiterte sich von Tag zu Tage.

Die Stillste bei all' diesen Gesprächen war Gesa. Aber ihre Augen starrten groß und weit offen beim Zuhören, und wenn es an den dunkeln Fleeten vorbeiging, klammerte sie sich an den Arm einer Kameradin. Die wilde Male machte sich einmal den Spaß, in der Dämmerung plötzlich wie eine Katze hinter einer Heckenthür hervorzuspringen, um sie zu erschrecken. Dies gelang ihr so gut, daß die Furchtsame fast in Krämpfe verfiel und sich stundenlang mit heftigem Weinen quälte. Ein zweites Mal, als ihr die Elster mit den verschnittenen Flügeln, die frei in der Druckerei umherlaufen durfte, unvermuthet krächzend auf den Nacken flog, wiederholte sich dieser Anfall.

Seit dem Tage, da sich Gesa den Splitter in den Fuß getreten hatte, schien sie verändert. Ihre Backen hatten die weiche Rundung, die blumenhafte Frische verloren; die Augen lagen matt und schwarzgeringt in den Höhlen; nur wenn von dem Verschwundenen gesprochen wurde, kam ein ängstlicher Glanz hinein. Die Kameradinnen brachten plumpe und spitzige Neckereien vor, um ihre Niedergeschlagenheit zu erklären. Bald war es die Trauer um den Maschinisten, der ihr so offen den Hof gemacht hatte, während der neue, ein trockener Engländer, sie gar nicht beachtete. Bald sollte es die Sehnsucht nach ihrem Schatz, Heinrich Klefecker sein, der noch immer nicht wiederkam. Er war nun bald vierzehn Tage weg und wußte noch nicht einmal, daß der Maschinenmeister der Druckerei vermißt wurde. Gerade an dem Montag, da der Sachse Morgens zuletzt im Geschäft gewesen, war Klefecker der Erbschaft wegen nach Heide gereist, Schreiben war weder ihre noch seine Sache, doch hatte sie durch einen andern Arbeiter erfahren, daß er dem Fabrikherrn sein Fortbleiben angezeigt und entschuldigt hatte. Sie war nach acht Tagen auch wieder zur Arbeit gegangen, — hätte ihr Mann gewußt, daß er so lange aufgehalten würde, so hätte er kein

Versprechen verlangt. Und auch nicht, wenn er gewußt hätte, daß Herr Jäck verschwinden würde, dachte sie und fühlte dabei eine merkwürdige Ruhe und Sicherheit über sich kommen. Vielleicht wußte ihr Mann doch durch die Zeitung, was hier passirt war. Es wurde ihr aber unbehaglich bei dem Gedanken, daß sie ihn danach fragen solle. Heinrich hatte den Herrn nie leiden können, — er würde sich vielleicht über sein Verschwinden freuen — und sie meinte, das könne sie nicht gut mit ansehen. Der arme feine Herr war ihr so gut gewesen. Er hatte ihr Worte gesagt, wie noch kein Mensch, und wie er sie geküßt hatte! Recht zum Todtlachen! Wenn das ihr Mann gewußt hätte! Und so feine Stiefel hatte er getragen und so goldene Hemdknöpfchen, und immer was Frisches im Knopfloch. Ach, die Blumen in seiner Wohnung, die sahen elend aus! Sie hatte oft hinaufgucken müssen, wenn sie vorbeiging, und ihre guten Augen erkannten deutlich, daß Alles verwelkt und erfroren war. Nur eine große Kalla stand noch grün und trug sogar eine ihrer seltsamen schlanken weißen Blumen in der verkommenen Gesellschaft. Von dieser Blume träumte ihr. Gesa kniete auf einem Grabe, und eine Stimme sprach heraus: „De Dod löppt öwer min Graf"; und als sie sich in Angst gebadet umsah, kam die weiße Kalla hergeschritten und stellte sich auf den Hügel. Sie hatte aber ein Gesicht, und das war so gräßlich, daß Gesa mit einem rettenden Schrei erwachte. Was für ein Gesicht? Sie versuchte, als sie wach war, es sich noch einmal vorzustellen, aber sowie sie nur einen Schimmer davon erhaschte, hielt sie sich die Augen zu und hätte beinah wieder aufgeschrieen. Vor Male, die sich oft vertraulich an sie drängte, um von dem Verschwundenen zu schwatzen, bezeigte sie eine Furcht, die alle Mädchen in der Fabrik lachen machte.

Böse Träume bei Nacht und eintönige Arbeit bei Tage, — die Zeit ward ihr lang. Und wenn Heinrich zurückkommt, dachte sie, wer weiß, am Ende muß er auch noch auf die Polizei, als Zeuge, wie wir Alle, obgleich sein Herr ausgesagt hat, daß er abgereist ist, als der Herr Jäck noch da war, und obgleich Alle wissen und bezeugen, daß sie nie ein Wort zusammen gesprochen haben.

Am Freitag der zweiten Woche, es war gegen Feierabend, rief ihr die rothe Male vom Fenster her zu, Klesecker sei zurück; sie habe ihn gerade ins Kontor der Fabrik nebenan gehen sehn. Sie schrak zusammen und freute sich dennoch; ihre Hände zitterten, wenn sie die Bogen darreichte, und sie wäre fast mit den Fingern unter die Walzen gerathen. Als aber die Arbeit aufhörte, ging sie beinah zögernd die Treppen hinunter und strich ein paarmal an den Häusern hin, ehe sie in die Thür nebenan zu treten wagte. Dort lag das Kontor der chemischen Fabrik; sie kannte die Thür sehr genau und das schmale Milchglasfenster mit der Inschrift „Büreau", durch das sie die Gestalt ihres Mannes wie einen dunklen undeutlichen Schatten erkennen konnte.

Die Thür war angelehnt; sie hörte eben Heinrichs Stimme:

„Ja, Herr, ich kann gleich mitgehn."

Und dann die Stimme des Principals:

„Das ist mir lieb; ich war recht in Verleg[...] lte N[...]
gerade zur Unzeit krank geworden. Der Besuc[...] [...]ar;
gehen nach Samoa, wissen Sie, — schon übe[...] Frau

Google

Mädchen sind voraus, — schlimmstenfalls hätte ich zurückbleiben müssen. Aber so ist mir's natürlich lieber. Das ist der Hausschlüssel. Und der hier schließt die kleine Stube neben der Hausthür auf. Na, Sie haben ja schon mal bei uns eingehütet. Sie finden Alles, was Sie brauchen; ich habe das Zimmer für alle Fälle in Ordnung bringen lassen, Licht, Feuerung, Alles da. Nur Abendbrot müssen Sie sich mitnehmen; Theekessel, Kaffeekanne ist da — morgen Vormittag gegen elf kommen wir zurück. Guten Abend, Klesecker."

Gesche schlich weg, ehe die Beiden heraustraten, denn sie gingen zugleich. Sie hörte das Umdrehen des Schlüssels an der Hausthür und die Schritte der Männer, die in entgegengesetzter Richtung von ihr nach der Stadt zugingen. Sie hatte die Hände fest in ihr Tuch gewickelt, aber die Luft blies hindurch, daß ihr die Haut fror, als gehe sie nackt und bloß. Ein paar Thränen waren ihr in die Augen getreten, als sie gehört, daß Heinrich, der so lange fortgewesen war, der ihr noch nicht einmal guten Abend geboten hatte, sich da ohne Widerrede zu einem Einhüterdienst verdingte. Die Thränen standen noch auf den Wangen, und der Wind fuhr eisig darüber hin. Mit gebeugtem Kopf und immer schwererem Schritt ging sie ganz mechanisch, ohne Bewußtsein oder Willen. Plötzlich blieb sie stehen, überlegte und kehrte um. Nun war es, als ob eine innere Macht sie vorwärts treibe; sie eilte schnell und schneller; durch die Große Allee, in deren alten Ulmen der Schneesturm heulte, und dann den Glockengießerwall entlang, zwischen den dampfschnaubenden klingelnden Pferdebahnwagen hindurch bis zum Eingang der Ferdinandstraße.

Dort gleich neben dem Zuchthaus war es, dort lag das Haus seines Fabrikherrn. Von dem Gefängniß mit den kleinen blinden Maulwurfsaugen wendete sie schnell die Blicke ab, lief quer über das nasse Pflaster und versuchte, in das kleine Fenster neben der Hausthür zu sehn. Das war ja das Einhüterstübchen.

Es lag aber doch zu hoch über dem Trottoir; nur ein Lichtschein war erkennbar und die helle Hinterwand, an der ein schwarzer Schattenriß hinflog. Das mußte er sein.

Sie hob sich auf die Zehe, und der Wind blies ihre Kleider auf, als wolle er sie hineintragen, während eine Fluth von Thränen ihr übers Gesicht und in das Halstuch rieselte.

Ein vorübergehender Schutzmann fragte sie mitleidig spottend: „Sall ick Di 'n beten in de Höcht bören, dat Du beter in dat Finster kiken kannst, min Deern?" und streckte schon die kräftigen Arme nach ihr aus, — da besann sie sich, wischte sich die Augen, und kehrte langsam um auf dem durchweichten Wege.

Einmal schrie sie auf und sprang bebend seitwärts: sie hatte eine Hand auf ihrer Schulter gefühlt, und als sie sich umsah, gewahrte sie den verschwundenen Maschinenmeister, der regungslos und aschgrau vom Kopf bis zu den Füßen, — nur über die Stirn lief ein rother Streif — zu ihr hinstierte. Entsetzt schlug sie ihr Tuch über die Augen, aber sie konnte es nicht lassen, sie mußte noch einmal hinsehen. Da war es ein Baum, auf den das rothe Licht einer Laterne an der Straße fiel; aber ihr bebten die Knie, wie sie weiterlief, und die grünen, blauen und rothen Lichter des Lübecker Bahnhofs tanzten vor ihren Augen.

Manchmal sah sie blitzschnell, wie ein Bild, das an ihr vorübergezogen

ward, Heinrich in dem Dielenstübchen sitzen, die langen Glieder viel zu groß für den engen Raum, — und sie wunderte sich, ob er wohl auch soviel an den verschwundenen Maschinenmeister denke. — Ja, das that er, aber anders als sie vermuthete.

Er hatte dem Principal sein Handkofferchen auf den Venlooer Bahnhof getragen und war dann mit schnellen Schritten nach der Ferdinandstraße gegangen, hatte in dem Dielenstübchen Feuer und die Lampe angezündet und sich nun auf den niedrigen Strohstuhl gesetzt, der unter seiner Last aufstöhnte. Er hatte freilich ein anderes Gewicht, als die dürre verschrumpfte Einhüterin Niederlitz, die sonst auf dem Stuhl saß, wenn die Familie verreist war.

Bei jeder Bewegung ächzte und wimmerte der alte Stuhl, als wolle er den Mann abwerfen. Dem ward es endlich zu viel. Er stand auf und setzte sich auf einen Holzstuhl mit steifer Lehne, langte seine sandgraue Mütze her und drehte sie in den Händen, wohl eine halbe Stunde lang. Wenn es seiner Frau, die zu dieser Zeit draußen stand, geglückt wäre, hineinzusehn, sie hätte vielleicht gelächelt statt zu weinen, so schläfrig unbedenklich sah die Geberde aus. Zuletzt entfiel ihm die Mütze; sein Kopf senkte sich auf die Brust; er that ein paar schwere Athemzüge, wie Einer, der das Schlafen erst einmal probiren will, und dann immer ruhigere, tiefere, als müsse er sich satt trinken nach langem Dürsten. Die Wärme des kleinen Raumes nach der feuchten Kälte draußen hatte ihn eingeschläfert.

Plötzlich zuckte er zusammen; an der Thür war die Glocke gezogen worden. Er zitterte so, daß der Stuhl, auf den er den Arm gelegt hatte, ins Schwanken gerieth und er Mühe hatte, sich auf die Füße zu stellen. Die Glocke ertönte von Neuem. Nun ergriff er mit einer Art Heftigkeit die Lampe, riß die Thür auf und fragte mit heiserer Stimme, wer da sei. Es war die Zeitungsfrau mit den „Hamburger Nachrichten.“ Er öffnete die Thür des Windfanges, und die spitznäsige Neuigkeitsträgerin mit dem zerdrückten schwarzseidenen Hute schaufelte sich auf die Diele.

Sie guckte hell und neugierig unter dem breiten Hutrande vor, schüttelte ihre triefenden Röcke ohne Rücksicht auf die sauberen Marmorfliesen und lachte wichtig mit ihren beiden Zahnlücken.

„Na, morgen fröh um soß is dat ja nu!“

„Wat is morgen fröh?“

„Denn ward he ja nu afmurkst — Se weten doch, — Timm, de Mörder Timm! J, dat weten Se nich? Herrjes, Mann, wo kamt Se denn her? Hier glieк dichtan, in 'n Hoff vun't Tugthuus! Gerechtigkeit mut sin, sünst kunn ja Jeder kamen! Wenn Se Klock soß opwakt, denn beden Se man ok 'n Vadderunser vor sin arme Seel. He wör 'n hübschen Minschen, grad so rank un slank as Se.“

Die Zeitungsfrau ging und schlug beleidigt die Thür hinter sich zu, — der ungeschliffene Mensch hatte sie nur angestarrt, aber kein Wort auf ihre interessante Erzählung erwidert.

Er stand noch auf den Fliesen, sah ins Leere und hielt sich mit der Hand am Thürpfosten fest.

Darum also war der Fabrikherr fort mit Frau und Töchtern! Eine Hinrichtung gab es hier! In der stillen vornehmen Ferdinandstraße! Die Nachbarschaft des Todescandidaten hatte sie vertrieben, und sie hatten ihn, Klefecker, ausgesucht, in der letzten Nacht des Verurtheilten das Haus zu hüten.

Dichtan! dicht nebenan. Ja, ja, dort lag das Zuchthaus. Mit einem plötzlichen Impulse riß er die Thür auf, als wolle er hinausspringen, fort von hier, aus dem Hause, gleichviel wohin. Aber die hochaufflackernde Lampe mahnte ihn: „Hierbleiben! Feuer und Licht verwahren; das Haus hüten, wie er versprochen; der Principal hat sich auf ihn verlassen, weil er weiß, daß Klefecker zuverlässig ist.“ Er schloß langsam die Thür, schützte die Flamme mit der Hand und ging entschlossenen Schrittes in das Stübchen zurück.

Ja, nun kannte er die Geschichte, nun fiel sie ihm ein, die Geschichte des Timm, des Raubmörders. Ein altes reiches Ehepaar hatte er erschlagen und war mit ihrem Geld geflohn. Was ging das ihn an? Er und Geld nehmen? Er sah seine Hände an. Nie einen Pfennig! Sie waren rein. Rein?

Das Echo seiner eigenen Gedanken schreckte ihn, als sei das letzte Wort, von fremdem Mund gesprochen, laut durch das Zimmer gehallt. Er sah sich argwöhnisch nach rechts und links um — war hier noch Jemand außer ihm? Dort in der dämmerigen Ecke hinter dem Bett schien sich Etwas zu bewegen, huschte Etwas auf und ab, dunkel und hell, — was war das? Er schob das Bett zur Mitte des Raumes, zwängte sich an der Wand durch und stand nun neben dem alten bunten Kattunvorhang, der die tiefe Ecke halb verhüllte, aus welcher ihn ein Menschengesicht ansah. Er fuhr zurück, runzelte die Stirn und streckte die Hand danach. Sie stieß an kaltes Glas, er that einen tiefen Athemzug — nur ein Spiegel! Aber war denn das sein Gesicht? Dies bläuliche verzerrte Gesicht mit dem gesträubten Haar — den aufgerissenen Augen? Und was für ein Strich war das da, grade unter dem Kinn, der den Kopf vom Rumpfe trennte? Nein, nein, das war nicht er, das war der Raubmörder, der nebenan im Gefängniß hinter den vergitterten Fenstern auf den Morgen wartete, auf seinen letzten. Wie kam der hierher in das Glas?

Er zog sein blaues Taschentuch hervor und begann an dem Spiegel zu reiben, hastig, immer schneller; er fühlte ihn warm werden unter seinen Fingern, aber das Bild mit dem durchschnittenen Hals verschwand nicht, obgleich es all' seine Bewegungen nachahmte.

Es war doch sein eigenes Gesicht; so würde er aussehn, wenn — —

Er schob schnell den Vorhang über den Spiegel, aber die Schnur, die ihn zusammenhielt, war morsch und zerriß in seiner derben Hand, die staubigen Falten sanken auf den Boden, und nun stand er dahinter in voller Größe, der schreckliche Mensch mit dem durchschnittenen Hals — „grad so rank un slank as Se!“ Was half es, daß er nun auch deutlich den Sprung in dem verblichenen Glase sah? Was half es, daß er mit ungeschickter Eile sich bemühte, den Spiegel umzudrehn und gegen die Wand zu lehnen? Das Bild folgte ihm, wie er mit zitternden Gliedern wieder zwischen Bett und Wand hindurchkroch; es stand in seinen Augen, so fest er die Hände dagegen drückte.

Er war jung und stark. Er biß die Zähne aufeinander, nahm die Hände von den Augen und sagte mit fester Stimme:

„Ick bün keen Raubmörder. Wat geiht he mi an!“

Er strich sich die Stirn wie in großer Müdigkeit.

„Villicht het mi dat drömt? Villicht is ’t all nich wohr. Un morgen wak ick op un gah nah min Gesche, un se weet vun nix, un he geiht ut de Dör wie alle Dag mit sin verdammten Prükenkopp un sin gläserne Ogen un redt ehr to, se wör noch god nog för mi, wenn —“

Er sprang auf, ballte die Faust und lief mit dröhnenden Schritten auf und nieder. „Nee, nee! dat nich! Denn mut ick em noch mal dotslagen.“

Er sah sich nicht um, scheu und schreckhaft wie zuvor, obgleich er das Wort laut gesprochen hatte. Er schien wie befreit von aller Furcht. Er konnte sogar essen und trinken und sich dann in den Stuhl zurücklehnen, um ein bischen zu schlafen, fest und traumlos wie ein glücklicher Mensch. Wohl lange Stunden.

Glockenschläge weckten ihn, Thurmglocken; sie durchdröhnten ihn, als ob ein schwerer Hammer sie ihm auf den Kopf zähle.

Fünf Uhr! fünf Uhr! noch eine Stunde Leben.

Wer denn? Er? Nein, nicht er, — der Raubmörder hinter jener Wand.

„Wat geiht he mi an,“ flüsterte er mit zuckenden Lippen.

Er fühlte in die Tasche, zog halb bewußtlos einen kleinen Gegenstand hervor und drehte ihn im Licht der sterbenden Lampe. Ein flacher Knopf, braun, ein Faden daran und ein ganz kleiner Fetzen braunen Tuchs. Der Rock war ja auch braun gewesen. Ein unausstehliches, herausforderndes Tabaksbraun, wie es kein andrer Mensch trug. Daran hatte er ihn ja gleich erkannt, als er an dem Unglücksmontag zu ihm in die Fabrik kam und sich nach dem „hübschen Fräulein Gesa“ erkundigte. Und die Heuchlerfratze, mit der er ihn zur Rede gestellt: ob er’s auch ehrlich mit dem Mädel meine? Und als er ihn angedonnert: „Se is min Fro!“, wie ihm da der Hohn frech entgegengelacht hatte! Und da, da war’s geschehn, da hatte er ihn an diesem Knopf gepackt und zu Boden gerissen, und der Knopf war in seiner Hand geblieben, er wußte nicht wie, lag nachher in seiner Tasche, er wußte nicht durch welchen Zufall. Der Knopf kannte die ganze Geschichte; er durfte nicht länger da sein. Schnell neues Holz auf das Feuer und Kohlen, Kohlen, daß es lodert und prasselt, ein rechtes Hexenfeuer, und dann den Verräther hinein, ehe er den stummen Mund aufthut. — Er glühte eine Weile, eine deutliche runde Scheibe; dann flog die beinerne Masse als ein Aschenstäubchen in die Höhe und sank zerstiebend auf die glimmenden Scheite. Der kommt nicht wieder. Aber wie er sich umdrehte, sah ihm das Bett so sonderbar aus, das gerade viereckige Bett. War es nicht ein Tank? So einer wie die, worin man Borax macht? So einer wie der — —

Er mußte hingehen und es befühlen. Richtig, weiche Kissen, die seinem Drucke nachgaben, Alles trocken und warm. Und doch, wenn er zurückging, kein Bett, sondern ein Kessel voll Schwefelsäure, und was sonst noch darin ist? — — —

Er stieß einen Schrei aus, — der Kessel war zersprungen, in zwei Hälften geborsten, und eine Knochenhand reckte sich nach ihm — ein zerspaltener Schädel

glotzte über den Rand — ja das Schüreisen war ihm so nah zu Händen gewesen.

Die Lampe erlosch; er stand im Finstern inmitten eines gespenstischen Gewimmels. Wieder drei Glockenschläge; es ist dreiviertel auf sechs. Nun wird er schon angekleidet sein, sein letztes Brot essen. Woran er wohl denkt? Ob er betet? Er begann mechanisch das Vaterunser herzusagen, bis er an die Stelle kam: „Und vergib uns unsere Schuld". Da seufzte er tief auf, schüttelte den Kopf und begann von vorn. „Und vergib uns unsere Schuld, wie wir vergeben" — — „Nee, nee, ick kann nich," stöhnte er qualvoll, „Em nich, dat kann uns' Herrgott nich verlangen." —

Dann packte er seine Sachen zusammen, Alles im Dunkeln, griff nach seiner Mütze und lief zum Hause hinaus, ehe es sechs schlug. Er schob den Schlüssel unter die Hausthür hinein und eilte durch den dunklen Wintermorgen vorwärts über die leeren Straßen, dem Hammerbrook zu und dann weiter nach Bullerhude. Eh' er sich selber recht besann, stand er in dem Kellerstübchen vor dem Bette, in welchem Gesa noch schlief; er sah in der Dämmerung die weiße Schulter schimmern und den nackten Arm, der aus dem Bette hing. Sein Stöhnen dicht über ihrem Ohr erweckte sie.

„Hein, bist Du da?" rief sie auffahrend. Ihre Arme griffen nach ihm; sie umfaßte sein fieberheißes knochiges Gesicht und zog es auf das Kissen nieder. Aber er richtete sich wieder auf, ohne sie zu küssen.

„Gesche, ick gah! ick mut weg!"

„Weg vun mi?"

„Ja! ja!"

„Wohen?"

„Ick weet nich!"

„Warum?"

„Ick hew dat dahn, Gesche, ick hew dat dahn!" jammerte er auf, das thränenüberströmte Gesicht in ihren Busen drückend.

„Ach, Hein! ach, Allmächtiger!" Sie ließ ihn nicht los, aber ihre Fingernägel gruben sich tief in ihre weichen Hände. „Wat fangst Du an! wat fangst Du an!"

„Ick weet nich! nah Cuxhaven, nah Amerika."

„Ach, warum büst Du wedder herkamen?"

„Ick wull Di noch 'mal sehn!"

Er umklammerte sie enger und heftiger. „Min Kind! min Gesch! se kriegt mi! ick glöw, Male weet wat, se will Geld vun mi, se het mi 't seggt, as ick gistern t'rügg kamen bün! Ick mut weg, un ick kann nich!"

Sie wischte ihm mit den Händen die Thränen ab und stammelte: „Ick kam nah — wenn ick — wenn ick antrocken bün."

„Ach, Gesch, wohen?"

„Wo Du hen geihst."

„Ach, Gesch, Du findst mi nich."

„Ich find Di! Hein! Hein! harst Du 't doch nich dahn."

„He sleit mi wedder dod, sallst sehn," sagte er dumpf.

An der Thür fragte er noch einmal unsicher: „Un Du, Gesch?"

„Ick kam."

„Du kummst mi nah?"

„Ja, Hein."

„Nah Cuxhaven, ja?"

„Ja, Hein, wo Du hengeihst."

Er kehrte hastig an ihr Bett zurück.

„Ach, Gesch, dat Geld, ick bün so verbiestert! ick hew't ja all in Heid' in twee Bündels makt."

Er zog ein Päckchen aus seiner Brusttasche. „Wies' dat Keinen! 't sünd veerhunnert Mark — vun de Erbschaft" —

„Ja, aber nu gah! gah weg!" Sie drängte ihn von sich, „ick — ick — weet nich, wo ick bün" — sie verbarg ihr heißes Aufweinen in die Kissen. —

Wohin nun? hinweg, weit! weit! Auf ein Schiff und hinaus!

Es war noch immer halbdunkel auf den Straßen, und er kam leicht vorwärts, obgleich er den graden Weg, der ihn an den zwei Nachbarfabriken vorbeigeführt hätte, ohne festen Vorsatz vermied. Seine Beine gingen wie von selbst den Weg zu den Quais, zum Hafen. In der Hand trug er die Tasche mit seinen Habseligkeiten, auf der Brust die Hälfte des ererbten Geldes. Am Venlooer Bahnhof bog er ein; es fuhr ihm durch den Kopf, gleich hier den Zug zu besteigen und nicht eher wieder zu verlassen, als bis er in Cuxhaven sei. Es mußte gerade Zeit sein, hatte eben sieben geschlagen; Fußgänger und Wagen eilten der Halle zu.

„Woll'n Sie noch mit?" sagte ein rasch vorüberschreitender Reisender, der ihn mit scharfen Blicken überstreifte.

Klesecker schüttelte unwillkürlich den Kopf; nein, nein, er wollte nicht; der Gedanke an die vielen Menschen, die ihn Alle so ansehen konnten, wie der Hafenofficiant eben, erregte ihm Angst. „Straße zur Elbbrücke und nach Harburg" las er, und bog ohne Besinnen in den menschenleeren Weg ein.

Hier endlich war es einsam, wenn auch nicht still. Der Nordweststurm, der schon seit Tagen gewüthet, empfing ihn mit gellendem Pfeifen und Brausen hier auf dem schmalen niedrigen Elbwärder, wo nichts seine Gewalt abschwächte. Er war zuweilen hier gegangen in Sommer- und Herbsttagen, wenn der Wind schwer ist von dem Duft des fetten Grases, den er oft meilenweit stromabwärts trägt und so dem seemüden Reisenden das vertraute Bild der grünen Triften und der behäbigen, wiegend hinwandelnden Marschkühe vor die Augen zaubert. Das war „vorher" gewesen, Alles „vorher". Jetzt schien es, als habe er sich auf diesem Wege in die Gewalt von tausend Teufeln begeben, die ihm den Hut herunterrissen, ihm seine Haare ins Gesicht schlugen, die ihm die Haut mit scharfen Nägeln zerkratzten und ihm die Augen mit blendendem Eisstaub, die Ohren mit zischendem Geheul füllten. — Aber unter diesen wilden Angriffen fand er seine Jugend und Stärke wieder. Er trat fest auf wie früher, ehe die Angst über ihn gekommen war, nahm den Hut in die Hand, der auf dem Kopf nicht halten wollte, machte sich steif in den Knien und kämpfte sich Schritt für Schritt weiter, bis an die Elbbrücke, die ihm von Ferne her, umdonnert von den

rasenden Wellen, umtanzt von den schreienden Sturmgespenstern, den weißen spitzflügeligen Möwen, mit sonderbarer Gelassenheit nur leise zu schwanken schien. Als er sie betrat, war es freilich, als setze er den Fuß auf ein vom Sturm mißhandeltes, in allen Segeln zischendes, im Tauwerk ächzendes, in den Planken knarrendes Schiff. Die Betäubung des Schwindels kam über ihn, und der seltsame Rhythmus des Sturmes, dies stoßweise Athmen, dieser bald schnellere, bald langsamere Takt regierte seinen Herzschlag wie eine Uhr. Der grelle kurze Schrei der Locomotive dicht neben ihm zerriß den Nebel, der sich um sein Hirn legte; — nur durch das Gitter geschieden, jagte das rothäugige funkenwerfende Ungethüm mit den schwarzen Fittigen an ihm vorbei, wie besiegt und auf der Flucht vor den empörten Wassern.

Der einsame Flüchtling zitterte, als er hinter einem der gewaltigen Brückenpfeiler wieder hervortrat; die Klarheit brachte ihm Alles zurück: das Grauen der Nacht, die Furcht vor den fremden Gesichtern, von denen jedes einem Feinde gehören konnte. Seine Schuld hing auf ihm wie ein schwerer Sack voll widerlichen Unraths, und er war sonst ein reinlicher Mensch gewesen, so weit es anging. Er sehnte sich, ja, er hoffte noch, einen Ort zu finden, wo er die scheußliche Bürde abwerfen könne. „Wo mi Keiner kennt! Wo mi Keiner kennt!" — Wenn er nur erst in Harburg wäre.

Auf Wilhelmsburg begegneten ihm Arbeiter, darunter ein junger Bursche und ein Mädchen. Er hatte sie im Arm; der Wind blies sie hin und her, und Beide lachten hell hinaus. Klesecker drehte den Kopf nach ihnen und sah ihnen nach. Wie hatte Gesche lachen können! Aber jetzt? — jetzt geht das doch nicht mehr — wenn ihr Mann — Eine Ahnung davon, daß Etwas für immer vorbei sei, auch wenn er glücklich dorthin komme, „wo ihn Keiner kennt", machte seine Augen dunkel.

Auf der zweiten Brücke, dicht vor Harburg, überkam ihn wieder Schwindel und Erschöpfung. Das Surren und Klirren der großen Eisschollen, die der Sturm zu selbstvernichtendem Kampfe aufeinanderhetzte, mischte sich mit dem Brausen des Blutes, das ihm heiß zu Kopfe stieg. Seine Füße gingen nicht mehr; die Tasche fiel ihm aus den Händen, und das Blitzen und Flimmern des Wassers zwischen dem schwankenden Eisengeländer der Brücke hindurch verursachte ihm Schmerz. Er hockte mit geschlossenen Augen neben einem Pfeiler nieder. Aber wie ein Schlafender, der unruhig wird, sobald man ihm ins Gesicht sieht, sprang er gleich wieder auf unter ein paar musternden Blicken. Es war derselbe Officiant, der ihn auf dem Venlooer Bahnhof gefragt hatte, ob er nach Harburg wolle. Jetzt sagte er nichts, aber er schien neugierig zu fragen, warum der Mensch da wohl den ganzen Weg zu Fuß gemacht habe, statt mit ein paar Pfennigen stundenlanges Marschiren bei dem Wetter sich zu ersparen? Als der Wanderer nun wieder freier ausschritt, folgte er ihm erst mit den Augen und ging dann langsam auch in die Stadt, hinter ihm her.

Er sah ihn in einen Bäckerladen treten und beobachtete im gemächlichen Vorüberschlendern durch die Scheibe noch einmal das hagere, verstörte, scheue Gesicht, als ob er es sich recht einprägen wolle.

Klesecker stand wie ein Stock vor der Toonbank unter den Frauen und

Dienstmädchen, die von zerbrochenen Scheiben, heruntergestürzten Ziegeln, zerschlagenen Bäumen und verwehter Wäsche schwatzten. Weiter drunten, Cuxhaven zu, sollte es noch viel ärger sein.

Als er endlich an die Reihe kam, sein Brot zu verlangen, rief plötzlich eine helle Stimme aus dem gesprächigen Haufen: „Herrjes, Klesecker! wo kamen Se denn her?"

Es war, als habe ihn Jemand auf den Kopf geschlagen. Erst als er bemerkte, daß Niemand erschrak, Niemand größere Notiz von ihm nahm, als bisher, und daß die Bäckerfrau ihm das Feinbrot ruhig über den Ladentisch darreichte, gewann er es über sich, nach der Seite zu blicken, von der er angerufen worden. Es war eine große magere Frau mit scharfen Zügen, sehr sauber trotz des nassen Wetters, die sich da zu ihm drängte. Ein kleiner derber Junge hing an ihrer Schürze.

„Na, kennen Sie mich nich mehr?" sagte sie etwas schnippisch, denn er hatte sie in dem Schrecken ohne Gruß angestarrt. „Kommen Sie man mit, Klesecker, hier is das ja so voll."

Sie zog ihn mit auf die Straße, und weil es dort zu windig war, um „das Stehen zu behalten", wie sie sich ausdrückte, so nöthigte sie ihn in einen engen schmalen Thorweg, um ihr Gespräch mit ihm fortzusetzen, zu dem er ihr „wie gerufen" kam.

„Ja, sagen Sie Gesche man, — was macht denn Gesche? — wir wären seit 'n Sonnabend hier nach Harburg gezogen, — August, was mein Mann is, hat hier bessern Verdienst als in Elsfleth, hat er, un ich bün auch lieber hier, das is hier doch nich so still. Tanzt Gesche noch immer so viel? Das sollten Sie man nich leiden, ich bün auch man so blaß von das ewige Tanzen. Gott, na, wenn man jung is, nich? Aber nu hab' ich ja 'n Block an'n Bein, nee, drei, vier Blöcke, erst August, was mein Mann is, und denn die Gören!" Sie lachte und drückte den Kleinen an ihre Schürze. „Das is uns' Aeltester, 'n fixen Jung, man 'n büschen wild. Nich Guschen?" Der Junge grinste unternehmend zwischen ihren Rockfalten hervor und schlug sich auf die Stiefel. „Ja, er hat all Krempers," sagte die Frau, „und jeden Abend sünd sie naß. Ich muß immer einen auf den Kammerbesenstiel und den annern auf den Leuwagenstiel stecken, daß sie man wieder trocknen. So 'n Ramenter is das! Er hat auch all 'n Scheibe eingeworfen bei die Nachbaren, mit 'n Schneeball, und eben is der Gläser dagewesen und hat ein' wieder eingesetzt." Sie drohte dem Jungen und putzte ihm die widerstrebende rothe Nase. Dann flüsterte sie: „Aber er bringt mir jeden Pfennig, den er schenkt kriegt, un das thun nich alle Kinder in unse Classe! die haben ja all manchmal Kniffe in 'n Kopf und denken: willst dir da Boltjes oder Stickbeeren für kaufen. Nee, das thut er nich, keinen Pfennig. Und er weiß auch all, daß fünf Pfennig mehr is als ein Pfennig und zwei Pfennig, und er is doch man noch klein, un sein Verstand is auch man noch klein; er is ja man erst fünf! Aber er is so 'n kleinen Dicken, nich?" Sie drückte ihn tüchtig, aber er verzog keine Miene. „So 'n kleinen dicken Kopf und so 'n kleine dicke Schultern — so 'n Stämmigen is das, nich?"

Klesecker hatte bis dahin kein Wort zu erwidern brauchen, aber die Un-

geduld lag ihm doch deutlich auf dem Gesicht, selbst für die unbefangene redelustige Frau.

„Geh' hin, Guschen, gib Onkel Hein die Hand, die rechte, weißt woll, die beste" — sie lächelte erwartungsvoll und stolz über das ganze spitze blasse Gesicht und schob den Jungen vorwärts, riß ihn aber ebenso schnell zurück: „Wo hest all wedder rumklei't? hest wedder in' Rönnsteen speelt? Du ol asige Jung!" Sie gab ihm einen Klaps auf die schmutzigen Fäustchen. — „So 'n Hand kannst Onkel nich bieten, die 's ja nich rein!"

Der Kleine hatte sein verdutztes Gesicht schnell hinter ihren Rockfalten verborgen; der unglückliche Mann hatte ebenfalls seine Hand zurückgezogen, seine, ach, ganz anders, unreine Hand.

Er sah so traurig aus in diesem Augenblicke; sein Gemurmel, daß er gehen müsse, keine Zeit weiter habe, klang so sonderbar, daß die schnelle Frau ihn mit plötzlichem Erschrecken am Aermel faßte: „Wo wölt Se denn egentlich hen? Se hent doch nix hatt? Mit min Swester? Mit Gesch? Se wölt doch nich utknipen? Nah Amerika utknipen un min Swester sitten laten?" Ihre Stimme wurde immer lauter und kläglicher, ihre Augen immer glänzender und forschender.

„Nee, nee, nee!" sagte er, heftig den Kopf schüttelnd, aber er war ungeübt im Lügen; auf seinen mageren Backen brannte es roth. „Ick hew Geschäften, ick mut wider mit de Isenbahn."

„So — phi —! kummst Du noch nich mit dat Swatt — brot?" schrie es über die Straße.

Die Frau horchte auf; — „Min Mann lurt all op mi, he steiht vor Dör, — kieken Se, dor gans ünnen, — wi hewt ok 'n lütten Goren un 'n Kaninchenstall, — min Guschen het allns t'recht makt, — wenn Se blot 'n Ogenblick mit rinkamen wullen, — min tweete Jung is nu dree worden, dree Johr — Ludje, weeten Se."

„Adjüs," sagte der Flüchtling fast heftig und wollte ihr den Rücken drehen.

„O, ick gah densülbigen Weg," erwiderte sie beleidigt, aber ohne abzulassen, „hier geht's nach 'n Bahnhof. Wenn Sie wirklich nach 'n Bahnhof wollen?" Sie sah ihn mißtrauisch an, schlug aber plötzlich in einen herzlichen Ton um: „Hein, wenn Se mal wat mit Gesche hewt, — se is nich slecht, se is blot dumm un görig, — aber se holt wat von Di, min Jung, dat weet ick, denn worum harr se Di nahmen? Vun wegen Din Hübschheit doch woll nich" — sie guckte sehr offenherzig an ihm auf und nieder, — „wegen Geld ok nich, denn Du hest ja nix, — wegen Din Geschäft — na, min hett 'n beter Geschäft, as Schoster! Da hew ick em doch to Hus un ünner min Opsicht, un dat is god for 'n Mann, he mut ünner Opsicht sin! Jede Mann!" — Sie klopfte ihm auf die Schulter: „Gah to Hus un verdreeg Di mit Gesch, un kumm mal op 'n Sünndagnahmiddag, wir sind immer zu Haus, denn sollst auch mein Deern sehn, was mein Kleinste is."

Sie war endlich fort, — Klesecker hatte darauf bestanden, in eine Querstraße einzubiegen. Aber er wagte nicht, sich umzusehen, aus Furcht, sie käme zurück. Ein stechender zehrender Schmerz, den er im ganzen Körper fühlte, obwohl er

keinen festen Sitz hatte, gesellte sich zu der Angst vor Verfolgung. Die unheimliche schmutzige Bürde, die er trug, ward schwerer mit jedem Schritte.

„Weg! weg! wo mi Keiner kennt,“ dachte er wieder; aber dann sah er Gesa, die den Weg zu ihm suchte, und seine Füße bogen sich, umzukehren und ihr entgegenzugehen.

Nun stand er doch am Bahnhof, löste ein Billet vierter Classe nach Cuxhaven und aß in der kalten fensterklirrenden Halle sein trockenes Brot; dann war es Zeit zum Einsteigen. In der stummen Gesellschaft von drei rauchenden Bauern, und in der lauten Gesellschaft des immer höher steigenden Sturmes, und der immer näher heranbrüllenden See vergingen die Stunden wie ein dumpfer Traum. Es war drei Uhr, als der Schaffner: „Cuxhaven, Alles aussteigen“, in die Wagen hineinrief. Der Zug hielt am Hafen, und der Wind war so stark, daß er das bloße Verlassen der Wagen zu einer Kraftanstrengung für die Reisenden machte. Ueber Nacht war es noch ärger gewesen, — Ziegelscherben und zerbrochene Aeste lagen auf dem Pflaster, und Sand und Seegras war an den Treppen und in den Winkeln zusammengewirbelt und aufgehäuft worden, um jeden Augenblick von Neuem zerwühlt und in die Luft gestreut zu werden. Der Schornstein einer großen Fabrik war gegen Morgen heruntergestürzt und hatte fertige und halbfertige Kähne der anstoßenden Werft zerschlagen. Die Straße dort war gesperrt, und große Theile des Schlots lagen noch am Boden, während andere weggeräumt wurden. Klefecker sah zum ersten Male den öden Strand, den die wilde Nordsee bespült. Der Hafen erschien ihm klein gegen den von Hamburg, aber in den weißgeflügelten Segelschiffen zuckte der Sturm ganz anders und schien sie mit selbständigem Leben zu erfüllen, als wollten sie mit ihm in die Weite flattern. Und nun erst links hinaus, am Fuß des vogelumkreischten, knarrenden, bebenden Leuchtthurms! War denn das Wasser? diese schwarzen undurchsichtigen Berge und Thäler, die aufstiegen, als wollten sie das Land verschlucken und den Himmel einstoßen? Und nun ward ein Thal, wo eben ein Berg war, und nun ward das Thal wieder zum Berge. Es war schwer, darauf hinzusehen und das Gleichgewicht zu behalten; es war schwer, sich zu erinnern, daß der Boden fest stand. Hinter Vorsprüngen der Mauern und in den Thüren standen die Leute aus der Stadt und klammerten sich fest mit einer Hand, um mit schwindelnden Augen durch das Glas hinauszusehen. Alle Stimmen waren verschlungen von der einen übergewaltigen; alle Blicke hatten ein Ziel, alle Seelen ein Interesse; auf allen Gesichtern lag die Nähe eines furchtbar lebendigen Ungeheuers, das nach Fraß brüllt. — Noch schwärzer als die dunklen Wellen stand das Bollwerk der „Alten Liebe“ da, wie das rostige Geripp eines Walfisches. Der Himmel wechselte wie das Meer; bald war er lichter, bald dunkler und voll jenes trüben gelben Rauches, den der nordische Poseidon aus seiner Pfeife qualmt. Manchmal zerriß ein Kanonenschlag die Sturmorgelklänge, oder das Nebelhorn heulte seine ängstliche Warnung über die Wellen.

Der Flüchtling mußte sich an den Hausmauern zurückfühlen in die Straßen; Mädchen und Frauen gingen truppweise, um nicht über den Haufen geblasen zu werden, und warfen furchtsame Blicke nach den Dächern. Als ihn der Sturm mit einem Matrosen zufällig in eine Ecke zusammentrieb, faßte er sich ein Herz

zu der Frage, ob heut ein Schiff auslaufe. Ja, aber nur eins, ein Kohlenschiff nach Hull; der Kapitän sei grade in die Wirthschaft dort gegangen, den solle er nur fragen. Klefecker's Gemüth flog auf wie ein Vogel. Er trat in das bezeichnete Speisehaus, das in diesem Augenblicke nur einen einzigen Gast beherbergte. Der Kapitän, ein untersetzter fremd aussehender Mann, saß vor einer dampfenden Kohlschüssel und schob von Zeit zu Zeit seinen mächtigen schwarzen Bart bei Seite, damit er ihm nicht den Teller abfege. Klefecker fühlte plötzlich Hunger, bestellte sich etwas Warmes und brachte dann sein Anliegen vor.

Ja, der Kapitän konnte einen Passagier aufnehmen, zwei nicht so gut, aber es würde vielleicht auch gehen. Er hatte schon gestern Nacht fort wollen, war aber des Wetters wegen immer noch hier; nun mußte man heute Abend sehen ..... eine feste Zeit konnte nicht ausgemacht werden, wenn es so beiblieb.

Das war wenig für Einen, unter dem der Boden brennt.

Die Wirthin brachte ihm seinen Kohl mit Hammelfleisch, wie er's bestellt hatte. Es roch appetitlich, aber die Speisen würgten ihn. Der Kapitän stand auf und schob ihm beim Hinausgehen die Zeitungen zu. Gleich der erste Blick fiel auf eine großgedruckte Anzeige, die eine halbe Seite einnahm:

„Zweitausend Mark Belohnung Demjenigen, welcher mir über den Verbleib meines, seit dem 28. Februar d. J. verschwundenen Neffen, des Maschinisten Leopold Jäck, irgend welche zuverlässige Nachricht mitzutheilen hat.

Kaspar Vogel, Rentier.
Pirna in Sachsen."

Es flimmerte und flammte ihm vor den Augen; sein Gesicht wurde kalt. Da hörte er auf einmal hinter sich eine laute Stimme dieselbe Anzeige herunterlesen. Hätte er nur den Kopf nicht gedreht. Aber es war, als reiße ihm Einer das Gesicht herum, und seine Augen trafen in die des Hafenofficianten, der das Blatt in der Hand hielt und eben der Wirthin die Bekanntmachung vorgelesen hatte. Er schlug mit der flachen Hand auf die Zeitung: „Ja, der wird noch immer gesucht."

„Er hat woll die Kasse mitgenommen, daß sie so achter ihm her sünd," sagte die Wirthin schläfrig.

„Nee, dat is nich wohr," rief eine hastige heisere Stimme, die jäh abbrach. Wer hatte ihn gefragt? Glühend roth beugte sich Klefecker auf sein kaltgewordenes Essen; er rührte darin und konnte doch nichts schlucken; der Officiant war horchend näher getreten.

„So, Sie kennen ihn persönlich?" fragte er obenhin, aber mit den Augen schien er viel mehr zu sagen.

„Wen?"

„Den Verschwundenen, den Jäck?"

„Nee, den kenn ick nich;" der Ton war ziemlich gefaßt, aber die Stimme zitterte etwas.

Der Officiant nahm einen Stuhl ihm gegenüber und blickte ihm unverwandt ins Gesicht.

„Aber Sie behaupteten doch eben" —

„Ick hew blot seggt, wat ick lest hew," — es ging schon leichter von der Zunge.

„Sie wollen woll nach drüben?" warf der Polizist so hin.

„Ja, ick denk so."

„Von Hamburg ist da bessere Gelegenheit zu," fuhr der Frager fort und zog die dicken Handschuhe aus, um das Glas Grog bequemer anfassen zu können, das vor ihm dampfte. „Sie haben sich da einen großen Umweg gemacht." Der röthliche steife Schnurrbart zuckte unmerklich, so daß die kurzen Spitzen schräg standen. Die rothen Streifen über den Augen, Brauen waren nicht da, zogen sich spähend zusammen, sogar die großen Ohrmuscheln reckten sich etwas, um die Antwort zu hören.

Aber es kam keine. Der Flüchtling schwieg im Gefühl seiner gänzlichen Hilflosigkeit, er maß die Entfernung bis zur Thür wie ein gefangenes Wild und fühlte in die Tasche nach seinem Messer.

Der Officiant lehnte sich gemächlich zurück.

„Ihre Papiere sind jedenfalls in Ordnung? Wenn man auf solch' eine Reise geht —"

Klefecker ließ das Messer fahren und griff nach der Reisetasche; es war freilich Alles da; er hatte bei der Erbschaftssache genug Laufereien deshalb gethan. Nur sein Arbeitsbuch war in der Fabrik zurückgeblieben.

Der Andere sah diese Bereitwilligkeit mit einer Enttäuschung, die er kaum verbarg.

„Lassen Sie nur; wir haben ja noch Zeit bis zur Abfahrt; Kapitän Hammer kommt heut' noch nicht hinaus," sagte er abwinkend; „na und Sie haben wohl auch keine Eile?" Das erwartete Zusammenschrecken war nicht ausgeblieben. Der Officiant sah fast dankbar aus. „Am Ende haben Sie doch Eile, hier fortzukommen?" sagte er wohlwollend.

Klefecker sprang auf, nahm seine Sachen zusammen und ging an den Schenktisch, um zu bezahlen. Er hätte sich mit dem Messer auf den Polizisten stürzen müssen, wäre er noch eine Minute länger hier geblieben. Und sollte denn Alles entdeckt, sollte er denn gefangen sein, nur nicht von dem, nur von dem nicht, brannte es in ihm.

Auch der Quäler war aufgestanden.

„Wenn Sie schon gehn, möchte ich allerdings um Ihre Papiere bitten," sagte er, lächelnd über seine eigene Höflichkeit.

Da wurde heftig die Thür aufgerissen. Ein halbwüchsiger Bursche stürmte herein. „Mutter, 'n Boot draußen vor der Alten Liebe; es kann alle Augenblick in Stücke gehn!"

Er ließ die Thür hinter sich offen und rannte hinaus, — der Officiant warf einen kurzen sicheren Blick auf Klefecker, dann lief auch er fort; — Klefecker folgte; die Wirthin riß eine Wachstuchdecke von einem Tische, wickelte sich hinein und watschelte den Männern nach. Die Leute liefen alle nach einer Richtung, dem Leuchtthurm zu. Die Lampen brannten schon, aber ihr stilles rothes Licht schwamm nur in zersprengten ohnmächtigen Funken auf den rollenden Bergen

und Thälern. Der Sturm hatte etwas nachgelassen, so daß man zur Noth stehen konnte, doch war das Meer noch immer so laut, daß man einander nicht hörte.

Sie standen in Reihen und Gruppen, hoben die Arme auf und suchten einander zuzuschreien, ohne Erfolg; aber die verstörten Gesichter der alten Männer, die angstvollen Mienen der Frauen, und die Kinder, die weinten und schrien über den Tumult, den sie nicht begriffen, sprachen verständlich genug.

Klesecker drängte sich in einen dichten Haufen; Kapitän Hammer stand auch darin. Er reichte ihm das Glas und führte seine Hand nach der Richtung.

Ja, da sah er es, gar nicht fern; wie ein weißes Papierblatt, bald hinauf-, bald herabgeschleudert, tanzte das Boot, die Segel hoch, auf das alte Bollwerk los, — was hatte es nur dort verloren? Warum waren die Segel nicht eingezogen?

„Dat mut Jan Stubbe sin," hörte er Einen dem Andern ins Ohr schreien.

„Ja, dat is he!"

„Wenn dat man god geiht!"

„Dat geiht min Dag nich god."

Ein lauter Schrei gellte vom Strande auf. Die wild am Bord hin- und herspringende Gestalt hatte nun endlich das Segel halb gerefft, da entriß es der Sturm den erschlafften oder unkundigen Händen, griff in die losgebundene Leinwand und drehte das Boot in rasendem Wirbel um sich selbst.

„He is wedder duhn!" rief es.

„He is dat nich, dat is blot sin Jung; Jan is ja 'n grooten schieren Kerl, is Jan."

„Ick segg Di, he is vull."

„Und ick segg Di, Jan Stubbe is gor nich an Bord, segg ick Di."

Ein neuer Schrei unterbrach den Streit; die Segelstange war zersplittert; das Segel hing halb im Wasser; das Drehen des Bootes hörte auf; es neigte sich auf die Seite.

Ein Mann neben Klesecker rief:

„Wie möt em rinhalen, Jungens; wer will mit?"

„He is duhn!" rief es dagegen.

„'t is ja blot de Jung!" schrie ein Dritter.

Der alte Fischer, der zuerst gerufen hatte, begann wieder: „Un wenn 't ok Jan Stubbe sülwst is, sall de Mann vor unse Ogen versupen?"

Das trockne braune Gesicht des Sprechers blickte ernsthaft und vertrauensvoll von Einem zum Andern.

„Sünd Ji nich ok all mal duhn west? Wer kann hier seggen: ick nich?" — Die hellen muthigen Augen trafen Klesecker, die dringliche mahnende Stimme fuhr ihm durchs Herz. Da war es ihm, als höbe sich der furchtbare Sack von seiner Schulter. Es ging wie ein Zurechtrücken durch seinen Körper. Er warf die Tasche, die er noch immer trug, dem Nächststehenden zu.

„Ick!" schrie er überlaut. Weiter nichts, aber sie verstanden es Alle. Im Handumdrehn waren sie vollzählig, vier Mann, lauter Fischer, wie der erste, starke Männer mit gefaßten Gesichtern. Wie er als fünfter mit ihnen die Landungsbrücke entlang lief, ins Boot sprang, sein Ruder ergriff und mit ganzer

Armkraft in das Wasser stieß, das zäh' wie Blei sich ihm entgegenstemmte, ging ein Schein über sein Gesicht, als lebe er von Neuem auf.

„Man irrt sich doch manchmal," sagte der Hafenofficiant zu der Wirthin, „ich hatte gedacht — — und nun sehn Sie, wie der Kerl zieht."

Es war ein saures Stück Arbeit, dies Kämpfen gegen Strom und Sturm in dem schwachen Boot. Mit schmerzenden Armen und triefenden Gesichtern, wortlos, die Augen hinausgerichtet, dem bedrängten, jetzt vor ihnen verdeckten Fischerboote zu, pflügten sich die Ruderer vorwärts. Die genaue Kenntniß des Wassers leitete sie. Und mitten in diesem Kampf, in dieser Anspannung aller Kräfte erblickte der Flüchtende plötzlich wie in einem Rahmen eine Gestalt, die auf ihn zugeschritten kam. Fern war sie, ganz fern; dennoch erkannte er das blonde Haar und die kleinen Schritte und sah ihre Röcke flattern im Sturm. Sie ging langsam, immer langsamer, einen öden Weg. Ihre thränenrothen Augen hefteten sich in seine, nicht vorwurfsvoll, aber so hilflos, so verzweifelt. Er konnte den Blick nicht ertragen, er hob das Ruder zur Abwehr. Die Gestalt zerrann, als ein Schrei, messerscharf, den Lärm des Sturmes durchschnitt. Das Boot war erreicht; sie waren zur Stelle. Es füllte sich zusehends mit Wasser, an der zweiten Segelstange hing der halbtodte Junge und schrie. Keine Möglichkeit, ihn dort weg zu bringen, durch Zeichen oder Zurufe; er mußte geholt werden. Sie brachten ihre Jolle endlich Seite an Seite mit dem andern Boot. Der alte Fischer stieg hinüber, riß die verkrampften Hände los und hielt den Knaben an sich. Klesecker ließ den Bord des andern Schiffes fahren, an dem er sich aufgerichtet hatte und stand mit gespreizten Beinen, ohne Wank, wie wüthend ihm auch das zerrissene Segel ins Gesicht peitschte, bis er den Geretteten aufgefangen und auf den Boden niedergelegt hatte. Einer der Fischer mit einem großen Schiffsmesser wollte über ihn hinwegsteigen, — Klesecker verstand seine Absicht, nahm ihm das Messer aus der Hand und bedeutete, daß er selbst hinüberklettern und die zweite Segelstange kappen wolle; das Fahrzeug war dann vielleicht noch zu retten. Auch der Alte war noch droben. Mit aller Wucht stieß Klesecker das Messer ein und sprang dann rückwärts. Aber die stürzende Stange mit der herumfahrenden Leinwand hatte ihn dennoch erreicht. Sie riß ihn über Bord und weit hinaus. Der Alte warf ihm auf der Stelle ein Seil nach. Er tauchte in einiger Entfernung wieder auf, die Hände um den Segelschaft gefaltet; das Tau glitt darüber hin und her; er griff nicht danach. Sie riefen und schrien. Er löste die eine Hand und zeigte auf sein blutüberströmtes, aber fast fröhliches Gesicht. Dann ließ er auch die andere Hand los und versank in die Tiefe, die ihm die grause Last von den Schultern gewaschen hatte.

Die Gastfreundschaft im Alterthum.

Von
Rudolf von Ihering.

Unter allen Verhältnissen des Lebens gibt es kein einziges, welches im Laufe der Zeiten bei unveränderter Fortdauer seiner äußeren Gestaltung innerlich einen solchen Wandel erfahren hat, als die Gastfreundschaft, worunter ich diejenige Art der Gastlichkeit oder häuslichen Geselligkeit verstehe, welche in der vorübergehenden Aufnahme eines Auswärtigen als Gast des Hauses (Beherbergung) besteht. Von besonderen Anläßen abgesehen, wird diese Aufnahme, die dem Aufgenommenen das Innere des Hauses erschließt und ihn zeitweilig zu einem Gliede der Familie macht, nur dem näheren Bekannten oder Freunde zu Theil, wie dies der Name Gastfreundschaft, der uns den Gast als Freund charakterisirt, ausdrückt.

Mit demselben Namen pflegen wir heutzutage auch ein Verhältniß zu bezeichnen, welches den ersten Anfängen der menschlichen Cultur angehört, und das den Gegenstand der folgenden Darstellung bilden soll. In Bezug auf das rein Aeußerliche der Aufnahme eines Auswärtigen stimmen die alte und die heutige Gastfreundschaft völlig überein. Aber im Uebrigen gehen sie gänzlich auseinander. Zunächst in Bezug auf die Person des Aufgenommenen; bei der einen ist es der Freund, bei der anderen der gänzlich Unbekannte, der Fremde, in der Sprache der alten Zeit, welche die Begriffe fremd und Feind identificirte, kann man sagen: der Feind. Sodann in Bezug auf ihre sociale Bedeutung. Für unsere heutige Zeit ist das Verhältniß ohne alle erhebliche Bedeutung, es könnte fehlen, ohne daß unser Leben irgend welche fühlbare Einbuße erlitte, das Wirthshaus würde die Lücke vollständig ausfüllen, seine Wirkungen erstrecken sich über die Personen, welche dadurch vorübergehend in eine innigere Berührung zu einander treten, nicht hinaus, es bewegt sich ausschließlich auf dem Boden der Geselligkeit, ohne irgend welchen anderen Interessen dienstbar zu sein, es behauptet keinen gesellschaftlichen Werth im höheren Sinne des Wortes, sondern nur einen geselligen. Völlig umgekehrt die Gastfreundschaft der alten Zeit. Sie war eine gesellschaftliche Institution ersten Ranges, an ihr hing ein

Digitized by Google

ganzes, äußerst werthvolles Stück Leben: der Verkehr des Inlandes mit dem Auslande, der Handel, die Cultur. Diese eminente culturelle Bedeutung ist auch der Zeit selber, der sie angehörte, keineswegs entgangen, bei Homer z. B. gilt die Uebung der Gastfreundschaft als Kennzeichen der Gesittung, die Versagung derselben als Kennzeichen der Barbarei eines Volkes. Das Aufkommen der Gastfreundschaft ist eine der wichtigsten Thatsachen, welche die Culturgeschichte bei allen Völkern zu verzeichnen hat, erst mit ihr beginnt für sie das Culturleben, d. i. das Leben in der Gemeinschaft.

Mit dieser Verschiedenheit der rein geselligen Bedeutung der heutigen und der eminent culturellen der alten Gastfreundschaft hängt der dritte Grundzug zusammen, der beide in den schärfsten Gegensatz zu einander stellt, und der sich uns bei der Vergleichung beider zuerst aufdrängt. Unsere heutige Auffassung stellt die Uebung derselben ganz dem freien Belieben anheim. Niemanden trifft ein Tadel, der sich ihr entzieht, unserm Moralcodex ist der Name Gastfreundschaft gänzlich fremd. Im Alterthum bildete sie den Gegenstand einer durch Sitte und Religion aufs strengste eingeschärften Verpflichtung. Mit dem hilfesbedürftigen Einheimischen mochte man es halten, wie man wollte, den Bettler von der Thür weisen, den Armen verhungern lassen, den zahlungsunfähigen Schuldner in Stücke schneiden, die Volksansicht nahm daran keinen Anstoß. Aber den Fremden sollte man aufnehmen und Sorge dafür tragen, daß ihm kein Haar gekrümmt werde, und wer sich gegen ihn verging, war Göttern wie Menschen ein Greuel. Das Befremdende dieser völlig gegensätzlichen Behandlung, die man dem Einheimischen und dem Fremden angedeihen ließ, steigert sich noch, wenn man in Erwägung zieht, daß der Fremde Feind, d. i. rechtlos war, dem Rechte nach auf einer Linie stand mit dem Wilde, das man erlegen konnte. Welch' ein Widerspruch zwischen Recht und Sitte! Derselbe Mann, dem das Recht Alles versagt, soll der Sitte zufolge mit ausgesuchtester Rücksicht behandelt werden, der Feind soll Freund sein! Wie konnten zwei so widersprechende Vorstellungen in der Seele desselben Volkes Platz finden? Die alte Gastfreundschaft scheint eine ethische Sphinx zu sein.

Wir werden finden, daß sich das Räthsel, das sie uns stellt, sehr einfach löst, die Lösung ist gegeben mit derselben Thatsache, die uns dasselbe aufgibt: der Rechtlosigkeit der Fremden. Sache der späteren Darstellung soll es sein, den Nachweis zu erbringen, daß die Rechtlosigkeit der Fremden mit dem Fortschritt der Cultur kraft unabweisbarer Nothwendigkeit die Gastfreundschaft postulirte. In diesem praktischen Gesichtspunkt liegt das Verständniß des ganzen Instituts beschlossen, nicht in dem ethischen, den man fälschlich dafür herangezogen hat, indem man in der Gastfreundschaft die erste Regung des Menschlichkeitsgefühls hat erblicken wollen. Die Erkenntniß ihres praktischen Werths, nicht das sittliche Gefühl hat die Gastfreundschaft ins Leben gerufen; letzteres hat sich ihrer wie so vieler Institutionen erst bemächtigt, nachdem der Zweck das Seinige gethan, das fertige Haus bezogen, das dieser erbaut hatte.

Die bisherige Darstellung wird die obige Behauptung gerechtfertigt haben, daß die heutige und die alte Gastfreundschaft außer dem rein Aeußerlichen, der Aufnahme

eines Fremden in das eigene Haus, nichts mit einander gemein haben. Erstere ist für die Kenntniß der Zustände unseres heutigen Lebens, unseres Culturgrades und unserer sittlichen Anschauungen gänzlich bedeutungslos, ein künftiger Historiker würde ihr nach allen drei Richtungen nicht den mindesten Aufschluß entnehmen können. Diese dagegen ist ebenso bedeutungsvoll wie jene bedeutungslos, sie enthält die Signatur einer ganzen Culturperiode der Menschheit, einen Knotenpunkt, in dem Recht, Sitte, Religion, Handel, Cultur, die alle mit der heutigen Gastfreundschaft nichts zu schaffen haben, sich begegnen, eine Fundgrube für die Zustände und Anschauungen der Urzeit. Weder der Rechtshistoriker noch der Culturhistoriker kann sie umgehen, jener nicht, weil er die Möglichkeit der praktischen Durchführung des Grundsatzes der Rechtlosigkeit des Fremden ohne sie gar nicht begreiflich machen kann — das Verständniß des Rechts bedingt die Kenntniß der Gastfreundschaft, das Verständniß der letzteren die des Rechts — dieser nicht, weil er in der Gastfreundschaft die Vermittlerin des internationalen Handels und damit die Trägerin und Vermittlerin der Cultur zu erblicken hat. Geleitet von dieser Erkenntniß, wird er mit mir die Frage nicht ablehnen können, ob nicht die im Dienste des Handels stehende Institution der Gastfreundschaft im Alterthum auch da zuerst das Licht der Welt erblickt haben mag, wo sie durch das Interesse des Handels mit unabweisbarer Nothwendigkeit geboten war, d. i. bei dem Handelsvolk der Phönizier, und daran würde sich dann die fernere Frage reihen, ob die übrigen Völker des Alterthums, insbesondere die Griechen und Römer, sie nicht von ihnen übernommen haben. Ich hoffe, Beides unten mit einer an Gewißheit grenzenden Wahrscheinlichkeit darthun zu können, und ich betrachte dies als eins der werthvollsten Ergebnisse meiner Untersuchung.

Auch der Ethik, wenn sie sonst, wie sie es soll, es als ihre Aufgabe anerkennt, die geschichtliche Entwicklung der sittlichen Ideen ins Auge zu fassen, bietet die alte Gastfreundschaft nicht mindere Anregungen zum fruchtbaren Eindringen, als der Rechts- und Culturgeschichte; ich hoffe den Leser davon durch die folgende Darstellung zu überzeugen.

So ist es also ein außerordentlich weit greifendes wissenschaftliches Interesse, das sich an die Behandlung der alten Gastfreundschaft knüpft, und ich kann die Bemerkung nicht unterdrücken, daß ich im ganzen Umkreise der sittlichen Welt kein einziges Institut getroffen habe, das auf den ersten Blick so wenig verspricht, und in Wirklichkeit so viel bietet und mich durch die Fülle der Beziehungen und Anregungen, die es in sich schließt, in dem Maße überrascht und gefesselt hat, wie dieses.

I. Die Rechtlosigkeit in der Urzeit.

Die Rechte aller heutigen Culturvölker machen in Bezug auf den Rechtsschutz keinen Unterschied zwischen Einheimischen und Fremden, die Staatsangehörigkeit ist nur von Einfluß für die politische Rechtsstellung, im Uebrigen ohne alle Bedeutung, das Gesetz streckt seine schirmende Hand gleichmäßig über den Ausländer und über den Inländer aus, wie es auch von beiden denselben Gehorsam verlangt, beide werden von dem Richter, sowohl dem Strafrichter als dem Civil-

richter, in völlig gleicher Weise behandelt, die Formen des Verfahrens und die Rechtsgrundsätze, die er gegen und für sie zur Anwendung bringt, sind ganz dieselben, unsere heutigen Rechte kennen keine Fremdengerichte und kein besonderes Fremdenrecht mehr, wie einst die Römer: Gleichheit vor dem Gesetz, wie in Bezug auf die Einheimischen, so auch in Bezug auf den Auswärtigen ist der Grundzug aller modernen Rechte. Der juristische Ausdruck dafür ist der Satz, daß der Mensch als solcher Rechtssubject ist.

Von unserm heutigen Standpunkt aus erscheint uns derselbe so selbstverständlich, daß wir kaum verstehen, wie es Zeiten hat geben können, und zwar nicht bloß der Barbarei, sondern hoher Cultur, wo er keine Geltung hatte. Nach unserer Auffassung ist derselbe mit der Idee des Rechts selber gesetzt, die Vernunft, das natürliche Rechtsgefühl lehrt ihn, und für Denjenigen, der des Glaubens lebt, daß die Vernunft von jeher im Menschen dieselbe Sprache geführt habe, muß es völlig unerklärlich sein, wie die Menschheit ihre Stimme Jahrtausende lang hat überhören können. War sie taub, oder wollte sie ihr kein Gehör geben? Hätte die Vernunft in Wirklichkeit immer dieselbe Sprache geführt, wir würden dieser Alternative nicht ausweichen können. Aber sie hat es nicht gethan, und nicht etwa darum, weil sie noch nicht die Fähigkeit erlangt hatte, das Richtige zu erkennen, sondern weil das Richtige selber damals ein anderes war. Dies Richtige hat sie für ihre Zeit eben so vollkommen erkannt und verwirklicht, wie wir für die unsrige. Die Wahrheit ist etwas Absolutes, ein und derselbe Satz kann nicht zu dieser Zeit wahr, zu jener unwahr sein, die Wahrheit ist stets eine und dieselbe. Das Richtige dagegen ist etwas Relatives, das zu dieser Zeit Richtige, das zu jener Zeit Unrichtige, es wechselt mit den Verhältnissen, die es bedingen. In praktischen Dingen, d. h. im Handeln und somit auch im Rechte, kommt es darauf an, das Richtige zu treffen, die Wahrheit hat dafür keine Geltung, denn sie gilt nur für das Erkennen, und es gibt keinen verhängnißvolleren Irrthum[1]), als den Maßstab der Wahrheit auf das Recht zu übertragen, es heißt, dasselbe zum ewigen Irren zu verdammen, jede folgende Zeit würde, indem sie das bisherige Recht ändert, die vorangehende des Irrthums zeihen, um ihrerseits bald wiederum dasselbe Loos gewärtigen zu können — eine ewige Jagd nach der Wahrheit, deren man sich nie zu bemächtigen vermöchte. Welche Trostlosigkeit der Auffassung der Geschichte des Rechts, zu der uns diese Ansicht verdammt, der vollendete ethische Pessimismus! Die Versöhnung mit der Geschichte des Rechts ist gegeben mit der Erkenntniß, daß das Recht nicht das Wahre, sondern das Richtige zu verwirklichen hat. Damit ist der absolute Maßstab bei der Beurtheilung desselben zurückgewiesen und der relative an die Stelle desselben gesetzt. Er ist gleichbedeutend mit der Erkenntniß des Werdens des Rechts. Die Wahrheit wird nicht, sie wird nur erkannt, aber das Recht wird, d. h. seine Verwirklichung setzt, wie jedes Werden, verschiedene Stufen der Entwicklung voraus, von denen die vorhergehende ebenso berechtigt ist wie die folgende, weil jede die Bedingung der späteren enthält. Ihr vom Standpunkte der letzteren

[1]) Ich habe mich darüber des Weiteren ausgesprochen in meinem „Zweck im Recht“ Bd. 1, 2. Aufl., S. 437.

aus den Vorwurf der Unvollkommenheit zu machen, ist um nichts besser, als wenn die Frucht die Blüthe, die Blüthe den Keim, der Keim das Samenkorn unvollkommen nennen wollte, sie alle sind in gleicher Weise vollkommen, jede für diejenige Entwicklungsphase, die sie repräsentirt. Und dieser relativen Berechtigung des Niederen, sagen wir: der objectiven Vernünftigkeit, entspricht auch die subjective Auffassung der Zeit, der es angehört; ihr erscheint es ebenso selbstverständlich, natürlich, vernünftig, wie der späteren das Höhere, Vollkommnere. Und wie hätte es sonst Bestand gewinnen können, wenn es der Zeit nicht in diesem Lichte erschienen wäre? Die subjective Vernunft steht in der Entwicklung des Rechts stets auf derselben Höhe mit der objectiven, d. h. mit Demjenigen, was durch die Bedingungen dieser bestimmten Entwicklungsstufe und ihre Bedeutung für die Gesammtentwicklung geboten ist. Der Urzeit ist die Rechtlosigkeit des Fremden ebenso natürlich und selbstverständlich erschienen, wie der heutigen die Rechtsfähigkeit des Menschen als solchen, und die Zumuthung, ihre Handlungsweise mit der unsrigen zu vertauschen, würde sie als eine ebenso unsinnige zurückgewiesen haben, als wir die entgegengesetzte. Und mit vollem Recht. Denn für ihre Verhältnisse paßte dieselbe ebenso wenig, wie die ihrige für unsere heutigen, und hätte, wie die nativistische Theorie des Sittlichen es annimmt, die Natur selber dem Menschen die ewigen Wahrheiten des Rechts und der Moral ins Herz gesenkt, der erste Gebrauch, den er davon hätte machen müssen, würde darin bestanden haben, daß er sie als unausführbar zurückgewiesen hätte. Für die Urzeit war die Rechtlosigkeit das Richtige, und weil es das Richtige war, erschien es ihr auch als das Natürliche. Es gibt kaum ein anderes Verhältniß, welches für die hier entwickelte Auffassung von der relativen Berechtigung des Unvollkommenen, wie wir es vom Standpunkt des erreichten Vollkommenen immerhin nennen mögen, so lehrreich ist, wie dieses. Die Lehre, die wir ihm zu entnehmen haben, besteht in der Erkenntniß, daß auch die angeblich höchsten Wahrheiten auf dem Gebiete des Sittlichen demselben Gesetz der Relativität, d. i. der zeitlichen Bedingtheit des Richtigen, unterliegen, wie die sog. positiven Bestimmungen des Rechts. Hinsichtlich der letzteren hat man dies nie verkannt. Aber schon die griechischen Philosophen haben, indem sie für sie diese Relativität anerkannten, sie für jene in Abrede gestellt. Das Positive im Recht (*θέσει δίκαιον*), lehren sie, ist wandelbar mit den Verhältnissen, die es bedingten, aber ihm steht gegenüber ein ewig Wahres, Unwandelbares, das dem Menschen durch die Natur selber gelehrt worden ist, das daher von jeher war und ewig sein wird (*φύσει δίκαιον*). Die folgende Darstellung soll an einem Satz, den wir heutzutage zu diesen ewig unwandelbaren Wahrheiten zählen, und der, nachdem er einmal seine Geltung in der Welt erstritten hat, sie auch nimmer wieder einbüßen wird, nicht weil er wahr, sondern für die heutige Culturstufe der Menschheit der richtige ist, den Nachweis erbringen nicht bloß, daß er geworden ist, was man auf die Schwäche der menschlichen Erkenntniß schieben könnte, sondern daß er werden mußte, daß er mit den Bedingungen und Postulaten der Entwicklungsstufe des Rechts, der er fehlte, unverträglich war.

Die Urzeit der Völker hat überall mit der Rechtlosigkeit des Fremden begonnen, und dieser Satz hat sich, wenn auch durch Einrichtungen aller Art praktisch unschädlich gemacht, als abstractes Dogma des Rechts bei manchen Völkern noch bis in die Zeiten der höchsten Cultur hinein behauptet, so z. B. bei den Römern, wo ihn noch im zweiten Jahrhundert der Kaiserzeit ein Jurist als geltendes Recht vorträgt[1]). Ausländer, sagt er, die einem Volk angehören, mit dem wir keinen Vertrag abgeschlossen haben, der demselben den Schutz unserer Gesetze zusichert, sind rechtlos, Jeder darf sich ihrer oder ihrer Habe bemächtigen; der Fremde steht rechtlich auf einer Stufe mit dem Wilde des Feldes und wird daher die Beute dessen, der ihn fängt. Die Rechtlosigkeit des Fremden ein Grundsatz des Rechts? Welch' innerer Widerspruch! Es ist die nackte, rohe Gewalt, welche ihn proclamirt, nicht das Recht, denn die Herrschaft des Rechts bethätigt sich ja eben darin, daß die Rechtlosigkeit ein Ende nehme. Der Einwand wäre richtig, wenn das Recht von allem Anfang an in seiner heutigen ausgewachsenen Gestalt auf Erden hätte erscheinen können; aber so wenig, wie die Bäume ausgewachsen zur Welt kommen, ebenso wenig das Recht, auch das Recht muß erst wachsen, wie der Baum. Dieses Wachsthum des Rechts bekundet sich in doppelter Beziehung: in intensiver an seiner inneren Durchbildung und der Vervollkommnung seines Verwirklichungsapparates, in extensiver Beziehung daran, daß es seine schirmende Hand immer weiter erstreckt, in seiner heutigen Gestalt über die ganze Menschheit. In der Urzeit schirmte es nur die Angehörigen desselben Gemeinwesens. Es ist dies der Grundzug der Exclusivität des Rechts, der allen Rechten in der Periode ihrer Bildung gemein ist. Das Recht ist nur für die Genossen da, Recht und Gemeinwesen bedingen sich, wer nicht zu letzterem gehört, hat an ihm keinen Antheil. Die Zumuthung, auch ihn daran Theil nehmen zu lassen, würde ihnen in keinem anderen Licht erschienen sein, als uns die auf Theilung des Eigenthums gerichtete. Unser Recht, würden sie geantwortet haben, ganz so wie wir in Bezug auf das Eigenthum, ist unser Werk, das wir durch eigene Anstrengung zu Stande gebracht haben, und zu dem Du uns nicht geholfen, wir haben dafür rathen und thaten, streiten und bluten müssen und müssen es täglich, wie kannst Du verlangen, mit zu ernten, wo Du nicht mit gesäet hast?

Unter diesem Gesichtspunkt erfaßt, erscheint die Auffassung der Urzeit von der exclusiven Natur des Rechts psychologisch ebenso verständlich, wie uns die von der des Eigenthums, und die Urzeit wird von der Unanfechtbarkeit ihrer Auffassung nicht minder überzeugt gewesen sein, wie wir von der letzteren. Den Vorwurf: wie könnt Ihr dazu kommen, das Recht dem Fremden vorzuenthalten? würde sie mit dem anderen beantwortet haben: wie könnt Ihr dazu kommen, den Armen und Bedürftigen das Eigenthum vorzuenthalten? Was Euch die gesunde Vernunft und das natürliche Rechtsgefühl vom Eigenthum lehren, lehren beide uns vom Recht — die gesunde Vernunft und das natürliche Rechtsgefühl haben eben zu verschiedenen Zeiten eine verschiedene Sprache geführt.

Und war die Sprache, die sie in der Urzeit führten, eine verkehrte? Wie

---

[1]) l. 5 § 2 de capt. (49, 15).

konnte man praktisch dem Fremden denselben Rechtsschutz zugestehen wie dem Einheimischen? Es hätte geheißen, die gänzliche Verschiedenheit der Lage, in der man sich dem Einen und dem Anderen gegenüber befand, verkennen. Der Einheimische, der sich eine Rechtsverletzung hatte zu Schulden kommen lassen, blieb am Ort, gegen ihn hatte die Verfolgung des Rechts keine Schwierigkeit, aber der Fremde machte sich aus dem Staube und verschwand auf Nimmerwiedersehen. Wußte der Einheimische, der einen Fremden bei der Heerde betraf, was er im Schilde führte? sollte er abwarten, bis er ihn darüber ins Klare gesetzt hatte? Er kam ihm zuvor und erlegte ihn. Hätte der Fremde denselben Anspruch auf Rechtsschutz gehabt, wie der Einheimische, so hätte man darin einen Todtschlag finden und den Thäter strafen müssen, d. h. um den Fremden zu schützen, den Einheimischen schutzlos lassen müssen — eine Ungeheuerlichkeit, die sich von selbst ausschloß. Unser heutiges Recht hat es leicht, dem Fremden denselben Rechtsschutz zu gewähren wie dem Einheimischen, es kann dies, weil es uns gegen ihn ebenso schützt, wie ihn gegen uns, und zwar nicht bloß rechtlich, sondern auch thatsächlich; unsere heutigen Einrichtungen sind der Art, daß der Rechtsschutz gegen den Fremden dem des Fremden das Gleichgewicht hält, und darauf übt selbst der Umstand, ob er zur Zeit noch bei uns weilt oder nicht, keinen Einfluß aus. Das Eine aber bedingt das Andere, man kann den Fremden nicht schützen, wenn man selber gegen ihn schutzlos ist.

Damit glaube ich die Behandlungsweise, welche die Urzeit dem Fremden angedeihen ließ, praktisch gerechtfertigt zu haben. Die Rechtlosigkeit des Fremden vertrat die Stelle des Schutzes gegen den Auswärtigen, den in geordneten Verhältnissen der Staat gewährt. Aber, wohl gemerkt, sie diente nicht dem Schutz dieses Einzelnen gegen jenen Einzelnen — dies hätte ihn auf den Fall der Selbstvertheidigung und der Nothwehr, d. h. auf die Voraussetzung eines Angriffs beschränkt —, sondern dem der Einheimischen überhaupt gegen die Auswärtigen, kurz ausgedrückt, sie vermittelte nicht den concreten Schutz des Individuums, sondern den abstracten des Gemeinwesens. Der Fremde als solcher — das ist die Auffassung, welche der Rechtlosigkeit zu Grunde liegt — ist dem Gemeinwesen bedrohlich, er steht auf einer Linie mit dem wilden Thiere, dessen man sich zu erwehren hat. Jeder ist ermächtigt und berufen, ihn unschädlich zu machen, wer ihn erschlägt, erweist dem Gemeinwesen denselben Dienst, wie Derjenige, der die Gegend von wilden Thieren säubert. Dafür ist es völlig gleichgültig, ob dieser einzelne Fremde bereits seine feindselige Gesinnung an den Tag gelegt hat, den Fremden und das wilde Thier erschlägt man, nicht weil sie geschadet haben, sondern weil sie schaden können. Der Fremde ist ein Mann, zu dem man sich alles Schlechten versehen kann, er ist Feind, und gegen den Feind wehrt man sich seiner Haut. Der Sinn der Rechtlosigkeit des Fremden ist nicht der ungesunde chinesische Gedanke der Absperrung gegen das Ausland, sondern der vollkommen berechtigte des unbeschränkten Selbstschutzes. Die Rechtlosigkeit ist die völkerrechtliche Nothwehr.

Von dieser Auffassung, welche dem Rechte zu Grunde liegt, legt auch die Sprache Zeugniß ab. Das lateinische hostis identificirt den Fremdling mit dem Feind, erst in späterer Zeit kam für jenen peregrinus auf, während hostis die

engere Bedeutung des Feindes erhielt, eine sprachliche Thatsache, welche den Umschwung, der sich inzwischen mit den realen Verhältnissen und in Folge davon auch mit der Volksanschauung vollzogen hatte, in ein ebenso helles Licht setzt, wie jene Doppelbedeutung die realen Verhältnisse und die ihnen entsprechende Auffassung der Urzeit. Wenn die Ableitung des Wortes hostis (ghostis) von ghas = verletzen, schädigen, schlagen, richtig ist[1]), so ist das Bild, welches die Sprache bei dem hostis vor Augen hatte, der Schädigende, Plünderer, und damit ist zugleich der Grund angegeben, warum er als Feind gilt. Mit dieser Auffassung stimmt auch das griechische ξένος überein, das von der Wurzel σκα = schädigen abgeleitet wird[2]), das aber seine ursprüngliche Bedeutung eines Feindes schon in historischer Zeit gegen die des Fremden und selbst die des Gastfreundes eingetauscht hat.

Das also war die Auffassung der Urzeit: der Fremde ist Feind, mit ihm lebt man auf dem Kriegsfuß. Und wer möchte ihr nach dem Bisherigen noch die Berechtigung absprechen und darin bloß einen Rest der Rohheit und Unmenschlichkeit der Urzeit erblicken? Wenn man sich nicht selber preisgeben wollte, konnte man nicht anders. Haben die europäischen Ansiedler in Amerika es mit den Indianern anders gehalten? Sie haben die Indianer in derselben Weise behandelt, wie die Urzeit den Fremden, und wenn sie sich ihnen gegenüber behaupten wollten, konnten sie nicht anders, es war das einfache Gebot der Noth.

Ich glaube durch die bisherige Ausführung die Auffassung der Urzeit von der Exclusivität des Rechts oder, was dasselbe, von der Rechtlosigkeit der Fremden ebensowohl psychologisch wie praktisch gerechtfertigt zu haben. Dieselbe bietet aber noch eine andere Seite dar[3]), die weniger auf der Oberfläche liegt, und die doch von höchster Bedeutung ist. Sie erhebt uns auf jene Höhe der historischen Betrachtung, welche dasjenige, was die Völker und die Individuen um ihrer egoistischen und vorübergehenden Zwecke willen beschaffen, vom Standpunkte der Geschichte aus würdigt, deren Plan sie damit verwirklichen, ohne es zu wissen und zu wollen.

Alles geschichtliche Leben hat die Bildung und Aufrechterhaltung staatlicher Gemeinwesen zur Voraussetzung. Unter den Banden aber, welche den Einzelnen an das Gemeinwesen ketteten, gab es kein festeres, das selbst bei den rohesten Naturen, über die alle anderen keine Macht hatten, seine Wirkung nicht ver-

[1]) So A. Vaniček, Griechisch-lateinisch-etymologisches Wörterbuch. Leipzig 1877. Bd. I S. 258. Für diese Etymologie spricht hostia = Schlachtopfer, und hasta = Speer. Früher wollte man es von ghas = essen ableiten. Dem lateinischen hostis (ghostis) entspricht das altbulgarische gasti = Gast, das westindogermanische ghostis = Fremdling und das deutsche Gast, s. F. Kluge, Etymol. Wörterbuch der deutschen Sprache, 3. Aufl. Straßburg 1884. S. 98. Letzteres ist in seiner heutigen Bedeutung in das gerade Gegentheil seiner ursprünglichen umgeschlagen. Seine ursprüngliche war dieselbe wie die des lateinischen hostis: der Fremde = Feind, dann die des Fremden, den man als Gast aufnimmt, gleich dem griechischen ξένος, und endlich die des Gastes im heutigen Sinne, eines der interessantesten Beispiele des Bedeutungswechsels eines Wortes, das die Sprache darbietet, ein Stück Culturgeschichte im Rahmen eines Wortes.

[2]) Vaniček a. a. O. Bd. II S. 1059.

[3]) Ich habe auf dieselbe in meinem Geist des römischen Rechts, Bd. I S. 225, 4. Aufl., bereits aufmerksam gemacht bei Gelegenheit der Schilderung der Urzeit des römischen Rechts.

fehlte, als die Exclusivität des Rechts. Die staatliche Gemeinschaft war die Bedingung der rechtlichen, nur im Kreise seiner Genossen fand Jeder den Schutz des Rechts, Sicherheit, Frieden, wer sich von ihnen losriß, beschwor das Loos des rechtlosen Mannes in der Fremde über sich herauf, den Jeder wie ein Wild jagen konnte. Nur in der Heimath athmete er die Lebensluft des Rechts, sie endete mit dem schmalen Stück Erde, in dem sie erzeugt war, jenseits desselben empfing ihn der luftleere Raum der Rechtlosigkeit. Die Staatswesen der Urzeit lassen sich als die Oasen des Rechts in der weiten, sie von allen Seiten umgebenden Wüste der Rechtlosigkeit bezeichnen. Eben darauf aber, daß das Recht mit dem Staat zusammenfiel, beruhte für ihn die Sicherung gegen eine Gefahr, deren er, wenn er zu Kräften gekommen, überhoben ist, die ihm aber in seiner Kindheitsperiode wahrhaft verhängnißvoll hätte werden können: die der Zerbröcklung durch Trennung seiner Mitglieder von ihm. Der Staat, der seine Mitglieder nach Millionen zählt, kann ohne Gefahr Tausende scheiden sehen, für das Gemeinwesen, das nur nach Tausenden zählte, enthielt auch die Ablösung Weniger eine fühlbare Einbuße, die Ablösung Vieler den sicheren Untergang. Die Rechtlosigkeit des Fremden war eins der wirksamsten Mittel, welches sie gegen diese Gefahr sicherte, der Kitt, welcher sie zusammenhielt. Auch wenn alle anderen Bande, welche den Einzelnen an seine Genossen knüpften: die Gemeinsamkeit der Sprache, der Anschauungen, Erinnerungen, Interessen, ihre Wirksamkeit versagten — die Aussicht auf das Loos des Rechtlosen, das Desjenigen harrte, der die Heimath mit der Fremde vertauschte, war für sich allein gewichtig genug, um den Ausschlag für die Heimath zu geben.

Das ist die Exclusivität des Rechts in ihrer Bedeutung für die Kindheitsperiode des Staats. Nur dadurch, daß es sich so eng an ihn anschmiegte, gänzlich in ihm aufging, hat es ihm über seine kritischen Jahre — und sie zählen in der Geschichte der Menschheit nicht nach Jahrhunderten, sondern nach Jahrtausenden — hinweggeholfen. Es hat ihm den Dienst, den er ihm erwiesen, erwidert; wie er ihm, so hat das Recht ihm seine Festigkeit gegeben, beide haben, indem sie sich aufs engste an einander anschlossen, sich gegenseitig gefördert und gekräftigt, die Absperrung nach außen hin war die Bedingung der gedeihlichen Entwicklung im Innern, und so paradox es klingt, so ist es doch wahr: beide sind nur dadurch zu Kräften gekommen, daß sie in ihrer kritischen Periode die praktische Negation ihrer selbst: die Rechtlosigkeit des Fremden, sich gegenüber stehen hatten, nur dadurch haben sie die Kraft gewonnen, diesen Gegensatz später zu überwinden, gleich dem Kinde, das nur dadurch, daß es als Säugling der rauhen Luft fern gehalten wird, die Kraft erlangt, sie später zu vertragen, während ein zu frühes Hinaustragen in sie ihm den Tod gebracht haben würde. Wie im Leben des Kindes die erste Scene innerhalb der vier Wände spielt, in denen es das Tageslicht erblickt hat, so auch in dem Leben des Rechts; es ist die Periode der gänzlichen Absperrung desselben nach außen hin. Dann wagen sich beide ins Freie, das Kind auf die Straße, das Recht über die Grenzen zu den nächsten Nachbarn, zunächst noch schüchtern und ängstlich und in geringer Entfernung vom Hause. Aber dann wird die Entfernung eine immer größere, die Kreise, die sie beschreiben, werden weitere, das Recht zieht mehr und mehr neue Völker in die Rechtsgemein-

schaft hinein, die Formen, in denen es dies bewirkt, werden vollkommenere und umfassendere, und so wird das Geltungsgebiet der Rechtlosigkeit des Fremden ein immer kleineres, das der Rechtsgemeinschaft ein immer größeres, bis schließlich der Grundsatz der Rechtlosigkeit des Fremden, der bis dahin nur vertragsmäßig zwischen Volk und Volk im einzelnen Fall außer Kraft gesetzt ward, principiell durch den der Rechtsfähigkeit des Menschen als solchen beseitigt wird.

Das ist die Geschichte des Rechts in Bezug auf sein Verhalten nach außen hin. Sie führt uns drei Stufen der Entwicklung vor: die erste, auf der der Grundsatz der Rechtlosigkeit thatsächlich in seiner ganzen Schroffheit verwirklicht, der Fremde erschlagen, den Göttern geschlachtet oder zum Sklaven gemacht wird. Die zweite, auf der der Grundsatz, ohne principiell aufgegeben zu sein, durch Sitte und Religion und Einrichtungen der verschiedensten Art praktisch unschädlich gemacht wird, das Anbrechen der Cultur, welche den Völkern die Erkenntniß erschließt, daß sie ohne einander nicht bestehen können. Die dritte: die principielle Aufgabe des Grundsatzes, die Anerkennung der Rechtsfähigkeit des Menschen als solchen. Die erste spielt in der Urzeit, mit ihr hat das Recht überall begonnen, selbst bei den Culturvölkern, die in historischer Zeit sie längst zurückgelegt hatten. Die zweite entfällt auf das Alterthum, und selbst das Rechtsvolk des Alterthums: das römische, ist, wie oben bemerkt, auf der höchsten Höhe seiner Cultur und in der Periode seiner Weltherrschaft über sie nicht hinausgelangt zu dem Gedanken der Rechtsfähigkeit des Menschen als solchen — zu dem Grundsatz der Menschlichkeit hat sich das römische Recht bei aller seiner Vollendung und Durchbildung nie aufzuschwingen vermocht. Ihn in die Welt gesetzt und bei allen christlichen Völkern verwirklicht zu haben, ist das Verdienst des Christenthums, es ist die dritte Stufe. Damit beginnt die Geschichte des Rechts bei den modernen Völkern, es war der letzte Schritt, der noch zu thun übrig war, mit dem dasselbe nach dieser Seite hin die höchste Höhe erstieg, über die hinaus es nichts mehr zu beschaffen gibt. Er bezeichnet einen sittlichen und culturhistorischen Fortschritt von unermeßlichem Werth, einen Wendepunkt in der Universalgeschichte des Rechts, und wie tief auch im Uebrigen der Höhepunkt der Rechte, die jetzt auftraten, unter dem des römischen Rechts lag, in dieser Richtung war derselbe von vornherein weit über letzterem erhaben, in diesem Punkt war der Schüler, der beim römischen Rechte in die Schule ging, dem Lehrmeister weit überlegen.

Von den beiden letzten Stufen hat jede die vorangehende zur Voraussetzung gehabt. Es wäre dem Christenthum nicht so leicht geworden, seiner Lehre Eingang zu verschaffen, wenn der Grundsatz der Rechtlosigkeit des Fremden thatsächlich nicht bereits im Verkehr aller civilisirten Völker der damaligen Welt außer Anwendung gesetzt worden wäre, in der Urzeit hätte das Christenthum tauben Ohren gepredigt. Und ganz dasselbe gilt von der zweiten im Verhältniß zur ersten. Geschichtlich liegt die Sache hier insofern ungünstiger, als der Uebergang von der einen zur andern Stufe bei keinem der geschichtlichen Völker der alten oder neuen Welt unter unsern Augen spielt. Es wäre ja möglich, daß ihnen der Durchgang durch die Barbarei zur Cultur erspart geblieben gewesen wäre, und daß gerade daran ihre demnächstige Culturmission von allem Anfang

an sich bewährt hätte, daß sie im Unterschied der culturunfähigen Völker, welche den Fremden erschlugen oder schlachteten, schon in der Urzeit die Rechtlosigkeit desselben mittelst der Gastfreundschaft unschädlich gemacht hätten. Wie verhält es sich damit? Haben auch sie sich von der niedrigeren zur höheren Stufe erhoben, oder hat die Geschichte sie von allem Anbeginn an auf die zweite versetzt? Darauf soll die folgende Ausführung Antwort ertheilen.

II. Erhebung von der Rechtlosigkeit zur Gastfreundschaft.

In historischer Zeit finden wir bei allen Völkern des Alterthums den Fremdenverkehr in vollster Entwicklung. Die Schiffe der Phönizier befahren alle Meere, überall haben sie Stationen, welche den Verkehr mit den Einheimischen vermitteln, die Griechen in der homerischen Zeit erkennen es als eine Pflicht gegen die Gottheit, gegen den *Ζεὺς ξένιος*, den Schutzherrn des Fremden, an, sich des letzteren freundlich anzunehmen[1]), die Römer haben die Abneigung gegen den Fremden in der Königszeit bereits in dem Maße überwunden, daß wiederholt ein Auswärtiger bei ihnen den Königsstuhl besteigen kann, und auch bei den Germanen in der ältesten Zeit bildet der fremde Handelsmann eine stehende Figur, er wagt sich bis an die Gestade der Ostsee, um von dort den Bernstein heim zu bringen. Ob nun diesem Zustande je ein anderer vorausgegangen ist, darüber finden sich meines Wissens bei ihnen keinerlei Andeutungen, nur die Griechen bilden in dieser Beziehung eine Ausnahme. In der Schilderung, welche Homer von den Cyklopen entwirft, haben wir die griechische Anschauung von der Urzeit vor uns, wie dies schon von Plato und Aristoteles bemerkt worden ist. Sie sind noch Menschenfresser, wohnen in Höhlen, kennen weder Ackerbau, noch Gesetz, noch Rathsversammlung des Volks und, was uns hier allein interessirt, auch nicht die Gastfreundschaft. Der Mangel der letzteren gilt der heroischen Zeit als Kriterium der Barbarei, die Uebung derselben als das der Civilisation[2]), Gottesfurcht, Gastfreundschaft und Civilisation decken sich. Daß dieser Auffassung des heroischen Zeitalters bei den Griechen eine andere vorausgegangen, ergibt die Sage über die griechische Urzeit, bei der man nur sie selber von ihrer Beurtheilung im Licht der späteren Zeit unterscheiden muß. Wenn auch die sonstigen Fälle, welche sie von der grausamen Behandlung der Fremden in der Urzeit zu berichten weiß[3]), nicht ins Gewicht fallen, da man ein ganzes Volk für die Frevelthaten Einzelner nicht verantwortlich machen kann, so gibt es doch einen, der die Auffassung der Urzeit in ein völlig zweifelloses Licht stellt, es ist der Todtschlag, den Herakles an dem in sein Haus aufgenommenen Iphitos[4]) ver-

[1]) So z. B. Odyssee 9, 175: „wild und gesetzlos oder den Fremdlingen hold, und hegen sie Furcht vor den Göttern."

[2]) Odyssee 6, 121; 9, 175, 176. Leopold Schmidt, Die Ethik der alten Griechen, Bd. I S. 325 ff. Berlin, 1882.

[3]) S. dieselben bei Schmidt a. a. O.

[4]) Iphitos ist der Starke, s. Vaniček a. a. O. Bd. I S. 224; Herakles bewältigt ihn statt mit Gewalt mit List. Die spätere Zeit hat sich viel Mühe gegeben, um diesen vermeintlichen Schandfleck von ihrem Helden abzuwaschen. Er war es nach der Auffassung der Urzeit ebenso wenig, wie die vielen Züge von den griechischen Göttern, an denen erst das sittliche Urtheil der

übt. Herakles ist die Personification des griechischen Volks in der Urzeit, in ihm hat es sich selber gemalt und die Erinnerung seiner selbst, seiner Thaten, seiner Wanderungen, seiner Zustände, seiner Anschauungen auf die Nachwelt gebracht; was er gethan, hat das griechische Volk selber gethan. In diesem Sinn erfaßt, heißt der Todtschlag des Iphitos: die griechische Urzeit kannte keine Gastfreundschaft. Unmöglich konnte man dem nationalen Vertreter der Urzeit einen Zug andichten, der ihr selber fremd war, und der ihn in den Augen des Volkes, dem er als glänzendes Vorbild galt, herabgesetzt haben würde. Herakles hat nichts gethan, was ihm im Sinn der Sage hätte zur Unehre gereichen können, ebenso wenig wie Zeus oder wie alle sonstigen Idealbilder, welche die Sage oder Mythologie aufstellt; der Schein des Gegentheils beruht nur darauf, daß die spätere Zeit ihren sittlichen Maßstab auf eine Urzeit übertrug, der derselbe fremd war.

In der griechischen Sage von der Sintfluth (Deukalion), dem Seitenstück der mosaischen, wiederholt sich bei dem Bild, das sie von dem Geschlecht der Urzeit entwirft, derselbe Zug der mangelnden Gastfreundschaft. Jene ersten Menschen, heißt es, seien trotzige, gewaltthätige Leute gewesen, die sehr große Ungerechtigkeiten begangen hätten, denn sie hätten weder ihren Eid gehalten noch Gastfreundlichkeit ausgeübt, noch der Ueberwundenen und um Gnade Bittenden geschont, zur Strafe sei darum die Sintfluth über sie gekommen, aus der nur der fromme Deukalion sich in der Arche gerettet hätte. So Lucian in der syrischen Göttin.

Dasselbe, was von der Urzeit des griechischen Volks, gilt von der aller indoeuropäischen Völker. Ein untrügliches Zeugniß dafür legt die Sprache ab. Hätten dieselben zu der Zeit ihrer Lostrennung von dem Stammvolk oder auch in der Zeit ihrer späteren, der Trennung der einzelnen Völkerstämme vorangehenden längeren Ansässigkeit[1]) bereits die Gastfreundschaft gekannt, so müßte sich dafür bei ihnen ein gemeinsames Wort finden. Ein solches existirt jedoch nicht. Mangel des Wortes ist bei einem so wichtigen Verhältniß aber Mangel der Sache. Auch späterhin hat keine einzige der Zweigsprachen, wenn ich von der celtischen, über die mir nichts bekannt ist, absehe, ein selbständiges Wort für das Verhältniß aufgebracht, alle knüpfen an den Begriff des Fremden an, der ursprünglich, wie oben (S. 363, 364) nachgewiesen, mit dem des Feindes gleichbedeutend war, die griechische, germanische, slavische, indem sie an die Stelle des feindlichen Fremden den befreundeten setzen (griechisch ξένος = Gastfreund, germanisch gast, gastis, slavisch hosti = Gast), die lateinische, indem

---

späteren Zeit Anstoß nahm. Ueber diese Wandelbarkeit des sittlichen Urtheils und die dadurch bewirkte gänzlich verkehrte Beurtheilung früherer Stufen des Sittlichen s. meinen Zweck im Recht 2. Aufl. Bd. II S. 605 ff.

[1]) Sie wird dadurch außer Zweifel gestellt, daß sich bei ihnen allen erst in dieser Zeit manche gemeinsame Ausdrücke für den Ackerbau und Alles, was damit zusammenhängt, bildeten, die dem Muttervolke fremd waren, z. B. für Pflug, Pflügen, Egge, Säen, Same, Mähen, s. O. Schrader, Sprachvergleichung und Urgeschichte. Jena, 1883. S. 357. Die ersten Anfänge des Ackerbaues reichen in die Zeit vor ihrer Trennung hinauf, die weitere Ausbildung fällt in die Zeit nach der Trennung (Schrader, S. 358 ff.). Unter den von diesem Gelehrten angeführten Ausdrücken fehlen die für Mist, Dünger, sie sind von den einzelnen indogermanischen Sprachen selbständig gebildet, und ich glaube, daran den Schluß knüpfen zu dürfen, daß die Bedüngung des Feldes erst nach der Trennung der einzelnen indoeuropäischen Völkerstämme aufgekommen ist.

sie aus hostis das Compositum hos-pes bildet, d. i. der Schützer des Fremden[1]).

Zu diesem Zeugnisse der Sage und Sprache gesellt sich noch das gewichtige Argument hinzu, welches die Psychologie bei dieser Frage in die Wage zu werfen hat, und das meines Erachtens selbst bei Fehlen der beiden anderen allein schon den Ausschlag geben würde. Ist es denkbar, daß in der Seele eines und desselben Volkes zu gleicher Zeit zwei so widerstrebende Vorstellungen Platz gehabt haben: der Fremde ist Feind, rechtlos, man darf ihn erschlagen, schlachten, — der Fremde ist Freund, man soll sich seiner annehmen, ihn in sein Haus aufnehmen, beherbergen, schützen? Ein psychologisches Unding! Erklärlich wird der Gegensatz beider Auffassungen nur durch die Verschiedenheit der Zeit, der sie angehören — die eine ist die ältere, die andere ist die jüngere. Es hat mit diesem Widerspruch keine andere Bewandtniß, als mit zwei Gesetzen, von denen das eine, das neuere, bestimmt ist, das andere, das ältere, zu modificiren. Dies ergibt sich auch aus der Form, welche beide an sich tragen: für die ältere ist es die des Rechts, für die neuere die eines durch die Religion eingeschärften moralischen Gebots. Nur der Jurist ist im Stande, die Beweiskraft dieses Arguments vollauf zu würdigen.

Die Erkenntniß des Unterschiedes zwischen Recht und Moral ist das Werk eines höchst langsamen und langen Entwicklungsprocesses; manche Völker haben sich nie zu ihr erhoben, und wenn schon die Scheidung der verschiedenen Sphären des Lebens nach Maßgabe dieses Unterschiedes eine geistige That ist, die über die Leistungskraft des primitiven Denkens der Völker weit hinausragt, so schließt sich die Annahme, daß sie bei einem und demselben Verhältniß hätte erfolgen können, daß also die Urzeit dem Einzelnen zugerufen hätte: rechtlich bist du befugt, den Fremden todt zu schlagen, moralisch bist du verpflichtet, ihn in dein Haus aufzunehmen und ihm Gutes zu erweisen, von selbst aus.

Ich glaube damit die obige Behauptung, daß die Gastfreundschaft in dem Sinne, wie sie hier allein gemeint ist: als ein unter den Schutz der Sitte und Religion gestelltes Institut, der Urzeit unbekannt gewesen ist, über allen Zweifel erhoben zu haben. Selbstverständlich soll damit nicht geleugnet werden, daß sie factisch auch in dieser Zeit vorgekommen ist, daß auch damals bereits der Einheimische dem Obdach suchenden Fremdling, statt ihn zu erschlagen, Aufnahme gewährt hat. Eine Sitte kann sich nur auf dem Wege bilden, daß zunächst Einzelne handeln, und daß dann ihr Beispiel Nachfolge findet. Welches Motiv aber den Einzelnen immerhin auch bestimmen mochte, den Fremden bei sich aufzunehmen: jedenfalls konnte es dem Obigen nach nicht das Gefühl einer ihm obliegenden sittlichen Verpflichtung sein; dieser Gedanke war der Urzeit gänzlich fremd, und bevor er sich zu dem Stärkegrade entwickeln konnte, dessen er in späterer Zeit theilhaftig geworden ist, wird eine längere Periode der thatsächlichen Uebung der Gastfreundschaft haben vorausgehen müssen.

In historischer Zeit befindet sich die Gastfreundschaft bei allen Culturvölkern

---

[1]) Wie Sos-pes der Heil-schützende, Retter, von der Wurzel pat mächtig sein, innehaben s. Vaniček a. a. O. Bd. I S. 445, 448.

der alten Welt in ausgedehnter Uebung; sie bildet die Form, durch welche ein friedlicher Verkehr zwischen ihnen zuerst vermittelt worden ist. Unsere Kenntniß derselben verdanken wir hauptsächlich den Berichten der Griechen und Römer [1]).

Ein Vergleich der griechischen mit der römischen Ueberlieferung zeigt, daß beide sich nicht nach allen Seiten hin decken. Das Gemeinsame beider besteht in der äußeren Gestalt, welche das Institut an sich trägt: der Einheimische nimmt den Fremden in sein Haus auf, verpflegt und schützt ihn, und bei seinem Abschiede reicht er ihm noch ein Gastgeschenk. Diese Aufnahme kann eine bloß vorübergehende sein, ohne weitere Verpflichtung für die Zukunft, es kann aber auch ein auf Wiederholung derselben gerichteter Vertrag abgeschlossen werden: der Gastfreundschaftsvertrag, dessen Bedingung die Gegenseitigkeit ist. Jeder der beiden Theile vereinigt hier in sich die Eigenschaft des activen mit der des passiven Gastfreundes, d. i. des zur Aufnahme Berechtigten und des zur Aufnahme Verpflichteten. Als äußeres Zeichen dafür dient das *σύμβολον* oder die tessera hospitalis, ein Stückchen Metall oder Stein, das entzwei gebrochen wird [2]), und von dem Jeder einen Theil zu sich nimmt, berechnet darauf, den Ueberbringer demnächst als Berechtigten zu legitimiren. Das in dieser Weise abgeschlossene Verhältniß steht unter dem Schutz der Sitte und dauert fort, solange es nicht gekündigt ist, und geht beiderseits auf die Erben über; gerade für sie behauptet die Gastfreundschaftsmarke ihren besonderen Werth. In späterer Zeit erfolgte dieser Gastfreundschaftsvertrag auch zwischen ganzen Gemeinden, hier nahm er den Charakter eines rechtlichen, genauer gesprochen völkerrechtlichen Verhältnisses an.

Damit hört die Uebereinstimmung auf. Die Punkte, in denen sie versagt, sind folgende:

1. Aus den römischen Quellen sind wir meines Wissens nur im Stande, eine sittliche Verpflichtung aus der Gastfreundschaft, d. h. aus dem abgeschlossenen Gastfreundschaftsvertrage, nicht auf Gastfreundschaft nachzuweisen, während die griechischen, wie schon Homer, auch letztere anerkennen. Ob wir darauf hin berechtigt sind, den Römern diese Vorstellung abzusprechen, steht dahin; jedenfalls war sie mit der ersteren nicht nothwendig gegeben, und ich möchte, da sie ihr gegenüber eine höhere Stufe der sittlichen Auffassung in sich schließt, in ihr auch eine zeitlich spätere erblicken. Der Gedanke der sittlichen Verpflichtung des Verhältnisses wird in dem Gastfreundschaftsvertrag, der als Vertrag bereits das verpflichtende Moment in sich schloß, sich erst soweit haben kräftigen und festigen müssen, um sich von ihm ablösen zu können, es ist der in der Geschichte so unendlich oft sich wiederholende Vorgang der Bildung des Abstracten aus dem concreten Vertrage heraus.

2. Die Verpflichtung trägt bei den Griechen den Charakter nicht bloß einer sittlichen, sondern einer religiösen Pflicht an sich, das Verhältniß steht unter dem Schutz des *Ζεὺς ξένιος*, bei den Römern wird nur der erstere betont. Möglich, daß

---

[1]) Für die Griechen ist die Gastfreundschaft zuletzt behandelt von Leopold Schmidt, Die Ethik der alten Griechen, Bd. II Cap. 5 (1882), für die Römer von Theodor Mommsen, Römische Forschungen, Bd. I S. 322.

[2]) Ueber die abweichende Ansicht von Mommsen s. u.

auch ihnen in der ältesten Zeit die Vorstellung der religiösen Bedeutung des Verhältnisses nicht fremd war, in der historischen Zeit tritt dieselbe nicht mehr hervor, und die Argumente, welche man dafür und dagegen anführen kann, verstatten keinen sichern Schluß[1]).

3. Die Gestalt der Gastfreundschaft bei den Griechen, auch schon in der Homerischen Zeit, verträgt sich mit der Annahme, daß der Fremde nicht mehr als rechtlos angesehen ward, die römische nicht. Wir haben oben gesehen, daß der Grundsatz der Rechtlosigkeit des Fremden sich bei den Römern noch bis in die spätesten Zeiten hinein erhalten hat. Nur der Staat konnte dieselbe zu Gunsten einzelner Individuen oder ganzer Gemeinden außer Kraft setzen, wofür es die verschiedensten Formen gab, nicht die Privatperson. Ein Römer, der mit einem Fremden, der einem nicht in dieser Weise bevorzugten Volke angehörte, einen Gastfreundschaftsvertrag abschloß, konnte demselben damit die Rechtsfähigkeit nicht zuwenden; derselbe blieb, was er war: rechtlos. Aber was er vermochte, war, ihn unter seinen Schutz zu nehmen, indem er seine Interessen zu den eigenen machte. Es war dasselbe Verhältniß der mittelbaren Zuwendung des Rechtsschutzes, das wir bei so vielen Völkern finden, und das in ältester Zeit in Rom auch in dem des Patrons zum Clienten Platz griff. Juristisch betraf Alles, was den Schutzbefohlenen anging, den Schutzherren; wer jenen verletzte, verletzte diesen, dieser trat vor Gericht für ihn ein. Dadurch war der Gastfreund ebenso wie der Client in allen seinen rechtlichen Beziehungen zu dritten Personen vollständig gesichert: in Bezug auf seine Person, seine Habe, seine Verträge; seine Rechtlosigkeit war mithin gänzlich unschädlich gemacht. Nur seinem Schutzherrn selber gegenüber versagte ihm das Recht den Dienst. Ihm auch diesem gegenüber den Rechtsschutz gewähren, hätte geheißen, ihm die Möglichkeit, in eigener Person vor Gericht aufzutreten, d. i. die Rechtsfähigkeit, zuzugestehen. In diese Lücke griff die Sitte ein, indem sie dem Schutzherrn als sittliche Pflicht auferlegte, was sich als rechtliche Verpflichtung nicht denken ließ; die Sitte leistete hier also ebenso wie im Verhältniß des Patrons zum Clienten den unschätzbaren Dienst, die Unvollkommenheit des Rechts praktisch unschädlich zu machen. An der unverbrüchlichen Befolgung der Pflichten, die sie auferlegte,

[1]) Die Aeußerung bei Livius I 9: violati hospitii foedus deumque invocantes will wenig sagen, da sie nichts als eine oratorische Ausschmückung enthält. Ebenso wenig der Umstand, daß Gellius V 13 bei Aufzählung der sittlichen Verhältnisse der alten Zeit (officia), unter denen er auch das zum Gastfreunde erwähnt, des religiösen Schutzes nicht Erwähnung thut: er übergeht letzteren hier gänzlich mit Stillschweigen, obschon derselbe für zwei der dort genannten Verhältnisse: das des Clienten gegenüber dem Patron und das der Eltern gegenüber den Kindern, zweifellos bestand. Die Form desselben war die Sacertät, d. i. die religiöse und weltliche Acht. Für die Verletzung des gastfreundschaftlichen Verhältnisses wird dieselbe nirgends bezeugt, was schwerlich bloß auf Zufall zurückzuführen ist; die Sacertät scheint mir im Sinne der Römer für das Verhältniß wenig zu passen. Am schwersten möchte das Argument wiegen, daß die Verhältnisse der fides, und zu ihnen wird auch der Gastfreundschaftsvertrag gehört haben, in alter Zeit unter dem Schutz des deus (Jupiter) fidius standen; in historischer Zeit ist aber von dieser Vorstellung in Bezug auf die Verhältnisse des Privatlebens nirgends eine Spur mehr zu entdecken; die einzige Wirkung, welche sich an ihre Verletzung knüpft, ist die rein sittliche der Infamie. Von einer religiösen Bestärkung des Gastfreundschaftsvertrages ist bei den Römern nirgends die Rede. Mommsen a. a. O. S. 336.

hing das ganze Institut, und so erklärt es sich, daß sie in diesen beiden Verhältnissen durch die öffentliche Meinung mit einer Autorität ausgestattet war, wie sonst in keinem andern. Was Gellius in der oben angegebenen Stelle von den Clienten sagt: neque sine summa infamia deseri possunt, galt sicher ebenso von dem Gastfreund; wer den Letzteren verrathen oder auch nur im Stich gelassen hatte, den traf die allgemeine Verachtung, er war ein Geächteter, den Jedermann mied.

Die hier entwickelte Richtung des Gastfreundschaftsverhältnisses auf mittelbare Zuwendung des Rechtsschutzes an den Fremden, die ich, um sie kurz mit einem Namen zu bezeichnen, die rechtliche Seite oder Function desselben nennen will, ergibt sich für das römische Alterthum mit zwingender Nothwendigkeit aus der ganzen Anlage des römischen Rechts. Es sind drei Sätze desselben, die darüber jeden Zweifel ausschließen: Rechtlosigkeit des Fremden — ausschließliche Befugniß der Staatsgewalt zur Verleihung der Rechtsfähigkeit — Befugniß der Privatperson zur Eingehung eines auf mittelbare Zuwendung des Rechtsschutzes gerichteten Verhältnisses. Mag diese Gestalt der Sache auch bei den Griechen und den übrigen Völkern des Alterthums nicht mehr nachweisbar sein, worüber ich mich des Urtheils enthalte, ich kann darin nur eine Lücke der Ueberlieferung erblicken, die ich mit Hilfe des römischen Rechts, das hier wie so oft die ursprüngliche Gestalt ältester Einrichtungen noch erkennen läßt, ergänze. Die Gastfreundschaft hat für alle Völker des Alterthums die Form abgegeben, in der sie den Grundsatz der Rechtlosigkeit des Fremden, der in der Urzeit bei ihnen allen gegolten hat, praktisch, ohne ihn principiell zu beseitigen, für ihre friedlichen Berührungen unter einander unschädlich machten — der erste Schritt in die Bahn des internationalen Verkehrs. Er ist als einer der wichtigsten Fortschritte zu bezeichnen, welche die Menschheit auf ihrer Lebensbahn je gemacht hat, — das Aufkommen der Gastfreundschaft enthält einen Wendepunkt in der Geschichte des Rechts und der Cultur.

Unserer heutigen Vorstellung liegt diese Seite der Gastfreundschaft so gänzlich fern, daß es nicht Wunder nehmen kann, wenn sie für sie hinter der zweiten, die von ihr allein noch übrig geblieben, in den Hintergrund getreten ist. Diese zweite Seite ist die gastliche, wie ich sie im Unterschiede von der rechtlichen nennen will: die Aufnahme des Fremden in das eigene Haus, seine Beherbergung und Verpflegung. In ihr erblickt man das primäre praktische Motiv der Gastfreundschaft[1]), dasjenige, worauf es dem Fremden durch Abschluß des Gastfreundschaftsvertrages in erster Linie abgesehen war; die rechtliche Seite des Verhältnisses soll nur die zweite Stelle eingenommen haben. Ein Vergleich der beiden Seiten des Verhältnisses nach Maßgabe ihrer Unersetzlichkeit wird darüber, nach welcher von beiden der Schwerpunkt der Gastfreundschaft fiel, keinen Zweifel lassen.

---

[1]) So auch Mommsen a. a. O. 343: „Der nächste Inhalt des Gastrechts ist selbstverständlich der Anspruch auf Gastverpflegung."

III. Verhältniß der gastlichen und rechtlichen Seite der Gastfreundschaft.

Denken wir uns die eine ohne die andere, so ist es klar, daß die Gewährung oder die Zusicherung der gastlichen Aufnahme ohne die des Rechtsschutzes völlig werthlos gewesen wäre. Es war die Gastfreundschaft, welche in der griechischen Urzeit Herakles dem Iphitos gewährte: er nahm ihn zwar in sein Haus auf, aber er erschlug ihn. Dagegen behauptete die rechtliche Seite auch ohne die gastliche einen hohen Werth, sie ermöglichte es dem fremden Händler, ungefährdet mit seinen Waaren in ein fremdes Land zu ziehen. Die Sorge um gastliche Aufnahme brauchte ihn nicht zu kümmern. Kam er zu Lande, so campirte er zur Noth im Freien, oder er richtete sich auf dem Fuhrwerke ein, auf dem er seine Waaren brachte, oder in einem Zelte, das er mit sich führte, die nöthigen Lebensmittel tauschte er gegen seine Waaren ein. Det Händler aber, der zur See kam, und dem sein Schiff das Haus ersetzte, konnte nicht bloß die gastliche Aufnahme entbehren, sondern er durfte sogar das Anerbieten derselben gar nicht annehmen, da er zur Sicherung von Schiff und Waaren genöthigt war an Bord zu bleiben. Das war die Lage des phönizischen Handelsmannes. Wie wir wissen, befand sich das Institut der Gastfreundschaft bei den Phöniziern in ausgedehntester Uebung; an allen Küstenplätzen, die sie auf ihren Handelsreisen zu berühren pflegten, hatten sie ihre Gastfreunde. Zu welchem Zweck? Auf gastliche Aufnahme konnte es ihnen bei ihren Gastverträgen nicht ankommen, sie bedurften derselben nicht, und sie hätten wenig gewitzigt sein müssen, um ihr Schiff im Stich zu lassen und sich beim Gastfreund einzuquartieren. Sie verließen das Schiff nur, um Handelsgeschäfte zu machen, Waaren aus- und einzuladen. Aber um dies zu können, mußten sie des Rechtsschutzes sicher sein, und eben darin, daß er ihnen denselben zuwandte, bestand der Dienst, den ihnen der Gastfreund erwies. Was sie in ihm suchten, war nicht der Wirth, sondern der Rechtsvertreter, wozu sich noch die Rolle des Unterhändlers, Maklers und Dolmetschers im Verkehr mit den Eingeborenen hinzugesellte, kurz es waren Dienste *rechtlicher* und *geschäftlicher* Art, die sie von ihm begehrten, und die er wahrscheinlich nicht unentgeltlich erwies[1]).

Daß den Phöniziern nur diese Form des Verhältnisses bekannt gewesen ist, soll damit nicht behauptet werden. Neben dem Seehandel, für den sie ausreichte, trieben sie von den Handelsniederlassungen aus, welche sie überall gegründet hatten, noch einen Landhandel in das Innere des Landes. In dieser Richtung mochte die gastliche Seite des Verhältnisses auch für sie einen gewissen Werth behaupten; aber wenn wir uns die Frage vorlegen, was die Phönizier, auf welche, wie wir unten sehen werden, der Ursprung der Gastfreundschaft im Alterthum zurückweist, bei ihr im Auge gehabt haben mögen: die gastliche oder die rechtliche Seite, so kann die Antwort nicht zweifelhaft sein.

Aus der bisherigen Darstellung ergibt sich, wie gänzlich verfehlt die herrschende Auffassung ist, welche den Hauptnachdruck auf die gastliche Seite des Verhältnisses

[1]) Sprachliches Zeugniß bei Griechen und Römern: *προξενήτικον*, proxeneticum, d. i. der Lohn, den Derjenige erhält, der sich des Fremden (*ξένος*) annimmt (*πρόξενος*, *προξενητής*, proxeneta).

legt. Für die spätere Zeit zutreffend, wo der Grundsatz der Rechtlosigkeit des Fremden praktisch so gut wie überwunden und der Erinnerung des Volkes entschwunden war, gibt sie von der Gestalt desselben in der früheren Zeit ein völlig falsches Bild. Ihr zufolge würde die Gastfreundschaft auch bei ihrem ersten Auftreten in der Geschichte keine andere Bedeutung gehabt haben, als sie heutigen Tages noch in solchen Gegenden hat, wo der Fremde in Ermangelung von Wirthshäusern sich genöthigt sieht, die Gastfreundschaft von Privaten in Anspruch zu nehmen, sie wäre darauf berechnet gewesen, den Mangel der Gasthäuser in der früheren Zeit des Alterthums unschädlich zu machen. Damit wird die eminente Bedeutung derselben für die Periode der Rechtlosigkeit des Fremden und der gewaltige culturhistorische und sittliche Fortschritt, den sie begründet, gänzlich verkannt, und es bleibt unbegreiflich, wie die Volksansicht dazu hätte gelangen sollen, in einer Verabredung über die gegenseitige Erweisung von Freundlichkeiten eine Angelegenheit von so schwerwiegender Bedeutung zu erblicken, wie die sittlich-religiöse Weihe, mit der das Verhältniß in den Augen des Volks bekleidet war, es darthut. Eine derartige Verabredung war auch unter Mitgliedern desselben Staatswesens möglich, die an verschiedenen Orten wohnten, es war der hospes der späteren Zeit, der uns auch in den römischen Rechtsquellen begegnet. Aber von ihr nahm die öffentliche Meinung im Alterthum ebenso wenig Notiz wie heutzutage, es war ein Verhältniß rein geselliger Art, um dessen Bestand oder Lösung sich Niemand kümmerte, da es für das Gemeinwesen nicht die geringste Bedeutung hatte. Wie sehr das ganze Institut auf die rechtliche Seite angelegt war, ergibt sich daraus, daß die Ertheilung des Gastrechts von Staatswegen (hospitium publice datum) in alter wie in späterer Zeit den Mangel des Bürgerrechts zur Voraussetzung hatte. So erklärt es sich, daß ein Gastfreundschaftsverhältniß zwischen Rom und einer römischen Colonial- oder Municipalgemeinde, da es nicht die rechtliche, sondern nur die gastliche Seite zum Inhalte hätte haben können, für undenkbar galt[1]).

Durch die bisherige Darstellung glaube ich die eminente Bedeutung des gastfreundschaftlichen Verhältnisses für die Entwicklung des Rechts in das richtige Licht gestellt zu haben. Die Gastfreundschaft enthielt den ersten Schritt von der primitiven Exclusivität des Rechts zur Verwirklichung der Idee der internationalen Rechtsgemeinschaft. Unter diesem Gesichtspunkt erfaßt, erscheint der Gastfreundschaftsvertrag trotz seiner mangelnden rechtlich bindenden Kraft und trotz seiner Beschränkung auf Privatpersonen als ein Vertrag von völkerrechtlicher Bedeutung, denn völkerrechtlicher Art sind alle diejenigen Vereinbarungen und Sätze, welche die Regelung und Sicherung des internationalen Verkehrs zum Zweck haben. In diesem Sinne läßt sich die Gastfreundschaft als der erste Ansatz zur Ausbildung des Völkerrechts im Alterthum bezeichnen.

IV. Praktisches Motiv der Gastfreundschaft.

Wodurch ist dieser Fortschritt herbeigeführt worden? Es scheint vermessen zu sein, diese Frage aufzuwerfen, da der Vorgang in einer Zeit spielt, die jen-

---

[1]) Mommsen a. a. O. S. 334.

seits aller historischen Überlieferung fällt. Aber bei unzähligen Vorgängen hat die geschichtliche Überlieferung uns die Auskunft über die Motive, welche sie herbeigeführt hatten, vorenthalten, und dennoch sind wir im Stande, sie mit aller Sicherheit zu bestimmen. Der Nachweis der zwingenden Macht der Verhältnisse, die Aufdeckung der praktischen Nothwendigkeit wiegt den Mangel der äußeren Beglaubigung auf. So verhält es sich hier. Die Nöthigung zur Einführung und Ausbildung der Gastfreundschaft läßt sich in einer Weise darthun, die jeden Zweifel darniederschlägt.

Bevor ich zur Darlegung meiner eigenen Ansicht schreite, muß ich einer anderen gedenken, die ich für verfehlt halte.

Dieselbe führt den Ursprung der Gastfreundschaft auf die Idee der Menschlichkeit zurück[1]). Um den Streitpunkt von vornherein völlig klar zu stellen, bemerke ich, daß ich zweierlei nicht in Abrede nehme. Erstens, daß die Gastfreundschaft objectiv, d. h. im Zusammenhange der Gesammtentwicklung der Menschheit betrachtet, sich als ein einzelnes Moment in der Verwirklichung der Idee der Menschlichkeit darstellt; zweitens, daß sie den Griechen bereits zur Zeit des Homer auch subjectiv in diesem Licht erschien. Aber was ich leugne, ist, daß dieser Gedanke die Gastfreundschaft bei den Griechen wie bei irgend einem anderen Volke ins Leben gerufen hat.

Es ist eine Thatsache, welche sich in der Geschichte des Sittlichen außerordentlich oft wiederholt, und die Niemand, der nicht in seinem Urtheil gänzlich fehlgreifen will, außer Acht lassen darf, daß die Verhältnisse, Einrichtungen äußerlich dieselben bleiben, während ihre praktische Bedeutung und ihre Auffassung sich ändern. Hervorgerufen durch Zwecke und Anschauungen, welche der Zeit, der sie ihren Ursprung verdankten, eigenthümlich waren, erhalten sie sich, nachdem dieselben anderen Platz gemacht haben, indem sie sich den letzteren anpassen[2]). Unvermerkt werden sie zu etwas Anderem, als sie ursprünglich waren, und dieser Fähigkeit des inneren Wachsens verdanken sie es, daß sie sich erhalten, während sie sonst als abgestorbener Bestandtheil ausgeschieden worden wären. Es ist derselbe Vorgang, wie beim Wachsthum unseres Leibes: äußerlich derselbe, ist er im Lauf der Jahre ein anderer geworden. So wachsen bei allen Völkern die Götter mit dem Fortschritt des religiösen Bewußtseins, die griechischen Götter der classischen Zeit sind trotz Gleichheit des Namens gänzlich andere Wesen als zu Homer's Zeit. In derselben Weise participiren auch die überkommenen Ein-

[1]) So z. B. Leopold Schmidt in dem oben genannten Werk Bd. II S. 335: „Die Forderungen der Gastfreundschaft waren ihrem Ursprunge nach von den edelsten menschlichen und religiösen Gefühlen eingegeben.“ W. Wundt in seinem kürzlich erschienenen, höchst bedeutenden Werk: Die Ethik, eine Untersuchung der Thatsachen des sittlichen Lebens. Leipzig, 1886, der in Gemäßheit dieser Auffassung S. 199 die Gastfreundschaft als „ein einzelnes Moment der allgemeinen Entwicklung der Humanitätsgefühle“ unter „die humanen Lebensformen“ stellt. Es wiederholt sich bei diesem Punkt wie bei so vielen der Gegensatz, der zwischen uns Beiden in Bezug auf den Ursprung des Sittlichen obwaltet: er verlegt ihn mit der gangbaren Ansicht in die unmittelbar zwingende Macht der sittlichen Gefühle, ich dagegen in die zwingende Macht praktischer Motive.

[2]) Siehe darüber meinen Zweck im Recht Bd. II S. 250 ff. und Wundt a. a. O. S. 643, 654.

richtungen des Lebens an dem Umschwung der sittlichen Ideen, das gereifte sittliche Gefühl trägt in sie einen Inhalt, eine Bedeutung hinein, die der Vorzeit nicht bloß gänzlich fremd war, sondern ihr völlig unfaßbar gewesen wäre. Es ist dieselbe Erscheinung auf dem Gebiete des Sittlichen, die uns auf dem der Sprache der Bedeutungswechsel der Worte vergegenwärtigt, — neuer Wein in altem Schlauch!

Damit habe ich meine Ansicht über die historische Beziehung des Gedankens der Menschlichkeit zur Gastfreundschaft ausgesprochen: er ist in das Institut erst hineingetragen worden, nachdem dasselbe längst fertig geworden war, aber er hat es nicht in die Welt gesetzt. Die entgegengesetzte Ansicht stattet die Urzeit mit einem sittlichen Gefühl aus, das ihr nach allem, was wir von ihr wissen, gänzlich fremd war. Sie geht dabei von der Annahme aus, welche den Grundzug der bisherigen Ethik bildet, und in der ich den verhängnißvollen Irrthum erblicke, welcher ihr die Einsicht in das allmälige Werden der sittlichen Ideen und damit das wirkliche Verständniß des Sittlichen von vornherein verschließt, der Annahme nämlich, daß dem Menschen das sittliche Gefühl angeboren sei, die Menschheit dasselbe also mit zur Welt gebracht habe. Es ist nicht dieses Orts, mich mit dieser unhistorischen Anschauung auseinander zu setzen[1]), aber der gegenwärtige Anlaß mag dazu dienen, sie an einem einzelnen Verhältniß die Probe bestehen zu lassen.

Angenommen, es wäre das Gefühl der Menschlichkeit gewesen, welches den Einheimischen in der Urzeit vermocht hätte, sich des Fremden anzunehmen, dasselbe hätte sich nicht minder oder richtiger noch viel mehr im Verhältniß zum Einheimischen bethätigen müssen. Man sehe sich die Proben an, welche uns die Geschichte von dieser Menschlichkeit gegen den Einheimischen aufbewahrt hat. Noch zu derselben Zeit, wo die Gastfreundschaft längst in Uebung stand, erkannte das römische Recht dem Gläubiger die Befugniß zu, den zahlungsunfähigen Schuldner in Stücke zu schneiden (in partes secare). Eine seltsame Menschlichkeit, die sich dem Fremden zukehrte, um dem Genossen gegenüber der grausamsten Unmenschlichkeit Platz zu machen! Man mag dem entgegensetzen, daß sie dem Schuldner gegenüber nicht zu Worte kommen mochte, weil das Rachegefühl ihre Stimme übertönte. Aber dem Armen und Elenden gegenüber hätte ihre Stimme sich doch ebenso deutlich vernehmen lassen müssen, wie dem Fremden gegenüber. Allein derselbe Moralcodex, der die Freundlichkeit gegen den Fremden als sittlich-religiöse Pflicht vorschreibt, weiß nichts von Wohlwollen, Menschenfreundlichkeit, Erbarmen gegen den Armen. Dem Bettler Iros werden im Hause des Odysseus die Knochen an den Kopf geworfen, die Freier treiben ihren Spott und Hohn mit ihm, ihn und den Odysseus hetzen sie wie Hunde auf einander, um sich an dem Anblicke zu erfreuen. Wenn der Gedanke der Menschlichkeit die Gastfreundschaft ins Leben gerufen hätte, so hätte er nach Allem, was wir sonst von der Entwicklung der sittlichen Ideen wissen, vorher zuerst im Inneren des Gemeinwesens

[1]) Es ist eine der Hauptaufgaben meines Werkes über den Zweck im Recht, den Urgrund derselben darzuthun; über den Gegensatz beider Ansichten: der herrschenden unhistorischen und der von mir vertretenen historischen, s. Bd. II S. 108—118, 2. Aufl.

sein Reich aufschlagen müssen, um dann dasselbe erst allmälig über die Grenzen desselben zu erweitern. Das ist der Weg, den das Recht genommen hat: es war, wie oben nachgewiesen, ursprünglich auf die Genossen beschränkt, und denselben Weg hat auch die Moral eingeschlagen, der Grundsatz der ursprünglichen Exclusivität behauptet für sie ganz dieselbe Geltung wie für das Recht. Im schroffsten Widerspruch mit diesem Entwicklungsgang alles Sittlichen soll nun die Menschlichkeit bei Beginn der Geschichte sich dem Inländer abgekehrt, dem Ausländer zugewandt haben, derselbe Mann, hartherzig und erbarmungslos bis zur Grausamkeit gegen die ihm persönlich Bekannten und die Genossen, auf deren Beistand und Hilfe er angewiesen war, wäre freundlich, wohlwollend, selbstverleugnend gewesen gegen den ihm persönlich völlig Unbekannten, gegen den Ausländer, der vielleicht nur gekommen war, um als Spion die Gelegenheit zu erkunden, um dann bald nachher mit den Seinigen als Feind wieder zu erscheinen. Eine eigenthümliche Menschlichkeit, die dem Fremden gewährt, was sie dem Einheimischen versagt, die stumpf und regungslos bei dem Anblick der Noth, die sie daheim vor Augen hat, erst beim Anblick des Fremden zum Bewußtsein ihrer selbst gelangt, eine Verirrung des sittlichen Gefühls ins Ausland! Und diese Verirrung, kaum glaublich beim Individuum, wäre durch die Volksansicht zur allgemeinen Norm, zur sittlich-religiösen Pflicht erhoben worden — eine landflüchtige Volksmoral, welche die Heimath floh, um ihren Sitz im Ausland aufzuschlagen.

Doch nicht! sagt man, die griechische Moral erkannte schon zu Homer's Zeit die Verpflichtung an, sich des Schutzflehenden anzunehmen, ohne Unterschied, ob er ein Einheimischer oder Fremder war. „Letzterer war großentheils deshalb ein Gegenstand so ausgedehnter Rücksichten, weil er ausgesprochen oder unausgesprochen als Schutzflehender dastand, und daher alle in dieser Eigenschaft wurzelnden Rechte ihm ohne Weiteres zu Gute kamen[1]).“ Der Schriftsteller, dem ich diese Worte entnehme, verkennt selber nicht, daß „es wohl zu allen Zeiten die Ausnahme gebildet habe, daß ein Einheimischer als Schutzflehender auftrat“, und wenn die Frage gestellt wird, in wessen Person sich das Schutzbedürfniß zuerst fühlbar gemacht haben wird, in der des Fremden oder des Einheimischen, so kann die Antwort wohl nicht zweifelhaft sein. Letzterer fand seinen Schutz am Gesetze und am Beistande seiner Genossen, jener war schutzlos. In jenem Satz kann ich nur die Verallgemeinerung einer Pflicht entdecken, die im Verhältniß der Gastfreundschaft aus Gründen, die ich unten angeben werde, zuerst als unabweisbare erkannt und eingeschärft und von ihm erst auf das Verhältniß zum Einheimischen übertragen worden ist. Ebenso die Verpflichtung zur Verabreichung eines Almosens an den Armen[2]).

Auch die Religion hat man angerufen, um die ausgezeichnete Behandlung des Fremden zu erklären. Zu der unverbrüchlichen Heiligkeit des Gastrechts, sagt man[3]), wirkte als religiöses Motiv das Verbindende der Mahlesgemeinschaft mit,

[1]) Schmidt a. a. O. S. 328.

[2]) Odyssee 6, 207, gleichlautend 14, 57: „Denn dem Zeus gehöret ein jeder Fremdling und Darbender an, und die Gab' ist klein auch erfreulich;“ hier wird der Fremdling in die erste Linie gestellt.

[3]) Schmidt a. a. O. S. 329 ff.

welche zwischen dem Gaste und dem, der ihn aufnahm, von dem Augenblick an hergestellt war, wo dieser jenen in seinem Hause bewirthete; Mahlesgemeinschaft und Opfergemeinschaft seien gar nicht getrennt zu denken, in der Tischgenossenschaft erhielt das Verbindende der Opfergenossenschaft noch eine Steigerung.

Allein diese Mahlesgemeinschaft konnte doch nicht eher wirken, bis sie eingetreten war, der Fremde, der den Einheimischen um gastliche Aufnahme ansprach, konnte sich darauf noch nicht berufen, und doch stellte, wie oben (S. 360) bemerkt, die griechische Volksansicht die religiöse Verpflichtung zur Aufnahme auf eine Linie mit der aus der Aufnahme. Und der Phönizier, der auf dem Schiffe blieb und nicht die Füße unter den Tisch seines Gastfreundes streckte, genoß gleichwohl denselben Schutz, wie der ins Haus aufgenommene Fremde. Auch der Sklave nahm am häuslichen Mahle Theil — schützte ihn die Mahlesgemeinschaft gegen schnöde Behandlung? Traten Leute, die einmal mit einander gegessen, in dasselbe sittlich-religiös geschützte Verhältniß, wie der Gastherr zum Gastfreund? Der Gesichtspunkt besteht nach keiner Seite hin die Probe.

Ich wende mich der Darlegung und Begründung meiner eigenen Ansicht zu. An Stelle des sittlichen Gefühls, aus dem die im Bisherigen zurückgewiesene Ansicht die Gastfreundschaft ableitet, setzt sie das praktische Interesse, es ist die praktisch-realistische Auffassung des Juristen im Gegensatz der ethisch-idealistischen des Philosophen. Der Standpunkt, von dem aus sie die Gastfreundschaft erfaßt, ist das Interesse des Gemeinwesens. Sie unterscheidet zwischen den Anläßen und Motiven, denen sie ihre thatsächliche Uebung von Seiten der Individuen, und dem Grunde, dem sie ihren sittlich-religiösen Charakter in den Augen des Volkes verdankte. Jene subjectiven oder individuellen Motive kommen für uns nicht in Betracht. Wie immerhin sie auch geartet sein mochten — und es lassen sich sehr verschiedene denken: neben dem Wohlwollen, das mir unter ihnen das problematischste zu sein scheint, das Verlangen, Neues zu erfahren, die Aussicht auf Gegenseitigkeit, die Griechen nennen auch die mit der Freigebigkeit gegen Fremde sich brüstende Eitelkeit — sie alle berühren die Frage nicht, die uns allein interessirt: wie kam die Volksansicht dazu, in der Gastfreundschaft, die sie dem rein subjectiven Belieben hätte überlassen können, wie wir es heutzutage thun, einen Gegenstand von so hohem allgemeinen Interesse zu erblicken, daß sie das Verhältniß mit dem Charakter religiös-sittlicher Weihe ausstattete? Darauf soll die folgende Ausführung die Antwort ertheilen.

Zur Zeit der Rechtlosigkeit des Fremden war die Gastfreundschaft die einzige Form der persönlichen Berührung zwischen Angehörigen verschiedener Gemeinwesen. An ihr hing der ganze internationale Verkehr, vor Allem der Handelsverkehr. Den fremden Händler, der mit seinen Waaren ins Land kam, zu schützen, mußte daher die angelegentlichste Sorge eines jeden Gemeinwesens sein, das sich nicht selber von allem Verkehr mit der Außenwelt ausschließen wollte. Die Straße mußte für den fremden Händler frei sein. War sie es nicht, so kam er nicht, sicheres Geleit ihm zu gewähren, war die unerläßliche Bedingung, um ihn heranzuziehen. Dies Geleit gewährte ihm die Gastfreundschaft, sie vertrat für jene Zeit den Geleitsbrief (salvus conductus) des Mittelalters. Wo das Verhältniß der Gastfreundschaft unbekannt war, oder die Rechte derselben nicht geachtet

wurden, konnte der fremde Händler sich nicht blicken lassen, der Handel mied die Lande, wo er gefährdet war. Darum mußte jedes Gemeinwesen, das weit genug in der Cultur vorgeschritten war, um die Wohlthaten und Segnungen des internationalen Handelsverkehrs zu würdigen, es sich aufs Aeußerste angelegen sein lassen, ihm die Pfade zu ebnen und den Betrieb desselben völlig sicher zu stellen. Das lag so sehr auf flacher Hand, daß es selbst dem blödesten Verstande einleuchten mußte, und das Mindeste, was man zu dem Zweck thun konnte, war die Sorge für das unverbrüchliche Innehalten des einmal abgeschlossenen Gastfreundschaftsvertrages, ein Weiteres die Anerkennung der Verpflichtung zur Gewährung gastfreundlicher Aufnahme auch ohne vorherige Zusicherung, wie wir sie bei den Griechen schon zur Zeit des Homer und bei den Germanen zur Zeit des Tacitus finden[1]). Ein Einheimischer, der sich gegen seinen Gastfreund verging, schädigte das ganze Gemeinwesen, er gefährdete den Ruf desselben im Auslande und schreckte die fremden Händler ab, und diese Erwägung, nicht das Gefühl der Menschlichkeit, ist es gewesen, das dem gastfreundschaftlichen Verhältniß den Charakter eines im öffentlichen Interesse geschützten, d. i. sittlichen Verhältnisses verliehen hat. Die Mißachtung desselben von Seiten des einheimischen Gastfreundes fiel dem entsprechend nicht unter den Gesichtspunkt einer bloßen Privatverletzung, wie eine Rechtsverletzung des Einheimischen gegen den Einheimischen, sondern sie ward als ein Vorgang betrachtet, der das ganze Gemeinwesen berührte. Hatte ein Einheimischer einen Einheimischen beraubt, bestohlen, betrogen, so erblickte man darin kein Vergehen gegen das Gemeinwesen, nach der rohen Auffassung der alten Zeit, die sich im römischen Recht noch Jahrhunderte hindurch behauptet hat, stand dabei lediglich das Interesse des Verletzten auf dem Spiele, dem es überlassen blieb dagegen einzuschreiten, das Gemeinwesen bekümmerte sich nicht darum, und auch die Götter erbosten sich nicht darüber, es waren bloße Privatdelicte ohne alle Beimischung eines öffentlichen oder religiösen Moments. Aber dieselben Delicte, gegen den Gastfreund begangen, nahmen einen gänzlich anderen Charakter an. Menschen wie Götter erblickten darin einen Frevel schwerster Art. Damit ist der Beweis erbracht, daß nach der Volksansicht im ersten Fall nur das Interesse der Privatperson, im zweiten das des Gemeinwesens auf dem Spiele stand, oder was dasselbe, daß sie in der Unverletzlichkeit der Gastfreundschaft, um mich meines Ausdruckes für das Sittliche zu bedienen, eine der Lebensbedingungen der Gesellschaft erblickte. Nicht die Idee der Menschlichkeit war es, welche in der Gastfreundschaft zur Geltung gelangte. Dieselbe hätte sich auch dem Einheimischen gegenüber bethätigen müssen, was, wie oben bemerkt, nicht der Fall war; den Armen ließ man verhungern, den Schuldner schlachtete man, den Fremden hegte und pflegte man. Die Rücksicht, die man ihm erwies, hatte kein anderes Motiv, als die Sorgfalt, welche der Reiter seinem Pferde zu Theil werden läßt, er schont, hegt und pflegt es um seinetwillen. Aus demselben Grunde schonte, hegte und pflegte man den Fremden des eigenen Interesses wegen, einfach weil man wußte, daß man ihn nöthig hatte, und weil man ihn

[1]) Germ. c. 21 . . quemcunque mortalium tecto arcere nefas habetur . . notum ignotumque quantum ad jus hospitii nemo discernit.

heranziehen wollte. Die ängstliche Sorgfalt, die man ihm angedeihen ließ, stand in sittlicher Beziehung auf einer und derselben Linie mit derjenigen, die man in Badeorten den Badegästen oder auf Universitäten den Studirenden angedeihen läßt, man ist aufs emsigste für ihre Sicherheit und ihr Behagen bemüht, sie sind die Schoßkinder des öffentlichen Interesses, aber das Motiv ist nicht das uninteressirte Wohlwollen, die Menschenfreundlichkeit, sondern der nackte Egoismus — man sorgt für sie, weil man sie heranziehen will, man ist sich bewußt, daß mit dem Ruf des Ortes auch der Zuzug der Fremden leiden würde, darum bietet man Alles auf, um ihn zu heben und zu erhalten. Die Gastfreundschaft, des falschen Nimbus der Menschenfreundlichkeit entkleidet, mit dem die obige idealistische Auffassung sie ausgestattet hat, ist nichts als der nackte Egoismus. Ich meine nicht den des Einzelnen, das Individuum mag sich durch ein edles Gefühl haben leiten lassen, was mich nicht kümmert, sondern den des Gemeinwesens. Aber damit bin ich nicht gemeint, demselben einen Makel anzuhängen, denn dieser Egoismus war ein vollkommen berechtigter, er erkannte, was dem Gemeinwesen Noth that, und das reicht aus, nicht bloß um ihn zu rechtfertigen, sondern ihm zugleich das Prädicat des Sittlichen zuzuerkennen. An dem Gebot, das er für die Gastfreundschaft erließ, hing das Wohl des Gemeinwesens, die Möglichkeit des gesicherten Handels und damit der Fortschritt der Cultur. Der Zweck alles Sittlichen aber reducirt sich auf Herstellung und Erhaltung der als nothwendig erkannten, dauernden Lebensbedingungen der Gesellschaft[1]).

Ich habe einen Einwand zu berühren, welcher der hier vorgetragenen Ansicht sicherlich nicht erspart bleiben wird. Er besteht darin, daß jenes Gebot nicht die Form des Rechts, sondern der Sitte an sich trägt. Das Recht ist die gegebene Form für die Verfolgung gesellschaftlicher Zwecke, es ist Sache der Erwägung und Berechnung, es wird gemacht. Aber die Sitte ist kein Werkzeug in den Händen des Zwecks, wie das Gesetz, sie wird nicht gemacht, Absicht und Berechnung liegen ihr gänzlich fern. Unsere Ansicht scheint die gänzlich unhistorische Annahme in sich zu schließen, daß die Völker in ihrer Kindheitsperiode sich ihre sittlichen und religiösen Anschauungen gemacht hätten.

Der Einwand wäre ein vollkommen berechtigter, wenn die Verfolgung der Zwecke durch bewußte Erfassung derselben bedingt wäre. Aber sie ist es nicht, weder bei den Individuen noch bei den Völkern, und es stände schlimm um die Welt, wenn es anders wäre. Was Noth thut, vollzieht sich auch ohne klare Erkenntniß in der Region des Unbewußten, der menschliche Geist hat glücklicherweise die Fähigkeit im Dunkeln zu arbeiten, das Licht der Erkenntniß wird regelmäßig erst herangebracht, wenn das Werk fertig ist. So ist es mit der Sprache, und so auch mit der sittlichen Weltordnung. Beide sind Schöpfungen des menschlichen Geistes, die er fertig gebracht hat, ohne sich der Gründe, die ihn dabei leiteten, bewußt gewesen zu sein. Die ganze sittliche Weltordnung ist eine Zweck-

---

[1]) Es ist die Auffassung vom Sittlichen, deren Begründung und Durchführung ich mir in meinem Werke über den Zweck im Recht zur Aufgabe gestellt habe, ich hebe hervor Bd. I S. 435, Bd. II S. 204 ff.

schöpfung, alle Imperative, aus denen sie sich zusammensetzt: die des Rechts wie der Moral und der Sitte sind ohne Ausnahme durch einen Zweck ins Leben gerufen worden, alle haben die Bestimmung, das Bestehen und Gedeihen der Gesellschaft zu ermöglichen oder zu fördern. Die Kategorie des Zwecks ist dem Sittlichen so wenig fremd, daß in ihr und nur in ihr das wahre Verständniß desselben beschlossen liegt, eine Behauptung, die ich ausspreche mit der Ueberzeugung, daß sie bei dem diametralen Gegensatz, in den sie sich zu der altüberkommenen und heutigen Tages noch herrschenden Grundauffassung der Ethik stellt, welche den letzten Grund alles Sittlichen in das dem Menschen angeborene sittliche Gefühl verlegt, ebenso sehr dem entschiedensten Widerspruch begegnen, wie sie in nicht gar langer Zeit als zweifellose Wahrheit allgemein anerkannt sein wird.

In diesem Sinne der Beschaffung derselben in der Region des Unbewußten war die Gastfreundschaft eine Zweckschöpfung des Alterthums. Der sittliche und religiöse Charakter, mit dem sie bekleidet war, enthielt den thatsächlichen Ausdruck des Gefühls ihrer Unentbehrlichkeit, das unwidersprechliche Zeugniß, daß man in ihr eine der nothwendigen Lebensbedingungen der Gesellschaft erkannte.

Der sicherste Anhaltspunkt, den uns die Urzeit der Völker gewährt, um ihre Anschauungen über die gesellschaftliche Bedeutung eines Instituts zu ermitteln, ist das Dasein oder das Fehlen des religiösen Schutzes. Es ist die Behauptung aufgestellt worden[1]), daß der religiöse Charakter den Grundzug aller primitiven Einrichtungen und Sätze sowohl des Rechts als der Moral gebildet habe. Ich kann ihr nicht zustimmen. Für das römische Recht trifft sie jedenfalls nicht zu. Der Gegensatz des fas und des jus: des göttlichen und des menschlichen Rechts, der bei den Römern bis in die Urzeit hinaufreicht, beweist das Gegentheil. Das ganze römische Vermögensrecht trug von allem Anfang an einen rein weltlichen Charakter an sich, die Götter bekümmerten sich nicht um Mein und Dein, selbst Diebstahl und Raub störten sie nicht in ihrer behaglichen Ruhe; es ist auch nicht die mindeste Spur davon zu entdecken, daß die Privatdelicte des römischen Rechts (Raub, Diebstahl, Injurie, Körperverletzung) jemals als Uebertretungen eines göttlichen Gebots angesehen worden wären. Daß auch das Muttervolk, dem die Römer wie alle anderen indoeuropäischen Völker entstammen, hinsichtlich des Diebstahls diese Auffassung theilte, dafür gewährt die bei ihnen allen sich wiederholende in ihre asiatische Urzeit hinaufreichende Form der Haussuchung nach gestohlenen Gegenständen[2]), bei welcher der sonst bei allen Acten von religiöser Beziehung mitwirkende Priester fehlt, ein völlig unanfechtbares Zeugniß. Wo bloß das Interesse des Einzelnen auf dem Spiele steht, rühren sich die Götter nicht; wo sie es thun, bekunden sie dadurch, daß es sich um das Wohl und Wehe des Gemeinwesens handelt. Die religiöse Einschärfung der Pflichten der Gastfreundschaft enthält demnach den Beweis, daß nach Auffassung des Alterthums die Gastfreundschaft zu den der höchsten Form des Schutzes bedürftigen Einrichtungen,

---

[1]) Wundt, Ethik, Stuttgart, 1886, S. 84, dem zufolge „alle Sittengesetze ursprünglich den Charakter religiöser Gebote besitzen, und Sitte, Recht und religiöser Cultus in ihren Anfängen auf das Innigste verschmolzen sind".

[2]) S. meinen Geist des römischen Rechts, 4. Aufl., Bd. II S. 159, Anm. 208.

zu den unerläßlichen Lebensbedingungen des Gemeinwesens zählte, eine der unantastbaren Grundlagen der gesellschaftlichen Ordnung bildete.

Ich glaube durch die vorstehende Ausführung den Satz: die Gastfreundschaft war nicht das Werk des sittlichen Gefühls, der Menschlichkeit, sondern des Interesses, begründet zu haben. Aber so fremd auch der Zeit, in die wir ihren Ursprung zu verlegen haben, nach Allem, was wir von ihr sonst wissen, der Gedanke der Menschlichkeit war, so hat er doch, wie bereits oben bemerkt, sich später mit ihr verbunden, und wer die Entwicklung der Idee der Menschlichkeit auf Erden schildern will, darf den Antheil, welchen die Gastfreundschaft daran hat, nicht außer Acht lassen. Er ist doppelter Art: objectiver und subjectiver. Mochten immerhin die Motive, welche den Einzelnen bestimmten, Gastfreundschaft zu üben, und die Zwecke, welche das Gemeinwesen bei ihr ins Auge faßten, selbstsüchtiger Art sein, objectiv enthielt die Gastfreundschaft die erste Verwirklichung des Gedankens der Menschlichkeit im Leben der Völker. Sie steht in dieser Beziehung auf derselben Linie mit der Schonung des gefangenen Feindes, den man, anstatt ihn abzuschlachten, nicht aus Menschlichkeit, sondern weil man ihn als Sklaven verwenden oder für ihn ein Lösegeld erzielen wollte, am Leben ließ. In beiden Fällen hat der Egoismus, ohne es zu wissen und zu wollen, in dem Verhalten des Einheimischen zum Fremden objectiv die Idee der Menschlichkeit zur Geltung gebracht, wie denn die Entwicklungsgeschichte des Sittlichen nach meinen Erfahrungen stets auf ihn als den Pionier zurückweist, der dem Sittlichen den Weg gebahnt, die Pfade geebnet hat. Aus dieser objectiven Verwirklichung des Gedankens der Menschlichkeit in der Gastfreundschaft ist später die ihm entsprechende subjective Gesinnung: das Gefühl der Menschenfreundlichkeit gegen den Fremden hervorgegangen, nicht diese hat jene, sondern jene diese erzeugt. Die Zeit, welche die Gastfreundschaft einführte, gleicht dem Kinde, das ein Samenkorn in den Boden steckt, ohne von dem Baume, der demnächst daraus hervorgeht, eine Ahnung zu haben; hat es lange genug in der Erde gelegen, so geht es auf und gedeiht, ohne daß der Mensch die Hand zu rühren braucht. Die menschenfreundliche Gesinnung, welche die Griechen zu Homer's Zeit in Bezug auf die gastliche Aufnahme bethätigten, war die sittliche Frucht, welche der späteren Generation von dem Samenkorn, das die Urzeit gesäet hatte, in den Schoß fiel — in den Schöpfungen des Zweckes stecken latent die sittlichen Ideen, die ihnen entsprechen, sie gehen auf, wenn ihre Zeit gekommen.

V. Phönizischer Ursprung der Gastfreundschaft des Alterthums.

Bei welchem Volk des Alterthums hat die Gastfreundschaft das Licht der Welt erblickt?

Damit berühre ich eine Frage, die meines Wissens bisher noch nicht aufgeworfen worden ist, und auf die ich selber wohl nicht gekommen wäre, wenn ich meinen Blick auf die beiden Völker des classischen Alterthums beschränkt hätte. Nach der im Bisherigen entwickelten Ansicht hätte ich nicht den mindesten Anlaß gehabt, den autochtonen Ursprung derselben bei Griechen und Römern zu bezweifeln, ich bin vielmehr der Ueberzeugung, daß die zwingende Macht der Verhältnisse die Gastfreundschaft auch bei ihnen ganz so wie bei jedem

anderen Culturvolke in selbständiger Weise hervorgetrieben haben würde. Man braucht sich für Einrichtungen, die schon als solche den Stempel des Nothwendigen an der Stirn tragen, nicht nach einer Entlehnung von außen umzusehen. Allein wenn Gründe sich darbieten, welche eine solche gewiß oder auch nur wahrscheinlich machen, soll man dagegen sein Auge nicht verschließen, und dies ist hier der Fall. Nach meiner Ansicht, der ich einen hohen Grad der Wahrscheinlichkeit glaube verleihen zu können, fällt die Ausbildung der Gastfreundschaft im Alterthum auf die Phönizier, von denen sie als fertiges Institut auf die Griechen und Römer übertragen worden ist.

Es ist eine bekannte Thatsache, daß die Griechen ihre Cultur zum größten Theil den Phöniziern verdanken. Letztere haben dieselbe nicht selber erzeugt, sondern sie nur gebracht, sie selber haben sie wie die meisten der Waaren, mit denen sie handelten, auf dem Landwege von den Culturvölkern im Inneren Asiens: den Assyrern und Babyloniern bezogen, um sie dann auf dem Seewege weiter zu tragen. Ihre geschichtliche Bedeutung läßt sich in das eine Wort zusammenfassen: sie waren die Colporteure der Cultur der alten Welt. Sie hatten die historische Mission, das Culturcapital, welches die Geschichte bis dahin im Inneren Asiens durch die Semiten erzeugt hatte, nach Europa zu bringen. Wie sie Asien, so vertreten die Griechen, die durch ihre maritime Lage in erster Linie dazu ausersehen waren, Europa. Sie nahmen das Capital in Empfang, um es dann reich vermehrt den übrigen Völkern Europas zuzustellen. Phönizier von der einen, Griechen von der anderen Seite schlagen die Brücke über das Mittelmeer, auf der die semitische Cultur von Asien nach Europa wandert. Die Thatsache ist symbolisirt in der Sage von dem phönizischen Königssohn Cadmus (d. i. Morgenländer), der die Europa sucht[1]), d. i. die Cultur nach Europa bringt, nach ihm nannte man die *γράμματα φοινικήια*, die älteste griechische Buchstabenschrift, *καδμήια γράμματα*.

Den Einfluß, den die Phönizier auf die Griechen ausübten, können wir uns nicht ausgedehnt genug denken; keines der indoeuropäischen Völker hat auf der Culturstufe, auf der es zuerst in der Geschichte sichtbar wird, so viel Verwandtes mit den Semiten, als das griechische[2]).

Die Medien, durch welche diese Uebertragung bewerkstelligt ward, bildeten nicht bloß die Schiffe, sondern vor Allem die dauernden Handelsniederlassungen der Phönizier an den Küstenplätzen Griechenlands und Kleinasiens und auf den Inseln des mittelländischen und ägeischen Meeres. Wo der Phönizier sich niederließ, baute er sofort einen Tempel und richtete seinen Gottesdienst ein, dadurch

---

[1]) Die Culturverbindung Griechenlands mit Aegypten ist in der Sage von Danaus personificirt.

[2]) Movers, Die Phönizier, Bd. II, 3 S. 3: „Der Hellene in der Homerischen Zeit steht in Beziehung auf das, was zur äußeren Bildung gehört, dem Semiten, selbst dem Hebräer weit näher, als dem Inder und Germanen. Wer z. B. die Nachrichten des Alten Testaments in Beziehung auf Kleidung, Schmuck, auf häusliche Einrichtungen, Wohnungen, Ackerbau, Landwirthschaft, Schiffahrt mit den darauf bezüglichen Andeutungen im Homer vergleicht, wird des Gleichen und Verwandten hier, bei Hellenen und Hebräern, viel, dort, bei Indern und Germanen, dessen nur sehr wenig wieder finden."

lernten die Einheimischen die gottesdienstlichen Einrichtungen und die religiösen Anschauungen der Phönizier kennen, und es öffnete sich ein Canal, wodurch auch das griechische Volk nach Seiten der Religion in tiefeingreifendster Weise von den Phöniziern beeinflußt ward.

Wenn ich oben sagte, daß die Phönizier Dasjenige, was sie den Griechen brachten: ihre Waaren wie ihre Cultur nur colportirten, nicht selbst erzeugt hatten, so bedarf dies nach zwei Seiten hin der Einschränkung: in Bezug auf die Form ihrer Staatsverfassung und in Bezug auf alle Einrichtungen, die mit dem Seehandel und der Schiffahrt zusammenhingen. Hier waren die Phönizier original. Sie haben eine politische That ersten Ranges vollbracht, indem sie an die Stelle der monarchischen Staatsverfassung, welche sie, so viel wir wissen, in früherer Zeit mit allen asiatischen Völkern theilten, die republikanische setzten. Carthago bietet uns das erste Beispiel einer vollendet eingerichteten, ihre Lebensfähigkeit durch unangefochtene Dauer und ihre Lebenskraft durch die großartigsten Leistungen bewährenden Republik in der Welt. Im Hinblick auf die enge Beziehung, welche uns die neuere Geschichte zwischen dem Handel und der republikanischen Staatsverfassung aufweist (die italienischen und deutschen Städte des Mittelalters, die holländische Republik, die vereinigten Staaten von Nordamerika), werden wir schwerlich fehlgreifen, wenn wir darin die politische Abspiegelung des Handelsvolkes, das Werk der eigenthümlichen Interessen und Anschauungen, welche der Handel als ausschließlicher oder vorherrschender Lebensberuf eines Volkes mit sich bringt, erblicken.

Ich habe den Punkt nur berührt, um auf den Einfluß zu verweisen, den die Phönizier auch nach der politischen Seite hin auf Griechen und Römer ausgeübt haben. Wie bei ihnen, so hat auch in Griechenland und Rom die Monarchie der Republik Platz gemacht. Warum auch nicht? wird man fragen, was bedarf es dazu der Annahme einer Einwirkung des Vorbildes Carthagos auf Griechen und Römer? Gewiß nicht, wenn nicht die Uebereinstimmung in der Verfassung mancher griechischen Gemeinwesen und der Roms eine so überraschend große wäre, daß sich der Gedanke der Entlehnung gar nicht abweisen läßt. Schon die Alten, z. B. Aristoteles und Polybius, haben sich ihm nicht zu entziehen vermocht[1]), und ich möchte wissen, ob Jemand, der die Verfassung Roms mit der Carthago's vergleicht, im Ernst ihn bestreiten will. Beide gleichen sich aufs Haar. Hier wie dort: die Gliederung des Volkes nach der Dreizahl mit der Unterabtheilung der Zehnzahl[2]), drei Tribus, dreißig Curien, dreihundert Geschlechter (gentes), ein Senat aus dreihundert Mitgliedern, daneben die Volksversammlung und sodann noch die corporative Verfassung der Zünfte[3]). Das Ueberraschendste ist, daß die Römer bei der Umwandlung der Monarchie in eine Republik nicht, wie es doch im Anschluß an das Bisherige das Natürlichste

---

[1]) Die Zeugnisse bei Movers a. a. O. Bd. II, 1 S. 479.

[2]) Der Gegensatz der Altbürger, Neubürger, Hörigen in Carthago, der sich in Rom in dem der Patricier, Plebejer, Clienten wiederholt, gehört nicht dahin, er trägt nichts Gemachtes an sich und ist in Rom durch dieselben Motive hervorgerufen worden, wie in Carthago.

[3]) S. darüber Movers a. a. O. Cap. 12.

gewesen wäre, einen höchsten Beamten an die Spitze stellen, sondern zwei: die beiden Consuln; sie finden ihr Vorbild in den zwei Suffeten Carthago's.

In keinem Punkte aber waren die Phönizier nach dem einstimmigen Urtheil der Griechen ihnen und allen anderen Völkern der damaligen Welt so sehr überlegen, als in Schiffahrt und Handel, und die hohe Ausbildung beider fällt bereits in eine Zeit, wo sie selber kaum die ersten Ansätze dazu gemacht hatten. Der Handel in Griechenland befand sich in jener Zeit ausschließlich in den Händen der Phönizier, bei Homer ist Handelsmann und Phönizier gleichbedeutend. Ein so ausgedehnter Handel war nicht möglich ohne die entsprechenden Einrichtungen, und die Vermuthung hat die größte Wahrscheinlichkeit für sich, daß die Einrichtungen, welche durch die Zwecke des Handels geboten waren, und denen wir später bei Griechen und Römern begegnen, ihnen durch die Phönizier, denen sie längst vorher bekannt gewesen sein müssen, zugetragen worden sind. Von manchen derselben wird der phönizische Ursprung und die Entlehnung derselben von ihnen ausdrücklich bezeugt, so z. B. von dem verzinslichen Darlehen, welches die Griechen als phönizische Einrichtung charakterisiren. In Bezug auf eine andere hat die Sprache es gethan, es ist das bei Abschluß eines Kaufs gegebene Handgeld: die arrha der Römer, griechisch ἀρραβών, phönizisch oder hebräisch völlig gleichlautend arrabom. Sprachlich besitzen wir darin eines der wenigen indoeuropäischen Lehnworte aus dem Semitischen[1]), sachlich ein unantastbares Zeugniß über die von mir hier behauptete Uebertragung phönizischer handelsrechtlicher Einrichtungen auf Griechen und Römer. Für den Rechtshistoriker wiegt dies eine Wort ebenso schwer, wie für den Paläontologen ein fossiles Stück einer urweltlichen Thierart, es gibt ihm Aufschluß über Vorgänge jenseits aller Geschichte, es bietet ihm einen Anhaltspunkt, um von der unmittelbar bezeugten Thatsache zu weiteren Combinationen vorzugehen. Bedeutungsvoll sind auch die Nachrichten der Griechen über die Geschäftszweige, welche sich bei ihnen noch in historischer Zeit vorzugsweise in den Händen der Phönizier befinden. Dahin gehört zunächst der des Geldwechslers. Niemand empfand so früh die Nöthigung, fremdes Geld ein- und auszuwechseln, als der phönizische Handelsmann, der in aller Herren Länder ging. Er ist im Abendlande der erste Geldwechsler gewesen, wie er es auch war, der den Bergbau nach Griechenland brachte. Dann das Geschäft des Banquiers, der für Handelsunternehmungen dem Händler und Schiffer die nöthigen Gelder vorstreckte. Ein besonderer Zweig dieses Geschäfts war das Seedarlehen (das foenus nauticum der Römer), bei dem der Darleiher die Gefahr des Seetransports der Ladung übernahm, und das sich in den griechischen Hafenplätzen ebenfalls vorzugsweise in den Händen der Phönizier befand[2]). Den Zweck der Versicherung des Schiffs erreichte man meiner Ansicht nach in der Form der Mitrhederei, die für die Phönizier ausdrücklich bezeugt wird[3]), es ist die älteste historisch nachweisbare Art des Compagniegeschäfts. In Rom kam die societas erst sehr viel später auf, dem alten Recht war die societas unbekannt. Das historische

[1]) In dem Verzeichnisse der semitischen Worte bei O. Schrader, Sprachvergleichung und Urgeschichte, Jena, 1883, S. 485, fehlt dasselbe.

[2]) Movers a. a. O. S. 117.

[3]) Movers a. a. O. S. 118.

Motiv, welches sie hier ins Leben rief, war die Ausverdingung öffentlicher Arbeiten, Lieferungen, deren Uebernahme die Geldmittel eines Einzelnen überstieg, in Rom waren es die Interessen des Gemeinwesens, bei den Phöniziern die Schiffahrt, der sie ihren Ursprung verdankte — charakteristisch für beide Völker. Dieselbe enthielt eine zu künstliche Art des Betriebs der Seeschiffahrt, als daß man den Gedanken an eine besondere Absicht, auf die es dabei abgesehen war, ablehnen könnte. Die Absicht war Theilung der Gefahr durch Vertheilung derselben auf mehrere Schiffe, d. i. Versicherung durch Gegenseitigkeit. Damit war nothwendig eine andere Einrichtung gegeben: die Vertretung der Mitrheder durch Einen aus ihrer Mitte oder durch einen Dritten, dem die Führung des Schiffs und der Verkauf der Waaren anvertraut war, d. i. Trennung des Schiffscapitäns vom Rheder und Zulassung der Stellvertretung im Seehandel. Alle drei Einrichtungen: die Mitrhederei, die Trennung des Capitäns (magister navis) vom Rheder (exercitor) und die Stellvertretung im Rhedereigeschäft (actio exercitoria) wiederholen sich bei den Römern[1]). Bedenkt man, daß dem altrömischen Recht der Begriff eines Compagniegeschäfts (societas) und der der Stellvertretung bei Rechtsgeschäften gänzlich fremd war, so wird die Annahme, daß sie die Anregung zur Einführung beider dem Vorbilde der Phönizier verdankten, mit denen sie bekanntlich schon früh in Berührung traten (der älteste Vertrag mit Carthago datirt aus dem Jahre der Stadt 245), keine zu kühne sein. Auch das Institut der Handelsconsuln bei den Griechen (πρόξενος) dürfte phönizischen Ursprunges sein; in Inschriften sind uns noch die Namen mancher Phönizier aufbewahrt, die den Posten in griechischen Handelsplätzen für ihre Landsleute bekleideten[2]). Dasselbe vermuthe ich auch für die von den Römern angenommenen Grundsätze des rhodischen Seerechts über Haverei (lex Rhodia de jactu). Bevor Rhodus in die Hände der Griechen (der Dorier) überging, waren die Phönizier dort ansässig, sie waren es, welche die Insel der Urbevölkerung entrissen hatten. Zu dieser Zeit hatte sich ihr Seehandel schon zu hoher Blüthe entwickelt, und ich kann mir nicht denken, daß sie damals nicht längst schon die Nöthigung empfunden hätten, über den Seewurf rechtliche Bestimmungen zu treffen. Wenn die Römer dieselben statt auf die Phönizier auf das rhodische Seegesetz zurückführen, so erklärt sich dies daraus, daß diese wie andere Bestimmungen, welche die Rhodier von ihren Vorgängern auf der Insel entlehnt hatten, durch sie zuerst in die Form eines geschriebenen Seerechts gebracht wurden. In der lex Rhodia wiederholte sich derselbe Vorgang wie bei der arrha; die Römer entlehnten von den Griechen, was diese von den Phöniziern erhalten hatten.

An die im Bisherigen erörterten Verhältnisse, für welche die Entlehnung durch Griechen und Römer von den Phöniziern theils positiv erwiesen, theils in hohem Grade wahrscheinlich gemacht worden ist, reiht sich als Letztes die Gastfreundschaft an. An einem ausdrücklichen Zeugniß dafür, daß dieselbe in der Gestalt, die sie im Alterthum an sich trägt, zuerst von den Phöniziern ausgebildet und von ihnen auf Griechen und Römer übertragen worden ist, fehlt es; versuchen wir, ob wir den Nachweis nicht in anderer Weise erbringen können.

---

1) Ueber die Mitrhederei s. l. 1 § 25, l. 2, l. 3, l. 4 pr. § 1, 2 de exerc. (14, 1).
2) Movers Bd. II S. 248 ff.

Bildete dieselbe, wie oben nachgewiesen, eine unerläßliche Bedingung des internationalen Handels, so wird es nicht Gegenstand des Zweifels sein können, daß sie sich bei den Phöniziern schon in frühster Zeit entwickelt haben muß. Daß sie den Griechen in der Urzeit unbekannt war, ist oben nachgewiesen, sie taucht zuerst auf in der Zeit des Homer. Zu dieser Zeit waren aber die Griechen noch kein handeltreibendes Volk, der Handel bei ihnen befand sich ausschließlich in den Händen der Phönizier. Hat der Handel die Gastfreundschaft ins Leben gerufen, so muß sie bei den Phöniziern ungleich früher das Licht der Welt erblickt haben, als bei den Griechen, der Zeitraum dürfte mit einem halben Jahrtausend nicht zu lang bemessen sein. Ich knüpfe daran den Schluß, daß die Griechen diese wie so manche Einrichtungen erst durch die Phönizier haben kennen lernen. Zu einer Zeit, wo sie für diese bereits unabweisbar geboten war, war sie für jene noch gänzlich entbehrlich. Sehen wir zu, ob die Gestalt, die sie bei ihnen an sich trägt, nicht noch Spuren der Entlehnung aufweist.

Bei den Griechen zu Homer's Zeit erscheint die Gastfreundschaft als ein Verhältniß des persönlichen Wohlwollens, ohne alle Beziehung zu geschäftlichen Zwecken. Es ist der Freund, der den Freund aufsucht und in dessen Haus aufgenommen wird, nicht der Handelsmann, der Geschäfte am Ort betreiben will. Eine derartige Verwendung des Verhältnisses lag dem phönizischen Handelsmann gänzlich fern, er hatte es nur auf seine Handelszwecke abgesehen, für ihn reichte der Rechtsschutz vollkommen aus, der gastlichen Aufnahme in das Haus konnte er, der auf seinem Schiffe blieb, entbehren, und bei der häufigen Wiederholung seiner Besuche — wir wissen, daß die Phönizier nicht selten denselben Platz drei und vier Mal im Jahr berührten — würde er, wenn er sie hätte in Anspruch nehmen wollen, sehr bald das Maß der Freigebigkeit auf der anderen Seite erschöpft haben. Den Gegensatz dieser Art der Verwendung in zwei Worte zusammengefaßt, so trug die Gastfreundschaft für den Griechen einen *gemüthlich-geselligen*, für den Phönizier einen *geschäftlichen* Charakter an sich, für jenen fiel der Nachdruck auf die *gastliche*, für diesen auf die *rechtliche* Seite des Instituts.

Damit scheint aber die Annahme einer Entlehnung eher widerlegt, als unterstützt zu sein. Und sie wäre es in der That, wenn sich nicht noch ein Umstand hinzugesellte, der die Beweiskraft dieses Argumentes geradezu umkehrt. Es ist dies eine Einrichtung, welche ihren geschäftlichen Zweck, d. i. den phönizischen Ursprung, an der Stirne trägt, und welche die Griechen und Römer mit dem fertigen Institut übernommen haben. Ich habe mir die Betrachtung derselben bis zu dieser Stelle vorbehalten, wo sie uns für die Ursprungsfrage des Instituts ihre Dienste leisten soll; es ist die Gastmarke, bei den Phöniziern und Hebräern chirs, cheres (vollständiger chirs aelychoth, d. i. Scherbe der Gastfreundschaft), bei den Griechen *σύμβολον*, bei den Römern symbolum, tessera hospitalis[1]).

---

[1]) Die gangbare Ansicht der classischen Philologen, der sich auch *Mommsen* a. a. O. S. 342 angeschlossen hat, welche tessera vom griechischen *τέσσαρες* im Sinne eines viereckigen Körpers ableitet, hat alle Wahrscheinlichkeit gegen sich, da die Griechen selber das Zahlwort in diesem Sinne gar nicht verwandt haben, und den Römern ihr eigenes Zahlwort quatuor näher gelegen hätte als das fremde. Den Ursprung des Wortes aus dem Lateinischen vermittelt die Etymologie,

Das Aeußere dieser Einrichtung hat nach der gangbaren Ansicht darin bestanden, daß ein Täfelchen von Thon, Metall, hartem Holz in zwei Stücke zerbrochen ward, von denen das eine dem einen, das andere dem anderen Theil verblieb, beide wurden in den beiderseitigen Familien aufgehoben und bei einem späteren Besuch des einen Theils oder seiner Familienangehörigen an einander gehalten, ob sie paßten. Theodor Mommsen[1]) verwirft diese Ansicht, er ist der Meinung, daß zwei gleichlautende Exemplare desselben Gastvertrages angefertigt worden seien, und es haben sich in der That einige derartige Gasturkunden aus späterer Zeit noch bis auf die Gegenwart erhalten. Ich vermag mich aber seiner Ansicht nicht anzuschließen. Ein beschriebenes oder bekritztes Täfelchen, wie er es sich denkt, ließ sich leicht nachmachen. So gut, wie man zwei Exemplare, konnte man auch drei und vier und so viel man wollte, ganz ebenso herstellen, wie die beiden ersten, und zu der bloßen Schrift als solcher hatten die Alten bekanntlich so wenig Vertrauen, daß sie bei wichtigen Urkunden noch das Versiegeln derselben von außen hinzufügten. Aber das zerbrochene Stück einer Holz-, Thon-, Metall oder Elfenbeintafel, das mit seinen Fasern, Brüchen, Rissen ganz genau in das andere passen mußte, ließ sich, um das Mindeste zu sagen, nur sehr schwer nachbilden. Daß den Alten diese Einrichtung bekannt war, ist uns ausdrücklich bezeugt[2]).

Wenn Mommsen für seine Ansicht als Grund anführt, daß die Gastmarke, da das Verhältniß auf die Erben übergehen sollte, der Vervielfältigung fähig sein mußte, so scheint mir dies eher gegen als für ihn zu sprechen. Welche Garantie hatte der andere Theil, daß diese Vervielfältigung wie durch den dazu berechtigten Erben, nicht auch durch einen Unberechtigten geschah, und wozu bedurfte es derselben für die Erben, da jeder von ihnen, der sie benutzt hatte, sie wieder mit zurückbrachte, die ursprüngliche Marke also vollkommen ausreichte? Immerhin aber angenommen, daß in späterer Zeit die schriftliche Abfassung des Gastvertrages die Regel bildete, so schloß dies die Beibehaltung der alten Einrichtung so wenig aus, daß sie sich im Gegentheil im höchsten Grade empfahl; man zerbrach vorher die Tafel und beschrieb dann beide Stücke in gleicher Weise. Die Prüfung der Echtheit bestand im Zusammenhalten beider Stücke. Bei Plau-

---

welche Vaniček a. a. O. Bd. I S. 274 gibt, dasselbe scheint eine Nachbildung des phönizischen chirs bezweckt zu haben, und wie symbolum auf die Berührung der Römer mit den Griechen, so würde tessera auf die mit den Phöniziern hinweisen. Das griechische *σύμβολον* enthält keine bloße Uebersetzung des phönizischen Wortes, sondern eine selbständige, von der phönizischen abweichende Bezeichnung der Sache.

[1]) Römische Forschungen Bd. I S. 338.

[2]) Isidor, Orig. V, 20, 30: Veteres enim, quando sibi aliquid promittebant, stipulam tenentes frangebant, quam iterum jungentes sponsiones suas agnoscebant. Die Verbindung, in welche Isidor diese Sitte mit der stipulatio setzt, der zu Liebe er als Gegenstand, der zerbrochen ward, die stipula annimmt, ist völlig sinnlos, da dem Gläubiger das Stückchen, das er in Händen hatte, gegen den Schuldner, der den Vertrag leugnen wollte, nicht den geringsten Beweis gewährte, und es eines besonderen Erkennungszeichens für ihn nicht bedurfte. Die Einrichtung konnte nur den Sinn haben, einen Anderen, als den ursprünglichen Contrahenten, als Berechtigten zu legitimiren, d. h. der Uebertragung des Anspruchs zu dienen, ein Zweck, der bei der Stipulation nach bekannten Grundsätzen des römischen Rechts ausgeschlossen war.

tus[1]) verfügt sich der Gastherr, dem der Gast auf der Straße seine Marke vorweist, ins Haus, um erst die seinige zu holen und beide zu vergleichen, was doch bei einer Marke im Mommsen'schen Sinn nicht nöthig gewesen wäre, da sie dem Gastherrn ja ganz bekannt war, und eine bloße Ansicht des zweiten Exemplars genügt hätte, um dessen Echtheit festzustellen. So kann denn das συμβάλλειν, worauf der Name σύμβολον hinzielt, wie das conferre tesseram nur auf das Ineinanderfügen der beiden Stücke bezogen werden. Auch dem phönizischen Ausdruck chirs läßt sich ein Argument für das Zerbrechen entnehmen. Chirs ist fragmen, das Stück eines Ganzen, Scherbe. Man könnte dagegen einwenden, daß man sich ja von vornherein einer Scherbe hätte bedienen können, um sie in zwei Stücke zu brechen, allein der Ausdruck weist nicht auf das Ganze hin, woraus beide gemacht sind, sondern auf das einzelne Stück. Völlig außer Zweifel gestellt wird aber die herrschende Ansicht durch zwei Zeugnisse griechischer Quellen, welche die Einrichtung mit dürren Worten bezeugen[2]) und es hätte der im Bisherigen beigebrachten Argumente gar nicht bedurft, wenn ich nicht geglaubt hätte, die Einsicht dadurch zu fördern.

Der Zweck der Gastmarke liegt auf der Hand. Er bestand darin, den Ueberbringer als Berechtigten zu legitimiren. Wozu dies, da beide Theile sich ja persönlich kannten? Daraus ergibt sich, daß die Einrichtung nicht auf die beiden ursprünglichen Contrahenten, sondern auf andere Personen berechnet war, welche, weil sie dem anderen Theil unbekannt waren, sich erst zu legitimiren hatten. Welche Personen waren dies? Darauf antwortet man: die Kinder und die späteren Nachkommen, und der Uebergang des Verhältnisses auf sie wird sowohl durch die Angaben der Alten, als auch durch die uns erhaltenen Gastmarken außer Zweifel gestellt. Aber bloß auf sie? An dieser meines Wissens noch nicht aufgeworfenen Frage hängt das Verständniß der ganzen Einrichtung.

Nach Allem, was oben gesagt ward, kann es als feststehende Thatsache angenommen werden, daß die Gastmarke eine Erfindung der Phönizier war, und nicht minder kann als sicher gelten, daß sie dabei ihre Handelszwecke im Auge hatten. Ein ausgedehnter Handel aber, wie es der der Phönizier schon in der ältesten Zeit war, bringt mit Nothwendigkeit die Vertretung des Handelsherrn durch Handelsgehilfen mit sich, und zwar in ungleich höherem Grade an auswärtigen Plätzen als daheim. Wer mehrere Schiffe zur See hatte oder Schiffsparten besaß (s. oben) konnte nicht auf jedem anwesend sein, und selbst wer nur eins besaß, konnte in die Lage kommen, daheim bleiben und einen seiner Leute mit der Führung des Schiffes und dem Vertrieb der Waaren beauftragen zu müssen. Gerade auf diesen Fall war meiner Ansicht nach die Gastmarke berechnet, sie

---

[1]) Poenulus 1047 ff.:

Conferre tesseram si vis hospitalem, ecc' eam attuli
Agedum huc ostende.
Est par probe, quam habeo.

[2]) Plato Symposium 191; Scholia in Euryp. Medea 613. Mommsen a. a. O. S. 338 scheint sie nicht gekannt zu haben, da er den einzigen Grund, der die herrschende Ansicht veranlaßt haben soll, in der falschen Deutung des durch σύμβολον implicirten συμβάλλειν, erblickt, das man fälschlich auf das Zusammenfallen zweier Bruchstücke statt auf das zweier Exemplare bezogen habe.

sollte es dem Besitzer ermöglichen, im Behinderungsfalle einen Anderen an seiner Statt zu senden. Für ihn selber hatte die Marke keine Bedeutung, der Gastfreund kannte ihn, und man müßte das Gedächtniß der alten Völker sehr gering anschlagen, wenn man annehmen wollte, daß es für Personen, die sich hatten kennen lernen, zum Zwecke des Wiedererkennens eines besonderen Erkennungszeichens bedurft hätte. Aber der Stellvertreter hatte sich erst zu legitimiren, sonst hätte sich ja Jeder als solcher aufspielen können, und gerade dazu diente ihm die Gastmarke, deren Vorweisung den sicheren Beweis erbrachte, daß er im Namen des anderen Theils kam und dessen Interessen am Orte wahrzunehmen hatte. Die rechtliche Bedeutung der Gastmarke, mit einem modernen Ausdruck wiedergegeben: sie war ein Legitimationspapier, und zwar das erste und früheste Beispiel eines solchen, von dem die Geschichte Kunde gibt.

Nur durch diese Annahme findet die ganze Einrichtung ihre befriedigende Erklärung. Man könnte dagegen einwenden: warum gedenken denn die Gasttafeln nur der Kinder und Nachkommen, nicht des Stellvertreters? Antwort: weil es dessen gar nicht bedurfte. Die Bestimmung der ganzen Einrichtung für den Zweck der Stellvertretung lag so offen vor, daß die ausdrückliche Namhaftmachung des Stellvertreters auf der Marke das Ueberflüssigste von der Welt gewesen wäre. Die Verwendung derselben durch ihn fiel unter den Gesichtspunkt der Inanspruchnahme des Gastrechts im Interesse des Contrahenten selber, sein Stellvertreter vertrat ihn, wie in allen anderen Beziehungen, so auch in Bezug auf das Gastrecht. Und welches Interesse hätte der andere Theil haben sollen, diese Benutzung zu verwehren? Was konnte ihm daran liegen, ob der Gastfreund den Rechtsschutz — und auf ein Weiteres war es ja vom phönizischen Handelsmann, wie oben gezeigt, nicht abgesehen — in eigener Person oder durch einen Stellvertreter in Anspruch nahm? Und angenommen, er hätte den Gebrauch der Marke durch einen Stellvertreter verwehren wollen, wie hätte er ihn verhindern können? Der Stellvertreter, der als solcher ausgeschlossen war, brauchte sich nur als ein Kind des Gastfreundes aufzuspielen, wie konnte jener, der die Kinder nicht kannte, wissen, daß er es nicht war? Die Kindschaft war der Mantel, unter dem sich die Stellvertretung verbergen konnte, jeder Stellvertreter, der erschien, war Kind, auch wenn jedes Mal ein Anderer kam — — der Gastfreund besaß eben sehr viele Kinder! Kurz Kindschaft war praktisch Stellvertretung; sollte diese ausgeschlossen werden, so mußte es auch jene.

Die Namhaftmachung der Kinder und Nachkommen in den Gastverträgen hatte demnach nicht den Sinn, daß außer den Contrahenten selber nur sie, sondern daß auch sie die Marke sollten benutzen dürfen, mit anderen Worten: die Bestimmung enthielt keine Beschränkung, sondern eine Erweiterung des Gebrauchs derselben, sie bedeutete so viel: das Verhältniß soll mit dem Leben der beiden Theile nicht endigen, sondern auf die Erben übergehen. Und gerade daraus ergibt sich ein neues Argument für die obige Ansicht. Was lag dem phönizischen Handelsmann, den bei Eingehung des Verhältnisses ja nur sein Handelsinteresse leitete, näher: für sich selber zu sorgen, oder für seine Erben? Die nächste Sorge war doch die, das Verhältniß so zu gestalten, daß es ihm selber bei seinen Lebzeiten die Dienste leistete, die er davon erwartete, und dazu bedurfte es der Berechtigung, bei eigener Verhinderung einen Stellvertreter zu

Digitized by Google

senden, die Sorge für seine Kinder und weiteren Nachkommen trat dem gegenüber in die zweite Linie zurück.

Was bestimmte ihn, den Uebergang des Verhältnisses auf sie auszumachen? Derselbe Zweck, den er selber für sich dabei verfolgt hatte: der rein geschäftliche der Erhaltung der einmal angeknüpften Handelsverbindungen. Wenn schon ihm selber bei Abschluß des Vertrages der Gedanke an die Pflege eines persönlichen Freundschaftsverhältnisses gänzlich fern gelegen hatte, so schloß sich dieser Gedanke in Anwendung auf die beiderseitigen Erben um so mehr aus. Es hätte geheißen: in den Personen unserer beiderseitigen Erben, die sich gegenseitig nicht kennen, soll das Verhältniß eine Innigkeit gewinnen, die wir selber weder gekannt noch für nöthig gefunden haben, wir waren bloße Geschäftsfreunde, sie sollen wirkliche Freunde werden und als solche, der Unbekannte gegen den Unbekannten, Verpflichtungen übernehmen, die wir, die sich persönlich kannten, nie beansprucht haben. Die Annahme ist zu widersinnig, als daß sie ernstlich in Frage gezogen zu werden braucht, und wenn es noch irgend einer Widerlegung derselben bedürfte, so ist sie dadurch erbracht, daß die Gastmarke dem Erben ganz dieselbe Verwendung zu Zwecken der Stellvertretung ermöglichte, wie dem Erblasser. Die Einrichtung der Gastmarke schließt jeden Gedanken an ein persönliches Freundschaftsverhältniß aus, gleichmäßig in der Person der ursprünglichen Contrahenten, wie in der ihrer beiderseitigen Erben, sie war berechnet auf einen Zweck rein geschäftlicher Art, der sich mit dem Wesen der Freundschaft nicht verträgt: den der Uebertragung, — die Freundschaft läßt sich nicht beliebig auf unbekannte Personen übertragen.

In dieser Bahn des rein Geschäftlichen hat sich auch die spätere Entwicklung des Instituts im Alterthum fortbewegt. Dieselbe wird dadurch bezeichnet, daß an Stelle der Privaten die Gemeinwesen treten. Die öffentliche Ertheilung des Gastrechts, sei es, an Einzelne, sei es, an sämmtliche Angehörige eines fremden Gemeinwesens (das römische hospitium publice datum) löst den Privatgastvertrag ab, und es werden eigene Handelsconsuln ernannt, welche sich der Fremden bei ihren Rechtshändeln anzunehmen haben. Auf die gastliche Seite der Gastfreundschaft, deren praktische Bedeutung mit dem Aufkommen der Gasthäuser mehr und mehr in den Hintergrund trat, konnte es bei jenen generellen Verleihungen des Gastrechts selbstverständlich nicht abgesehen sein[1]), es hätte geheißen, eine Prämie aufs Reisen zu setzen, Vagabunden und Tagedieben freies Quartier und Gastgeschenke[2]) in Aussicht zu stellen, die Hefe des Volkes aus dem einen Orte nach dem anderen zu ziehen, wo sie sich auf öffentliche Kosten hätten gütlich thun können. Die nahe liegende Muthmaßung, daß dieser Fortschritt ebenfalls auf Rechnung der Phönizier zu setzen ist, findet einen positiven Anhaltspunkt in den phönizischen Namen, die uns bei jenen Einrichtungen vorzugsweise begegnen[3]).

---

[1]) Gegen die entgegengesetzte Ansicht von Mommsen a. a. O. S. 343 ff. s. Walter, Römische Rechtsgeschichte, Bd. I § 83 Anm. 31. Die gastliche Aufnahme war auf die öffentlichen Abgesandten beschränkt, die Privaten hatten, wenn ihnen das Gastrecht nicht speciell gewährt worden war, darauf keinen Anspruch.

[2]) Letztere betrugen bei den Römern nie unter 2000 schwere As (circa 420 Mark), oft weit mehr.

[3]) In Bezug auf die Handelsconsuln s. Movers Bd. II, 3 S. 123, in Bezug auf die

Von dem im Bisherigen geschilderten rein geschäftlichen Charakter der Gastfreundschaft bei den Phöniziern hebt sich nun die Gestalt, welche sie bei Homer an sich trägt, sehr merklich ab. Hier erscheint sie als ein Verhältniß inniger persönlicher Freundschaft. Der Gastmarke begegnen wir hier nicht[1]), was immerhin Zufall sein mag, ich constatire nur die einfache Thatsache. Aber auch hier geht das Verhältniß auf die beiderseitigen Kinder und Kindeskinder über (*ξένος πατρώϊος*), und gerade dieser Umstand ist es, dem ich ein Moment für die oben (S. 386) ausgesprochene Ansicht entnehme, daß die Griechen das Institut der Gastfreundschaft als ein fertiges von den Phöniziern übernommen haben. Der Uebergang des Verhältnisses auf die beiderseitigen Erben, so sehr er dem Obigen nach der rein geschäftlichen Verwendung derselben entsprach, scheint mir für die griechische Gestalt nicht zu passen, in meinen Augen enthält er ein disparates, incompatibles Element, das man mit dem fremden Institut ebenso hinüber nahm, wie wir bei manchen Fremdworten die fremde Schreibweise, die zu der unsrigen nicht stimmt und dadurch sofort den fremden Ursprung verräth. Ich will ja nicht in Abrede nehmen, daß ein inniges Freundschaftsverhältniß zweier Personen in ihren Kindern seine natürliche Fortsetzung findet, aber ich frage: bedurfte es dazu eines feierlichen Vertrages, und waren die beiden Personen, welche den Vertrag mit einander schlossen, und die sich bisher nicht kannten, bereits beim ersten Begegnen so innige Freunde geworden, daß sie auf den Gedanken gerathen konnten, auch für ihre Kinder und Kindeskinder einen Freundschaftsbund zu flechten? Die Freundschaft, als historisches Motiv der Ausbildung der Gastfreundschaft bei den Griechen gedacht, reicht nicht aus, um uns die vertragsmäßige Festsetzung des Ueberganges des Verhältnisses auf die beiderseitigen Erben zu erklären, der Phönizier muß herangezogen werden, um uns den Commentar dazu zu liefern, jener Uebergang war ein Plus, ein Ueberschuß, der auf seine Rechnung kommt. Die Griechen haben aus dem Geschäftsverhältniß, das für sie in ihrem damaligen Verkehr unter einander keine Verwendung fand, ein Freundschaftsverhältniß gemacht, sie haben das Gefäß ganz so übernommen, wie die Phönizier es ihnen brachten, aber sie haben es mit einem neuen Inhalt erfüllt: mit dem Geist des persönlichen Wohlwollens an Stelle geschäftlicher Berechnung, Wein statt Wasser daraus gereicht — der phönizische Geschäftsfreund hat sich bei ihnen in einen persönlichen Freund verwandelt.

Ein zweites Zeugniß für meine Ansicht glaube ich der Form des religiösen Schutzes des Verhältnisses bei den Griechen entnehmen zu können. Es steht unter dem Schutz des Gottes der Fremden: des *Ζεὺς ξένιος*. Er gebietet, sich des

Gastverträge und die Gastdecrete der Gemeinden s. die Zeugnisse bei Movers a. a. O. S. 122 Anm. 63 und Mommsen a. a. O. S. 338 Anm. 23. Ein Phönizier ist es auch, der bei Plautus im Pönulus die Gastmarke vorweist.

[1]) Mommsen a. a. O. S. 338 hat ein Zeugniß dafür in Ilias Bd. VI S. 168 entdecken wollen, wo, um seine eigenen Worte wiederzugeben, „Proetos den Bellerophon an seinen lykischen Gastfreund sendet mit einem verschlossenen Täfelchen, um durch die darin eingezeichnete Marke sich als gastberechtigt auszuweisen“. Allein der lykische Gastfreund war sein eigener Schwiegervater. Hatten der Schwiegervater und Schwiegersohn nöthig, einen Gastvertrag abzuschließen und „durch Austausch von Beweisschriften“ sich als berechtigt auszuweisen? Ebenso gut hätten auch Kinder und Eltern den Gastvertrag abschließen können. Der Brief, den Proetos dem Bellerophon mitgab, war ein Uriasbrief, in dem er den Empfänger anwies, den Ueberbringer zu tödten.

Fremden anzunehmen und straft die Verletzung seines Gebotes an dem Verächter. Haben die Götter der griechischen Urzeit die Pflichten der Gastfreundschaft gekannt? Ebenso wenig wie Herakles, der den Gastfreund tödtet; über die Phäaken, welche Gastfreundschaft an dem Odysseus geübt haben, verhängt Poseidon die schwersten Strafen. Aber später haben sie dieselben kennen lernen. Durch wen? Durch dieselben Phönizier, durch welche die Menschen damit bekannt wurden. *Ζεὺς ξένιος* ist der Gott der Fremden im doppelten Sinn des Wortes. Im ethischen: er schützt sie; im historischen: sie haben ihn gebracht — er ist nichts als der ins Griechische übersetzte Gott Baal der Phönizier[1]). Aus seinem Munde war das Gebot der Achtung der Gastfreundschaft längst ergangen, bevor Zeus es kennen lernte, der Gott des Handelsvolkes ist der Erste gewesen, der zur Erkenntniß der Bedeutung der Gastfreundschaft und der ihm obliegenden Schutzpflicht gekommen ist, durch ihn haben die Götter der anderen Völker sich erst belehren lassen müssen[2]). Nach Allem, was wir wissen, ist die Beziehung zum Sittlichen dem Gottesbegriff der Arier in der Urzeit fremd gewesen. „Die Götter der Arier waren ursprünglich nichts weniger als ethisch gedacht, sondern Naturgeister, Verkörperungen und Erscheinungen des Naturlebens, die als solche sich gegen den Gegensatz von Gut und Böse gleichgiltig verhielten[3]).“ Zu Homer's Zeit hat sich daran Etwas, aber nicht viel geändert. Die Anforderungen, welche die Götter an das sittliche Handeln der Sterblichen stellen, sind äußerst geringe, und sie selber, weit entfernt, ihnen ein sittliches Vorbild abzugeben, eher schlechter denn besser als sie. Sie täuschen, betrügen, lügen, grollen, zürnen, hassen, kennen kein Maß in der Rache und lassen selbst an dem Unschuldigen ihren Grimm aus, wie z. B. Poseidon an Odysseus und den Phäaken, sie verfolgen Denjenigen, der ihnen nicht gefällt, und thun Alles für ihren Liebling. Wären die Griechen nicht durch sich selber besser geworden, durch die Götter würden sie es nicht geworden sein, die sittlichen Ideen sind bei den Griechen wie bei allen Völkern der Welt nicht vom Himmel auf die Erde, sondern von der Erde in den Himmel gekommen, der Mensch hat ihrer erst inne werden müssen, um seine Götter damit auszustatten, inne geworden ist er ihrer aber erst in der Schule des Lebens, die ihn lehrte, daß er ohne sie nicht bestehen

---

[1]) Griechen und Römer geben Baal durch Zeus und Jupiter wieder, wie umgekehrt die Phönizier der späteren Zeit sich dieser Namen für Baal bedienen. Der Vergleichungspunkt besteht nicht bloß darin, daß sie die höchsten nationalen Gottheiten sind, sondern daß sie beide denselben Gedanken ausdrücken: die Sonne und das Licht als die Quelle alles Lebens, Baal ist der Sonnengott, Zeus der Vater des Lichts.

[2]) Auch Jehova, der für die Juden bei Moses III 19, 34, V 10, 19 das Gebot erläßt, daß der Fremde bei seinem Volk wohnen solle wie ein Einheimischer. Der bestimmende Einfluß, den die Phönizier in religiöser Beziehung auf die Juden ausgeübt haben sowohl auf den Cultus als auf die religiösen Vorstellungen, ist bekannt (s. Movers Bd. I S. 8, 93), und die Antwort auf die Frage, ob Baal oder Jehova zuerst jenes Gebot erlassen hat, wird wohl nicht zweifelhaft sein können, wenn sonst der Schluß von der Geschichte und Lebensweise beider Völker ein berechtigter ist. Jehova kam ins Land als Gott eines wandernden Hirtenvolkes, wo er den Gott des Handelsvolkes bereits vorfand, jener brauchte das Gebot der Gastfreundschaft nicht zu kennen, dieser mußte es kennen.

[3]) Ich entnehme diesen Satz der Abhandlung meines hiesigen Collegen Hermann Schultz über Religion und Sittlichkeit in ihrem Verhältniß zu einander in den Theologischen Studien und Kritiken. Jahrgang 1883 S. 74.

könne. Die griechischen Götter, wie Homer sie zeichnet, waren schlechter als die besten unter den Menschen der damaligen Zeit.

Und diese Götter hätten sich aus eigener Anregung zur Höhe der sittlichen Auffassung, wie sie in dem Gebot der Gastfreundschaft gegen den völlig Unbekannten zu Tage tritt, aufschwingen sollen? Ich kann nicht daran glauben. Das Gebot paßt nicht in die Umgebung, in der es auftritt, es macht den Eindruck eines versprengten Stücks Sittlichkeit, das gleich dem erratischen Block an den Ort, wo es sich findet, nur aus der Ferne herüber getragen sein kann. Wäre der Gedanke der religiösen Weihe der Gastfreundschaft ein national-griechischer, so hätte die religiöse Erfassung des Sittlichen, von der er Zeugniß ablegt, sich in der griechischen Weltanschauung zu Homer's Zeit in ungleich ausgedehnterem Maße bethätigen müssen, als sie es gethan hat. Wie dürftig sind die sittlichen Gebote, welche hier aus dem Munde der Götter kommen, das Gebot Jehova's: Du sollst nicht stehlen, ist beispielsweise den griechischen Göttern gänzlich fremd, und selbst die rein profane Moral nimmt es mit demselben äußerst leicht[1]). Die Erkenntniß der Beziehung der sittlichen Weltordnung zum Gottesbegriff, welche damals bei den Semiten bereits längst abgeschlossen war, erscheint hier erst im Entstehen, und anstatt, wie es die naturgemäße Entwicklung der sittlichen Idee mit sich bringt, vom Niederen zum Höheren fortzuschreiten, macht sie einen Sprung, wendet sich dem Fremden zu, während sie den Einheimischen überspringt; das Eigenthum des Gastfreundes steht unter göttlichem Schutz, das des Einheimischen nicht. Ein Institut, das in seiner Entwicklung den übrigen so weit voran geeilt ist, kann nicht auf dem Boden entstanden sein, wo es sich findet, es hat eines anderen Bodens und einer längeren Vorgeschichte bedurft, um es hervorzubringen und zu zeitigen. Es verweist uns von den Griechen auf die Semiten, für welche beide Voraussetzungen zutreffen: die religiös-sittliche Weltauffassung und die Priorität einer längeren historischen Entwicklung. Der Gedanke der religiösen Heiligkeit des Gastverhältnisses ist ein semitischer Gedanke, der den arischen Völkern bei ihrer ursprünglichen Erfassung des Gottesbegriffes nicht kommen konnte, sie haben ihn mit dem fertigen Institut von den Semiten entlehnt, wahrscheinlich einer der ersten Fälle, in denen die arischen Gottheiten mit dem Sittlichen, das ihnen bis dahin gänzlich fremd gewesen, in Berührung getreten sind.

Die im Bisherigen vorgetragene Ansicht, daß *Ζεὺς ξένιος* der ins Griechische übersetzte Gott Baal der Phönizier ist, würde eine erhebliche Unterstützung gewinnen, wenn wir dem Adjectivum *ξένιος* den Schluß entnehmen dürften, daß die dadurch betonte Beziehung desselben zur Gastfreundschaft nicht in seinem ursprünglichen Wesen gelegen habe. Ich rege damit eine Frage an, die zu beant-

---

[1]) Leopold Schmidt a. a. O. Bd. II S. 370: „Der Sinn für fremdes Eigenthum gehörte ursprünglich durchaus nicht zu den hervorstechendsten Seiten des griechischen Volkes. Die Homerischen Gedichte namentlich zeigen zahlreiche Züge einer Gleichgültigkeit dagegen, welche wir mit der sonst darin zur Darstellung kommenden Gesittung nur schwer in Einklang zu bringen vermögen." Warum hat Zeus, der unserer Ansicht zufolge von Baal das Gebot übernommen hat: Du sollst Dich des Fremden annehmen und sein Eigenthum achten, nicht auch das des Dekalogus: Du sollst nicht stehlen, zu einem religiösen erhoben? Weil das Interesse des Gottes der Phönizier durch das erste vollständig gedeckt war, das Verhalten des Einheimischen zum Einheimischen kümmerte ihn nicht.

worten, ich mich außer Stande fühle, da ihre Beantwortung einen religionsgeschichtlichen Apparat der ausgedehntesten Art erfordert, der mir abgeht. Enthalten die adjectivischen Bezeichnungen der Gottheit, soweit sie nicht rein localer, sondern sittlicher Art sind, wie z. B. bei den Griechen *Ζεὺς πίστιος, ὅριος, ὅρκιος, ξένιος* eine historische Erweiterung des ursprünglichen Gottesbegriffes, oder nur eine That des späteren Denkens, welches auf diese Weise die von allem Anfang in ihr gelegene Fülle des sittlichen Inhaltes nach den verschiedenen Seiten hin zum Bewußtsein brachte? Auch Jehova ist im Lauf der Zeit ein anderer geworden, als er in der Urzeit gedacht ward, aber der einige Gottesbegriff, der ihn auszeichnete, schloß bei ihm die Zerlegung in mehrere Wesen aus, die Erweiterung des religiösen Bewußtseins vollzog sich an ihm, ohne äußerlich in Form besonderer Prädicate hervorzutreten. Aber für die Griechen, welche den Gottesbegriff von vornherein in mehrere Götter zerlegt hatten, stand Nichts entgegen, diese Zerlegung auch bei einem und demselben Gott fortzusetzen. Die Adjectiva, wodurch sie dies bewerkstelligten, sind das Werk der späteren Zeit, *Ζεὺς ξένιος* ist ein Schuß, den Zeus erst später aus sich hervorgetrieben, es ist der Zeus der neueren Zeit, der die Gastfreundschaft unter seinen Schutz genommen, im Gegensatz zu dem der Urzeit, der sich um sie nicht bekümmerte; hätte er es schon damals gethan, man hätte nicht nöthig gehabt, diese Eigenschaft noch besonders zu betonen. Spielte diese Erweiterung in der Periode des späteren religionsphilosophischen Denkens, ich würde darauf für meine Ansicht nicht das geringste Gewicht legen, aber sie hat sich bereits vollzogen im heroischen Zeitalter, wo die Reflexion das naive Denken noch nicht abgelöst hatte. Wenn ich Alles, was ich bisher für den phönizischen Ursprung der Gastfreundschaft bei den Griechen beigebracht habe, zusammen halte, so komme ich zu dem Schluß: *Ζεὺς ξένιος* war der Ausdruck, mit dem der Volksmund die Erweiterung bezeichnete und sich zum Bewußtsein brachte, welche der einheimische Gott durch den fremden erfahren hatte, *Ζεὺς ξένιος* bedeutete nicht bloß den Gott, der die Fremden schützte, sondern den, der von ihnen gebracht war.

VI. Ergebnisse.

Ich bin am Ende. Ich stelle die Ergebnisse meiner ganzen bisherigen Untersuchung kurz zusammen. Das Motiv, welches die Gastfreundschaft im Alterthum ins Leben gerufen und sie zu dem gemacht hat, was sie ward, war nicht ethischer, sondern praktischer Art, nicht das uneigennützige der Menschenliebe, sondern das egoistische der Ermöglichung eines gesicherten Handelsverkehrs; ohne den gesicherten Rechtsschutz wäre ein internationaler Handelsverkehr zur Zeit der Rechtlosigkeit der Fremden unmöglich gewesen. Aus diesem Gesichtspunkt erklärt sich das ganze Institut: sein Schutz — seine äußere Einrichtung — seine Geschichte.

Sein Schutz. In dem fremden Händler sorgte jedes Gemeinwesen für sich selber. Er war der Mittelsmann zwischen ihm und der Außenwelt, ihn fern halten, hieß sich von dem Verkehr mit ihr ausschließen, an seiner Sicherheit hing der ganze Handel und mit ihm der Fortschritt in der Cultur — aller Culturaustausch ist ursprünglich durch den Kaufmann vermittelt worden. Die Bedingung seines Kommens war das sichere Vertrauen auf den Schutz, den ihm sein

Gastfreund zugesagt, die Unverletzlichkeit des freien Geleitsbriefes, den er ihm ausgestellt hatte. Seiner Form nach ein lediglich durch die Sitte und Religion geschützter Privatvertrag, schlug der Gastvertrag seiner praktischen Bedeutung nach ins Völkerrecht hinein: der erste Ansatz zu einer völkerrechtlichen Organisation des friedlichen Völkerverkehrs. Die Unverletzlichkeit des Gastfreundes enthält das Seitenstück zu der der Gesandten. Die eine war ebenso nöthig wie die andere, die eine ermöglichte den Verkehr im Frieden, die andere im Kriege — die Erkenntniß der Unabweislichkeit beider Postulate gehört zu dem Frühesten, was der Menschheit klar geworden ist.

Seine äußere Einrichtung. Das Charakteristische derselben besteht in der Gastmarke. Sie trägt das zweifellose Ursprungscertificat, das unverkennbare Monogramm des Handels an der Stirn. Wie der Zweck, dem sie dient: die Ermöglichung der Stellvertretung und die Sicherung der einmal angeknüpften Geschäftsverbindungen für die Nachfolger im Geschäft, so ist auch die Form, durch welche dieser Zweck vermittelt wird, echt kaufmännisch — ein Seitenstück zu den transportablen Handels- und Legitimationspapieren des heutigen Handelsverkehrs.

Seine Geschichte. Für den Handel berechnet, ist das Institut von dem Handelsvolk der alten Welt, den Phöniziern geschaffen worden, und der Handel hat es den Griechen und Römern zugetragen. In der Urzeit den Griechen wie allen Ariern unbekannt, haben sie es erst kennen gelernt, als der phönizische Handel sie aufsuchte, und auch die spätere Fortbildung des Instituts (die Ertheilung des öffentlichen Gastrechts und die Handelsconsuln) kommt auf Rechnung des phönizischen Handels.

Das ist die Gastfreundschaft im Alterthum. Wäre es mir bloß um sie zu thun gewesen, ich könnte meine Ausführungen jetzt schließen. Aber das Interesse, das mich veranlaßte, sie einer eingehenden Untersuchung zu unterwerfen, war nicht das Historische der richtigen Erkenntniß einer mit der Zeit, der sie angehört, vorübergehenden Erscheinung, mein Augenmerk war dabei auf etwas Höheres gerichtet, und zwar auf ein Doppeltes. Einmal auf den Nachweis der hohen Bedeutsamkeit der Gastfreundschaft für die Erhebung der Menschheit zur Idee der Rechtsfähigkeit des Menschen als solchen, unabhängig von seiner Zugehörigkeit zu einem bestimmten Gemeinwesen. Sie enthält den ersten Anlauf zu einem Gedanken, den erst das Christenthum als Princip ausgesprochen und überall, wo seine Lehre herrscht, verwirklicht hat: der Mensch ist Rechtssubject, er geht unangefochten durch die ganze Welt, Recht und Moral kennen nicht den Bürger, sondern nur den Menschen. Und sodann auf eine Exemplificirung eines Satzes, in dem ich meine Auffassung vom Sittlichen im Gegensatz zu der herrschenden zusammenfasse: das Sittliche ist nichts Absolutes, es steht im Dienst der menschlichen Zwecke, es entsteht und vergeht mit den Zwecken, welche ihm den Charakter des gesellschaftlich Gebotenen, d. i. des Sittlichen, verleihen. Kaum ein anderes Institut gibt es, welches diesen Satz, d. i. die Wandelbarkeit des Sittlichen nach Maßgabe der dasselbe bedingenden Zwecke so deutlich gepredigt hat, als die Gastfreundschaft. Unbekannt und unfaßbar einem Geschlecht, welches ihrer nicht bedurfte, da sich die Bedingungen des Handels bei ihm noch nicht

eingestellt hatten, taucht sie auf mit dem Handel, um sich zum Range eines der höchsten und unverletzlichsten Pflichtverhältnisse aufzuschwingen, alsdann aber mit dem allmäligen Hinwegfallen der Bedingungen, welche sie nöthig gemacht hatten, nach und nach von dieser Höhe wieder herabzusinken. Für uns hat sie diesen ihren sittlichen Charakter gänzlich eingebüßt, aber nicht etwa darum, weil unser sittliches Gefühl dem des Alterthums gegenüber einen Rückschritt gemacht hätte, sondern weil die Verhältnisse andere geworden sind. Der rechtlichen Seite des Instituts hat der Grundsatz der Rechtsfähigkeit der Fremden, der gastlichen das Aufkommen von Wirthshäusern ein Ende gemacht. Nur wo es an letzteren fehlt, in menschenleeren Gegenden erkennt noch die Volksansicht eine Verpflichtung zur gastlichen Aufnahme des Fremden an, da er ohne sie verloren sein würde, es ist der Nothstand, der hier die Pflicht der Gastlichkeit lehrt, eine Bethätigung nicht der bloßen Freundlichkeit, die wohlzuthun gedenkt, sondern der Menschlichkeit, welche sich des Hilflosen erbarmt. Hier behauptet die Gastlichkeit den Werth einer der ersten und praktisch unentbehrlichsten Tugenden, und das Volk ist stolz darauf, sie zu üben. Warum nicht auch bei uns? Das Gasthaus ertheilt darauf die Antwort: mit dem Gasthaus ist der Gastlichkeit gegen Fremde ein Ende gemacht, sie hat aufgehört eine Pflicht und eine Tugend zu sein — das Gasthaus eine ethische Größe! Es gibt keinen schlagenderen Beweis für die Abhängigkeit sittlicher Ideen von den äußern Lebensverhältnissen eines Volkes als diesen. Die sittlichen Ideen wechseln mit den Zwecken, die sie bedingen. Es gibt gewisse Zwecke, welche, sowie einmal die Natur den Menschen eingerichtet hat, ewigen Bestand haben, aber es gibt auch andere, welche vorübergehen, auf ihre Rechnung kommt das Vergängliche im Sittlichen. Um davon ein Beispiel zu geben, habe ich mir die Gastfreundschaft auserseh en. Sie gleicht den Wandelbildern (dissolving views), bei denen in Folge der verschiedenen Beleuchtung unter den Augen des Beschauers das eine Bild sich allmälig in ein anderes verwandelt.

Der Wandel, den das sittliche Gefühl in Bezug auf die Gastfreundschaft erfahren hat, liegt nicht in ihm selber, sondern in Momenten, die ihm selber gänzlich fremd waren: in der Rechtlosigkeit der Fremden in der Urzeit — in dem Aufkommen des Handels — in der Erhebung des Rechts zur Anerkennung der Rechtsfähigkeit des Menschen als solchen — in dem Aufkommen der Gasthäuser. Eine veränderte Scenerie — und das sittliche Gefühl ist ein anderes geworden. Die Geschichte der Gastfreundschaft liegt beschlossen in der Erkenntniß der praktischen Natur und in den Einrichtungen des Rechts und des Lebens, die sie zu der einen Zeit entbehrlich, zu der anderen nöthig machten — das praktische Bedürfniß, nicht das sittliche Gefühl ist der Regulator der sittlichen Weltordnung; wer letzteres bis auf seinen letzten Grund verfolgen will, wird überall auf die praktischen Zwecke stoßen, in denen das sittliche Gefühl wie seinen Ursprung; so seine Rechtfertigung findet. Das sittliche Gefühl ist das Product, nicht der Schöpfer der sittlichen Weltordnung; wo es die Macht bethätigt, sie fortzubilden, da hat es die Kraft dazu ihr selber entnommen, es ist die Tochter, welche der Mutter über den Kopf gewachsen ist und sie meistert — sie verwendet die Lehren, welche letztere ihr ertheilt hat.

Bemerkungen über Werth und Wirkung der Kunstkritik.

Von

Herman Grimm.

Wer das Leben aus Erfahrung kennen gelernt hat, kann über die Nothwendigkeit freier öffentlicher Kritik in allen Fächern nicht zweifelhaft sein. Beispiele, daß sie Schaden stiften könne, werden sich allerdings bieten. Ich erinnere mich, daß ein jüngerer Gelehrter ein Buch zu Stande gebracht hatte, auf das er stolz sein durfte: da bringt ein angesehenes wissenschaftliches Blatt eine Besprechung, die mit solcher Geschicklichkeit Lob und Tadel zu mischen und den Verfasser im Ganzen als einen ziemlich unbrauchbaren Arbeiter hinzustellen wußte, daß, wenn nicht von zuständiger Seite widersprochen und die muthmaßliche Absicht des Recensenten klar gelegt worden wäre, die Carrière des verunglimpften Anfängers unterbrochen, vielleicht verdorben worden wäre. Wem schwebte bei der fortdauernden Möglichkeit solcher Thatsachen zuweilen nicht der Wunsch auf den Lippen, es sollte ein für allemal dem Recensentenwesen ein Ende gemacht und jede Arbeit darauf angewiesen sein, sich ohne Lob oder Tadel den eigenen Weg zu bahnen? Dennoch wird das Endresultat der Erfahrung dahin lauten, daß die öffentliche Kritik der wissenschaftlichen Arbeit unentbehrlich sei und daß, was die Nachtheile anlangt, nichts übrig bleibe, als diese mit in Kauf zu nehmen. Ein schlechtes Buch, eine falsche Meinung dem Publicum zu denunciren, ein gutes Buch, eine richtige Ansicht auf der Stelle anzuerkennen, ist so vortheilhaft, die öffentliche Debatte über wissenschaftliche Differenzen so nothwendig, daß darauf nicht verzichtet werden kann. Eine öffentliche Leistung muß, um vollständig zu sein, ihr öffentliches Echo finden. Eine schlechte Recension ist besser als gar keine.

Will man recht inne werden, wie unerläßlich es sei, in manchen Fällen das Böse hier still hinzunehmen, so betrachte man das Theaterwesen. Nirgends kann der böse Wille eines Recensenten dem Betroffenen so viel Schaden bringen und zeigt sich die Wirkung so unmittelbar. Jede Nüance literarischer Verrätherei ist hier möglich. Trotzdem würde, wenn das Publicum in Lob und Tadel nur auf die

eigene Empfindung des Einzelnen angewiesen wäre, ästhetische Anarchie eintreten. Jeder Schauspieler wie Theaterdirector weiß das und sieht einen bösen Recensenten als ein Unglück an, das man ertragen müsse. Am meisten in ihr Schicksal ergeben aber sind die Männer der Politik. Sie sind so abgehärtet gegen das, was die Presse bringt, daß Lob und Tadel für ihr Gefühl fast zusammenfließen. Entbehren möchten sie gewiß aber weder das Eine noch das Andere und würde sie, wie den Schauspieler und Musiker, nur das völlige Schweigen der Blätter in Schrecken setzen.

Warum ist nun dem bildenden Künstler die öffentliche Kritik so unerträglich? Offene Auflehnung gegen sie von dieser Seite macht sich in fast periodischer Wiederkehr und in Form geharnischter Proteste Luft. Die Ursache könnte sein, daß ein bedeutenderes pecuniäres Interesse dabei auf dem Spiele steht. Der Verfasser eines getadelten Buches pflegt sein Honorar bereits empfangen zu haben. Ein getadelter Schauspieler kann durch neue Leistungen stets den Beweis antreten, daß er ungerecht behandelt werde; ein Maler oder Bildhauer dagegen bietet meistens seine ausgestellte Arbeit dem Publicum erst an und hängt bei Bestellungen von der öffentlichen Stimmung ab. Hier stehen oft bedeutende Summen und entscheidende Schicksalswendungen in Frage. Diese von dem Gutdünken eines Kritikers abhängig zu wissen, dessen Befähigung und dessen Berechtigung nicht controllirt werden können, hat etwas Empörendes. Das Publicum weiß nicht, welches Nachdenken und Mühe und Opfer an Geld und Zeit nöthig sind, um ein Gemälde oder gar Werke der Sculptur herzustellen, und nun steht endlich die Arbeit fertig da, ein beliebiger Schriftsteller spricht ihr allen Werth ab, und das Publicum glaubt diesem Menschen!

Und was könnte geschehen, um dieses Schicksal abzuwenden? Der Schauspieler oder Musiker kann sich ohne Schaden mit denen in Verbindung setzen, die über ihre Leistungen später das Wort ergreifen werden. Nicht um ihr Urtheil zu bestechen, sondern um ihnen eine Anschauung ihres Talentes zu geben, so daß der entscheidende Abend beide Theile sich nicht als völlig unbekannte einander begegnen läßt. Soll ein bildender Künstler dagegen sich um die Besuche seiner Recensenten bemühen? Und wenn er sich dazu entschlösse: an wen sich wenden? Jeder schreibt Kunstkritiken. Ueber Nacht schießen die frischen Autoritäten auf und lassen sich in einflußreichen Blättern vernehmen. Diese Art von Schriftstellerei also müßte gezügelt werden.

Denn daß überhaupt geschwiegen werde, würden auch die bildenden Künstler nicht wollen. Das Hervortreten mit einem ersten oder mit einem neuen Werke ist immer ein Glücksspiel, und ich glaube, auch kein bildender Künstler würde, wenn man ihm statt des ungewissen Urtheiles der Presse absolutes Schweigen derselben garantiren wollte, das letztere vorziehen. Es läge darin ein Mißtrauen gegen die eigene Kraft, das Niemand sich eingestehen möchte. Lassen wir die Garantie also derart sein: durch irgend ein Uebereinkommen sollte bewirkt werden, daß über die ausgestellten Werke der bildenden Künstler nur Anerkennendes gedruckt werden dürfe. Auch das würden die Künstler nicht wollen, einmal weil es kindisch wäre und sodann weil das Publicum von einer nur das Gute hervorhebenden Kritik keine Notiz mehr nähme. Wo bei öffentlichem Urtheil auch nur

der Verdacht innerer Gebundenheit dessen, der es abgibt, aufkommt, ist das Interesse verloren. Supponiren wir trotzdem jedoch, das Publicum wolle zugestehen, daß die Schriftsteller, deren Kunstkritiken es liest, sich über ihre Befähigung auszuweisen hätten. Irgend eine Commission also würde mit der Abnahme eines Examens zu betrauen sein? Sollte diese aus Künstlern oder aus Kunstfreunden oder aus beiden gemischt bestehen? Nehmen wir den einen oder anderen Fall: wer hätte die einzelnen Mitglieder zu wählen? Der Staat? Da würden die Beamten, denen die Constituirung der Commission obläge, sich selbst dann erst wieder als ästhetisch zureichend zu legitimiren haben. Vor dem abermaligen Urtheile welcher höchsten Instanz? Und wer träte für deren Unfehlbarkeit ein? Und wenn diese erwählten Recensenten die erwarteten zuverlässigen Beurtheilungen nun doch nicht lieferten? Sollte ihnen auf den Antrag eines Beschädigten die Qualification wieder genommen werden? Meist pflegt zugegeben zu werden, daß man sich gern tadeln lassen wolle, wenn es in vernünftiger, maßvoller, anständiger Weise geschehe. Nehmen wir an, daß die Erfüllung dieses Wunsches, der ein ebenso vernünftiger als begreiflicher ist, sich schaffen ließe: wie sollte in dem Falle nun aber Wandel geschaffen werden, daß diese approbirten Kritiker, die ehrlichsten, redlichsten, gelehrtesten, zuverlässigsten, rücksichtvollsten Leute, in gewissen Hauptanschauungen fest lägen, bei denen sie sich nichts drein reden ließen? Jeder ernstere Mann heute hat seine auf historischer Bildung beruhenden Ueberzeugungen. In ihnen schroff zu beharren, kann ihm nicht zum Vorwurfe gereichen. Wir theilen uns in politische Parteien; in jeder derselben sind bürgerlich unantastbare und reine Charaktere zu finden, die sich im Einzelnen auch achten und anerkennen, im Großen und Ganzen sich aber bis zum Wunsche der Vernichtung bekämpfen. Auch auf ästhetischem Gebiete haben wir solche Parteien von altersher. Der Staat, oder welche Autorität es nun sonst sei, der man einen gewissen entscheidenden Einfluß auf die Organisirung der öffentlichen Kritik zugestände, würde von Leuten repräsentirt werden, die wahrscheinlicherweise verschiedene Grundanschauungen über Kunst und Künstler hegten: auf welchem Wege sollte Uebereinstimmung erzielt werden? Oder wenn diese obersten Gewalten sämmtlich auf einer bestimmten Seite ständen, welche Einrichtungen sollten jeder Anschauung da ihr Recht schaffen?

Wie nöthig es sei, grade diese Möglichkeiten im Auge zu haben, zeigt sich heute. Bekannt ist, daß von Beginn dieses Jahrhunderts bis auf die laufende letzte Zeit die officielle Auffassung der Kunst als Gegenstand öffentlicher Unterweisung mehrfach gewechselt hat. Wir sehen, wie in der Aufeinanderfolge bedeutender Künstler, denen ihre Arbeiten und auch ihre amtliche Stellung entscheidenden Einfluß gewährten, einander entgegengesetzte Anschauungen maßgebend wurden, wie auf die Zeiten des vor etwa hundert Jahren herrschenden Realismus (den Schadow in seinen frühesten Arbeiten repräsentirte) der Idealismus in verschiedenen Abstufungen die Herrschaft übernahm, bis er diese heute dem Realismus neu übergeben hat. Gewiß waren die Künstler, welche während dieser hundert Jahre ihrer persönlichen Ueberzeugung schaffend und lehrend das Uebergewicht gaben, hierzu berechtigt. Soll darum aber Anhängern entgegengesetzter Ueberzeugungen das Wort versagt und ihre Opposition als gegen das

Digitized by Google

Bestehende gerichtet verurtheilt werden? Persönliche Neigung und Studium werden auch heute diejenigen, denen die historische Kunstbetrachtung obliegt, auf die eine oder andere Seite stellen und, wo sie sich mit Kunstkritik befassen, die Schöpfungen heutiger Meister demgemäß beurtheilt werden. Eine Aufforderung zu solchen Urtheilen liegt oft nahe. Wer in die Ruhmeshalle des Zeughauses eintretend die Malereien der Wölbung und der oberen Wandflächen mit denen der unteren zugleich erblickt, muß sich inne werden, daß hier zwei Gegensätze in bedeutenden Leistungen gleichsam im Kampfe liegen. Selbst der oberflächliche Betrachter wird dies fühlen und sich über die Gründe, die zum einen und andern geführt haben, klar zu werden suchen und auch sich aussprechen.

Hier nun tritt auf das deutlichste aber recht hervor, daß nicht von den Kunstfreunden, Kunstgelehrten, Kunstkritikern, oder wie man diejenigen nennen will, welche die Liebe zur Kunst zu schriftlichen Aeußerungen über Kunst geleitet hat, sondern von den schaffenden Künstlern selbst die Gegensätze geschaffen und genährt werden, über deren literarische Behandlung eine Anzahl Künstler heute Klage führt, als ständen Schriftsteller hier und schaffende Künstler dort sich in zwei allgemeinen Feldlagern entgegen. Zwischen den Künstlern waltet der Kampf. Immer ist es so gewesen. Aus den vergangenen Jahrhunderten bis in die eigene neueste Zeit hinein fehlt es nicht an Material, dies zu beweisen. Wir wissen, wieweit die Künstler von jeher auseinandergingen, wenn sie die Werke ihrer Zeitgenossen beurtheilten. Sehen wir ab von Neid und persönlicher Feindschaft und halten uns an die Fälle, wo ohne Zumischung kleinlicher Rücksichten das Urtheil eines Meisters über die Leistungen eines Anderen aus der Verschiedenheit des Talentes und des Charakters fließt. Wie hart standen sich Raphael, Michelangelo und Lionardo gegenüber, und ihre Schüler und Anhänger, stets selber Künstler, fochten diesen Streit aus. Wie ist es in den späteren Jahrhunderten in Italien, Frankreich und bei uns zugegangen. Wie geht es heute noch zu. Der Regel nach pflegt ein Künstler auch in unserem Jahrhundert seine Meinung nicht zurückzuhalten. Was die Kritiker dann drucken lassen, ist meist der Widerhall dieser Meinungen. Freilich läßt sich daran nichts ändern. In allen Fächern öffentlicher Thätigkeit geht es so zu. Die Minister werden von den Staatsmännern, die Feldherrn von den Generälen, die Professoren von den Gelehrten, überhaupt: der Fachmann wird vom Fachmann streng beurtheilt. Ein Theil der Kraft eines Mannes von geistiger Production wird im Laufe seines Lebens wohl stets dazu verwandt werden müssen, größere oder geringere Gegner zu bekämpfen oder sich vom Leibe zu halten. Meinungen und Aeußerungen aber, die bei solchen Meinungsbildungen fallen, empfangen dadurch für bestimmte Kreise maßgebende Gültigkeit und werden wiederholt. Aeltere werden sich erinnern, wie kategorisch Cornelius gewisse Richtungen der neueren Kunst verdammte, wie schneidend Kaulbach seine Gegner verfolgte und wie diese Stimmungen in der gedruckten Kritik sich wiederholten. Und wie wird heute wiederum von den Künstlern gegen Cornelius gesprochen. Alles was in diesem Sinne gedruckt wird, erreicht bei weitem nicht die Accente des persönlichen Ausdrucks. Wenn dergleichen in die Besprechungen der Kritiker einfließt, wer soll dafür verantwortlich gemacht

werden? Ich habe gefunden, daß wenn aus den Reihen der Künstler heute gegen die Kritiker remonstrirt wird, von dieser eignen mündlichen Kritik nicht die Rede ist, mit der die Künstler selbst einander zu Leibe gehen. Wie sollte es mit dieser, vielleicht sogar die Majorität der Kunstkritiker stellenden Kategorie überhaupt denn gehalten werden? Hier wäre der Forderung, daß nur der bildende Künstler selbst über den bildenden Künstler zu urtheilen berechtigt sei, von vornherein ja Genüge geleistet. Man gehe, von Vasari an, der Maler und Architekt war, Alles durch, was über Kunst geschrieben worden ist, und wird zum größten Theile Künstler als Verfasser dieser Bücher finden. Soweit meine Erinnerung reicht, sprechen die schreibenden Künstler sich in Anerkennung und Tadel heftiger und mit rücksichtslos einschneidenderem Urtheile aus als die aus den Reihen der Kunstfreunde hervorgehenden Kritiker, die an sich schon umfassendere, allgemeinere Anschauungen haben und die auch dem gerecht zu werden suchen, was ihrem Geschmacke nicht zusagt.

Was soll Kritik? Ein Künstler, der sein Werk der Oeffentlichkeit preisgibt, thut damit eine Frage an das Publicum: die Kritik ist die Antwort darauf. Ein Einzelner, dem Niemand Auftrag gab, scheint sie zu ertheilen, und trotzdem ist in seiner Stimme die Vieler vereinigt. Man fühlt dem Tone eines Kritikers an, ob er Massen hinter sich habe, die sich seiner Leitung hingeben. Seine Aufgabe ist, diesen Leuten aus der Seele zu reden. Sie verlassen sich auf ihn. Sie sagen, ehe sie selber urtheilen: wir wollen erst sehen, was X. in der Zeitung sagt. Und X, wenn er einmal gesprochen hat, bleibt bei seinem Urtheil. In einem andern Blatte führt Y das große Wort und hat wiederum seine Gläubigen hinter sich. Die Zahl der Zeitungen jedoch, welche Berichte über Kunstwerke bringen, ist groß und die für sie arbeitenden Kräfte stehen nicht im Einverständnisse untereinander. Urtheile in verschiedenster Richtung kommen über dasselbe Werk heraus, und wo eine Ungerechtigkeit begangen ist, läßt sie sich leicht wieder aufheben. Mir ist kein Werk und kein Künstler bekannt, dessen Beurtheilung im Ganzen von den Kritikern abhängig gewesen wäre. Viel gefährlicher stehen hier die Dinge bei der Literatur; aber auch hier gleicht die Zeit den Schaden wieder aus. Bücher bestehen, Kritiken gehen vorüber. Ein Buch, selbst ein nicht gutes, hat immer eine gewisse Schwere; es umschließt ein gewisses Quantum von concentrirter Arbeit, die die Kritik nicht zur Seite schieben kann. Wir sehen, daß geistreiche, vernichtende Kritiken Büchern von nur mittlerem Werthe gegenüber im Laufe der Jahre sich nicht halten. Ein Buch taucht immer wieder auf, eine Kritik sicher zuletzt unter, falls nicht ganz exceptionelle Umstände eingreifen. Dasselbe Verhältniß waltet bei Kunstwerken ob. Steht ein Kunstwerk eine Reihe von Jahren vor den Augen der Welt offen da, so bildet sich ein allgemeines Urtheil, das über den Einfluß einzelner Lober wie Tadler erhaben ist. Künstler, die das Zeug in sich fühlen, Werke von einiger Dauerhaftigkeit hervorzubringen, werden sich über die momentane Wirkung der Kritik gern hinwegsetzen. Malt ein Maler Bilder, deren geistiger Gehalt gleich Null ist, so wird keine anerkennende Kritik sie von dieser Nullität erlösen; bringt er dagegen etwas zu Stande, das mit Lebenskraft begabt ist, so wird kein Kritiker ihm dauernd Schaden thun. Böswillige Kritik, Geklatsch und Lügen von Cliquen und Parteien haben die

Florentinische, Römische und Venetianische Kunst groß gezogen; da wurden Künstler geärgert und heruntergerissen, da wurde um große Aufträge gekämpft und jedes Mittel angewandt, sie aus einer Hand in die andere zu bringen. Wo sonst aber wollten die großen Künstler anerkannt werden als gerade dort? Das Florentiner Publicum war berüchtigt der bösen Zungen wegen, zugleich aber, in Florenz ein berühmter Maler zu sein, galt als das Höchste. In Rom, zu Anfang unseres laufenden Jahrhunderts, als die Künstlerparteien an einander kein gutes Haar dort ließen, kam Cornelius empor. In München, sobald er dahin versetzt worden war, wo das bewundernde Urtheil des Königs den Ton angab, blieb er auf seiner Höhe stehen und ging allmälig abwärts; in Berlin, wo ihn bald die heftigste Opposition umgab, erhob er sich zu neuem Fortschritt und seinen letzten großen Leistungen. Goethe, solange er in Frankfurt mit seinen Jugendfreunden und -kritikern zusammensaß, schritt von Schöpfung zu Schöpfung vorwärts; in Weimar, wo Keiner ihn anzutasten Lust hatte, verstummte er, und erst als Schiller sich und ihm wieder Gegnerschaft und bösen Willen erweckte, fühlte er sich zu neuem Schaffen aufgestachelt. Tadelnde Kritik ist die Stimme der Welt, die dem großen Künstler zuruft: was du auch geleistet haben magst, wir erwarten noch Höheres von dir! Beleidigender als der härteste Tadel würde immer für ihn sein, gar nicht erwähnt zu werden. Jemand, der öffentlich heruntergemacht wird, gehört immerhin zur Aristokratie Derer, mit denen man sich beschäftigt, mit deren Namen man irgend eine Leistung in Verbindung bringt; sei sie gut oder schlecht: dies wäre erst die zweite Frage; genannt zu werden: darauf kommt es an. Mancher, den die Kritik Jahr für Jahr mit nur beiläufigem Lobe abspeist, gäbe etwas darum, wenn ein einziges Mal herzhaft auf ihn geschimpft würde. Man vergleiche einmal die, mit denen die Kritik lobend oder tadelnd sich beschäftigt, mit der großen Masse Derer, über die ein Kritiker überhaupt nichts zu sagen weiß. Lob ist oft auch nichts weiter als mitleidiges, stilles Bedauern, daß die Grenze eines bedeutenden Talentes denn doch offenbar zu erkennen sei. Wie sorgsam wird von der Kritik manchem berühmten Manne die Hauptsache verborgen, die man an ihm vermisse, weil man empfindet, daß ihn die Wahrheit nur erschüttern würde ohne ihn zu Größerem aufzureizen. Wohl Denen dagegen, denen die Welt nie ein tadelndes Wort geschenkt hat. Tadel ärgert, beschämt, regt auf, läßt einen Strahl von Weltverachtung uns durch die Seele schießen, kann auf Momente sogar das elende Gefühl, sich rächen zu mögen, uns einflößen; dann aber erfrischt er, bekräftigt, spornt an zu höherer Anstrengung, nöthigt, sich zusammenzunehmen. Goethe's Meinung war: man muß die Menschen reizen, bei unsern Lebzeiten Alles auszusprechen, was sie gegen uns auf dem Herzen haben, damit sie es nicht nach unserm Tode thun. Die Stelle ist wichtig genug, um einen Augenblick hier zu verweilen. Goethe und Schiller hatten durch die Xenien (1796) einen wahren Aufruhr in Deutschland hervorgebracht. Die Angegriffenen suchten sich in der verschiedensten Art entweder zu retten oder zu rächen. Den beiden Verbündeten dünkte das ganz erfreulich, da der Lärm den Absatz des Almanaches steigerte, in welchem die kleinen bissigen Sinngedichte erschienen waren. Da jedoch kam in Leipzig ein Pamphlet heraus, dessen Verfasser mit so rohen Fäusten zuschlug, daß selbst der in solchen Dingen gleich-

müthige und in Verachtung der Kritik abgehärtete Schiller außer sich gerieth und daran dachte, die Polizei anzurufen, freilich mit der Bemerkung, diese sei zu schlecht bestellt, um die Sünder im Zaume halten zu wollen. So den 6. Dec. 1796 an Goethe, welcher Tags darauf in ganz anderm Tone antwortet. „Wenn ich aufrichtig sein soll, so ist das Betragen des Volkes ganz nach meinem Wunsche; denn es ist eine nicht genug gekannte und geübte Politik, daß Jeder, der auf einigen Nachruhm Anspruch macht, seine Zeitgenossen zwingen soll, alles, was sie gegen ihn in petto haben, von sich zu geben. Den Eindruck davon vertilgt er durch Gegenwart, Leben und Wirken jederzeit wieder." Goethe hat sicherlich Recht. Eine wahrhaft schöpferische Natur wird immer zum Publicum im Gegensatze stehen, weil sie es stets überrascht, neu also überwältigt; denn jede neue Leistung wird durchaus etwas Anderes sein als man erwartete. Ein schaffender Meister wird vor seinem letzten Werke nie das letzte Wort gesprochen haben. Erinnern wir uns, daß der zweite Theil des Faust von Goethe ungedruckt hinterlassen wurde: wer wollte heute über Goethe urtheilen, ohne diesen zweiten Theil in Betracht zu ziehen? Wer also kannte ihn völlig, ehe er todt war? All seine früheren Werke empfangen heute erst die Perspective, aus der sie zu betrachten sind. Aber auch während Goethe's Leben: wie langsam entstand die richtige Beurtheilung der einzelnen Werke, die er aufeinander folgen ließ. Jedes eine absolute Neuigkeit, die nur langsam verstanden wurde. Für Goethe's Achilleis hatte bis auf Wilhelm Scherer noch Niemand das Wort ergriffen. Die Farbenlehre, beinahe ein Jahrhundert lang mit Spott abgewiesen, ist heute, als rein literarische Schöpfung, bekannt und bewundert. Früher oder später bildet sich das bleibende richtige Urtheil. Die Kritik mag dann sagen, was sie will, sie ändert nichts mehr daran. Cornelius war durch mündliche und gedruckte Kritik urtheilender und schreibender Künstler so weit herabgedrückt worden, daß er fast als beseitigt galt: heute stehen seine Zeichnungen in der Nationalgalerie als unerschütterliche Zeugen seiner Thätigkeit da, und man erkennt, selbst wo man ihn verleugnet, seine Größe an.

Nicht wieder gut zu machenden Schaden hat öffentliche Kritik kaum jemals angerichtet. In jenem Falle, dessen ich oben erwähnte, hat der Angriff den entgegengesetzten Erfolg gehabt. Rechne ich zusammen, was mir bei umfangreicher Erfahrung als Summe kritischer Niedertracht mit factisch erreichtem Zwecke im Gedächtnisse blieb, so reducirt es sich auf ein Minimum. Von unternommenen Versuchen wüßte ich, von gelungenen kaum. Dagegen, wenn von dem Segen die Rede sein soll, den öffentliche Kritik, sowohl wo sie Verwerfliches niederschlug, als wo sie Schutz- und Pflegebedürftigen zu Hülfe kam, gehabt hat, so erfreut mich die Erinnerung an manche wohlgelungene Unternehmung. Nichts gleicht der Freude einer jungen schaffenden Kraft, die sich, sei es von wem es wolle, anerkannt, ergründet und dadurch in ihren Hoffnungen plötzlich erhoben fühlt. Es würde unmöglich sein, dieses Glück zu gewähren, wenn unserer Deutschen Kritik auch der geringste Theil ihrer Freiheit verloren ginge. Jeder darf mitreden, wenn es sich darum handelt, ob eine That oder ein Werk schön und gut oder häßlich und verwerflich sei, und einem ehrlichen Menschen, der, so gut er vermag, sich darüber vernehmen läßt, daß ihm

ein Gedicht oder ein Gemälde schön oder nicht schön erscheine, daß es ihn begeistere oder kalt lasse: einem solchen Kritiker damit zu kommen, nur Diejenigen, welche selber Gedichte oder Gemälde herzustellen im Stande seien, hätten das Recht, über den Werth von Gedichten oder Kunstwerken zu sprechen, würde wenig Erfolg haben. Künstler und Nichtkünstler, Studirte und Nichtstudirte haben, wo es sich um Beurtheilung von Kunstwerken handelt, das Recht selbständigen freien Urtheils. Lassen sie etwas Albernes drucken, so wird das hier wie überall böse Folgen für sie selber haben; verleumden sie, so wird das hier wie überall bald zu Tage treten; gerathen sie vor gleichgültigen Dingen in Begeisterung, so wird ihnen auch dies nicht hingehen. Nach seinem Passe wird aber weder Dieser noch Jener gefragt. Ob eine Dichtung das Herz entzücke, erschüttere oder ob sie uns mit äußerlichen Effecten beängstige, darüber mag Mancher ohne äußere Leitung zuweilen nicht ganz klar sein; Andere aber sind es, und denen kam ihre Wissenschaft eben nur aus dem eigenen Herzen heraus. Ob ein Gemälde durch Schönheit, Wahrheit und Kraft uns zu einer höheren Anschauung der Natur erhebe, oder ob es als geschickte Wiedergabe des äußeren Scheines der Menschen und Dinge uns höchstens in Erstaunen setze: diesen Unterschied herauszufühlen, braucht man weder selbst geschrieben noch gemalt zu haben, sondern es genügt ausgebildetes Gefühl und ein gewisses Maß von Erfahrung. Die Aufgabe des gelehrten Kunsthistorikers ist, die Wirkung der bildenden Künste innerhalb der Entwicklungsgeschichte der Völker festzustellen: dazu gehört Studium und eine Fülle von Kenntnissen; die des Kunstkritikers ist, den Werth eines Kunstwerkes für die Mitlebenden zu empfinden und zu Vortheil und Nutzen des Publicums das auszusprechen: dazu braucht es feines Gefühl und die Gabe, sich mitzutheilen.

Sei noch die äußere Form der Kritik erwähnt.

Ich sagte oben, Bücher bestehen, Kritiken vergehen; bei den Ausnahmen von dieser Regel hatte ich ein Verhältniß im Sinne, das, wo es sich um die augenblickliche Wirkung öffentlicher Besprechungen handelte, als nebensächlich nur angedeutet werden konnte. Ich sprach nur von den Kritiken, die den Werken gleichzeitig sind, von denen sie handeln; reichen Werke und Kritiken in spätere Generationen hinein, so kann allerdings der Fall eintreten, daß ohne die gedruckte Kritik an das Werk überhaupt nicht mehr gedacht werden würde. Die Kritik von Büchern und Kunstwerken hat eine literarische Form geschaffen, die von den vornehmsten Schriftstellern angewandt und ausgebildet worden ist. Hier wird der Gegenstand fast zur Nebensache. Eine unbedeutende, durch frisches Eintreten für den Moment aber zu Gedanken anreizende Arbeit liefert dem bedeutenden Geiste den Stoff zu literarischer Production. Was man selbst über den Gegenstand an Gedanken in sich aufgespeichert trug, schießt nun zu einem Ganzen zusammen und rundet sich ab. Neue Gedanken treten hinzu. In der Frische des unmittelbaren Entstehens gehören solche Kritiken oft mit zum Werthvollsten, was ein Schriftsteller geschaffen hat. Man erinnere sich an Diderot's Beurtheilungen der Pariser Ausstellungen oder an Goethe's und Schiller's Recensionen, in denen ein großer Theil ihrer ästhetischen und wissenschaftlichen Anschauungen zum Ausdrucke kam, an Lessings Besprechungen von Büchern und

Theateraufführungen. In der Art, wie die Absichten eines Autors dargelegt und zugleich ein Urtheil über seine gesammte Thätigkeit abgegeben wird, zeigt sich hier die Meisterschaft des Kritikers; bei Kunstwerken in der Fähigkeit, die Darstellung in Worte umzusetzen. Die Aufgabe, ein Kunstwerk so zu beschreiben, daß es sich vor den Augen dessen, der es gar nicht gesehen hat oder sich seiner nur dunkel erinnert, organisch aufbaut, gehört zu den schwierigsten der Schriftstellerei. Hier spielt persönliche Begabung eine bedeutende Rolle und literarische Cultur ersetzt sie zuweilen nicht. Ich habe gelegentlich angeführt, wie sich in Voltaire's sämmtlichen Bänden, deren Inhalt doch eine Reihe Triumphe der französischen Sprache in Darlegung von Gedanken und Verhältnissen bildet, keine anschauliche Beschreibung einer Landschaft findet, während Rousseau, erfüllt von der Gabe, die Natur uns vorzuführen, diese Kunst auf Goethe vererbte. Goethe ist entzückend als Landschaftsmaler, hat aber auch, wo es sich um Gestalten handelt, Scenen bis in die feinsten Lichteffecte auszuführen gewußt. Menschen und Dinge stehen ihm klar vor dem geistigen Auge wie dem schaffenden Künstler selbst. Am reinsten wirkt er in seinen Versen. Der zweite Theil des Faust enthält eine Anzahl gleichsam abgeschlossener Gemälde, bei denen man die Schule unterscheiden möchte, aus der sie stammten: antik, italienisch, niederländisch, deutsch (im Sinne Dürer's). Wie anschaulich und durchaus sachgemäß sind Goethe's Berichte über die eine Zeitlang in Weimar eingerichteten Concurrenzausstellungen. Wo sie von Meyer stammen, hat Goethe sie überarbeitet. Speciell Goethe's einzelne Kunstkritiken sind von hohem Werthe und lehrreich. Was ihre Form anlangt, steht Goethe über Lessing, dem das Leben die künstlerische Erziehung versagte, der den Dingen zu nahe rückt, während Goethe sie aus einiger Entfernung in behaglicher Sicherheit vornimmt. „Sicherheit" soll hier das Gefühl vollendeter Erziehung in künstlerischen Dingen ausdrücken, deren Goethe sich wohl bewußt sein durfte.

Goethe war nicht nur bei den Künstlern jedes Zeitalters, sondern auch bei den Schriftstellern in die Schule gegangen. Unter den antiken Autoren stehen in Beschreibung von Kunstwerken Lucian und Philostratus an vornehmster Stelle. Seltsam, jener, der bei weitem gewiegtere Autor, bringt es in seinen Darstellungen nicht zu rechter Farbe und Beleuchtung; Philostratus, mag gegen ihn gesagt werden, was da will, beschreibt unübertrefflich gut. Sein Ton ist der des unschuldigen Erzählers, der zu Kindern redet. Die Anschauungen springen vor uns auf. Es ist ein Stück homerisches Talent in Philostrat. Man lese, wie liebenswürdig, wenn auch aus zweiter Hand, Goethe eine Reihe Stücke von ihm übersetzt hat. Die heutige Kunstkritik hat es, gleich der modernen erzählenden Dichtung, in der Wiedergabe malerischer Effekte weit gebracht, geht aber nicht immer nach den Grundsätzen zu Werke, die sich für richtige Beschreibung eines Gemäldes wohl aufstellen lassen.

Die richtige Deutung eines Gemäldes und seine Beschreibung zeigen dem schaffenden Künstler sogleich, ob der Schriftsteller ihm ebenbürtig sei. Jedes Kunstwerk hat gewisse Stellen, in denen der Künstler sein Bestes gegeben zu haben glaubt: auf diese sofort hinzuzeigen und dem Künstler den Beweis zu führen, daß man

verstanden habe, was er gewollt und erreicht oder auch nicht erreicht habe, erfüllt ihn mit Hochachtung vor dem Blicke dessen, der ihn beurtheilt.

Es gibt eine Reife der Erfahrung, die einen gebildeten Mann befähigt, über geistige Production jeder Art ein gehaltreiches und förderndes Urtheil abzugeben. Er und seines Gleichen, mögen sie nun sich privatim aussprechen oder ihre Ansicht gedruckt zu erkennen geben, sind die, von denen die öffentliche Meinung getragen wird. Er wird, wenn er seiner Neigung nach sich zum Realismus in der Kunst bekennen sollte, ein in idealem Sinne geschaffenes Kunstwerk auf den geistigen Gehalt hin trotzdem wohl zu schätzen wissen, und wiederum, wenn er etwa auf Seiten der Idealisten steht, eine aus der realistischen Schule stammende Arbeit oder ein aus deren Anschauungen heraus wirkendes großes Talent anerkennen, ohne darum seinen eigenen Standpunkt zu verleugnen.

Die Reichstagswahlen in Elsaß-Lothringen.

Sechzehn Jahre lang bemüht sich die deutsche Verwaltung, die Bevölkerung von Elsaß-Lothringen für uns zu gewinnen, und heute steht sie uns noch in ihrer Mehrheit mit derselben Feindseligkeit gegenüber wie am Tage nach der Annexion, — dies war der erste, für das deutsche Nationalgefühl verletzende Eindruck, welchen die Nachrichten über den Ausfall der reichsländischen Wahlen in Deutschland hervorrufen mußten. Durch die hieran geknüpften Folgerungen ist das „Plebiszit" vom 21. Februar zu einem für die Zukunft Elsaß-Lothringens wichtigen politischen Ereigniß geworden. Eine genaue Kenntniß der Vorgänge muß deshalb für Jeden, der sich ernst mit vaterländischen Dingen beschäftigt, ein Interesse darbieten, welches durch die flüchtige Lectüre der Tagesblätter nicht befriedigt sein kann. Eine objectiv gehaltene, zusammenhängende und ausführliche Schilderung der ganzen Wahlbewegung in Elsaß-Lothringen wird den Lesern dieser Zeitschrift um so willkommener sein, als das Februarheft der „Deutschen Rundschau" bereits vor den Wahlen den Aufsatz „Deutschland und das Elsaß" gebracht hatte, welcher sich eingehend über die Frage der künftigen Gestaltung des Reichslandes aussprach. Inwiefern die Anschauungen und Vorschläge des Verfassers jenes Aufsatzes durch das Ergebniß der Reichstagswahl vom 21. Februar Bestätigung und Begründung gefunden haben, wird der aufmerksame Leser aus der nachstehenden Darstellung der Wahlvorgänge selbst entnehmen können.

Elsaß-Lothringen entsendet, seiner etwas über 1½ Millionen betragenden Einwohnerzahl gemäß, fünfzehn Abgeordnete in den Reichstag. Bis zu der im Januar 1887 erfolgten Auflösung des Reichstags waren die einzelnen Wahlkreise wie folgt vertreten:

I. Bezirk Ober-Elsaß.

1. Wahlkreis (Kreise Altkirch und Thann) durch Winterer, Canonicus und Pfarrer zu Mülhausen — seit 1874;
2. „ (Kreis Mülhausen) durch Jean Dollfuß Fabrikbesitzer zu Mülhausen — seit 1877;
3. „ (Kreis Colmar) durch Grad, Schriftsteller zu Logelbach bei Colmar — seit 1877;
4. „ (Kreis Gebweiler) durch Guerber Canonicus und Superior der barmherzigen Schwestern zu Straßburg — seit 1874;
5. „ (Kreis Rappoltsweiler) durch Dr. Simonis, Superior des Frauenklosters zu Niederbronn — seit 1874.

II. Bezirk Unter-Elsaß.

6. Wahlkreis (Kreis Schlettstadt) durch Lang, Fabrikbesitzer — seit 1881;
7. „ (Kreise Erstein und Molsheim) durch Baron Zorn von Bulach (Sohn) zu Osthausen — seit 1881;
8. „ (Stadtkreis Straßburg) durch Kablé, Rentner zu Straßburg — seit 1878;
9. „ (Landkreis Straßburg) durch Mühleisen, Bierbrauer zu Schiltigheim — seit 1884;
10. „ (Kreise Hagenau und Weißenburg) durch Eugen Freiherr von Dietrich, Eisenwerkbesitzer zu Jägerthal — seit 1881;
11. „ (Kreis Zabern) durch Goldenberg, Fabrikbesitzer zu Zornhof bei Zabern — seit 1881.

III. Bezirk Lothringen.

12. „ (Kreise Saargemünd und Forbach) durch Jaunez, Staatsrath, Bürgermeister, Fabrik- und Gutsbesitzer zu Saargemünd — seit 1877.
13. „ (Kreise Bolchen und Diedenhofen) durch von Wendel, Eisenhüttenbesitzer zu Hayingen bei Diedenhofen — seit 1881;
14. „ (Stadtkreis Metz und Landkreis Metz) durch Antoine, Thierarzt zu Metz — seit 1884;
15. „ (Kreise Saarburg und Château-Salins) durch Germain, Gutsbesitzer zu Hommartingen bei Arzweiler — seit 1874.

Schon bei der Reichstagswahl von 1884 hatte die Septennatsfrage ihren Schatten vor sich hergeworfen. Durch das Gesetz vom 6. Mai 1880 war die Friedenspräsenzstärke des deutschen Heeres für die Zeit bis zum 31. März 1888 festgestellt. Es ließ sich deshalb voraussehen, daß der Reichstag in der Legislaturperiode 1884—1887 mit der ferneren Sicherstellung der Wehrkraft Deutschlands zu thun haben werde. Unter solchen Umständen hatten sich mehrere von den elsaß-lothringischen Reichstags-Abgeordneten, welche im Jahr 1884 als Wahlcandidaten aufgetreten waren, darunter der Baron Zorn von Bulach (Sohn), damals schon veranlaßt gesehen, in ihren Wahlaufrufen zu erklären, daß sie gegen jede Erhöhung und für thunlichste Erleichterung der Militärlasten stimmen würden. Auch von denjenigen Abgeordneten, welche eine solche ausdrückliche Erklärung in ihr Wahlprogramm von 1884 nicht aufgenommen hatten, war nach ihrer ganzen politischen Haltung zu erwarten, daß sie in demselben Sinne eintretendenfalls zu votiren entschlossen seien.

Als nun im Januar 1887 die Entscheidung über die erste Septennatsvorlage der verbündeten Regierungen herannahte, traten die in Berlin anwesenden elsaß-lothringischen Reichstags-Abgeordneten zu einer Besprechung zusammen, um sich über die gemeinsam einzunehmende Stellung zu verständigen. Von einem der Mitglieder der Versammlung wurde vorgeschlagen, sich der Abstimmung zu enthalten. Nach lebhafter Debatte fand dieser Vorschlag allgemein Anklang, nur der Abg. Zorn v. Bulach erklärte, für das Septennat stimmen zu wollen und blieb fest bei dieser Meinung. Er hatte sich überzeugt, daß die Bewilligung des Septennats zur Erhaltung des Friedens beitragen werde; es erschien ihm daher gerade für die Elsaß-Lothringer als eine Pflicht gegen ihr Land, sich der Abstimmung nicht zu enthalten, sondern offen für das Septennat einzutreten. Er trennte sich lieber von seinen Landsleuten, als daß er dieser seiner Ueberzeugung untreu wurde, und bewies damit einen politischen Muth und eine Festigkeit der Gesinnung, die ihm immer zur Ehre gereichen werden.

In der Reichstagssitzung vom 14. Januar 1887, in welcher die erste Septennatsvorlage zu Fall kam, waren von den fünfzehn Vertretern des Reichslandes elf anwesend. Zwei derselben, nämlich Zorn v. Bulach und Antoine, stimmten gegen die Festsetzung der Friedenspräsenzstärke auf drei Jahre, — Bulach, weil er, wie bemerkt, für das Septennat war, der Andere, weil er überhaupt nichts bewilligen wollte. Der Abg. Kardorff hatte in einer vorhergehenden Sitzung darauf angespielt, daß der Abg. Antoine sich der Abstimmung enthalten werde, um dem Triennat im Interesse Frankreichs zum Siege zu verhelfen. Diese Provocation bewirkte, daß auch Antoine, dem Fractionsbeschlusse zuwider, an der Abstimmung über die Triennatsfrage und zwar in verneinendem Sinne Theil nahm. — Die übrigen anwesenden Abgeordneten, nämlich: v. Dietrich, Goldenberg, Grad, Guerber, Lang, Mühleisen, Simonis, v. Wendel und Winterer, enthielten sich, der Uebereinkunft gemäß, der Abstimmung. Nicht zugegen waren: Dollfus, Germain, Jaunez und Kablé.

An dieses Verhalten der reichsländischen Abgeordneten knüpfte sich ein höchst eigenthümlicher Vorgang, welcher die Wahlbewegung in Elsaß-Lothringen eröffnete. In zwei elsässischen Blättern erschien nämlich gegen Ende Januar folgendes Wahlmanifest:

An die Wähler von Elsaß-Lothringen!

„Die Regierung wollte eine Vermehrung des Heeres. Sie forderte, daß der Reichstag dieselbe für sieben Jahre genehmige. Ihre Abgeordneten haben dem Lande diese neuen Steuern an Menschen und Geld nicht auferlegen wollen. Sie haben die Rechte nicht aufopfern wollen, welche die Verfassung ihnen ertheilt. Sie haben ihrem Gewissen gemäß gestimmt; sie haben getreu Ihre Gefühle ausgedrückt. Sie ersuchen Sie wieder um Ihre Stimmen. Wenn das Verhalten Ihrer Abgeordneten Ihre Zustimmung hat, so werden Sie dieselben abermals in den Reichstag senden."

Als Unterschriften folgten die Namen von dreizehn bisherigen Abgeordneten; es fehlten nur Zorn v. Bulach und Dollfus.

Ueber die Entstehung dieser Kundgebung verlautete sofort, daß bald nach Auflösung des Reichstags mehrere der bisherigen Abgeordnete bei Goldenberg in Zabern wegen Abfassung eines gemeinsamen Wahlmanifests berathen hatten. Eine Verständigung wurde hierbei nicht erzielt. Dennoch hielt der Abg. Grad sich für berechtigt, das wahrscheinlich von ihm verfaßte und der Versammlung vorgelegte Manifest mit den dreizehn Unterschriften zu veröffentlichen. Hiergegen remonstrirten die Abg. Jaunez und Germain; sie erklärten, daß ihre Namen mit Unrecht unter den Wahlaufruf gesetzt worden seien, da sie letzteren weder gebilligt noch unterschrieben hätten. Der Abg. Grad entschuldigte sein Verfahren damit, daß nach einer kürzlich unter den elsaß-lothringischen Reichstags-Abgeordneten getroffenen Uebereinkunft die Beschlüsse der Mehrheit über die in Reichstagsangelegenheiten einzunehmende Haltung für alle Mitglieder der Gruppe bindend sein sollten. Es leuchtet ein, wie wenig diese Entschuldigung werth war. Eine Uebereinkunft der bezeichneten Art, von deren Existenz übrigens bei dieser Gelegenheit zum ersten Mal etwas bekannt wurde, konnte sich unmöglich auf ein nach Auflösung des Reichstags zu erlassendes Wahlmanifest beziehen. Außer Jaunez und Germain hat indeß keiner von den Betheiligten seine Unterschrift öffentlich zurückgezogen. Es ist mithin anzunehmen, daß die übrigen zehn mit dem Verfahren Grad's und mit dem Inhalte des Manifestes einverstanden

Digitized by Google

waren. Dieser Inhalt erregte mannigfache Bedenken. Fast komisch wirkte es insbesondere, daß den Wählern hier versichert wurde, man habe gewissenhaft gestimmt und getreu die Gefühle der Wähler ausgedrückt, während in Wirklichkeit Stimmenthaltung die ausgegebene und fast von Allen befolgte Parole war und keiner der reichsländischen Abgeordneten zur Sache das Wort ergriffen hatte.

So verfehlt nach Form und Inhalt das Dreizehner-Manifest anfangs erschien, so hat ihm doch der Erfolg schließlich Recht gegeben. Gerade die dreizehn Abgeordneten, deren Namen unter dem Zaberner Aufruf standen, sind sämmtlich mit mehr oder weniger beträchtlichen Mehrheiten wieder gewählt worden. Und zwar haben sie gesiegt unter dem Zeichen, welches in dem Manifeste in erster Linie aufgepflanzt war: „Keine Mehrbelastung an Menschen und Geld." Unter diesem Zeichen ist die große Masse der elsaß-lothringischen Wähler zur Wahlurne gezogen, um für die Gegner des Septennats zu stimmen. Neben diesem einen großen Schlagwort spielten freilich noch andere Leitmotive mit.

Die Frage: ob Krieg oder Frieden? welche damals die ganze Welt bewegte, erfüllte in dem Reichsland alle Gemüther mit besonders lebhafter Erregung und banger Besorgniß. War es doch das Gebiet des Reichslands, um welches und auf welchem der ungeheure Kampf der beiden großen Nationen geführt und ausgefochten werden sollte, — ein Kampf, der für Elsaß-Lothringen um so entsetzlicher erschien, als Söhne dieses Landes nicht bloß in dem einen der mit einander ringenden Heere ihr Blut vergossen haben würden.

Im Laufe des Monats Januar hatte sich, namentlich auch in den unteren Schichten der elsaß-lothringischen Bevölkerung, der Glaube verbreitet und festgesetzt, daß es bald „losgehen" werde. Hierzu trug vorzugsweise die Nachricht von den französischen Barackenbauten unweit der Grenze bei. Für die Lieferung der Materialien zu diesen Bauten wurden von der französischen Militärverwaltung so kurze Fristen bestimmt, daß die Unternehmer den Bedarf an Holz, namentlich an Brettern, nicht in Frankreich allein decken konnten, vielmehr nach Elsaß-Lothringen, selbst nach Baden hinübergreifen mußten. Die sonst nur mäßig beschäftigten Sägemühlen in den Vogesenthälern hatten plötzlich vollauf zu thun; alte Brettervorräthe, die kaum noch als verkäuflich galten, gingen auf einmal zu guten Preisen für französische Rechnung ab; — die Fama erzählte Wunderdinge von Truppenansammlungen jenseits der Grenze; bis Ostern konnte es noch dauern, dann aber war der Krieg gewiß! —

Am 28. Januar fand im Landesausschuß die erste Lesung des Etats statt. Dabei wurde, der bestehenden Uebung gemäß, neben der finanziellen zugleich die allgemeine Lage des Landes besprochen. Der Abg. Zorn v. Bulach (Sohn) benutzte die Gelegenheit, um sich offen für das Septennat als ein Mittel zur Erhaltung des Friedens zu erklären; mit lebhaften Worten schilderte er die Greuel, die der Krieg über das Land bringen werde, und führte aus, wie die Mehrbelastung des Volks durch die Heeresverstärkung nichts sei im Vergleich zu den Opfern, die der Krieg fordere. Nach einer Erwiderung des Abg. Winterer, der sich mit Entschiedenheit gegen jede Mehrbelastung des Landmanns erklärte,

und den Feldmarschall von Moltke als Zeugen dafür anführte, daß eine Erhöhung der Militärlasten den Ausbruch des Krieges beschleunigen müsse, ergriff der Staatssecretär v. Hofmann das Wort, um in einer längeren Rede auszuführen, welchen Einfluß auf die Entscheidung der Frage: ob Krieg oder Frieden die bevorstehende Reichstagswahl in Elsaß-Lothringen äußern könne, und um das Land zu ermahnen, daß es seiner Friedensliebe durch die Wahl der richtigen Männer für den Reichstag Ausdruck gebe.

In gleicher Richtung sprach sich der Kaiserliche Statthalter, Fürst v. Hohenlohe, in einer Tischrede aus, die er am 9. Februar vor den bei ihm zur Tafel geladenen Mitgliedern des Landesausschusses hielt. Nachdem er bemerkt hatte, daß die Gefahr eines Krieges mit Frankreich so lange bestehen werde, als unsere westlichen Nachbarn sich nicht an den Gedanken gewöhnen können, daß der durch den Friedensvertrag geschaffene Rechtszustand ein dauernder sei, fuhr er fort:

„Diese Gefahr wird dann sofort uns gegenübertreten, wenn es einer unruhigen Minderheit gelingen sollte, das sonst so friedliche und arbeitsame Volk Frankreichs zu Entschlüssen fortzureißen, die uns nöthigen würden, für unser gutes Recht mit aller Energie und mit der ganzen Macht des Reiches in die Schranken zu treten. Ist dem aber so, dann gewinnt jede öffentliche Kundgebung diesseits der Vogesen, dann gewinnen insbesondere die Wahlen erhöhte Bedeutung, zumal da dieselben der Bevölkerung von Elsaß-Lothringen die Gelegenheit bieten, ihre friedliche Gesinnung zu bethätigen und mitzuarbeiten an dem Werke der Erhaltung des Friedens. In der That wäre nichts mehr geeignet, den Frieden zu gefährden und die Kampflust jener erwähnten Minderheit anzufachen, als die Wahl von Männern, welche die Zweifel an der Dauer unseres Rechtszustandes theilen, oder solcher Männer, welche sich weigern, dem Deutschen Reiche die Mittel zur dauernden Erhaltung eines starken Heeres zu gewähren, während im Gegentheil die Wahl ruhiger, versöhnlicher Männer zur Klärung der Lage, zur Beruhigung der Gemüther und damit zur Sicherung des Friedens beitragen würde."

Demselben Gedankengange gab dann der Fürst v. Hohenlohe nochmals in einer Proclamation Ausdruck, die durch öffentlichen Anschlag in allen Gemeinden des Landes Verbreitung fand. Die Proclamation bildet einen wohlthätigen Gegensatz zu dem oben mitgetheilten Dreizehner-Manifest. Sie wendet sich mit einfachen, ruhigen und klaren Worten an den Verstand und das Herz des Volkes; sie verdient nicht minder ihrer geschichtlichen Bedeutung, als ihrer musterhaften Fassung wegen ihrem vollen Wortlaute nach aufbewahrt zu werden. Wir theilen deshalb diesen Wortlaut nachstehend mit:

An die Wähler in Elsaß-Lothringen!

Die Reichstagswahlen werden am 21. Februar stattfinden.

Als treuer Freund des Landes will ich ein wohlgemeintes Wort an Euch richten.

Es ist Euch bekannt, daß der Reichstag aufgelöst worden ist, weil seine Majorität der Regierung die Forderung verweigert hat, die erhöhten Militärausgaben, vom 1. April 1887 ab auf sieben Jahre, auf ein „Septennat", zu bewilligen.

Die Regierung hat diese Forderung gestellt, weil nach ihrer Ueberzeugung dem Deutschen Reiche die Gefahr eines Krieges droht, sobald der kriegslustige Theil der Franzosen annehmen kann, den deutschen Streitkräften überlegen zu sein. Ist es Euer Wille, daß Elsaß-Lothringen den Schrecknissen eines Krieges aufs Neue ausgesetzt werde?

In den Wahlen ist einem Jeden Gelegenheit gegeben, mitzuarbeiten an dem Werke der Erhaltung des Friedens. Zur Klärung der Lage, zur Beruhigung der Gemüther, zur Sicherung des Friedens trägt es bei, wenn ruhige und versöhnliche Abgeordnete gewählt werden, welche den Friedensvertrag von 1871 rückhaltslos anerkennen und dem Deutschen Reiche die Mittel zur dauernden Erhaltung eines starken Heeres gewähren.

Sendet Ihr dagegen Männer der Protestation in den Reichstag und solche, welche unter nichtigen Vorwänden begründete Forderungen für die Wehrkraft des Reiches abweisen, so seid Ihr zu Euerem Theil dafür verantwortlich, wenn die Unruhe nicht abnimmt, wenn die für Handel und Wandel so schädlichen Gerüchte immer von Neuem auftauchen, und wenn der Friede weiterhin gefährdet bleibt.

Es kann in einzelnen Wahlkreisen vorkommen, daß die Freunde des Friedens und der ruhigen Entwicklung Elsaß-Lothringens es unter dem Drucke der bisherigen Führer bis zum Wahltag zur Aufstellung eines eigenen Candidaten nicht gebracht haben.

In diesem Falle könnt Ihr Eure Meinung dadurch zum Ausdruck bringen, daß Ihr weiße Zettel in die Urne legt.

Auch auf diese Weise wird man die Gesinnung des Landes zu erkennen vermögen.

Noch einmal: Gedenket der Liebe zu Eurem Vaterlande Elsaß-Lothringen; wisset, daß die Wiedervereinigung dieser alten deutschen Lande mit dem Deutschen Reiche eine unwiderrufliche ist, die nur mit dem Bestande des Deutschen Reiches selbst enden kann, und höret in diesen entscheidungsreichen Tagen nur auf das, was Gewissen und Vernunft, Liebe zum heimischen Boden, zur Familie und zu Eurem Besitz Euch rathen.

Straßburg, den 15. Februar 1887. Der Kaiserliche Statthalter in Elsaß-Lothringen:
Fürst von Hohenlohe.

Während so die Regierung Stellung zu der Wahlangelegenheit genommen hatte, waren auch die Parteien nicht müßig geblieben.

Die dreizehn Abgeordneten, deren Namen unter dem Zaberner Aufruf gestanden hatten, ließen es hierbei natürlich nicht bewenden, sondern ein Jeder von ihnen empfahl sich seinem Wahlkreise durch ein besonderes Manifest zur Wiederwahl. Am kürzesten faßte sich dabei der bisherige Abgeordnete des Wahlkreises Diedenhofen-Bolchen. Sein Wahlaufruf lautet:

„Meine Herren Wähler! Nachdem der Reichstag aufgelöst worden ist, sind Sie dazu berufen, am 21. Februar einen Abgeordneten zu wählen. Wenn Sie mir abermals den Auftrag ertheilen, Ihr Vertreter zu sein, so werde ich dieses Mandat erfüllen, wie ich es bisher gethan habe.
H. v. Wendel, bisheriger Abgeordneter."

Auch der Abg. Jaunez (Saargemünd-Forbach) erinnert in seinem Wahlaufrufe nur daran, daß er schon viermal gewählt worden und sich bewußt sei, in allen früheren Legislaturperioden die „Gefühle und Interessen" seiner Wähler treu gewahrt zu haben. „Geben Sie mir nochmals Ihre Stimmen, so können Sie versichert sein, daß ich Sie, wie bisher, ehrenhaft und Ihren Wünschen gemäß vertreten werde." — Mit ängstlicher Scheu berührt der Wahlaufruf des Abg. Germain (Saarburg-Château-Salins) die brennende Frage:

Elsaß-Lothringen ist mehr als jedes andere Land an der Erhaltung des Friedens interessirt, und wir wünschen ihn sehnlich; allein es ist an Ihnen, es zu würdigen und zu sagen, ob das vorgeschlagene Mittel das einzig wirksame ist, die Ruhe in die Gemüther und die Wohlfahrt ins Land zurückzuführen. Es ist wenigstens erlaubt, daran zu zweifeln. — Wenn Sie mich ferner Ihres Vertrauens für würdig halten, indem Sie mir mein Mandat als Abgeordneter erneuern, so werde ich, wie in der Vergangenheit, bestrebt sein, Ihre politischen Rechte zu vertheidigen und Ihre Interessen in allen militärischen wie anderen Fragen wahrzunehmen, welche der Beschlußfassung des Reichstages unterbreitet werden."

Daß die drei vorstehend genannten Candidaten von Wendel, Jaunez und Germain, sich mit so knappen Ansprachen um die Wiederwahl bewarben, mag hauptsächlich durch das Fehlen eines jeden Gegencandidaten in den drei betheiligten Wahlkreisen veranlaßt gewesen sein. Die übrigen Abgeordneten, in deren Namen das Zaberner Manifest erschienen war, hielten es in ihren besonderen Wahlaufrufen für nöthig, die von ihnen in der Septennatsfrage eingenommene Haltung darzulegen und zu begründen. Es geschah mehr oder weniger ein-

gehend, in mehr oder weniger lebhaften Ausdrücken, aber gemeinsam war Allen der Gedanke: Wir sind Gegner des Septennats, weil wir keine Mehrbelastung des Volkes wollen. Wir sind für die Erhaltung des Friedens und auch aus diesem Grunde gegen das Septennat, denn letzteres sichert nicht den Frieden, sondern vermehrt die Kriegsgefahr.

Es würde zu weit führen, wenn hier sämmtliche Wahlaufrufe abgedruckt werden sollten. Aber es ist zur Gewinnung eines vollständigen Bildes der Wahlbewegung und eines richtigen Urtheils über die Bedeutung des Gesammtergebnisses der Wahl durchaus nöthig, aus den von den Candidaten veröffentlichten Programmen, die besonders bezeichnenden Stellen wörtlich, das Uebrige wenigstens dem wesentlichen Inhalte nach anzuführen.

Den Vortritt lassen wir dabei den drei geistlichen Herren, welche die Wahlkreise Altkirch-Thann, Gebweiler und Rappoltsweiler seit 1874 im Reichstage vertreten. Am gemäßigtsten unter ihnen drückt sich Pfarrer Winterer von Mülhausen aus. Nachdem er seiner bisherigen Thätigkeit im Reichstage mit dem gebührenden Lobe gedacht, kommt er auf die Frage des Septennats und erklärt:

„Die Militärlast ist besonders schwer für Elsaß-Lothringen, dessen Söhne in dem ganzen Reiche zerstreut werden. Ich werde nicht mithelfen, die Militärlast schwerer zu machen. — Man hat Euch gesagt: Für das Septennat stimmen, das ist der Friede; gegen das Septennat stimmen, das ist der Krieg. Das ist ein Wortspiel. Je mehr Soldaten man hat, desto mehr ist die Versuchung da, dieselben anzuwenden. Gott behüte uns vor den Schrecken eines Krieges. Sollte der Krieg kommen, so würde er gewiß weder durch mich noch durch meine Wähler kommen. Mir ist heilig die Liebe zu meinem Heimathland. Zählet darauf! Ich zähle auf Eure Ruhe und Eure Treue. Seit dreizehn Jahren kennen wir einander. Geht zur Wahlurne, wie Ihr es immer gethan habt seit dem Jahre 1874."

Mit einer etwas stärkeren Beredsamkeit wandte sich der Abbé Guerber an seine Wähler:

„Dreizehn Jahre sind es, daß ich für den Kreis Gebweiler in den Reichstag eingetreten bin. Heute stelle ich meine Candidatur aufs Neue auf, mit der Ueberzeugung, daß wir, Ihr und ich, die Alten geblieben sind. Lasset dem Lande möglichst freie Bewegung, fordert von demselben nur das Nothwendigste an Steuern — das zu sagen, habt Ihr mich nach Berlin geschickt. Darnach habe ich gesprochen, darnach gestimmt. Dabei bleibe ich. Wenn Euch das recht ist, so fahren wir so fort. Wahlmänner! Die Regierung hat vom Reichstag 41 000 Mann mehr Soldaten verlangt, auf sieben Jahre hinaus. Im Elsaß sagt man uns: Friedenssoldaten sind das. Ich halte sie für Kriegssoldaten. Weil ich den Frieden bewahren will, deshalb weise ich das Septennat zurück. Friedenssoldaten oder Kriegssoldaten, das ist Alles Eins — sie kosten Geld. Unsere Arbeiter haben wenig Geld übrig; unsere Ackersleute ...! Bei 1400 Mann mehr müßte Elsaß-Lothringen stellen, 1 Million 400 000 Mark mehr zahlen. In zwölf Jahren sind unsere Matrikularbeiträge um das Dreifache gestiegen. Mit dem Septennat steigen sie noch höher. Das hält unsere Landeskasse auf die Dauer nicht aus, ohne Anleihe oder neue Auflagen. Stimmt Ihr für Euren bisherigen Deputirten, dann stimmt Ihr: 1) Gegen das Septennat, 2) für den Frieden, 3) gegen eine Zunahme an Geldlasten."

Des Abbé Simonis' Wahlaufruf begann merkwürdiger Weise in Windthorst'scher Manier mit der Versicherung, daß der Reichstag Alles, was die Regierung begehrte, bewilligt habe, aber nur für drei Jahre.

„Die Regierung bestand auf den sieben Jahren, und der Reichstag, der soeben den letzten Mann und den letzten Groschen bewilligt hatte, wurde aufgelöst. Die Abgeordneten wurden vor ihre Wahlmänner zurückgeschickt."

Nach dieser Einleitung sollte man denken, daß auch Simonis mit dem Centrum für dreijährige Bewilligung gewesen sei, aber er belehrt sofort seine Wähler eines Besseren:

„Euer Abgeordneter, in Uebereinstimmung mit allen in Berlin anwesenden elsaß-lothringischen Abgeordneten, Einen ausgenommen, hat sich geweigert, für die von der Regierung verlangte Vermehrung der Lasten zu stimmen. Er hat sich geweigert, die Zahl der Soldaten zu vermehren; er hat sich geweigert, die finanziellen Lasten zu vergrößern."

Es folgt dann ein feierlicher Appell an die Wähler, die besondere Wichtigkeit der bevorstehenden Wahl zu bedenken und sich nicht durch „namenlose Wahlmanöver", wozu auch die Verbreitung der Kriegsgerüchte gehöre, irre führen zu lassen.

„Man ruft keinen Krieg herbei, indem man es ablehnt, die Zahl der Soldaten zu vermehren. Man ruft eher einen solchen herbei, wenn man die Zahl der Soldaten, der Kanonen und der Flinten immer wieder und immer wieder erhöht. Diese zu sehr vermehrten Kanonen und Flinten könnten wohl am Ende von selber losgehen."

Wie man sieht, waren die Jacobini'schen Briefe für die drei katholischen Geistlichen aus dem Reichslande noch weniger vorhanden, als für die meisten Mitglieder des Centrums.

Der Coadjutor Bischof Stumpf in Straßburg, welchem die Herren Winterer, Guerber und Simonis unterstellt sind, hatte unterm 11. Februar ein Rundschreiben an die Geistlichkeit der Diöcese erlassen, um derselben die größte Zurückhaltung bei der bevorstehenden Wahlbewegung zu empfehlen. Insbesondere forderte der Bischof auf: „Die Wahlfrage nicht auf die Kanzel zu bringen, damit so jede für die Geistlichkeit compromittirende Aufregung vermieden werde."

Darin, daß die Herren Winterer, Guerber und Simonis sich um Erneuerung ihrer Mandate bewarben, scheint die bischöfliche Behörde keinen Verstoß gegen die den Geistlichen empfohlene „größte Zurückhaltung" gesehen zu haben. Wohl aber fand Bischof Stumpf einen solchen Verstoß in dem Simonis'schen Wahlaufruf. Er richtete deshalb an die Pfarrer des betreffenden Wahlkreises ein Schreiben, welches wir im französischen Urtext wiedergeben, da eine Verdeutschung den Charakter des Schriftstücks leicht alteriren könnte:

Strasbourg le 17 Février 1887.

Monsieur le Curé!

„J'ai récemment invité les ecclésiastiques du diocèse à s'abstenir de toute agitation électorale capable à compromettre le clergé. — Il n'a pu échapper à personne qu'il me tenait surtout à coeur de prévenir tout acte, toute appréciation ou parole pouvant impliquer de la part d'un de nos prêtres un manque de déférence ou de respect envers le souverain Pontife.

Or, j'ai la douleur de constater que le manifeste électoral de M. l'abbé Simonis n'est point conforme à la pensée du Saint-Père, ni aux instructions que j'ai reçues personnellement par ordre du Saint-Père, il y a plus de quinze jours. J'ai donc le devoir de déclarer, que je désapprouve un tel manifeste auquel vous ne pourrez pas donner votre appui.

Mr. Simonis sera averti ce soir que s'il maintient sa rédaction, j'aurai, de mon côté, accompli le devoir de ma charge."

Irgend welchen Einfluß auf die Wahlbewegung im Kreise Rappoltsweiler hat dieses Einschreiten der bischöflichen Behörde nicht gehabt und nicht haben können. Der resignirte Ton des letzten Satzes war vielmehr geeignet, die Meinung hervorzurufen, daß es sich nur um ein „aliquid fecisse videri" handle. Der von dem Bischof beanstandete Aufruf war überdies schon verbreitet und

allgemein bekannt geworden, so daß Abbé Simonis ohne allzugroße Selbstüberwindung erklären konnte, er ziehe sein Manifest, nicht aber seine Candidatur, zurück.

Der Wahlsieg war den Abbé's Winterer, Guerber, Simonis in ihren fast ganz katholischen Wahlkreisen von vornherein gesichert. Gegen Winterer fand sich überhaupt kein Gegencandidat, da der Baron Reinach, welchem das Mandat von Alt-Elsässern angeboten wurde, schon mit Rücksicht auf seinen Gesundheitszustand es ablehnte, in einen voraussichtlich doch erfolglosen Wahlkampf einzutreten. Gegen Guerber trat der Director Fiedler von der landwirthschaftlichen Schule in Rufach in die Schranken; dem Abgeordneten Simonis wurde von einem deutschfreundlichen Comité der Kreisdirector Ott in Rappoltsweiler gegenübergestellt. Diese beiden deutschen Beamten konnten nur als Zählcandidaten gelten.

Auch in anderen Wahlkreisen mußte die septennatsfreundliche Partei mit der Aufstellung von Zählcandidaten vorlieb nehmen. So im Wahlkreise Schlettstadt. Hier wandten sich die Stimmen der Deutschgesinnten dem Baron Zorn v. Bulach (Vater) zu, obwohl derselbe es ablehnte, dem bisherigen Abgeordneten Lang gegenüber als Bewerber um ein Mandat aufzutreten. — Im Landkreise Straßburg bewarb sich der Bierbrauer und ehemalige Landwehrlieutenant Mühleisen um Erneuerung seines Mandats — derselbe, welcher einst in einer Sitzung des Reichstags „als ehemaliger Fachmann" Deutschland die beruhigende Versicherung gab, daß die französische Armee trotz ihrer Fortschritte seit dem Jahre 1870 der deutschen noch lange nicht gewachsen sei. In seinem Wahlaufrufe bekannte er sich als Gegner des Septennats, erstens weil das Volk schon zuviel Opfer an Menschen und Geld bringe und weil er zweitens den Frieden wünsche. Zur Erhaltung des Friedens aber habe die deutsche Regierung, dank der vortrefflichen Organisation ihres Heeres — wenn sie ernstlich wolle — schon Mittel genug in der Hand; eine fortwährende Vermehrung der stehenden Heere sei nicht geeignet, den verschiedenen Nationen einen allgemeinen Frieden zu verschaffen. — Die Gegencandidatur gegen Mühleisen wurde von deutschgesinnten Bürgermeistern des Kreises dem Bürgermeister der Stadt Straßburg, jetzigen Unterstaatssecretär Back, angetragen. Anfangs schien derselbe geneigt, als Bewerber aufzutreten, dann aber lehnte er ab, und nun wurde, da es zu spät war, einen anderen Gegencandidaten mit Erfolg aufzustellen, sein Name benutzt, um die septennats- und deutschfreundlichen Stimmen des Landkreises zu sammeln.

Im Wahlkreise Colmar präsentirte sich der Abg. Grad zur Wiederwahl. Sein im Uebrigen farbloser und nichtssagender Wahlaufruf begann mit dem von ihm neuerfundenen Schlagwort: „Elsaß-Lothringen den Elsaß-Lothringern." Zur Septennatsfrage wurde darin nichts weiter bemerkt, als daß Grad sich bei der Entscheidung im Reichstage der Abstimmung enthalten habe, wie er dies „bei der Forderung der Militärausgaben für das Reich immer gethan habe." Nachträglich erließ Grad noch eine öffentliche Erklärung, worin es heißt: „Ich will den Frieden, wie Ihr Alle. Aber das Septennat ist nicht eine Garantie des Friedens. Deswegen soll Euer Vertreter im Reichstage frei sein, nach seinem Gewissen zu stimmen ohne Zwangsmandat für das Septennat. Meine Abstimmung wird immer für den Frieden sein." (In der Reichstagssitzung vom 9. März, in welcher die Septennatsvorlage angenommen

wurde, war Grad nicht anwesend; er war beurlaubt.) — In einer, von Eingewanderten und Eingebornen abgehaltenen Versammlung wurde dem Abg. Grad ein Gegencandidat in der Person des Landgerichtsdirectors Freiherrn von Klöckler, eines Alt-Elsässers, gegenübergestellt. Derselbe erließ an seine Landsleute einen in warmen, beweglichen Worten abgefaßten Wahlaufruf, worin er das Bedürfniß des Landes nach Erhaltung des Friedens und nach einer ruhigen Entwicklung seiner politischen Verhältnisse betonte. Hieran knüpfte sich ein ziemlich lebhafter Wahlkampf, in welchen der Abg. Grad sich auf eine eigenthümliche Weise einmischte. Er besuchte die von dem deutschen Comité veranstalteten Versammlungen und bekämpfte seinen Gegner, indem er mit Ausdrücken, wie sie nicht unter gebildeten Leuten, sondern unter Fabrikarbeitern und Taglöhnern gang und gäbe sind, die Lacher auf seine Seite brachte. Was diesem Wahlkampf ein besonderes Interesse lieh, war das schneidige Eintreten des Bürgermeisters von Colmar, Camille Schlumberger — eines Alt-Elsässers — gegen Grad und für von Klöckler. In einer vortrefflichen Rede legte derselbe die hohe Bedeutung der bevorstehenden Wahl gerade für Elsaß-Lothringen und für die Erhaltung des Friedens dar.

„Herr Grad," so hieß es in dieser Rede, „scheint sich wegen der Kriegsgefahr nicht groß zu ängstigen. Herr Grad hat auch gewonnen Spiel; er ist unverheirathet; er hat keine Söhne bei der Armee, und er selbst wird, wie ich glaube, sich wohl auch nicht dazu verstehen, die Pickelhaube aufzusetzen und den Tornister auf die Schultern zu nehmen, um auf das Schlachtfeld zu ziehen." Nachdem Redner ausgeführt, wie alle Familienväter in Elsaß-Lothringen lieber die mit dem Septennat verbundenen Lasten tragen, als ihre Söhne in den Krieg schicken wollen, fuhr er fort: „Ich verstehe, daß Diejenigen, welche das Elsaß-Lothringen verlassen haben, um ihre Renten in Paris zu verzehren, und ihre Söhne dem Militärdienst entzogen haben, einen Krieg als begehrenswerth finden können. Ich verstehe, daß es in verschiedenen, recht weit von den Grenzen gelegenen Departementen des südlichen Frankreichs Patrioten gibt, welche die Revanche verlangen und daß Tarascon z. B. sich vorbereitet, um die Greuel einer zweiten Belagerung abzuhalten; diese guten Leute haben eben nicht den geringsten Begriff von unserer Situation; *sie bilden sich ein*, *daß wir hier unsere Zeit damit verbringen, daß wir den Hut von Geßler salutiren oder Aepfel von dem Haupte unserer Söhne herunterschießen.* — Die ernsten Leute wissen, daß wir in Elsaß-Lothringen einen Landesausschuß, Bezirkstage, aus freier Wahl hervorgegangene Gemeinderäthe und Bürgermeister haben, welche aus den von der Bevölkerung Gewählten auserlesen sind; sie wissen, daß, im Ganzen genommen, die Zukunft unseres Landes in unseren eigenen Händen liegt, und daß wir uns nicht der Gefahr eines neuen Krieges mit allen seinen Schrecken und Leiden aussetzen wollen. — — Die Zeit der Zweideutigkeit ist vorbei. Wir können keine solchen Männer mehr brauchen, welche kalt und warm blasen. *Die Rolle der politischen Fledermäuse ist ausgespielt*, und wir wollen keinen Abgeordneten mehr, welcher uns sagt:

Ich bin ein Vogel, sehet meine Flügel;
Ich bin eine Maus, es leben die Ratten!"

Aehnlich wie im Kreise Colmar gestaltete sich der Wahlkampf in den vier Wahlkreisen *Weißenburg-Hagenau*, *Zabern*, *Metz* und *Straßburg* (Stadt): die bisherigen Abgeordneten, welche sich um Erneuerung des Mandats bewarben, wurden von eingeborenen, septennatsfreundlichen Gegencandidaten bekämpft.

Im erstgenannten Wahlkreis erließ Freiherr v. Dietrich einen kurzen Wahlaufruf, worin nach Erwähnung der Auflösung des Reichstags und der Septennatsvorlage nichts weiter stand, als dies:

„Ich habe unserem Elsaß neue Opfer an Mannschaft und Geld nicht auferlegen wollen und habe nach meinem Gewissen gehandelt und gestimmt. Mit dem Gefühle, auch in dieser Angelegenheit Euren Beifall erlangt zu haben, bitte ich Euch, mir aufs Neue Euer Vertrauen schenken zu wollen." Später veröffentlichte v. Dietrich noch eine kurze Entgegnung auf die ihm gemachten Vorwürfe, daß er den Krieg wolle und seit Jahren den Sitzungen des Reichstages nicht beigewohnt, die Interessen seiner Wähler nicht vertreten habe. Er erklärte: „Wer den Krieg einmal mitgemacht, wie ich, wünscht gewiß keinen mehr! Was meine Anwesenheit im Reichstage betrifft, muß ich doch daran erinnern, daß ich unter Anderem für die Erhöhung der Getreidezölle und gegen das Branntwein-Monopol gestimmt habe!"

Weniger lakonisch war die Sprache seines Gegencandidaten, des septennatsfreundlichen Grafen von Dürckheim-Montmartin in Fröschweiler, Reserve-Officiers im badischen Dragoner-Regiment Nr. 22 (durch seine Mutter, eine geborene v. Türckheim, Urenkel von Goethe's Lili). Er erklärte sich für das Septennat, in welchem er die sicherste Bürgschaft für den Frieden erblickte:

„Als geborner Elsässer, dem diesseits und jenseits der Vogesen Freunde und Angehörige leben, betrachte ich einen Krieg — gleichviel wer als Sieger aus demselben hervorgehe — als das größte Unglück, welches unser Land treffen könnte; Brüder würden gegen Brüder, Freunde gegen Freunde kämpfen müssen." Da Graf v. Dürckheim bisher im öffentlichen Leben noch nicht hervorgetreten war, so fand er sich veranlaßt, sein politisches Programm auch hinsichtlich der inneren Fragen den Wählern vorzulegen: „Ich erstrebe für unser Land die vollständige Gleichstellung mit den übrigen Bundesstaaten, also selbständige Vertretung des Landes im Bundesrath, Verleihung der vollen parlamentarischen Rechte an den Landes-Ausschuß, Aufhebung des Dictaturparagraphen. Ich bin aber überzeugt, daß wir auf dem bisher verfolgten Wege dieses von uns Allen gewünschte Ziel niemals erreichen werden. Nicht durch principielle Opposition oder gar passiven Widerstand, wodurch die parlamentarische Thätigkeit der meisten unserer Reichstagsabgeordneten gekennzeichnet wird, sondern durch gewissenhafte und sachliche Prüfung der Vorlagen der Regierung werden wir diese davon überzeugen, daß sie uns die gewünschten Rechte ohne Gefährdung des Reiches gewähren kann."

Besonders stark wurde der Wunsch nach Erhaltung des Friedens in dem Wahlmanifest des Abg. Goldenberg (Zabern) betont.

„Treu dem Versprechen," so hieß es darin, „welches ich bei den Wahlen im Jahre 1884 gegeben, habe ich gegen jede Vermehrung des Bestandes der Armee, sowie gegen jede Mehrbelastung des Budgets, welche die Vermehrung der Armee mit sich bringt, gestimmt. — Diejenigen, die mich unter der Landbevölkerung anklagen, den Krieg zu wollen, hintergehen Euch. Sie wissen, daß mir die Leitung der größten Fabrik unseres Kreises obliegt, und daß die Industrie noch mehr als der Ackerbau des Friedens bedarf. — Meinen Arbeitern das Brot sichern, habe ich stets als die erste meiner Pflichten angesehen; ich werde auch mein Leben lang nie davon abweichen; dazu braucht man aber

Frieden[1]).

Wird man aber fortfahren, die Armee zu vermehren, ja dann gehen wir unausbleiblich dem Krieg entgegen, denn die Geschichte liefert den Beweis, daß alle Staaten, welche ihre Armeen auf zu hohen Fuß gestellt, in Kriege fortgerissen werden, und deswegen werde ich niemals für eine Vermehrung der Militärlasten stimmen."

Als Gegner Goldenberg's trat Dr. Höffel, praktischer Arzt und Bürgermeister von Buchsweiler, in die Schranken. Sein Aufruf schilderte mit ernsten Worten die schweren Leiden, welchen das Land durch den Ausbruch eines Kriegs zwischen Deutschland und Frankreich entgegen gehe.

„Wer daher nur etwas Liebe zu seinem Heimathslande, zu den Seinigen besitzt, der muß von dem Wunsche beseelt sein, daß ein so unheilvoller Krieg nicht über uns hereinbreche. Abwehr aber bietet, soweit menschliche Berechnung zutrifft, das verlangte Septennat &c."

---

[1]) Das Wort „Frieden" stand fettgedruckt in der Mitte des Wahlmanifests, so daß es zu allererst ins Auge fallen mußte.

Wichtiger, als in den bisher berührten, vorwiegend ländlichen Wahlkreisen war die Reichstagswahl in Metz und Straßburg, den Residenzen der beiden Häupter der elsaß-lothringischen Protestpartei, der Abgeordneten Antoine und Kablé.

Der Wahlkreis Metz besteht aus der Stadt Metz mit rund 54000 Einwohnern und dem Landkreise Metz mit 153 Gemeinden und rund 76000 Einwohnern. Bei der letzten Reichstagswahl hatte dort ein lebhafter Kampf stattgefunden, in welchem Antoine nur mit knapper Noth den Sieg davontrug. Als sein Gegner war damals ein katholischer Geistlicher, Abbé Jacques, aufgetreten, für welchen, nicht ohne inneres Widerstreben, auch die eingewanderten Deutschen stimmten. Jacques erhielt damals in der Stadt Metz die Mehrheit; die Landgemeinden gaben den Ausschlag für Antoine. Der Vorgang sollte sich diesmal wiederholen.

Der Wahlaufruf des Abg. Antoine erinnerte zunächst daran, daß der Reichstag aufgelöst sei, weil er sich geweigert habe, auf sieben Jahre die von der Regierung geforderte Vermehrung der Armee um 41000 Mann und der Steuern um 40 Millionen zu bewilligen. Diese Erhöhung der Militärlasten würde für Elsaß-Lothringen einer außerordentlichen Aushebung von 1300 Mann und einem Steuerzuschlag von 1300000 M. zu den 6 Millionen gleichkommen, welche das Land schon für die Reichsausgaben nach Berlin sende. Er habe, seinem Gewissen gemäß, gegen diese Anträge gestimmt, weil Elsaß-Lothringen schon jetzt den Druck der Militär- und Steuerlasten sehr hart empfinde:

„Meine Abstimmung bedeutet klar: weder einen Mann noch einen Pfennig mehr. — Im Laufe der Verhandlungen hat der Reichskanzler gesagt: „Das Septennat ist der Friede!“ Erinnert Euch daran, daß man vor 1870 gesagt hat: „Das Kaiserreich ist der Friede.“ Wähler! Ich habe die Ueberzeugung, Eure Gefühle treu wiedergegeben zu haben; von Eurem Patriotismus erwarte ich die Erneuerung meines Mandats als Abgeordneter.“

Zum Gegner Antoine's war diesmal kein Geistlicher, sondern ein schlichter, lothringischer Landwirth, mit Namen Remlinger, ausersehen. Derselbe war November 1885 in dem Landkreise Metz als deutschfreundlicher Candidat aufgestellt worden und hatte über den Protestler, welcher bis dahin den Landkreis vertrat, den Sieg davongetragen. Man durfte deshalb hoffen, daß der Landkreis ihm auch jetzt bei der Reichstagswahl treu bleiben werde, zumal er in seinem Wahlaufruf vorsichtig vermied, in der Septennatsfrage Stellung zu nehmen. Remlinger beschränkte sich darauf, zu erklären, daß er für die Erhaltung und Fortbildung der politischen und religiösen Freiheit und der Selbständigkeit des Landes eintreten und zur Milderung der traurigen Lage der Landwirthschaft und Industrie alle Bestrebungen unterstützen werde, welche darauf gerichtet seien, eine Ermäßigung der gegenwärtig auf den Steuerzahlern, insbesondere dem Bauernstande, so schwer ruhenden Lasten durch Reduction der Staatssteuern, der Frohndienstleistungen, Enregistrements- und Gerichtskosten und der Eisenbahntarife zu ermöglichen:

„Ich werde dafür eintreten, daß ein großer Theil der durch Zölle und indirecte Reichssteuern eingehenden Erträge zur Förderung der Landwirthschaft und Industrie verwendet und die Producte des Weinbaues vor Fälschungen geschützt werden. Alle Mittel werde ich aufbieten, um vom Lande die Geißel des Krieges fernzuhalten und demselben die

Digitized by Google

für die Hebung der Landwirthschaft und Industrie unentbehrlichen Segnungen des Friedens zu sichern."

So geeignet die Fassung dieses Wahlprogramms auch erschien, um auf die Bevölkerung des Landkreises Metz Eindruck zu machen, so verschlimmerten sich doch die Anfangs günstigen Aussichten Remlinger's während der Wahlbewegung von Tag zu Tag. Schuld daran war hauptsächlich die außerordentliche Rührigkeit, mit welcher die Agitation für Antoine von diesem selbst und seinen Freunden betrieben wurde. Als Thierarzt und als Sohn eines früheren Bürgermeisters hat der Genannte vielfache persönliche Beziehungen zur Landbevölkerung, und er sparte keine Mühe, um die Wähler des Landkreises für sich zu gewinnen. Dabei standen ihm reiche Geldmittel zu Gebote. Vor Allem aber kamen ihm die Kriegsgerüchte zu Statten. Rings um die Wälle von Metz, wie ein großes Glacis gelagert, fürchteten die Gemeinden dieses Kreises, besonders die zwischen der nahen französischen Grenze und der Festung belegenen, den ersten Stoß der französischen Invasions-Armee aushalten zu müssen. Es wird erzählt, daß Antoine selbst den Einbruch der französischen Truppen als nahe bevorstehend bezeichnet und seinen ländlichen Zuhörern auseinandergesetzt habe, wie die Besatzung von Metz nicht im Stande sei, sie vor einer Ueberfluthung durch die französische Armee zu schützen. Auch von deutscher Seite wurden arglos Publicationen verbreitet, welche im Volke den Glauben an die Ueberlegenheit und die vollkommene Kriegsbereitschaft der französischen Armee verstärken mußten. So hing z. B. in den Schaufenstern der deutschen Buchhandlungen in Straßburg und Metz die bekannte Karte von Trölsch, auf welcher ganze Quadratmeilen französischen Gebiets in der Nähe der deutschen Grenze mit rothbemalten Vierecken bedeckt sind, welche die französischen Truppen in ihrer Kriegsstärke darstellen. Diese Karte mag im alten Deutschland Stimmen für das Septennat geworben haben. Im Elsaß und in Lothringen brachte sie die entgegengesetzte Wirkung hervor. In Lothringen gibt es viele große Güter, vornehmen Herren gehörig, welche nach dem Kriege für Frankreich optirt und das Land verlassen haben. Viele Bauern sind Pächter solcher Grundstücke und demnach abhängig von ihren Pariser Verpächtern. Daß im Fall eines siegreichen Einmarsches französischer Truppen Antoine Präfect von Lothringen werde, wurde erzählt und geglaubt. Wer mochte sich nun durch die Wahl des deutsch- und septennatsfreundlichen Remlinger der Züchtigung durch die französischen Truppen, der Mißhandlung Seitens des französischen Grundherrn und der Rache des künftigen französischen Präfecten aussetzen? Der lothringische Bauer ist dazu nicht der Mann. Die Geistlichkeit verhielt sich entweder neutral oder wirkte im Stillen für Antoine. Der allgemeine Satz, daß man dem Papst in allen Dingen Gehorsam leisten müsse, welchen der Bischof Fleck von Metz in seinem Fasten-Hirtenbrief aufgenommen hatte, genügte nicht, um den katholischen Clerus für das Septennat nach dem Sinne der Jacobini'schen Briefe in Bewegung zu setzen. Die in Metz erscheinenden, vom Clerus abhängigen Blätter beobachteten eine zweideutige, wenn nicht gerade septennatsfeindliche Haltung. Ein anderes Blatt, das ganz in französischem Geiste redigirt war und offen für Antoine eintrat, der „Moniteur de la Moselle“, wurde vom Statthalter auf Grund des Dictaturparagraphen unterdrückt; es war nicht

schwer für die Protestpartei, diese Lücke durch Einschmuggelung und Verbreitung französischer Blätter und Flugschriften auszufüllen, die zum großen Theil durch die Post sogar unter Streifband versandt wurden.

In der Stadt Metz erhielt der Gegner Antoine's durch die Unterstützung der eingewanderten Deutschen eine kleine Majorität; in dem Landkreise reichte diese Unterstützung nicht hin: hier erhielt Remlinger nur ungefähr den vierten Theil der Stimmen, womit seine Niederlage entschieden war.

Straßburg mit seinen Vororten bildet einen Reichstagswahlkreis für sich. Durch allen Wechsel der Herrschaft hindurch hat der eingesessene Straßburger (der „Steckelburger", wie er scherzweise genannt wird) sich das Temperament des deutschen Spießbürgers, des Bürgers der alten freien Reichsstadt bewahrt. Von Haus aus phlegmatisch, kann er doch über politische Fragen in Harnisch gerathen; wie er in communalen Angelegenheiten das Interesse der Stadt unter zähem Festhalten am Hergebrachten dem Interesse des Staats gegenüber zu vertreten geneigt ist, so nimmt er für seine Person die freieste Kritik der Regierungsmaßregeln und zwar von ganz subjectivem Standpunkte aus als individuelles Grundrecht in Anspruch. Wenn er nicht Abends beim Glase Bier mit der Faust auf den Tisch schlagen dürfte, um gegen eine unsinnige Anordnung der Polizei oder gegen eine verkehrte Verfügung einer Behörde oder gegen die tyrannische Politik irgend einer Regierung zu protestiren, so würde ihm nicht wohl sein. Die Oppositionslust des Straßburgers, die zur französischen Zeit je nach den wechselnden Regierungssystemen verschiedene Gestalten annahm, tritt seit der Annexion Elsaß-Lothringens in der Form der Protestpolitik auf. Im Jahre 1873 wurde der Bürgermeister Lauth abgesetzt, weil er aus seiner französischen Gesinnung kein Hehl gemacht hatte. Was war natürlicher, als daß im Jahr 1874 bei der erstmaligen Wahl zum Reichstage Lauth als Vertreter Straßburgs nach Berlin ging? Im Jahr 1877 gelang es zwar, diesen Protestler durch den Autonomisten Bergmann im Reichstage zu ersetzen. Aber schon im Jahr 1878 wurde Bergmann durch Kablé verdrängt, einen Mann, welcher — im Gegensatze zu seinem Collegen Antoine — schon in seinem Aeußern und bis zu einem gewissen Grade auch in seinem inneren Wesen den deutschen Typus repräsentirte und sich in den einheimischen Kreisen der Straßburger Bevölkerung einer großen Beliebtheit erfreute. Wir Deutsche vergessen nur zu leicht, welches Maß von Angst und Noth, Zorn und Schmerz durch die Belagerung und Beschießung Straßburgs in den Monaten August und September 1870 bei der Bevölkerung dieser Stadt hervorgerufen worden ist. Man muß die Beschreibung der Erlebnisse dieser Zeit, die Schilderung des Elends und der Trauer, in welche viele Familien, der Sorgen und der Erbitterung, in welche Alle versetzt waren, aus dem Munde von Straßburger Frauen gehört haben, um zu begreifen, daß die Eindrücke des Bombardements durch die später gewährten reichlichen Entschädigungen nicht verwischt worden sind. Nun wohl! Gerade in jenen Schreckenstagen war es Jacob Kablé, der sich als ein entschlossener, opferwilliger Mann gezeigt und seinen Mitbürgern insbesondere durch seine Thätigkeit bei der Verpflegung der Kranken und Verwundeten große Dienste geleistet hatte. Im Februar 1871 als einer der Vertreter des Departements Niederrhein in die französische Nationalversammlung zu Bordeaux

gewählt, unterzeichnete er dort mit den anderen elsässischen Deputirten die bekannte Protestation gegen den Frankfurter Frieden. Dieser Protestation blieb er, nach Straßburg zurückgekehrt, treu; aber er sah bald ein, daß es mit dem Protestiren allein nicht gethan sei. Dem Wort „protestation“ fügte er in seinem Programm das Wort „action“ bei, und er verstand darunter — auch hier in einem gewissen Gegensatze zu Antoine — nicht eine Action zum Zwecke der gewaltsamen Losreißung Elsaß-Lothringens von Deutschland, sondern die Mitwirkung bei der Reichsgesetzgebung im Interesse des Landes. Neben seiner öffentlichen Thätigkeit im Reichstag wirkte Kablé auch im Stillen nach dem aufgestellten Programm durch Unterstützung gemeinnütziger Anstalten, Sammlung von Geldern für Bedrängte u. dergl.[1]). 1878 wurde er mit 6598 Stimmen (61 Procent der abgegebenen gültigen Stimmen) in den Reichstag gewählt; sein Gegner Bergmann erhielt 4015 Stimmen (37 Procent der abgegebenen gültigen Stimmen). Bei der Reichstagswahl von 1881 hatte Kablé keinen einheimischen Gegencandidaten zu bekämpfen; die damalige Candidatur des Bischof-Coadjutors war nicht ernsthaft zu nehmen; von den deutschen Wählern war ihm der damalige Oberlandesgerichtsrath, jetzige Reichsgerichtsrath Petersen gegenübergestellt. Kablé erhielt damals 6876, d. h. 66 Procent, der abgegebenen gültigen Stimmen und im Jahr 1884 siegte er mit 6666 oder 72 Procent der abgegebenen gültigen Stimmen über den deutschen Candidaten, Rechtsanwalt Leiber. — Im Januar 1887, da die Septennatsfrage im Reichstage zur ersten Entscheidung kam, war Kablé bereits durch Krankheit verhindert, an den Verhandlungen in Berlin Theil zu nehmen. Auf den Rath der Aerzte begab er sich nach Nizza. Als der Reichstag aufgelöst und die Neuwahl angeordnet wurde, stand schon fest, daß Kablé auch an den Berathungen des neuen Reichstags sich nicht werde betheiligen können. Es lag unter solchen Umständen für ihn nahe, auf die Wiederwahl zu verzichten. Aber seine Freunde drangen in ihn, sich wieder zu stellen, weil sie wohl wußten, daß

[1]) Im Winter 1882—83 stand Kablé an der Spitze eines Comités, welches für die damals durch Ueberschwemmung heimgesuchten Elsaß-Lothringer die in Frankreich gesammelten Gelder in Empfang nahm. Diese Gelder kamen so spät an, daß die Schäden der Hauptsache nach schon aus deutschen Mitteln gedeckt waren und nur ein kleiner Theil der in Frankreich gesammelten Summe noch Verwendung finden konnte. Der größere Theil blieb in den Händen des Comités. Zu den am meisten beschädigten Orten gehörte Neudorf bei Straßburg; um gegen künftige Ueberschwemmungen besser geschützt zu sein, wurde dort die Verstärkung eines vorhandenen Dammes beschlossen. Das zu diesem Zwecke gebildete Syndicat wandte sich an das von Kablé präsidirte Comité, um einen Beitrag zu den Kosten des Dammbaues aus den in Frankreich gesammelten Geldern zu erhalten; eine solche Zusicherung scheint damals ertheilt worden zu sein. Denn als im vorigen Jahre die erste Rate der Kosten unter die betheiligten Grundbesitzer repartirt wurde, erklärte sich das Comité bereit, einen Theil dieser Kosten zu decken. Dies geschah in der Weise, daß die Schuldbeträge der ärmeren Betheiligten durch das Comité an den Rechner des Syndicats in einer Summe bezahlt wurden und daß alsdann jeder einzelne Betheiligte seine Quittung vom Rechner erhielt. Die Zahlung Seitens des Comités erfolgte schon in der ersten Hälfte des Januar, also zu einer Zeit, wo von Auflösung des Reichstages und Neuwahlen noch nicht die Rede war. Die Auslieferung der Quittungen von Seiten des Rechners an die Schuldner aber geschah kurz vor der Wahl, und zwar befand sich auf den Quittungen ein Vermerk des Inhalts, daß der Schuldbetrag von dem Comité Kablé bezahlt sei. Hierdurch gewann diese Sache den Anschein eines Wahlmanövers, und sie hat ohne Zweifel dazu beigetragen, auf die Wähler von Neudorf einen für Kablé günstigen Eindruck hervorzubringen.

keiner von ihnen für die Wahl in Straßburg auch nur entfernt ebenso günstige Aussichten habe, wie Kablé, der „député sortant“, der schon als solcher einen Vorsprung vor jedem anderen Bewerber hatte und dem außerdem die politischen oder doch die persönlichen Sympathien des größten Theils seiner Mitbürger zur Seite standen. Die Freunde Kablé's haben mit ihrem Drängen ihm selbst und dem Lande einen schlechten Dienst geleistet. Er gab nach und erließ von Nizza aus einen Wahlaufruf, worin er, nach allgemeiner Hinweisung auf seine bisherige Thätigkeit im Reichstage, zur Septennatsfrage erklärte, daß er nach wie vor gegen jede Erhöhung der Militärlasten stimmen werde.

„Mit einem Male eine bedeutende Vermehrung der Armee während sieben Jahre gut heißen, sowie die vielen Millionen, welche zu deren Bewaffnung und Unterhalt nöthig sind, das wäre dem Lande eine neue Militärlast aufbürden und die Regierung zum Kriege aufmuntern. — Wir, werthe Mitbürger, wir wollen den Frieden; wir haben die Greuel des Krieges erlebt und wir sehnen uns nach Frieden. Das Verhalten, das ich mir auferlege, hat keinen anderen Zweck, als zu dessen Erhaltung beizutragen.“

Dieses Mal trat dem Abgeordneten Kablé ein Candidat aus den Reihen der Einheimischen gegenüber. Ein aus namhaften Alt-Straßburgern — worunter der Präsident der Handelskammer und viele Mitglieder des Gemeinderathes —, sowie einigen eingewanderten Gemeinderathsmitgliedern gebildetes Comité trug das Mandat dem Rechtsanwalt Petri an. Dieser, noch in jugendlichem Alter stehend, — er wird kaum die Dreißig überschritten haben — gehört einer sehr angesehenen altelsässischen protestantischen Familie an (der Präsident des Directoriums und Oberconsistoriums Augsburgischer Confession mit Namen Petri ist sein Oheim). Ein tüchtiger und vielbeschäftigter Rechtsanwalt, als Redner begabt, genießt er in hohem Maße das Vertrauen seiner Mitbürger; er ist Mitglied des Oberconsistoriums, des Gemeinderaths von Straßburg, des Bezirkstags von Unter-Elsaß und des Landesausschusses. Es war deshalb keine leere Phrase, wenn das Comité, welches sich für die Wahl Petri's gebildet hatte, in dem an diesen gerichteten Schreiben auf die vielen Beweise von Hingebung an das Gemeinwesen erinnerte, die Petri schon gegeben habe, und an dessen „elsässischen Patriotismus“ appellirte, weil es unbedingt nothwendig erscheine, daß ein „gemäßigter, versöhnlicher und besonnener Mann“ aus der Wahlurne hervorgehe. Petri antwortete, indem er die Candidatur annahm, mit einem Wahlprogramm, in welchem er sein autonomistisches Glaubensbekenntniß entwickelte; seine Ziele sind:

„Nach in'nen unsere Gleichberechtigung mit den übrigen deutschen Staaten und nach außen die Aufrechterhaltung des Friedens. Nur wenn wir ohne irgend welchen politischen Hintergedanken uns auf den gesetzlichen Boden der vollbrachten Thatsachen stellen, welche Elsaß-Lothringen weder gewünscht noch herbeigeführt hat, welche aber für unser Land einen nunmehr bestehenden neuen Rechtszustand geschaffen haben, nur dann können wir mit vollem Rechte und fester Zuversicht verlangen, daß wir von allen Ausnahmebestimmungen befreit werden und daß Elsaß-Lothringen innerhalb der durch die Reichsgesetzgebung gezogenen Grenzen zu einem selbständigen Gliede des Deutschen Reiches erhoben werde.“

Zur Septennatsfrage gab Petri keine ausdrückliche Erklärung ab; er sagte nur, daß er sich gegen jedwede Mehrbelastung aussprechen werde, deren zwingende Nothwendigkeit ihm nicht auf das Bestimmteste nachgewiesen werde, und am Schlusse: daß er bei allen Fragen mit vollster Unabhängigkeit nach bestem Wissen und Gewissen seine Stimme abgeben und kein anderes Ziel als die

Wahrung der öffentlichen Interessen und das Wohl seiner Mitbürger im Auge haben werde.

Obwohl Petri sich nicht für das Septennat gebunden hatte, traten die eingewanderten Deutschen, welche in Straßburg ungefähr ein Viertel der Wähler stellen, doch einmüthig auf seine Seite[1]). Die Autonomisten waren ohnehin für ihn, und ihr Organ, das „Elsasser Journal“, welches im Jahr 1884 für Kablé plaidirt hatte, kämpfte jetzt für Petri und sogar für das Septennat. Daß die Katholiken etwa aus confessionellen Gründen gegen Petri stimmen würden, brauchte man nicht zu fürchten, weil auch Kablé Protestant war. Nach manchen Anzeichen schien es, als ob das frühere Bündniß zwischen der katholischen und der Protestpartei, zwischen Winterer und Kablé, nicht mehr maßgebend für die Katholiken Straßburgs sein werde. So konnte man glauben, nur die eigentlichen Protestler und die persönlichen Anhänger Kablé's würden für diesen stimmen, und da Kablé sich an der Wahlagitation nicht, wie sein Gegner, selbst betheiligen konnte, so schienen die Aussichten für Petri mindestens ebenso groß wie die von Kablé. Keine der Parteien wagte für sich im Voraus auf den Sieg bestimmt zu rechnen; jede hoffte höchstens mit einer kleinen Mehrheit zu siegen. Da kamen, ungefähr acht Tage vor dem Wahltag, die Nachrichten von den an verschiedenen Orten des Landes auf Befehl des Oberreichsanwalts in Leipzig vorgenommenen Haussuchungen und Verhaftungen wegen Betheiligung an der französischen Patriotenliga. Das Unglück wollte, daß eine solche Durchsuchung auch bei dem Vorsteher des Kablé-Wahlcomités in Straßburg, und zwar nicht bloß in dessen Privatwohnung, sondern auch in dem davon getrennten Geschäftslocal des Comité's stattfand. Natürlich brachte dies in der Bevölkerung zunächst den Eindruck hervor, als ob die Maßregel von der Regierung veranlaßt sei, um einen Druck auf die Wähler auszuüben, und dies erregte großen Mißmuth nicht allein im Kablé'schen Lager, sondern auch bei vielen Freunden Petri's. Seitens der Letzteren wird noch heute behauptet, das Einschreiten der Polizei und der Staatsanwaltschaft habe viele Wähler, insbesondere aus der Arbeiterklasse, welche sonst für Petri gestimmt haben würden, dazu gebracht, ihre Stimmen für Kablé abzugeben. Ob dies wahr ist und welchen Einfluß eine solche Schwankung auf das Wahlergebniß gehabt hat, läßt sich nicht ermitteln. Thatsache aber ist, daß Petri selbst nahe daran war, seine Candidatur niederzulegen, weil er in der durch die Haussuchungen erregten Mißstimmung eine schwere Beeinträchtigung seiner Aussichten sah; er wußte, daß ein Candidat, der anscheinend mit directer Unterstützung der Staatsgewalt gegen einen von der Letzteren entwaffneten Gegner kämpft, Ansehen und Achtung bei seinen Mitbürgern aufs Spiel setzt. Selbst ein Sieg wäre unter solchen Umständen für den jungen Straßburger Rechtsanwalt eine Niederlage gewesen. Erst nachdem öffentlich festgestellt, daß das Einschreiten der Behörden mit der Wahlbewegung nichts zu thun hatte, vielmehr von der Staatsanwaltschaft beim Reichsgericht lediglich wegen einer dort anhän-

[1]) Durch den am 7. April erfolgten Tod Kablé's ist eine Neuwahl nöthig geworden. Man sagt, wenn Petri wieder auftrete, würden viele von den eingewanderten Deutschen ihm ihre Stimmen nicht von Neuem geben, weil er zu „autonomistisch“. Hoffentlich werden unsere deutschen Landsleute so klug sein, das zu thun, was ihren Gegnern am wenigsten Freude macht.

gigen gerichtlichen Untersuchung erfolgt war, ließ Petri seine Bedenken gegen die Aufrechterhaltung seiner Candidatur fallen. Daß aber der ganze Zwischenfall bei den Wählern selbst einen für Petri ungünstigen Eindruck hervorgebracht hat, welcher nicht ganz ohne Folgen für das Wahlergebniß blieb, kann kaum bezweifelt werden, und bei der geringen Stimmenmehrheit, mit welcher Kablé siegte, ist wenigstens die Möglichkeit nicht ausgeschlossen, daß das Resultat ohne das Einschreiten der Polizei und der Staatsanwaltschaft ein anderes geworden wäre. Zum Zweck der Vornahme der Wahl war Straßburg in 38 Bezirke getheilt; davon fielen 29 auf die innere Stadt, 9 auf die Vororte Rupprechtsau, Neuhof, Neudorf. Im Ganzen wurden 15193 gültige Stimmen abgegeben, davon 8281 für Kablé, 6807 für Petri, ungefähr 100 für einen socialdemokratischen Candidaten, der Rest zersplitterte sich. Kablé hatte sonach mit einer Mehrheit von 1474 Stimmen über Petri gesiegt; die inneren Bezirke der Stadt waren an dieser Mehrheit nur mit ungefähr 180 Stimmen betheiligt; die Vororte, welche zum größten Theil von ärmeren, der arbeitenden Klasse angehörenden Personen bewohnt sind, thaten das Uebrige. Von der Gesammtzahl der abgegebenen gültigen Stimmen erhielt Kablé dieses Mal 54 %, gegen 72 % im Jahre 1884; Petri 44 %; in den Jahren 1878, 1881 und 1884 hatten die Hauptgegner Kablé's nur 37 % bezw. 26 % und 27 % der abgegebenen Stimmen erhalten.

Vorstehend ist die Wahlbewegung derjenigen dreizehn Wahlkreise Elsaß-Lothringens geschildert, in welchen die bisherigen Abgeordneten als Bewerber aufgetreten waren und wiedergewählt wurden. Es bleiben nun noch diejenigen zwei Wahlkreise zu besprechen, in welchen ein Wechsel in der Person des Abgeordneten stattfand: der Kreis Mülhausen und der Kreis Erstein-Molsheim.

Mülhausen war zuletzt durch den bekannten Patriarchen der oberelsässischen Großindustrie, den sechsundachtzigjährigen Jean Dollfus, vertreten, dessen Programm in dem einen Worte: „Protest“ ohne jeden Zusatz von Action bestand und der sich demgemäß und seines hohen Alters wegen schon geraume Zeit von Berlin ferngehalten hatte. Bereits im Jahr 1884 war davon die Rede, daß Dollfus das Mandat niederlegen und daß der als Feind der Deutschen bekannte Fabrikant August Lalance in Pfastadt bei Mülhausen sein Nachfolger sein werde. So kam es denn auch jetzt. Lalance erließ einen Wahlaufruf, in dessen Eingang es heißt: „Herr Jean Dollfus, bejahrt und leidend, bittet mich, ihn im Reichstage zu ersetzen.“ Um sich als würdigen Nachfolger dieses „großen Mitbürgers“ den Wählern zu empfehlen, stellte sich Lalance nicht allein auf den Standpunkt des Protestes gegen den Frankfurter Frieden, sondern er schlug auch einen so gehässigen und leidenschaftlichen Ton an, daß die „Neue Mülhauser Zeitung“ mit Recht sagen konnte: eine keckere Herausforderung als dieser Wahlaufruf sei dem deutschen Volke seit dem Kriege von 1870 nicht ins Gesicht geschleudert worden. Der Aufruf gibt zugleich eine Probe von der hohlen und verworrenen Phraseologie, welche von den pariserisch geschulten oberelsässischen Protestlern als politische Waare auf den Markt gebracht wird:

„Als im Jahre 1874 die Elsaß-Lothringer berufen wurden, Abgeordnete nach dem Reichstage zu senden, behaupteten die Officiösen, wir seien zufrieden damit, Deutsche geworden zu

sein. Es war nöthig, diesen Irrthum zu zerstören; das unseren Abgeordneten ertheilte Mandat war ein Mandat der Verwahrung. Dieses stolze Aufbäumen des schwer beleidigten Gewissens war ein so energisches, daß heute noch, nach sechzehn Jahren der Einverleibung, fünfzehn Abgeordnete Elsaß-Lothringens in der amtlichen Statistik unter dem Namen „Elsässische Protestpartei" eingereiht sind. (!) Der Kanzler geht noch weiter. Wenn er in seinen Reden von den elsaß-lothringischen Abgeordneten spricht, so nennt er sie die „Franzosen". Es wird also selbst von Denen, welche das größte Interesse daran haben, das Gegentheil glauben zu machen, festgestellt, daß die Annexion sich wider den einstimmigen Willen der Elsaß-Lothringer vollzogen hat, und daß nach sechzehn Jahren unsere Gefühle sich nicht geändert haben. Die Kundgebung war eine glänzende, unabweisbare für Deutschland, Europa und für die Geschichte. — Aber nicht allein unsere Gefühle wurden ergriffen" — so fährt August Lalance fort — „auch unsere Interessen leiden Noth. Unsere Industrie, welche eine ersten Ranges ist, wurde gewaltsam von ihrem natürlichen Markte getrennt und mußte sich in einem armen Lande Bahn brechen; sie erlitt unersetzliche Verluste. Unser ehemals gedeihlicher Ackerbau ist heute elend und zu Grunde gerichtet. Man hat das Französische aus den Schulen verbannt, obwohl die Kenntniß der beiden Sprachen längs der Grenze unerläßlich ist. Man hält über unseren Häuptern die Dictatur aufrecht, diese ungeheuerliche Machtbefugniß eines einzigen Mannes, welcher ohne weitere Auseinandersetzungen uns von unserem eigenen Herde verbannen kann. Wir allein in Europa haben keine Preßfreiheit, und sobald ein Blatt unangenehm wird, unterdrückt man es. Indem man mit äußerster Härte gegen die Optanten vorging, (!) störte man die Familien- und Geschäftsbeziehungen und beraubte das Land seiner besten Kräfte."

Und nach solch stürmischem Anlauf winkt auch Lalance mit dem Oelzweig des Friedens! Er erklärt, es sei die Pflicht der Abgeordneten, sich gegen die geschilderte ungerechte Behandlung des Landes zu erheben, auch gegen die Ausnahmsgesetze sich aufzulehnen, welche gegen die Katholiken, die Socialisten und gegen die Polen (!) gerichtet seien, — „denn der wahre Freisinn besteht überhaupt darin, die Freiheit Anderer zu vertheidigen" —, ferner sei es Pflicht, für die Freiheit der Arbeiter und gegen alle Gesetze, welche diese Freiheit einschränken, zu kämpfen; die Abgeordneten müssen auch mit aller Kraft „unseren letzten Rettungsanker, das allgemeine Stimmrecht, dessen Bestehen in Berlin bedroht ist, unversehrt zu erhalten suchen."

„Aber ihre wesentlichste Pflicht wird es sein, den Frieden zu predigen und sich gegen diese zu Grunde richtenden Rüstungen zu erklären, welche mit jedem Tage zunehmen. Sie werden bezeugen müssen, daß die Elsaß-Lothringer, welche die Opfer der Gewalt sind, niemals die Gewalt zu ihrer Hilfe rufen. (!) Da die Aufregungen von oben kommen, von Denen selbst, welche die Leidenschaften beschwichtigen sollten, so ist es die Pflicht der Mandatare des Volkes, zu verkünden, daß der Friede das erste der Güter ist." Den Schluß des Manifests bildet das Versprechen, „stets mit Mäßigung zu handeln als Freund des Friedens und als treuer Vaterlandsfreund."

Der Staatsanwalt hatte keinen Sinn für die in diesem Aufruf an den Tag gelegte „Mäßigung"; er beschlagnahmte denselben, weil er darin einen Verstoß gegen die Artikel 130 und 131 des Strafgesetzbuchs sah. Lalance erließ darauf eine Erklärung des Inhalts: er glaube nicht, die Rechte eines Candidaten überschritten zu haben; denn nach den Wahlprogrammen der Herren H. Häffely (Vorgänger von Dollfus in der Vertretung Mülhausen's) und J. Dollfus habe das seinige nur als ein „gemäßigtes" gelten können. Er füge sich jedoch dem Gerichte (!) in der Meinung, daß je gerechter eine Sache sei, sie um so mehr „der Gesetzlichkeit sich unterordnen" müsse.

Gegen Lalance trat der Bürgermeister Mieg-Köchlin, ebenfalls ein Mitglied der Mülhauser Fabrikanten-Aristokratie, aber ein gemäßigter, zu der alten

Autonomistenpartei gehöriger Mann, auf den Plan. Sein Wahlaufruf bestand aus wenig Sätzen: er sei wiederholt angegangen worden, sich als Reichstags-Wahlcandidaten aufzustellen; er habe es immer abgelehnt, jetzt aber wolle er angesichts des Ernstes der Lage und im Interesse seines Landes sich um das Mandat bewerben.

„Die Protestation ist heute gegenstandslos, unnütz und kann höchstens schaden. Seien wir also klug genug, um dieselbe bei Seite zu lassen. — Ich bin seit langen Jahren Bürgermeister, Mitglied des Bezirksraths und des Landesausschusses. Ihr kennt also meine Handlungen; meine Fürsorge für die darniederliegende Landwirthschaft und die Industrie ist Euch bekannt; ebenso kennt Ihr meine Fürsorge für das Loos des Arbeiterstandes."

Ein so ruhiges, nüchternes Programm paßte nicht zu der aufgeregten Stimmung jener Tage. Mieg-Köchlin hatte in der Stadt Mülhausen selbst, außer den eingewanderten Deutschen, nur noch einen Theil der wohlhabenderen Bürger für sich. Die große Masse der Arbeiter fand an Lalance sogar mehr Gefallen, als an dem socialdemokratischen Candidaten. Auch die überwiegend katholische Bevölkerung der zum Kreise Mülhausen gehörigen Landgemeinden gab dem Protestler den Vorzug. —

Das meiste Aufsehen und den peinlichsten Eindruck in den deutschen Kreisen hat die Wahl von Erstein-Molsheim gemacht, wo der einzige Septennatsfreund unter den bisherigen Vertretern des Reichslandes, der Baron Hugo Zorn von Bulach, einer bis dahin politisch vollkommen unbekannten Größe, Dr. Sieffermann (practischer Arzt und Besitzer einer Kaltwasser-Heilanstalt in Benfeld) unterlag. Das Ereigniß wirkte auf die Meisten dem Blitze ähnlich: überraschend und niederschmetternd zugleich. Man glaubte in jenen Kreisen ziemlich allgemein, daß der junge Bulach sich in seinem, fast durchaus von einer ackerbautreibenden Bevölkerung bewohnten Wahlbezirke noch immer einer großen Beliebtheit erfreue. Nur Wenige hatten Kenntniß davon, daß diese Popularität im Sinken war.

Als Präsident des landwirthschaftlichen Kreisvereins, wie als Mitglied des Bezirkstages von Unter-Elsaß und des Landesausschusses, hatte Baron Bulach immer lebhaft agrarische Interessen vertreten. Aber die Lage der Landwirthschaft wurde nicht besser. Eine Quelle des Wohlstandes für die Bauern im Kreise Erstein war zu französischer Zeit der Tabaksbau. Die französische Monopolverwaltung hatte Jahr aus Jahr ein große Mengen Tabak zu guten Preisen gekauft. Die heutige Verwaltung der elsaß-lothringischen Tabakmanufactur, welche ihre Waaren im Wettbewerb mit der Privatindustrie absetzen muß, kann bei dem besten Willen den Tabakpflanzern nicht dieselben Vortheile bieten wie die französische Regie. Daran änderten auch die Angriffe nichts, welche v. Bulach im Landes-Ausschuß gegen die Verwaltung der Tabakmanufactur zu richten pflegte. Um der bedrängten Landwirthschaft aufzuhelfen, schlug derselbe die Einführung einer Kapitalrentensteuer vor, stieß aber damit auf den größten Widerstand in dem Landesausschuß. Dagegen kam unter seiner Mitwirkung die Gesetzgebung über das Jagdrecht und die Jagdpolizei zu Stande, welche wegen der Wildschadensfrage, und das Katastergesetz, welches wegen der damit verbundenen Kosten vielfach Mißstimmung unter der ländlichen Bevölkerung erregte. Ebenso das Licenzsteuergesetz, das die Wirthe nicht zur Ruhe kommen läßt. Als nun

Derjenige, von dem man sich Hülfe versprochen hatte, für das Septennat und mithin für Erhöhung der Militärlast eintrat, da kehrte der Mißmuth über die wirthschaftliche Lage seine Spitze gegen ihn, und der biedere Landmann stattete dem Herrn Baron den Dank für dessen redliche Bemühungen dadurch ab, daß er sich vornahm, bei der Reichstagswahl nicht mehr für ihn zu stimmen. Gegen diese, durch die Kriegsaussichten und die Furcht vor den Franzosen noch verstärkte Strömung vermochte auch die Beredsamkeit des Bulach'schen Wahlaufrufs nicht aufzukommen. Der Aufruf lautete:

„Geehrte Wahlmänner! Theure Mitbürger! Wir leben gegenwärtig in einer sehr ernsten, gefahrerfüllten Zeit. Der Friede ist in Europa bedroht, aber unter allen Umständen muß der Krieg verhindert werden. Nur eine starke, kraftvolle Armee vermag die Fortdauer des Friedens zu gewährleisten. Nach langem und ernstem Nachdenken habe ich mich entschlossen, für das Septennat zu stimmen. Diese schweren Militärlasten sind unvermeidlich, wenn unserem theuren Heimathlande die Schrecknisse eines grausamen Krieges erspart bleiben sollen. Unser Land in ein einziges weites Schlachtfeld verwandelt .... welche Fülle von Unglück und von unheilbarem Elend! Mehr als 100 000 elsaß-lothringische Soldaten — unter ihnen wie viele Familienväter — würden unter Waffen stehen! Brüder würden ihre Brüder hinmetzeln. Wir Alle, auch Ihr, seid bereit, Alles aufzubieten, solchen Jammer fernzuhalten. — Als Elsaß-Lothringer werde ich durch die Liebe zu meinem Vaterlande verpflichtet, das Septennat anzunehmen, welches uns — die feierlichen Erklärungen der Regierung im Reichstage verbürgen es — den Frieden erhalten wird. Als Katholik gehorche ich dem Wunsche Sr. Heiligkeit des Papstes, daß die katholischen Abgeordneten für das Septennat stimmen sollen. Der heilige Vater will den Krieg verhindern und den religiösen Frieden in Deutschland wiederherstellen." Der Aufruf wendet sich dann gegen den Irrthum, als ob das Septennat die Verlängerung der Dienstzeit auf sieben Jahre bedeute. Es sei falsch, daß das Septennat die Bevölkerung durch unerschwingliche Lasten zu Grunde richten werde. Nicht das Septennat, sondern der Krieg würde Elsaß-Lothringen zu Grunde richten und das Land sowie jeden einzelnen Einwohner tausendmal mehr kosten „als die 43 Pfennige, welche die Heeresverstärkung dem Einzelnen auferlegt."

So lobenswerth die Entschiedenheit war, mit welcher Bulach für das Septennat eintrat, so unvorsichtig war es von ihm, die Mehrbesteuerung in Folge der Heeresverstärkung in dem Wahlaufruf, wie er es schon in seiner Rede vom 28. Januar gethan, auf 43 Pfennig für den Kopf der Bevölkerung zu berechnen. Wenn schon das Mißverständniß, daß „Triennat" und „Septennat" drei- und siebenjährige Dienstzeit bedeute, trotz aller Aufklärungen Seitens der Behörden, seine Herrschaft über die Geister behauptete, so brachten nun die Bulach'schen „43 Pfennige" eine neue Begriffsverwirrung: Viele verstanden dieselben nicht als einen Durchschnittssatz, sondern als einen festen pro Kopf der Bevölkerung, ohne Unterschied zwischen Reich und Arm, zu entrichtenden Betrag; ja, Manche faßten die Sache sogar so auf, als ob es sich um sogen. Zuschlagspfennige (centimes additionels) handle, wie sie zur Deckung von Gemeindeausgaben als Zuschläge zu den Staatssteuern erhoben werden, so daß auf jede Mark Steuer in Zukunft 43 Pfennige mehr bezahlt werden müßten, wenn die Heeresverstärkung bewilligt werde. Aber auch da, wo solche Irrthümer nicht mit unterliefen, wollte das Volk von einer Mehrbelastung, und wenn sie noch so gering war, nichts wissen. Es wandte sich deshalb von seinem bisherigen Vertreter ab und wartete nur darauf, daß irgend Jemand als Gegencandidat gegen Bulach auftrete, um ohne Weiteres für diesen Jemand zu stimmen. Wer die Stimmung der Bevölkerung kannte, sah voraus, daß Bulach jedenfalls nur sehr

viel weniger Stimmen erhalten werde, als im Jahre 1884 und daß seine Wiederwahl überhaupt gefährdet sei, sobald sich ein Gegencandidat melde. Lange Zeit schien es, als ob ein solcher nicht zu finden wäre. Da taucht plötzlich, kaum drei Tage vor der Wahl, der Name des Dr. Sieffermann als des Gegners von Bulach auf und vereinigt im Nu auf sich die septennatsfeindliche, weit überwiegende Mehrheit der Wähler.

Hier wäre der Ort, den Wahlaufruf des Dr. Sieffermann mitzutheilen. Aber ein solcher Aufruf ist nicht erschienen. Die Straßburger Buchdrucker, an welche sich der Genannte wegen des Drucks eines von ihm entworfenen Manifests gewandt hatte, lehnten den Auftrag ab, um nicht mit dem Staatsanwalt in Conflict zu gerathen. Nur Stimmzettel konnte Dr. Sieffermann drucken lassen, und diese wurden durch seine guten Freunde, wozu namentlich auch mehrere practische Aerzte — Collegen von Sieffermann — gehörten, rasch in alle Gemeinden des Wahlkreises vertheilt. Eine weitere Agitation für den Genannten durch öffentliche Versammlungen zc. hat nicht stattgefunden; wie und durch wen im Stillen für ihn gearbeitet worden ist, inwiefern hierbei insbesondere die katholische Geistlichkeit mitgewirkt haben mag, darüber fehlt es an positivem Anhalt. Thatsache aber ist, daß der Clerus in seiner großen Mehrzahl hier so wenig wie im Wahlkreise Metz, für den septennatsfreundlichen Candidaten Partei genommen hat, und da Baron Zorn v. Bulach bei früheren Wahlen sich stets der warmen Unterstützung der katholischen Geistlichkeit zu erfreuen hatte, so war die, wie es scheint, von der Mehrzahl der Priester dieses Mal beobachtete Neutralität mit einer Parteinahme für den Gegner Bulach's gleichbedeutend. Wenn der Pfarrer auf die Frage: sollen wir für Bulach oder für Sieffermann stimmen? die Antwort gab: ihr könnt es machen, wie ihr wollt — so wußte der Bauer ganz genau, woran er war. Trotz alledem bleibt es eine auffallende Erscheinung, daß Sieffermann die ungeheure Mehrheit von 16 259 Stimmen erhalten konnte, während auf Bulach nur 5730 fielen!

Um das Bild der Wahlbewegung zu vervollständigen, muß noch ein Blick auf die Betheiligung der Presse geworfen werden. Ein rein protestlerisches Blatt erscheint im Reichslande nicht mehr; die Geschäfte der Protestpartei werden theils durch französische Blätter besorgt, welche, wie der „Alsacien-Lorrain“, das Organ der elsässischen Emigration, zwar in Elsaß-Lothringen verboten sind, aber für die Uebersendung in geschlossenen Briefumschlägen nach den annectirten Provinzen besondere Abonnements eröffnen, theils durch die aus dem übrigen Deutschland eingehenden oder in Elsaß-Lothringen erscheinenden clericalen Blätter. Von der Haltung der katholischen Presse in Lothringen ist schon oben die Rede gewesen; die im Elsaß erscheinenden, von katholischen Geistlichen redigirten politischen Blätter sind im Geiste der intransigentesten Centrumsblätter geschrieben; sie vertreten in den politischen Tagesfragen den Standpunkt der Abgeordneten Winterer, Guerber und Simonis und waren somit von vornherein heftige Gegner des Septennats. Der autonomistischen Partei dient als Organ das „Elsässer Journal“, welches, wie bereits oben erwähnt, für das Septennat und für die Wahl der septennatsfreundlichen Candidaten, wenn auch in sehr gemäßigter Weise, eintrat. Die der deutschen Sache ergebenen Blätter kämpften, wie sich von selbst

versteht, auf derselben Seite, allen voran die „Straßburger Post“, die Tochter der „Kölnischen Zeitung“, mit der ganzen Lebhaftigkeit ihres sanguinischen rheinischen Temperaments. Sie stand mit bewunderungswürdigem Eifer und unermüdlicher Ausdauer als Ruferin im Streit, trieb die Säumigen an, ermuthigte die Zagenden, flößte den Kämpfenden Siegeszuversicht ein und faßte die Gegner mit homerischer Derbheit am Kragen. Und als dann statt des wenigstens in dem einen oder andern Wahlkreise erhofften Sieges die Niederlage der deutschfreundlichen Partei auf der ganzen Linie erfolgte, da war es wiederum die „Straßburger Post“, welche dem Gefühl der Deutschen im Reichslande den lautesten Ausdruck gab mit dem Weheruf: „Wir haben eine entsetzliche Niederlage erlitten!“

Der Heftigkeit des Wahlkampfes entsprechend war die Betheiligung bei der Wahl am 21. Februar ungemein stark. Im Jahre 1884 sind im Ganzen 174362 gültige Stimmen abgegeben worden; davon waren als deutschfreundlich 22319 = 12,80%, als protestlerisch 152043 = 87,20% zu betrachten[1]), — am 21. Februar 1887 wurden 253550 gültige Stimmen abgegeben, mithin 79188 oder rund 46% mehr als im Jahre 1884. An diesem Zuwachs von Stimmen ist die deutschfreundliche Partei verhältnißmäßig stärker als die deutschfeindliche betheiligt. Von jenen 253550 Stimmen sind nämlich auf die septennats- und deutschfreundlichen Candidaten 43771 = 17,26%, auf die septennats- und deutschfeindlichen Candidaten 209779 = 82,74% gefallen. Die deutschfreundliche Minderheit ist sonach von 22319 im Jahre 1884 auf 43771 im Jahre 1887 gestiegen; sie hat sich um 96,1% vermehrt, also nahezu verdoppelt. Die deutschfeindliche Majorität ist von 152043 auf 209779 gestiegen, hat sich also nur um etwas über 1/3, genauer: um 38% vermehrt. Die Minorität von 1884 vertheilte sich auf fünf Wahlkreise, die von 1887 auf elf.

Obige Zahlen gewinnen ihre wahre Bedeutung erst, wenn man die abgegebenen Stimmen nach ihrem inneren Werthe prüft. Es ist eine landläufige Redensart, daß allgemeine Wahlen als Thermometer für die politische Stimmung des Volks dienen. Aber diese Stimmung läßt sich nicht so leicht an den Wahlziffern ablesen, wie die Temperatur an der Skala des Thermometers. Die Wahlbewegung selbst bringt, zumal wenn sie unter so außerordentlichen Zeitumständen vor sich geht, wie die jüngst durchlebte, eine Temperaturerhöhung mit sich, die man in Abzug bringen muß, wenn man die normale Stimmung des Volks messen will. Abgesehen hiervon ist auch die Wahl eines Abgeordneten ein viel complicirterer Vorgang, als das Steigen oder Sinken der Quecksilbersäule im Thermometer. In der Wahl eines Abgeordneten haben wir ein Urtheil ohne Entscheidungsgründe vor uns. Die Entscheidung liegt in dem Namen des Abgeordneten, auf welchen sich die Mehrzahl der Stimmen vereinigt hat. Als Richter erscheinen die Tausende von Wählern, welche diese Stimmen abgegeben haben. Wie soll man nun mit Sicherheit ermitteln, von welchen politischen Motiven, von welchem politischen Gedanken jeder Einzelne bei Abgabe seiner Stimme geleitet worden ist? Die meisten dieser Richter würden wahrscheinlich

---

[1]) Wir folgen hier einer in Nr. 68 der „Straßburger Post“ veröffentlichten Zusammenstellung und Vergleichung der amtlichen Wahlergebnisse von 1884 und 1887.

selbst in Verlegenheit gerathen, wenn sie hierüber klar und bestimmt Rechenschaft ablegen sollten. Man ist, um die wirkliche Meinung der Mehrzahl der Wähler zu ergründen, auf Schlußfolgerungen angewiesen und man muß hierbei, um einigermaßen sicher zu gehen, die politische Stellung der Abgeordneten, wie sie sich aus dem bisherigen Verhalten derselben oder aus deren Wahlprogrammen ergibt, zur Grundlage nehmen.

Die von den Wahlcandidaten veröffentlichten Glaubensbekenntnisse und Aufrufe sind zwar nicht immer der vollkommen genaue Ausdruck der politischen Ueberzeugung des Bewerbers. Ein bischen „politische Heuchelei" läuft dabei manchmal mit unter. Aber dieser Umstand vermindert nicht, sondern er erhöht — so paradox dies klingen mag — den Werth der Wahlprogramme als des Materials zur Interpretation des Wahlergebnisses. Denn der Wahlcandidat nimmt bei Abfassung seines Programms auf die Stimmung der Wähler Rücksicht, und wenn er dabei etwas von seiner innersten politischen Ueberzeugung opfert, so kann man um so mehr versichert sein, daß in dem bezüglichen Punkte des Programms diejenige Auffassung zum Ausdrucke gelangt, welche, wenigstens nach der Ansicht des Verfassers des Programms, bei der Mehrheit der Wähler vorherrscht. Als besonders wichtig müssen diejenigen Punkte der Wahlprogramme betrachtet werden, in welchen die von den Vertretern verschiedener Parteien ausgehenden Kundgebungen übereinstimmen. Denn hier liegt die Wahrscheinlichkeit vor, daß man es nicht bloß mit der Meinung der Mehrheit der Wähler, sondern sogar mit einer allgemein herrschenden Auffassung zu thun hat. Dies war für uns mit ein Grund, im Obigen auf die Wahlmanifeste der Candidaten so ausführlich einzugehen.

Wendet man nun die vorstehend angedeutete Methode zur Interpretation des reichsländischen Wahlresultats an, so ergibt sich zunächst, daß fast in allen Wahlaufrufen die Friedensliebe der Candidaten betheuert ist. Möglich, daß der eine oder der andere von den gewählten protestlerischen Abgeordneten in seinem innersten Herzen den Revanchekrieg herbeisehnt. Aber Keiner hat einem solchen Herzenswunsche auch nur den leisesten Ausdruck zu geben gewagt, und selbst der furchtbare Lalance erklärt es als die „wesentlichste Pflicht" der Abgeordneten, „den Frieden zu predigen". Es wäre deshalb vollkommen unrichtig, wenn man in der reichsländischen Wahlentscheidung vom 21. Februar ein kriegerisches Plebiscit, einen Ruf an Frankreich zur Herbeiführung des Revanchekrieges sehen wollte. Vor dem Landesausschuß war mit dessen Zustimmung festgestellt worden, daß die Bevölkerung Elsaß-Lothringens die Erhaltung des Friedens wünsche. Diese Thatsache hat durch den Ausfall der Reichstagswahl keine Widerlegung, sondern eine Bestätigung gefunden.

Hieran kann auch der Umstand nichts ändern, daß die Regierung und die auf ihrer Seite stehende Partei die Wahl septennatsfreundlicher Candidaten als ein Mittel zur Erhaltung des Friedens, trotz der mit der Heeresverstärkung verbundenen Mehrbelastung, empfohlen hatten. Denn von der anderen Seite wurde dem reichsländischen Wähler ebenso eindringlich vorgehalten, daß die Verstärkung der Heere den Krieg herbeiführe und daß er deshalb zur Erhaltung des Friedens beitrage, wenn er einen Abgeordneten wähle, der gegen das Septennat und

gegen jede Erhöhung der Militärlasten stimme. So sah sich der Elsaß-Lothringische Bauer vor die Wahl zwischen zwei Mitteln zur Erhaltung des Friedens gestellt, von welchen das eine die Erhöhung der Steuern und die Vermehrung der Rekruten bedeutete, während das andere solche Opfer nicht von ihm verlangte. Er gab natürlich dem letzteren, billigeren Mittel den Vorzug und handelte dabei nicht reichsfeindlicher, als etwa der westfälische oder rheinische Bauer, welcher einen septennatsfeindlichen Centrumsmann gewählt hat. Dem Westfalen oder Rheinländer stand nicht einmal, wie dem Elsaß-Lothringer, die Entschuldigung zur Seite, daß er durch deutschfreundliches Verhalten sich für den Fall des Kriegsausbruchs die Rache der einrückenden Franzosen und der mit denselben gehenden, einheimischen „Franzosenköpfe" auf den Hals lade.

Diese Furcht und nicht minder der Widerwille des nach seiner eigenen Ueberzeugung schon allzu stark belasteten Steuerzahlers gegen jede weitere Belastung haben bei den Reichstagswahlen in Elsaß-Lothringen den Ausschlag gegeben.

Dreizehn Abgeordnete sind wiedergewählt; ein vierzehnter trat an die Stelle eines Gleichgesinnten. Daß in diesen vierzehn Wahlkreisen die Mehrzahl der Wähler jetzt in Bezug auf die Geltung des Frankfurter Friedens eine andre Stellung Deutschland gegenüber habe einnehmen wollen, als im Jahre 1884 oder 1881; daß sie sich diesmal entschieden, und selbst um den Preis eines Krieges, von Deutschland habe lossagen wollen, — dafür fehlt der Beweis. Selbst von dem Wahlkreise Erstein-Molsheim läßt sich nicht sagen, daß er seine Haltung in der Hauptsache, d. h. in der Militärfrage geändert habe. Der Abgeordnete Zorn v. Bulach hatte bei der Wahl von 1887, wie schon erwähnt, den Standpunkt eingenommen, daß bei Ablauf des Septennats Erleichterungen der Militärlast zu verlangen seien. Er hat dann auf dem Wege der Annäherung an die nationale Politik Deutschlands einen entschiedenen Schritt vorwärts gethan, — zur aufrichtigen Freude aller Deutsch-Gesinnten; aber die Mehrheit seines Wahlkreises folgte ihm nicht, sie blieb auf dem Standpunkte stehen, welchen sie bei der Wahl von 1884 eingenommen hatte. So viel deutsche Vaterlandsliebe und deutsche Staatsgesinnung ist eben in Elsaß-Lothringen noch nicht vorhanden, daß Angesichts der von außen drohenden Gefahren patriotischer Opfermuth die Mehrheit der Wähler begeistern könnte.

Wenn vorstehend das Ergebniß der reichsländischen Wahlen vom 21. Februar auf seine wahre Bedeutung in der Weise geprüft wurde, daß wir aus der Haltung der Gewählten auf die der Entscheidung als Motiv zu Grunde liegende Stimmung der Mehrheit der Bevölkerung zu schließen suchten, so bleibt noch ein Wort über die Bedeutung der in der Minderheit befindlichen Stimmen zu sagen. Diese Minderheit bestand aus eingewanderten Deutschen und aus der autonomistischen Partei. Die letztere, auf die man nach den Erfahrungen von 1884 bei der Reichstagswahl kaum noch zu rechnen wagte, hat nicht allein gezeigt, daß sie noch lebt, sondern sie hat auch im Wahlkampfe eine früher nicht gekannte Entschiedenheit an den Tag gelegt. Will man nicht auf die innere Wiedergewinnung Elsaß-Lothringens überhaupt verzichten, so wird es immer diese Partei sein, auf welche die Vertreter der deutschen Sache sich stützen müssen; und nichts könnte

thörichter sein, als wenn man alle Elsaß-Lothringer, wie es neuerdings der deutsche Chauvinismus vorschlägt, ohne Unterschied und ohne Rücksicht auf die Stellung, die sie zur deutschen Sache einnehmen, als verkappte Franzosen, d. h. als Feinde behandeln wollte!

Das Bild der Wahlbewegung würde nicht vollständig sein, wenn wir mit Stillschweigen einige Vorfälle übergehen wollten, die zwar nicht eigentlich zu den Wahlhandlungen gehören, aber mit denselben doch innig zusammenhängen und vielfach dazu beigetragen haben, den peinlichen Eindruck des Wahlergebnisses zu verschärfen. Wir meinen die französischen Demonstrationen, von welchen der Wahlkampf begleitet war und welche auch nach Beendigung der Wahl fortdauerten. Weniger die Wahlbewegung selbst, als die Erwartung des nahen Kriegsausbruchs hatte auch die Jugend, selbst die noch minderjährige, in starke Aufregung versetzt. Diese Aufregung, in Verbindung mit der in den niedern Volksschichten heimischen Rohheit, brachte an vielen Orten Scenen groben Unfugs hervor, bei denen sich nicht allein lärmende Sympathie für Frankreich, sondern auch ein fanatischer Deutschenhaß kund gab. Es wäre Unrecht, diese Ausschreitungen der Rohheit und des Muthwillens Einzelner als den Ausdruck der Gesinnung der Gesammtheit oder auch nur der Mehrheit der Bevölkerung gelten zu lassen. Immerhin aber haben die erwähnten Excesse uns einen Vorschmack davon gegeben, was wir im Falle des wirklichen Kriegsausbruchs zu erwarten haben. Dieselben Elemente, welche sich jetzt durch aufrühreriſche Rufe, durch Tragen französischer Farben, durch Zerreißen und Beschimpfen deutscher Fahnen mit der Polizei und Staatsanwaltschaft in Conflict bringen, werden alsdann gefährlich werden. Sie werden der französischen Armee Vorschub leisten, der deutschen aber Abbruch thun, wie und wo sie können; sie werden die deutschen Beamten, die nicht durch Militär geschützt sind, verfolgen und mißhandeln. Es wird noch viele Jahre dauern, bis Elsaß-Lothringen von einer gegen Frankreich kämpfenden deutschen Armee als vollkommen zuverlässiges Freundesland angesehen werden kann.

Niemand zweifelt, daß in allen Fragen der reichsländischen Verwaltung, bei denen die militärische Sicherheit auf dem Spiele steht, jedes andre Interesse vor diesem zurücktreten muß. Schon hieraus folgt die Verpflichtung der Civilgewalt, mit allen ihr zu Gebote stehenden Mitteln den Geist des Aufruhrs, der sich namentlich in der Jugend bemerklich macht, zu bannen und alle Einflüsse, insbesondere die von Frankreich kommenden, welche diesen Geist nähren, mit der größten Energie, soweit immer möglich zurückzuweisen. Der alte Feldmarschall von Manteuffel sagte einmal in einer seiner Tischreden an den Landes-Ausschuß — es war die letzte, die er hielt und gewissermaßen sein politisches Testament —: gegenüber dem „Pactiren mit dem Auslande“ schrecke er vor keinem Extrem zurück. Pactiren mit dem Auslande aber nannte er „Alles, was die Bevölkerung gegen das Deutschthum aufreizt und in ihr den Wahn erzeugen will, die Zusammengehörigkeit von Elsaß-Lothringen mit Deutschland sei nur vorübergehend.“

Die strengen Maßregeln, welche die reichsländische Regierung gegen das „Pactiren mit dem Auslande“ in letzter Zeit und theilweise schon vor den Wahlen ergriffen hat, sind von der öffentlichen Meinung Deutschlands allgemein gebilligt

worden und derselben Billigung wird der Kaiserliche Statthalter sich zu erfreuen haben, wenn er in der gleichen Richtung weitere und noch strengere Maßregeln ergreift.

Aber um dieser nothwendigen Strenge willen dürfen wir das höhere Ziel nicht aus den Augen verlieren, welches der Verwaltung Elsaß-Lothringens gesteckt ist. Wir haben das Reichsland durch einen blutigen Krieg und durch Siege ohne Gleichen wiedergewonnen, nicht um es für alle Zeit als erobertes Gebiet zu beherrschen, sondern um es dem Deutschen Reiche als ein lebendiges Glied einzuverleiben, um die Bevölkerung auch innerlich für Deutschland wieder zu erobern. Das war die ideale Auffassung unsrer Aufgabe in Elsaß-Lothringen zu der Zeit, als die nationale Begeisterung über den wunderbaren Krieg, über die Wiederherstellung des Reichs, über den ehrenvollen und vortheilhaften Frieden alle Gemüther erfüllte. Die Angehörigen Elsaß-Lothringens sollten demnächst als gleichberechtigte Bürger an dem deutschen Gemeinwesen Theil nehmen, — wenn dies nicht damals der leitende Gedanke der deutschen Politik gewesen wäre, wie hätte man dann in dem Gesetze über die Vereinigung von Elsaß und Lothringen mit dem Reiche, welches vier Wochen nach Abschluß des Frankfurter Friedensvertrags erlassen wurde, bereits den Tag festsetzen können, mit welchem die Reichsverfassung in Elsaß und Lothringen wirksam werden sollte? Die spätere Gesetzgebung des Reichs hat jenen Gedanken weiter verfolgt; stufenweise hat man die Autonomie des Landes ausgebildet, und nun soll auf einmal diese ganze Entwicklung ein Fehler, ein Irrthum sein? Der Landesausschuß, dem man 1877 gesetzgeberische Befugnisse verlieh, den man 1879 erweiterte und der ein Werkzeug der Germanisation geworden ist, seitdem er in deutscher Sprache öffentlich verhandelt, soll beseitigt oder doch bis zur Bedeutungslosigkeit herabgedrückt werden? Es ist traurig, wahrzunehmen, wie angesehene Blätter, welche sich bisher nur wenig um die Verhandlungen des Landesausschusses und um die elsaß-lothringischen Dinge überhaupt gekümmert haben, — so wenig, daß sie nicht einmal einen ständigen Correspondenten im Reichslande besaßen — nun plötzlich ihre Spalten Gelegenheitscorrespondenten öffnen, die in tendenziös-entstellter Weise über die Verhältnisse des Reichslands berichten. Der deutschen Sache wird dadurch nicht gedient. Die elsaß-lothringischen Männer von der autonomistischen Partei, welche in ehrlichem Patriotismus auf dem Boden des Frankfurter Friedens der deutschen Regierung die Hand gereicht und mit ihr zum Wohle des Landes bisher gearbeitet haben, sie, die bis jetzt im Landesausschuß die herrschende Partei waren, müssen sie nicht empört sein, wenn sie in deutschen Blättern als ehrgeizige Französlinge hingestellt werden, die nur ihren eigenen Vortheil suchten und die Entwicklung des Landes in deutschem Sinne aufzuhalten trachteten? Zur Erhöhung des Glanzes des deutschen Namens in den Augen der reichsländischen Bevölkerung tragen die grundlosen Angriffe, welchen der Landes-Ausschuß in den deutschen Blättern ausgesetzt worden, wahrlich nicht bei; dazu tragen auch die Schmähungen nicht bei, welche gegen die von unserem Kaiser zur Verwaltung des Landes berufenen Beamten auf unwahre Berichte hin durch Leute erhoben werden, die von der praktischen Verwaltung keinen Begriff haben.

Ist das Ergebniß der reichsländischen Wahlen vom 21. Februar, dessen

Bedeutung wir oben an der Hand der thatsächlichen Vorgänge dargelegt haben, wirklich dazu angethan, uns das beschämende Geständniß abzuzwingen, daß wir auf dem im Jahre 1871 eingeschlagenen und seitdem stetig verfolgten Wege das Ziel der innerlichen Wiedergewinnung Elsaß-Lothringens nicht erreichen werden? Nein! Wir brauchen vor dem Unstern, der über den letzten Wahlen gewaltet hat, den Muth nicht sinken zu lassen. Wir sind nicht genöthigt, der idealen Auffassung der Arbeit, die uns in Elsaß-Lothringen obliegt, untreu zu werden. Es wäre weder der deutschen Nation würdig noch politisch klug, wenn wir das Reichsland in eine Reichs*vogtei* verwandeln und den Bewohnern dieses Landes für immer die Hoffnung nehmen wollten, dereinst als vollberechtigte Bürger des Deutschen Reiches zu gelten! Garantieen dafür, daß die Autonomie des Reichslands der Sicherheit des Reichs nicht gefährlich wird, daß vielmehr der „werdende Staat" Elsaß-Lothringen stets in vollem Einklange mit den Interessen des Reichs regiert werde, sind bereits vorhanden und sie müssen unbedingt auch künftig in genügendem Maße aufrecht erhalten werden. Innerhalb der hierdurch gezogenen Schranken aber kann und soll man den Elsaß-Lothringern freie Bewegung lassen und dem Wunsche der Autonomisten, nicht länger als Deutsche zweiter Classe, sondern als Deutsche erster Classe behandelt zu werden, nach Möglichkeit entgegenkommen.

Daß ihr Land das „Glacis" des Reichs gegen Frankreich bildet, dessen mögen unsere wiedergewonnenen Mitbürger in Elsaß-Lothringen immer eingedenk bleiben. Nur lasse man ihnen die Genugthuung, sich auf diesem Glacis in freier Luft bewegen zu dürfen. Macht man aus dem Land eine dumpfe Casematte, so wird man sich nicht wundern dürfen, wenn dessen Bewohner, anstatt sich im Deutschen Reiche allmälig heimisch zu fühlen, uns innerlich nur noch mehr entfremdet werden! —

Aus Anlaß der jüngsten Reichstagswahl ist die Frage aufgeworfen worden: „Was soll aus Elsaß-Lothringen werden?" und die deutsche Presse hat darauf mit verschiedenen Vorschlägen für die künftige Gestaltung des Reichslands geantwortet. Es liegt nicht im Rahmen dieses Aufsatzes, auf diese Vorschläge einzugehen. Auch wäre es müßig, die Gründe für und wider die Verwandlung des Reichslands in eine preußische Provinz zu erörtern, solange der souveräne Wille der verbündeten Regierungen einer solchen Lösung widerstrebt. Nur *ein* Punkt möge hier kurz berührt sein, weil er mit dem eigentlichen Thema unserer obigen Ausführungen eng zusammenhängt.

Im ersten Mißmuth über den Ausfall der Wahlen hat man vorgeschlagen, *den Elsaß-Lothringern das Wahlrecht zum Reichstage zu entziehen.*

Wahr ist, daß die mindestens alle drei Jahre wiederkehrenden Reichstagswahlen mit dem allgemeinen, gleichen, unmittelbaren Stimmrecht die Aufgabe der deutschen Verwaltung in Elsaß-Lothringen außerordentlich erschweren. Diese Wahlen versetzen die Bevölkerung bis zu den untersten und breitesten Schichten jedesmal in eine politische Bewegung, die von den Gegnern der deutschen Sache im Lande und außerhalb desselben, insbesondere von der elsaß-lothringischen Emigration in Paris zur Aufstachelung des Deutschenhasses im Reichslande aus-

gebeutet wird. Je höher in Frankreich der Strom des chauvinistischen Geistes zur Zeit der Wahl jeweils gestiegen ist, um so mehr theilt sich dieser Geist durch die tausend und aber tausend unterirdischen Canäle, welche der für die Regierung unerreichbare Privatverkehr zwischen Elsaß-Lothringen und Frankreich bildet, der Bevölkerung diesseits der Vogesen mit. So werden die deutschen Sympathieen, welche die Regierung mit vieler Mühe in die Herzen der Elsässer und Lothringer pflanzt, durch die Fluth der Wahlbewegung immer wieder ganz oder theilweise weggeschwemmt, und je kürzer die Zeiträume sind, innerhalb deren sich dieser Vorgang wiederholt, um so verderblicher ist natürlich die Wirkung. Macht dann noch Deutschland jedes den Erwartungen nicht entsprechende Wahlergebniß, wie es diesmal der Fall war, zum Ausgangspunkt für Erörterungen, die den bestehenden Verfassungszustand des Reichslandes in Frage stellen, so können solche periodisch wiederkehrende Krisen nur den Erfolg haben, daß ein tieferes Wurzelfassen deutscher Staatsgesinnung in Elsaß-Lothringen unsäglich erschwert, wenn nicht gänzlich verhindert wird.

So lange nicht ein vollständiger Umschwung in der Gesinnung der reichsländischen Bevölkerung eintritt, müssen die Wahlen auch ungünstig auf das Verhältniß zwischen Deutschland und Frankreich einwirken. Denn der von Frankreich aus geübten oder doch versuchten Einmischung in die Wahlbewegung folgt jedesmal nach Vollzug der Wahl das chauvinistische Triumphgeschrei über den abermaligen Sieg des Protestes und die damit nothwendig verbundene Stärkung des Revanchegedankens.

Trotz dieser Nachtheile wird man im Ernste nicht daran denken können, den Elsaß-Lothringern das Wahlrecht zum Reichstage für immer oder auch nur für eine längere Reihe von Jahren ganz zu entziehen. Wohl aber fragt es sich, ob das Gesetz über die Wahlen zum Reichstag nicht für Elsaß-Lothringen in einer solchen Weise abgeändert werden könnte, daß die mit den Wahlen verbundenen Nachtheile vermindert würden. Eine auf Elsaß-Lothringen beschränkte Abänderung ließe sich wohl dadurch rechtfertigen, daß das Reichsland eine andere Stellung zum Reichstage einnimmt, als die anderen deutschen Staaten. Dies zeigt sich schon darin, daß das Verfassungsrecht Elsaß-Lothringens ausschließlich der Reichsgesetzgebung unterliegt. Aber auch Landesgesetze, die nicht das Verfassungsrecht berühren, können bekanntlich von der Reichsgesetzgebung erlassen werden. Die Grenze zwischen Verfassungsgesetzen und anderen Gesetzen ist nicht scharf markirt. Das Gesetz über die Oeffentlichkeit der Verhandlungen und die Geschäftssprache des Landes-Ausschusses vom 23. Mai 1881 ist als ein Verfassungsgesetz auf dem Wege der Reichsgesetzgebung, ohne Mitwirkung des Landesausschusses, zu Stande gebracht worden. Desgleichen das Gesetz vom 28. April 1886, welches dem Statthalter einen Anspruch auf Pension und Wartegeld gegenüber der Landescasse von Elsaß-Lothringen eingeräumt hat. In nächster Zeit sollen dem Reichstage Vorlagen für Elsaß-Lothringen über Materien zugehen, welche theilweise dem Gebiete der Landesgesetzgebung angehören. Ist es die Absicht, in Zukunft überhaupt wichtigere Landesgesetze für Elsaß-Lothringen, nach vorheriger Anhörung des Landesausschusses oder ohne solche, regelmäßig dem Reichstage vorzulegen, so würde es um so weniger auffallend sein, wenn die Elsaß-Loth-

ringer zu dem Reichstage, welcher für sie zugleich Landtag wäre, nicht nach dem gleichen System zu wählen hätten, wie die Angehörigen der übrigen deutschen Staaten, wenn vielmehr das Reichstagswahlrecht der Elsaß-Lothringer eine Gestalt erhielte, welche dem Landtags-Wahlrecht in den Einzelstaaten nachgebildet wäre.

Ein mit den elsaß-lothringischen Zuständen offenbar genau vertrauter Mann hat in der Münchener „Allgemeinen Zeitung" (Nr. 104 ff.) eine Reihe sehr lesenswerther Artikel veröffentlicht, in welcher die Einführung eines politischen Eides für die in Elsaß-Lothringen zu wählenden Reichstags-Abgeordneten ausführlich befürwortet wird. Dieser Vorschlag verdient reifliche Erwägung. Mit dem naheliegenden Einwand, daß der politische Eid nur eine Prämie für die Gewissenlosigkeit sei, welche sich entweder über die Eidesleistung als eine leere Formalität einfach hinwegsetzt oder vermittelst Mentalreservationen der Eidesformel einen anderen, als den vom Gesetzgeber gemeinten Sinn beilegt, — mit diesem Einwand ist die Frage nicht erledigt. Die Schwäche des Antrags liegt darin, daß der Erfolg von schwer zu berechnenden psychologischen Vorgängen abhängt. Aber wenn die Wirkung auch nicht in dem von dem Verfasser gehofften durchschlagenden Maß einträte, so müßte schon eine Besserung des jetzigen Zustands mit Freude begrüßt werden.

Neben den gedachten Antrag auf Einführung des politischen Eides erlauben wir uns zum Schluß einen anderen Vorschlag zu stellen, der die praktische Moral aus der obigen Darstellung der Wahlvorgänge zieht und der jedenfalls das für sich hat, daß seine Wirkung vollkommen übersehbar und sicher ist.

Die vorhin geschilderten Mißstände, welche mit der häufigen Wiederholung der Reichstagswahlen in Elsaß-Lothringen nothwendig verbunden sind und durch welche die deutsche Sache hier geradezu geschädigt ist, würden wesentlich gemildert sein, wenn Elsaß-Lothringen regelmäßig nicht alle drei, sondern nur alle sechs Jahre zu wählen hätte. Will man daher der deutschen Sache, dem Reichsinteresse einen wirklichen Dienst erweisen, so verlängere man die Wahlperiode für den Reichstag in Elsaß-Lothringen auf sechs Jahre! Wer, wie Schreiber dieser Zeilen, dem parlamentarischen Leben und der Parteitaktik fern steht, vermag nicht zu beurtheilen, ob ein solcher Antrag, selbst auf Elsaß-Lothringen beschränkt, im jetzigen Reichstag Aussicht auf Erfolg hätte. Alle aber, die mit den Verhältnissen vertraut sind, würden in der Annahme derselben eine Wohlthat für die Reichslande und ihre Bewohner erblicken. Wenn es indessen bei dem Reichstagswahlrecht der Elsaß-Lothringer mit seiner jetzigen Einrichtung verbleiben muß, so sollten wir wenigstens den Ergebnissen künftiger Wahlen mit derjenigen Ruhe entgegensehen, welche dem Bewußtsein entspricht, daß wir stark genug sind, das Land, welches ohne Rücksicht auf die Wünsche seiner Bewohner mit dem Reiche vereinigt worden ist, auch gegen den Willen der Bevölkerung für das Reich zu behaupten.

April 1887.

Rathsmädelgeschichten.

Von

Helene Böhlau.

Vierte Geschichte.

Das Damengärtchen.

Jene Gesellschaft lebenslustiger und gefeierter Mädchen, von denen unsere Beiden geplaudert, während sie ihrem Herzog in die Arme liefen, hatten sie bei der alten Kummerfelden kennen gelernt. Als sie eines Tages bei der Nähmeisterin eintraten, gewahrten sie zu ihrem höchsten Erstaunen Personen versammelt, die sie nie dort zu sehen erwartet hätten, die „ganze heilige Clerisei", mit welcher Bezeichnung sie den Bekanntenkreis einer älteren Cousine beehrt hatten. Zu diesem Kreise gehörten unter andern: Ulrike von Pogwisch, Ottilie von Pogwisch, Adele Schopenhauer, lauter geistreiche Frauenzimmer, die bei den Rathsmädchen eben deshalb nicht in allzugroßer Achtung standen. Sie waren sich Beide vollkommen darüber klar, daß es bei Weitem schönere Amüsements auf Erden gäbe, als in vertheilten Rollen zu lesen oder an geistreiche Freunde geistreiche Briefe zu schreiben, oder als in „corpore", wie sie in Weimar sagen, für den Besitzer einer schönen Seele zu schwärmen. Röse besonders machte sich nicht viel aus dieser Gesellschaft, und wich den Mädchen, wenn sie bei der Cousine zusammen waren, aus, wie sie nur immer konnte.

So war es den Beiden eine fatale Ueberraschung, diese Herrschaften bei der Kummerfelden anzutreffen. Röse blieb einen Augenblick ganz verblüfft in der Thüre stehen. „Marie" flüsterte sie, „da wird's Ernst. Sie wollen sich verloben. Umsonst thun die es nicht, daß sie in ihren alten Tagen noch nähen lernen." Die Mitglieder der geistreichen Gesellschaft waren so ein fünf bis sechs Jahr älter als unsere Rathsmädel, und erschienen daher Röse und Marie als bedauernswerth alte Geschöpfe. „Sie haben Goethen's August jetzt fest, das sollst Du sehen!" flüsterte Röse weiter, als sie eingetreten und ihren Platz eingenommen hatten, „oder sonst einen von ihren Schöngeistern. Da wird nun drauf und dran nähen gelernt. Es ist ein Scandal, und wenn sie auch Etwas wegkriegen, in einem Jahr haben sie's sicher wieder vergessen. Dann sitzt August Goethe,

oder wen sie jetzt haben, da und kann zusehen, wer ihm seine Sachen flickt. Die," sie blickte geringschätzend auf die von ihr besprochenen Mädchen, „die thun's nicht, sie werden sich hüten!"

„Sie werden ihn ja doch nicht Alle heirathen!" sagte Marie.

„Nein, sie dürfen's nicht," erwiderte Röse trocken; „aber verliebt sind sie Alle. Alle wie sie da sitzen, das ist bei denen eine Heidenwirthschaft. Meinetwegen!"

Ottilie Pogwisch rief Röse und Marie so von oben herab zu:

„Na, was macht Ihr denn?"

„Hohlsäume", schmetterte Röse.

„Kommt nur", rief Ottilie, „und setzt Euch mit zu uns."

„Gut," sagte Marie, und Beide setzten sich unter die Andern.

„Aber was wollt Ihr denn eigentlich hier?" frug Marie, als sie sich niedergelassen hatten.

„Wir, wir wollen Euere Kummerfelden studiren", erwiderte Adele Schopenhauer ziemlich ungenirt laut, da sie von der Schwerhörigkeit der Meisterin unterrichtet war. „Wir sind vollkommen objectiv hier."

„Das wird so viel heißen", erwiderte Röse, die es drängte auf dieses geheimnißvolle Wort hin etwas Verständnißvolles zu entgegnen, „daß Ihr nichts lernen wollt, — hier?"

„Gewissermaßen ja," bekam sie zur Antwort. „Es ist wenigstens Nebensache." Adele zog ein Heftchen aus ihrer Tasche — sie hatte schon damals ihre schriftstellerischen Anwandlungen — und sagte: „Wir sind auf Jagd nach Originalen; sie sollen jetzt mehr und mehr aussterben." „Hier," sie schlug mit der flachen Hand auf ihr Büchlein, „hier wird eingetragen, was sie auch thun und sagen mag, das tollste Zeug. Wir wollen Eure Kummerfelden verewigen. Wenn Ihr es versteht, sie zum Schwätzen zu bringen, dann thut's; je mehr — je besser!"

Die Kummerfelden, oben auf ihrem Sitz, hielt sich mäuschenstill, und Röse antwortete: „Pfui, schämt Euch, das ist ja miserabel, herzukommen, um sich über sie lustig zu machen; das leiden wir nicht, das ist betrügerisch. Lernt lieber Etwas bei ihr, das ist gescheuter."

Die Kummerfelden hörte den Mädchen von ihrer Höhe herab behaglich zu und schob eine Haubenklappe etwas vom Ohr, um noch besser zu lauschen. Röse raisonnirte auf das Heftigste und verwarf das Vorhaben der gefeierten Mädchen als ganz abscheulich. Am Abend schrieb die Kummerfelden in ihr Tagebuch: „Ob ich das Honorar, das die Frau Großmama (die Frau Großmama war die Gräfin Henkel) den beiden Pogwischs ausgesetzt hat, annehmen soll, ist mir zweifelhaft, da die Mädchens, und ebenso die Adele, nichts profitiren werden." Von den Rathsmädchen aber schrieb sie folgendermaßen:

„Gott behüte die freundlichen, wenn auch unartigen Geschöpfe. Wahrheit ist Vornehmheit. Herz und Mund auf dem rechten Flecke haben, ist Glück für sich und Andere. Gesundheit ist Schönheit und Frische Segen. Das sind meine beiden Lieblinge!"

Durch den Verkehr bei der Kummerfelden wurden die Rathsmädchen in dem Hause der Schopenhauer's heimisch und fühlten sich auch dort wohl und zufrieden.

Johanna Schopenhauer, die Mutter Adelen's, schien unsere Beiden für zwei allerliebste Dinge anzusehn, die ihren Salon zierten, in dem sich allabendlich bedeutende und berühmte Gäste einfanden. Schöne lebenslustige Mädchen sind überall am Platz, schmücken und erfreuen durch ihre Gegenwart, wo sie sich auch zeigen.

Sie ließ sie oft durch Adele zu sich einladen, bat die Mädchen, ihr bei dem Umherreichen von Thee und Backwerk behilflich zu sein und erntete von allen Seiten Lob, daß sie die beiden Engelskinder sich als Pagen zugelegt hatte. So waren sie eines Abends auch zu Schopenhauer's eingeladen; ihre Gönnerin hatte angeordnet, daß sie in weißen Kleidern kommen sollten, und als sie zu der ihnen bestimmten Stunde erschienen, wurden sie von Madame Schopenhauer und Adele in deren gemeinschaftliches Schlafzimmer geführt. Dort lösten sie ihnen die prächtigen Haare auf. Jedem von den Mädchen drückten sie einen dichten Rosenkranz, aus den schönsten Rosen, tief in die Stirne, und so wandelten sich die zwei Mädchen durch ihrer eigenen Schönheit Fülle in zwei Genien, wie sie nicht anmuthiger gedacht werden konnten.

Adele war ganz hingenommen von dem reizenden Anblick und zeigte sich rückhaltslos liebenswürdig.

Während sie sich damit beschäftigte, die Reize der beiden Mädchen schön hervorzuheben, behandelte sie die Beiden in einer Art Schaffensfreude wie zwei Kunstwerke, die aus ihrer Hand hervorgegangen waren.

„So, jetzt sind sie fertig!“ sagte Madame Schopenhauer, als Adele sie ihr zur Prüfung zugeführt hatte. „Nun stelle sie hinaus auf die Treppe und sieh zu, wie es gelingt.“

Den beiden Mädchen wurde jetzt die Anweisung gegeben, draußen auf der erleuchteten Treppe Goethe zu erwarten, der nach längerer Zeit zum ersten Male wieder den Abend bei Madame Schopenhauer verbringen wollte; das fuhr den Beiden doch etwas in die Glieder.

„Ach du großer Gott!“ rief Röse in einem wahren Schreckenston.

„Hört einmal,“ antwortete Adele, „seid nicht dumm und verderbt uns unsern schönen Plan nicht. Ihr stellt Euch draußen auf der Treppe hin und wartet. Das könnt Ihr doch? Und wenn er kommt, sprecht Ihr kein Wort, faßt ruhig seine Hände und führt ihn zu uns herein und nehmt ihm erst vor der Thür seinen Mantel und Hut ab. Alles ganz ruhig und still; und wenn er mit Euch spricht, so antwortet ohne Scheu, Ihr seid ja nicht auf den Mund gefallen. Und nun allons, es wird nicht lange dauern!“

Damit nahm sie Röse an der Hand; Marie folgte, und sie führte Beide zur Thüre hinaus.

Im Nebenzimmer waren schon Gäste versammelt. Man hörte eine lebhafte Unterhaltung. Als Marie und Röse draußen auf der Treppe standen, blickten sie sich verdutzt an.

„Du großer Gott!“ murmelte Röse noch einmal. Marie zeigte sich vollkommen gefaßt. „Er mag nur kommen,“ sagte sie so ruhig, etwa wie ein Jäger, der sich bereit gemacht hat, einen Bären gehörig zu empfangen. Jetzt ging die Hausthür. „Das ist er!“ flüsterte Röse.

Ungemein leichte, elastische Schritte hörten sie auf der Treppe. Der Ankommende mochte wohl zwei Stufen auf einmal nehmen.

„Das ist er nicht," flüsterten Beide.

„Das muß Schopenhauer's Kater sein," sagte Röse leise. „Paß auf! Daß der heute auch kommt, wundert mich!"

Der Ankommende war Arthur Schopenhauer, der Sohn Johanna's und der Bruder Adelens.

Ein närrischer Gast, der mit aller Welt so übel wie möglich stand. Wenn er sich in den Gesellschaften seiner Mutter sehen ließ, gab er die sonderbarste Figur ab und brachte die gute formgewandte Frau während seines Aufenthalts in ihrem Salon aus aller geistreichen Würde und Fassung durch Paradoxen, unartige Angewohnheiten, beißende Urtheile und Kritiken und berührte ihre, an Almanachszartheit gewöhnte Seele durch aufrührerische Aussprüche auf das Unangenehmste. Dieser Störenfried der schöngeistigen Theeabende seiner Mutter stürmte die Treppe herauf, prallte um ein Haar mit den Rathsmädchen, die er nicht bemerkt hatte, zusammen, sah auf, starrte sie wie aus einem Traum erwacht an und sagte:

„Bei Ahriman! was ist denn los?"

„Wir sollen Goethe erwarten," antwortete Marie schüchtern.

„Das ist echte Weiberart! Können sie denn nicht aufhören drinn, den Alten zu beschwindeln?" polterte Frau Johanna's Sohn. „Wozu die Allotria? Es ist ihnen nicht Einhalt zu thun, den Weibern. Sind sie mit Gottes Hilfe soweit gekommen, daß sie unschädlich geworden sind, da suchen sie Krücken und Stützen, exerciren sich ein Vikariat ein, um zu beschwindeln. So lernt's nur auch bei Zeiten, ihr Schippchen!" damit war er an den beiden Mädchen vorübergestürzt.

„Grobian," sagte Marie.

„Grobian," wiederholte Röse, „doch hör mal, grob ist er, mir aber lieber als Alle zusammen drinnen mit ihrem Gethue, und garstig ist er auch, aber flink und behende, und seine Augen sind nicht übel."

„Mein Geschmack ist er nicht," erwiderte Marie kurz, „und ich kann nicht sagen, daß es mir recht wäre, wenn Du Dich in den gerade vergucktest."

„Schaf, wer redet davon," war Rösens kräftige Antwort. Da ging die Hausthür unten wieder.

„Herrjes, das könnte er aber sein!" flüsterte Röse.

Es bewegte sich ruhig, mächtig majestätisch die Treppe hinauf. Das waren andere Fußtritte, eine andere Gangart, als die heftige, stürzende des unliebenswürdigen Gastes von vorhin.

Röse hatte Recht gehabt, er war es, Goethe war es.

Mit klopfendem Herzen standen die beiden schönen Geschöpfe auf der obersten Treppenstufe und blickten auf ihn, wie er langsam und bedächtig die Treppe herauf geschritten kam, den Schlapphut auf dem Kopf, um die mächtigen Schultern einen dunkeln faltenreichen Mantel.

Als er am letzten Treppenabsatz stand, blieb er stehn, blickte auf und ge-

wahrte die beiden schönen Botinnen, die ihn erwarteten. Der Anblick erstaunte ihn. Er verharrte einige Momente im Anschauen der Mädchen.

„Artig! Anmuthig, sehr anmuthig!“ rief er aus.

Die Genien gingen ihm ein paar Stufen entgegen und, als wäre der Teufel in sie gefahren, so waren sie mit einemmal verändert. Ihre Schüchternheit, ihre Angst war gewichen, jede Bewegung wurde begeisterte Hingebung und Gracie — und sie empfanden, als flögen sie Goethe selig entgegen.

Als sie die Arme ausstreckten, um seine Hände scheu zu fassen, schaute Goethe wie ergriffen auf die jugendlichen Gestalten und sagte mit eigenthümlich mächtiger Betonung:

Dunkle Augen seh ich blinken
Unter vollem Blumenkranze!

Darauf ergriff er die Hände der Mädchen, nickte ihnen freundlich zu und ließ sich hinauf geleiten.

Als er mit den beiden schönen Gestalten in das Zimmer seiner Freundin zu den Gästen eintrat, war bemerkbar, daß dieses Eintreten auf die Anwesenden eine wunderbare Wirkung hatte.

„Wie schön Sie Ihre Gäste empfangen, Frau Johanna.“ Mit diesen Worten begrüßte Goethe die Frau des Hauses. „Haben Sie Dank dafür.“

Das Zimmer, in das sie eintraten, war langgestreckt, fast ein Saal zu nennen, vierfenstrig. — Die Wände mit der sonderbarsten Tapete bekleidet, welche die Geschichte des Joseph in Egypten Grau in Grau darstellte. — Die Grube, in die die bösen Brüder ihren Jüngsten gesteckt hatten, die Käufer des guten verwöhnten Knaben, — die Träume des Pharao, das Wiedersehen mit dem alten Vater — all' dies war an den Wänden des Salons der Frau Johanna zu sehen. Der Saal ist unverändert geblieben noch bis vor wenigen Jahren. Jetzt dient er einer Restauration, und die bösen Brüder, der alte Vater, der gute Joseph, die in dem Salon der Madame Schopenhauer auf die berühmten Leute, die sich dort bewegt haben, herabgeblickt hatten, sind mit rosa Oelfarbe übertüncht.

Diesen Abend wurden die Rathsmädchen außerordentlich gefeiert. Sie bewegten sich unter den berühmten und geistreichen Leuten wohlgemuth und voller Freude, und hörten von allen Seiten Artigkeiten. Goethe setzte sich eine Weile während einer kleinen Aufführung, die Adele, die Pogwischs und August von Goethe veranstalteten, zwischen die beiden Schwestern. Er erzählte ihnen, daß er sie gar wohl kenne und schon oft Freude an ihnen gehabt habe.

„Welche Fülle“, sagte er und strich Marie über die goldschimmernde Haarfluth, die reizend an ihrer schlanken Gestalt hinabfloß.

Röse und Marie bemerkten, daß Arthur Schopenhauer und Goethe an diesem Abend auf das Eifrigste mit einander sich unterhielten.

„Du, Dein Kater sprüht Funken“, sagte Marie zu Röse und zeigte auf Arthur Schopenhauer, aus dessen Zügen das Leben, während er sprach, wahrhaft leuchtete.

„Ich hab's immer gesagt: das ist auch ein großes Thier,“ meinte Röse; „da wird ja wohl auch die Schopenhauerin einmal mit ihm zufrieden sein, wenn

er sich mit Goethe'n so niedlich macht. Die Adele hat's von mir zu hören bekommen, daß ich es unausstehlich finde, wenn sie an ihrem Bruder ewig herumnörgelt."

Die beiden Damen Schopenhauer waren, wie stadtbekannt, in einer unausgesetzten Unzufriedenheit mit dem Sohne und Bruder Arthur, mißtrauten ihm in allen Dingen; seine Neigung zur Philosophie, sein Aufgehen darin erschien ihnen höchst sonderbar und wenig versprechend. Sie hielten nicht viel von seinen Bestrebungen, drängten sich ihm als Vorbilder auf, und behandelten ihn wie das enfant terrible, was er auch wirklich war. „Alles an ihm ist beängstigend, selbst seine Wahrheitsliebe, mit der er Einem wie mit einer Bürste unter die Nase fährt," sagte seine Mutter von ihm, und derlei Aussprüche der Mutter mochten wohl mit Schuld daran sein, daß man ihm, in ihren Gesellschaften, wenig liebenswürdig entgegenkam. Er saß gewöhnlich allein und unbeachtet, auf das Sonderbarste in einen Stuhl hineingeräkelt und schien sich um Niemanden zu kümmern.

An dem Abend aber, als er die Rathsmädchen auf der Treppe beinah umgerannt hatte, näherte er sich ihnen: „Nun, Ihr Haareulen," sagte er, „wie geht's? — Wie stehts? Ihr seid ja gut ausstaffirt, sorgt nur dafür, daß es nachher, wenn Ihr eingefangen habt, was Ihr einfangen werdet, und die goldenen Fahnen davongeflattert sind", er schnippte leicht in Röfens Haar mit dem Finger, „daß es dann nicht gar zu übel um Euch und die, die mit Euch leben müssen, steht. In der Jugend geht Alles an, die hat ihre Zwecke, da mag es sein; aber, pfui Teufel, alte Weiber, da hat Alles seine Gefahr, da kann Alles unerträglich sein. Denkt daran, daß Ihr alte Weiber werdet und sorgt jetzt schon dafür, daß es dann leidlich mit Euch auszuhalten sei. Schwatzt nicht, und wenn es jetzt noch so niedlich klingt, später ist es das nicht mehr, — ist unausstehlich, horrend! Seid anspruchslos, des Alters wegen. Anspruchsvolle alte Weiber, — grauenhaft! So viel wie ein altes Weib geben kann, auf so viel hat sie Anspruch im Entgegennehmen, versteht Ihr? Verflucht wenig!" Die Rathsmädchen hörten ihm verwundert und lächelnd zu. „Versucht," brummte er, „ob Ihr es fertig bringt, Euer Lebenlang freundlich zu bleiben und mitleidig! Diese zwei Dinge können versöhnen. Nebenbei seid sparsam und fleißig. Was ich Euch hier sage, ist vernünftig und klug, wenn es Euch auch dumm vorkommt. Hört auf Einen, der klüger ist als der übrige Haufe, und Ihr bekommt's nicht alle Tage zu hören! Mit der Jugend nimmt's rasch ein Ende. Heut seid Ihr vierzehn und fünfzehn und nächstes Jahr sechzehn, dann kommt langsam siebzehn, achtzehn, neunzehn. Seid Ihr erst zwanzig, dann geht es mit Riesenschritten: fünfundzwanzig, dreißig, fünfunddreißig — fünfzig — hu!" und der kleine Mensch mit dem großen Kopf schnitt eine greuliche Fratze.

„Unrecht hat er nicht," sagte Röse, als er wieder von ihnen gegangen war. „Aber wenn man sich denkt, daß es ein junger Mann ist, der so spricht, dann kommt Einem die Sache doch närrisch vor."

„Abgeschmackt," urtheilte Marie.

„I gar, das nicht," bemerkte Röse tiefsinnig.

Und sie hatte sich die Worte des wunderlichen Menschen fürs Leben wohl gemerkt. Als die schöne Jugend von ihr gewichen war, die goldenen Fahnen

eingezogen wurden, da blieb die reine Freundlichkeit, Anspruchslosigkeit zurück, eine unerschöpfliche Güte, mit der sie bis in das hohe Alter Haus und Familie, Kind und Kindeskinder, beglückte und rührte. Es blieb ein Wesen zurück aus lauter Liebe gestaltet. Ich weiß nicht, wie ich es nennen soll, ein altes Weib wurde unsere Röse nie; sie wurde so wenig alt, als Güte und Anspruchlosigkeit je alt werden können. Wir nennen sie noch heute unser „Gomelchen." Der Name ist gekommen, ich weiß nicht wie. Er entstand, um Etwas zu benennen, für das sich kein Name eingestellt hatte, für etwas, das lauter Heiterkeit, Liebe, Liebenswürdigkeit, Innigkeit, Frische und die Güte selbst ist. Sie wurde „ein Gomelchen", wie schon gesagt, nie alt, kein Mütterchen, „ein Gomelchen", nichts Anderes. Der Philosoph hatte den herrlichen Mädchen wohl, weil er Mitleid mit ihnen fühlte, einen Zauberspruch fürs Leben mitgegeben, der sie vor dem Alter schützen sollte; diesen Spruch: „Immer an das alte Weib denken" hat Röse zu jeder Zeit wohl im Herzen behalten.

Doch habe ich jetzt fünf, sechs, sieben Jahrzehnte vorgegriffen, in Zeiten hinein, die den Rathsmädchen an jenem schönen Abend bei Johanna Schopenhauer unendlich ferne lagen, in Zeiten hinein, in denen Enkel und Urenkel der beiden schönen Kinder ihr Wesen treiben. Die Unterhaltung aber des widerhaarigen Sohnes der geistreichen Mutter, die im Leben der Rathsmädel die besten Früchte getragen, diese Unterhaltung hat ihnen am selbigen Abend noch einen rechten Aerger gebracht. Sie waren während der Standrede, die ihnen der Philosoph gehalten, belauscht und zwar von Ottilie von Pogwisch und August von Goethe, und wurden von Beiden, die in vertraulichem Einverständniß zu sein schienen, gehörig damit gehänselt.

„Der hat Euch gut zugerichtet, das ist recht," sagte Ottilie. „Wenn's nach mir ginge, er müßte Euch alle Tage so predigen: Ihr habt es vonnöthen."

„So," sagte Röse und wurde dunkelroth vor Aerger. „Und Ihr? Wer soll's denn Euch thun?"

Sie hatte auf die Ottilie Pogwisch von jeher einen Aerger, sie brauchten nur in ein Gespräch miteinander zu kommen, so schwoll Rösen der Kamm.

„Ich habe übrigens mit Euch ein Hühnchen zu pflücken und die Adele auch, kommt einmal mit, Ihr Galgenvögel," sagte Ottilie gutlaunig.

Sie ging voraus, und die Rathsmädchen folgten ihr. August von Goethe flüsterte ihnen zu: „Laßt Euch nicht ins Bockshorn jagen, ich habe Etwas verrathen, was Ihr angerichtet habt, daß Ihr's nur wißt."

Es stellte sich eine sonderbare Thatsache heraus, daß nämlich die leichtsinnigen Rathsmädchen eine geringe Achtung vor der Unantastbarkeit eines wohlverwahrten Briefes hatten, ja, daß gerade die Verschlossenheit eines solchen Briefchens eine unwiderstehliche Aufforderung an sie enthielt, es zu öffnen.

Die geistreichen und unausgesetzt in schriftlichem Verkehr miteinander stehenden jungen Damen, die Pogwischs, die Schopenhauer und deren Freundinnen, hatten Röse und Marie hin und wieder ein solches wohlverwahrtes Briefchen mitgegeben, das sie da oder dort abliefern sollten.

Diese Briefchen aber wurden von den Beiden regelmäßig in dem wenig

belebten Durchgang des Witthumspalais gelesen. Was für ein sonderbares Gemäuer war dieser alte Durchgang — und ist es noch, denn er wird wohl kaum seit jener Zeit einer Veränderung unterworfen worden sein. — Von der Esplanade, der jetzigen Schillerstraße, die damals von alten schönen Linden beschattet war, führt eine breite Treppe mit eisernem Geländer zu einer Gruppe tiefliegender Häuser hinab. Neben dieser Treppe in einem schattigen Gärtchen wächst ein schöner Muskateller-Birnbaum, der wie kein anderer voll blüht und voll trägt. Er stand schon damals und steht noch heute. Auf der Treppe fanden und finden die Schulkinder an frischen Julimorgen manch goldgelbes zersprungenes Birnlein liegen, das der Wind über Nacht von dem Baum geweht hat. — Diese Treppe führte zu dem dunkeln Gang, der durch ein Nebengebäude des Witthumspalais führt und der wie geschaffen ist zum Lauern und Schlüpfen, für Liebespärchen und Gassenbuben.

Dort hockten die beiden Rangen auf den Stufen und lasen mit außerordentlichem Hochgenuß die Herzensgeheimnisse, welche die Damen für gut erachteten, einander mitzutheilen. Und die Rathsmädchen fanden nichts auf der Welt so spaßhaft, so belustigend, als die pedantische Rechenschaft, die eine jede der Freundinnen der anderen von ihrem augenblicklichen Herzenszustande gab, so genau und ausführlich, daß es schien, als seien diese Frauenzimmer entschlossen, das Wesen der Liebe ein für allemal und endgültig zu ergründen.

Röse und Marie wußten aufs Genaueste, wie es um Ottilie und August von Goethe stand. Sie hatten auch einen Brief von Adele an einen Verehrer befördert und natürlich gelesen, worin Adele zum größten Gaudium der Rathsmädchen diesem auf einen Heirathsantrag folgendermaßen erwiderte:

„Mein Herz ist nicht mehr frei; wollen Sie mit meinem Verstande vorlieb nehmen, so bin ich die Ihre."

Als die Rathsmädel diese Antwort gelesen hatten, geriethen sie auf ihrer Treppe außer sich vor Vergnügen, und Röse rief: „Du, die ist praktisch; das sollte man sich merken; aber miserabel ist es doch, und wenn er darauf hereinfällt, ist er ein Esel, und es geschieht ihm Alles recht."

Zu Rösens außerordentlicher Befriedigung ging er aber nicht auf Adelens Vorschlag ein. Zu einer solchen behaglichen Stunde auf der Witthumspalais-Treppe, während welcher Röse und Marie sich mit Indiscretionen auf das Harmloseste vergnügten, wurden sie in ihrem Treiben von August Goethe belauscht und an die Pogwischs verrathen.

Und jetzt, nachdem diese dem Sermon des jungen Schopenhauer, den er den beiden Mädchen hielt, gefolgt waren, erachteten sie es auch an der Zeit, ihrem Herzen Luft zu machen und beschuldigten Rösen und Marien einer niedrigen und strafbaren Gesinnungsart, so daß diese im Laufe einer Viertelstunde des Fatalen genug erfuhren und ganz erstaunt und betreten waren, wie schnell ein Uebel dem andern sich anschließen kann.

Die Pogwischs hatten die Freude, die beiden Rathsmädchen, deren glücklicher Gleichmuth den Anschein hatte, als wäre er nicht zu trüben, betreten und bedrückt vor sich stehen zu sehen. Sie blieben auch den ganzen übrigen Abend nachdenklich, hatten, wie es sich von ihnen erwarten ließ, keine Reue, aber einen

außerordentlichen Aerger über die Pogwisch und einen noch größeren über August von Goethe, den Schwätzer.

„Ich möchte den Menschen wahrhaftig sehen, der in solche Zettel, wie wir sie herumtragen, nicht hineinsieht. Ich weiß noch nicht einmal, ob ich ihn bewundern würde, ich mache mir nichts aus solchen widernatürlichen Dingen; aber der Goethe soll schon merken, daß er geklatscht hat!" sagte Röse resolut.

August von Goethe brachte diesen Abend die beiden Mädchen nach Hause. Sie benahmen sich äußerst kühl und gehalten gegen ihn. Er erbat sich ihre Verzeihung, die sie ihm aber auf das Entschiedenste verweigerten.

„Da kämen wir schön durchs Leben," sagte Marie, „wenn es mit einer Verzeihung abgethan wäre. Was bringt zu Ehren? — Sich wehren! Sie kennen das doch, Herr von Goethe?" sagte Röse und wollte recht schnippisch sein. „Wenn das bei Ihren Freundinnen, oben bei Schopenhauers Mode ist, mir nichts, Dir nichts zu verzeihen, bei uns ist es das nicht."

„Nun, ich möchte doch wissen," sagte August von Goethe, „ob Ihr auch so streng mit Euren vielen guten Freunden seid, mit denen man Euch allerwegen sieht."

„Viele gute Freunde?" frug Röse pikirt. „Wir haben drei. Da ist erstens Budang, zweitens Ernst Schiller und drittens Franz Horny, das sind sie."

„Drei, das ist eine schlimme Zahl, da muß einer traurig abziehen," sagte August von Goethe.

„So, wie meinen Sie das?" frug Röse. „Wir haben sie alle Drei gleich gern, Einen wie den Andern."

„Zum Beispiel verloben könntet Ihr Euch doch nicht mit allen Dreien," sagte ihr Begleiter.

„Wenn Sie das so meinen," erwiderte Röse, „das geht freilich nicht; aber es sieht Ihnen recht ähnlich, daß Sie dergleichen, worauf kein Mensch kommen würde, denken. Ich möchte Budang sehen, wenn wir ihm das erzählen; der wird schön bös auf Sie sein; der ist sehr gegen dergleichen. Wir, Marie und ich, hassen auch Liebe und finden Leute abgeschmackt, die ewig nichts weiter im Kopf haben als das! Es gefällt uns garnicht, daß Sie solche Vermuthungen aussprechen, gerade von Ihnen gefällt uns das nicht, weil Sie selbst so viele gute Freundinnen hier haben."

„Warten Sie nur, Herr von Goethe," sagte Marie, „wir haben Ihnen unsere besten Freunde am Schnürchen hergenannt, damit Sie nicht denken, es wären ihrer zwanzig. Wir werden Ihnen auch Ihre guten Freundinnen vorzählen, Sie sollen schon sehen, das werden wir Ihnen zur rechten Zeit thun."

„Marie," sagte Röse, „was fällt Dir denn ein?"

Da zwinkerte Marie ihr zu, auf eine Weise, die Röse den Muth gab, im vollen Vertrauen auf ihre Schwester, sich Herrn von Goethe lachend zuzuwenden und zu sagen: „Ja, ja, wir werden Ihnen ein Weihnachtsgeschenk machen. Nun gute Nacht, Adieu, Herr von Goethe!"

Als die Mädchen in ihrer Stube, oben unter dem Dache, angelangt waren, konnten sie sich vor Lachen und Vergnügen kaum halten; denn Marie hatte Rösen ihren Plan, der ihr auf dem Weg so durch den Kopf gefahren war, mit-

Digitized by Google

getheilt und hatte von Röfen vollkommene und freudige Zustimmung erhalten. Es wurde beschlossen, Herrn von Goethe zu Weihnachten mit einem sonderbaren Geschenk zu überraschen.

Seit langer Zeit waren sie mit keiner glänzenderen Idee beschäftigt gewesen und die, welche jetzt in Marie's Kopf aufgestiegen war, schien sie Beide vollkommen zu beglücken; sie konnten lange nicht zur Ruhe kommen, und auch deshalb nicht, weil das aufgelöste Haar die größte Mühe verursachte.

Es war über die Maßen verwirrt und verzaust, und sie mußten sich beistehen, um es auseinander zu bekommen. Frau Rath durfte bei Leibe nicht erfahren, daß man es ihnen wieder aufgeflochten hatte; sie war der Meinung, daß dieses Lösen und Herumflattern dem Glanz der schönen Flechten schade; auch liebte sie es nicht, wenn ihre beiden Mädchens sich als zwei Haarungethüme in der Gesellschaft zeigten.

Es war vor Weihnachten eine prächtige Winterzeit! Der Schnee lag so hoch und so beständig, wie er seit Jahren nicht gelegen.

Es hatten sich die Winterfreuden zu einer Mannigfaltigkeit herausgebildet wie seit Menschengedenken nicht.

Von den wunderlichsten, altmodischen Schlitten wimmelte es im Städtchen; denn jeder alte Schlingel von einem Schlitten, den man in gewöhnlichen Wintern nicht auf die Beine gebracht hätte, weil es sich um die paar Tage Schneebahn nicht lohnte, war leidlich ausstaffirt worden, und so närrisch bunt und wackelig, wie er war, sauste und flog er neben hübschen andern, nagelneuen, durch die Straßen. Die Gassenjungen hatten diesen Winter eine erstaunliche Geschicklichkeit erreicht, auf die Kufen zu springen und sich von den Schlitten mitnehmen zu lassen.

Unten an der Bibliothek, auf dem großen Rutschberge geschahen Wunder und Zeichen; denn die Käsehütschen, auf denen die Sacramenter die Eisbahn hinabrutschten, schienen diesen Winter zu ganz andern Geschöpfen sich umgewandelt zu haben. Sie waren heimtückisch, in ihrer Schnelligkeit unerreichbar geworden, flogen hin, wie Schwäne, wie Schneegänse, von der Bibliothek an, fuhren sie über die ganze Reitwiese weg, wie im Flug an dem alten Reithaus vorbei, bis auf die festgefrorene Eisdecke der Ilm. Ob sie es heut' noch so zu Stande bringen? Kaum mochte es einen Weimaraner geben, der nicht davon zu berichten gehabt hätte, daß ihm eine Käsehütsche mit einem unverschämten Bengel darauf, die, wie vom Himmel gefallen, auf ihn zu wetterte, an die Beine gefahren sei, mit einer Wucht wie eine wilde Bestie. Die Straßen wimmelten von Raben und Goldammern, wie noch keinen Winter. Alles hatte den Anschein von etwas Außerordentlichem. Man spürte den erregenden Einfluß eines gewaltigen, unhemmbaren Elements.

Mit geheimem Behagen sah man die Schneewälle, die an den beiden Seiten der schmalen Wegbahnen sich aufthürmten, höher und höher werden. Es gab in Weimar Wohnungen und Häuschen, die buchstäblich eingeschneit waren. So lustig und unternehmend das Leben auf den Straßen war, so behaglich und angenehm befand man sich in den vier Wänden. Es wurde geheizt „auf Teufelsholen," wie man sich in Weimar ausdrückt, und es ging mächtig an die Holzvorräthe.

Die alten Damen hielten Spielchen und Kaffees ohne Ende; die Abende in den Familien waren wunderhübsch und die Weihnachtserwartungen schöner als je. Es schien mit den Schneemassen ein Geist der Gemüthlichkeit mit herabgekommen zu sein.

An solch einem Winternachmittag bereitete die Kummerfelden sich zum Empfang von Gästen vor. Unten in der Stube, in der die Schülerinnen am Vormittag gehaust hatten, wurde ein Tisch gedeckt; die Kummerfelden in ihrem hellen geblümten Kleid, die Prachthaube auf dem Kopf, eine Bernsteinkette um das Handgelenk, sprang die siebenstufige Treppe, die in ihr Schlafgemach führte, hurtig auf und ab, schleppte aus einem Schubfach Tassen hervor, aus einem Beutel silberne Löffel, stach mit der Gabel den Kommodenkasten auf, in welchem sie Zucker verwahrt hielt, trabte unentwegt auf und nieder und brachte allerlei aus allen Ecken herbeigeschleppt, schüttete endlich auch frischen Tabak in die Schnupftabaksdose und stellte diese mit auf den Tisch. Aus dem gestrickten Beutel über ihrem Bette wurden Aepfel gelangt, und im warmen Ofen stand bald der Kaffee fix und fertig.

„Nun könnten sie kommen, es wäre Alles so weit," sagte die Kummerfelden und ließ sich auf eine Treppenstufe nieder, schlang die Hände um die Kniee und saß da wie der liebe Herrgott am siebenten Schöpfungstage, mußte aber länger so sitzen, als ihr lieb war; denn die Gäste kamen nicht ganz pünktlich, jedenfalls wegen des vielen Schnees.

Und während die Kummerfelden saß und lauerte, tappte bedächtig zwischen den hohen Schneewällen durch die Schützengasse, die damals noch „das Pförtchen" hieß, eine respectable Frauensgestalt, bog bei der Schleuse ein und trottete mit Filzschuhen, die den Eindruck von Kähnen machten, in denen die große Frau sich behaglich, ohne daß sie sich selbst dabei anzustrengen hatte, fortschaffen ließ. Diese Filzschuhe führten sie durch den wieder neugefallenen Schnee weich und geräuschlos, wie es sich von solch einer Frau ganz unwahrscheinlich und gespenstisch ausnahm. Ein frischer, voller Schneewind fuhr gegen die steifen Falten ihres Mantels, ohne sie in Schwung bringen zu können. Der Mantel hätte seinem Schnitte, seiner Ausdehnung und seinem eisenfesten Stoffe nach gut den Ueberkragen für einen Winteranzug des Riesen Christophorus abgeben können. Gott weiß, aus welcher Zeit er stammen mochte! Er machte den Eindruck der Unvergänglichkeit. Die große Frau, die schwer und leise, in Wollmassen gehüllt, durch den Schnee geht, heißt Fabian; aber ihr Name, unter dem man sie in den Weimarischen Gassen und Straßen kennt, ist nicht dieser ehrenwerthe Name, den sie als Gattin des Zinngießers Fabian trägt: sondern für Jung und Alt heißt sie die Rabenmutter; nicht wegen eines hartherzigen Charakterzuges gegen ihre Kinder, sondern lediglich deshalb, weil sie Winter für Winter hinaus auf den Ettersberg wandert, um den Raben Futter auszustreuen.

Sie war, wie große, unbehilfliche Leute es oft sind, gut wie ein Kind. Das wußte Jedermann von ihr. Ihre Freundlichkeit aber, mochte sie in Worten oder Werken bestehen, hatte etwas Gewaltsames.

Sie liebte es, sich für Andere zu plagen, verstand es, mit Allem und Jedem

auszuhelfen, mit Kinderzeug, wo es Noth that, mit Koch- und Backrecepten, mit Heilmitteln und mit gutem Rath; wußte zu einem Processe oder sonstigen Rechtshändeln zuzureden oder abzurathen, auch mit Gelegenheitsgedichten griff sie ein, wenn es verlangt wurde, und strengte ihr poetisches Empfinden bald zu Gunsten eines Briefträgers an, der einen Neujahrswunsch seinen Kunden überbringen wollte, bald zur Verherrlichung einer Hochzeit oder Kindtaufe; verfaßte Bettelbriefe für Bedürftige, grauenhaft zum Herzen sprechend, wie es Noth that, und verwendete so mit Freuden und in bester Laune ihre Kräfte für die Menschheit.

Während wir über sie berichten, kommt sie umtanzt von großen Flocken ihrem Ziele näher. Sie geht jetzt über den schmalen Steg, der über den Wassergraben führt, direct auf den Entenfang zu, in dem die Kummerfelden sitzt und lauert.

Jetzt steht Frau Fabian vor dem Häuschen und lugt in das Fenster hinein.

Richtig, da sitzt die Kummerfelden noch immer auf der Treppenstufe, und da das Warten ein saures Geschäft ist, sieht sie griesgrämig aus.

„Na," brummt Frau Fabian, als sie die Gastgeberin so sitzen sieht, „was fehlt ihr denn?" Die große Frau fährt unter dem Mantel vor mit der Hand, die in einem Buckskinhandschuh steckt, an dem der Zeigefinger sich durchgearbeitet hat, so stark, daß der Handschuh seine Spitze vollkommen verloren und der Finger aus einem sorgsam umsäumten Stumpf hervorsieht. Mit diesem Finger pocht die große Frau mit aller Wucht gegen die Fensterscheiben, so daß die Kummerfelden auffährt und mit beiden Händen vor Schreck nach ihrer Haube greift.

„Das ist die Fabianen," ruft sie und läuft, noch ganz desperat von dem Schreck, nach der Thüre, um zu öffnen. Ehe sie aber bis dahin gelangt, schellt es draußen, daß es der Aermsten durch Mark und Bein dringt.

„Nun schellt sie auch noch, als ob sie nicht schon Lärm genug gemacht hätte!" murmelte die Kummerfelden. Und als sie die Thüre geöffnet, da steht ihr Gast großmächtig vor ihr und schüttelt den Schnee von der Kappe, von den Schultern, aus den Falten.

„Weeß Gott, en paar Schaufeln voll!" sagte sie mit ihrer dicken, rollenden Stimme.

„Komm nur herein," ermahnt die Kummerfelden, „Du läßt mir ja die ganze Kälte ins Haus; Du warst wohl gar auf dem Ettersberge?"

„Na ob," bekam sie zur Erwiderung aus einem Sprühregen von Eisstückchen, Wassertropfen und Schnee heraus; die Fabianen schüttelte ihr Lori aus, wie sie ein schlangenartiges langes Tuch zu benennen liebte, das sie so ein vier, fünf Mal um den Hals geschlungen trug, so daß ihr Hals dadurch ein runderes und kopfartigeres Ansehn bekam, als der Kopf selbst.

„Läufst Du denn immer noch hinauf und fütterst die Raben?" frug die Kummerfelden und kehrte in die Stube zurück, um dadurch ihren Gast zu veranlassen, ihr zu folgen.

„Ja wohl," sagte diese und trat in die Wärme ein, „ja wohl. Ueber das arme Viehzeug! Dies Jahr sieht's wahrhaftig elendiglich aus."

Jetzt nahm sie den Mantel ab und hing ihn über einen Stuhl am Ofen und stand nun dunkellila, feierlich mitten in der Stube. „Gucke! — Gucke,"

sagte sie und hauchte in die rothen Hände und betrachtete den Kaffeetisch. „Du hast ja gut aufgefahren! Wenn ich so von draußen komme, wo das Gevögel wegen eines verschimmelten Häppchens um sich hacken muß wie der Teufel, damit es Andere nicht stibitzen, da hat es doch Unsereins, weiß Gott, recht zufriedenstellend. Das arme Vieh! das arme Vieh!" wiederholte sie und wiegte sich dabei von einem Fuß auf den andern, daß das Haus schütterte. Sie wollte sich den Frost heraustanzen, wie es schien. Ihre großen Filzüberschuhe aber hatte sie manirlich draußen vor die Thür gestellt.

„Wenn die hohe Justiz," sagte sie immerfort trampelnd, „wenn die hohe Justiz auch einmal zur rechten Zeit ein Einsehen hätte! Ich bin doch überzeugt, daß sie irgend so einen armen Sünder sitzen haben, so einen Todtschläger, einen Brudermörder oder sonst wen, oder wohl gar zwei, daß sie die nun jetzt richten thäten, wo sie noch Nutzen stiften können! Na, da warten sie damit, und wenn sie die auch jetzt richten thäten — hängen lassen würden sie se doch nicht. Wir kennen die Justiz, nicht den Tropfen Menschlichkeit hat se in sich, nicht den Tropfen! und keen Verständniß von nichts!"

Die Kummerfelden sagte: „Ach was, Fabianen, Du bist doch manchmal ein rechter Husar in Deinen Ansichten."

Frau Fabian beunruhigte sich darüber nicht, sondern sprang weiter von einem Fuße auf den andern, daß es der Kummerfelden schließlich schwindelnd wurde. Währenddem huschte draußen im Schnee und im Gestöber eine kleine Person dem Entenfange zu, dem Stege zu.

Sie huschte wie ein Rättchen so scheu, und hinter ihr her durch die Flocken und den Schneenebel, da fuhr es huit, huit! Das waren Schneebälle. Die kamen angeflogen, bald von da, bald von da, immer hinter ihr her und kamen von den infamen Gassenbengeln, die nun einmal ein huschendes altes Persönchen nie in Ruhe lassen können. Es ist schlecht von ihnen; aber sie lassen es nun einmal nicht. Das wußte die kleine Jungfer auch und sputete sich gewaltig. Ganz außer Athem zog sie endlich an der Schelle im Entenfang; aber wie zaghaft, wie bescheiden!

„Das ist die Jungfer Muskulus," sagte die Kummerfelden, „die zieht anders als Du, Fabian."

„Hat seine Richtigkeit," erwiderte diese.

Sie saß schon über dem Kaffee und brockte; denn sie hatte nach ihrer Tour Appetit bekommen.

„Hat seine Richtigkeit," wiederholte sie noch einmal wohlgefällig, um gerade eine Pause im Schlucken auszufüllen. „Ene Frau," sagte sie, während die Kummerfelden die Jungfer hereinließ, „ene Frau," sie sprach so laut, daß die Kummerfelden es draußen auch hören konnte, „ene Frau, die acht Kinder hat und en unmündigen Mann, hörst Du, Kummerfelden, die acht Kinder und en unmündigen Mann . . . Ach Herrjes, was sag' ich da?" lacht sie voll und laut, „die zieht anders an der Schelle wie ene Jungfer. Uebrigens," rief Frau Fabian unter Lachen und Schlucken, „es is nicht so ohne; man könnte so manches Mal sagen: acht Kinder un en unmündigen Mann. Es könnte es jede Frau sagen, wenn auch nicht immer acht Kinder!"

Die Kummerfelden sagte mit mißbilligender Kopfbewegung: „Schrei doch nicht so, Du kannst es mir ja nachher sagen.“ Sie war damit beschäftigt, die Jungfer aus ihrer beschneiten Umhüllung zu wickeln.

Jetzt traten sie mit einander ein. Die Jungfer Muskulus trug eine schwarze Lockenperücke, die sie bis tief in die Stirne hineinzuziehen liebte, und Jahr aus Jahr ein einen Hut, geschmückt mit dem enormsten Veilchenkranz, so groß, daß er kaum hätte größer sein können.

Jetzt hingen Schneestücke in den seidenen Veilchen; die Gassenjungen hatten sie ihr zugerichtet.

„In einer Weile werden die Rathsmädchen da sein,“ sagte die Kummerfelden.

„Na,“ frug die Fabian, „was wollen denn Die?“

„Ja,“ lachte die Kummerfelden, „wegen denen seid Ihr eingeladen. Ihr sollt mir Euern Kaffee gründlich verdienen. Die Mädchen wollen Euch allerschönstens bitten, daß Ihr ihnen bei einer Angelegenheit helfen sollt.“

„Was ist denn los?“ frug die Frau Fabian, „das wird eine schöne Pastete sein.“

„Es ist Ehre dabei einzulegen; es soll etwas zu Goethens kommen,“ bekam sie zur Antwort.

„Na nu!“ rief Frau Fabian. Nun schnitt die Kummerfelden ein geheimnißvolles Gesicht, und that, als sei sie selbst nicht recht mit der Geschichte einverstanden. Aber bald verrieth sie sich, und es zeigte sich, daß sie Feuer und Flamme für den Plan war, — ganz wie die dummen Rathsmädel, und sie theilte mit, daß es sich darum handle, einen kleinen Garten zu fabriciren aus Moos und mit einem Stacket darum und einer Laube darin, gerade so einen Garten, wie die Jungfer Muskulus jeden Weihnachten welche geliefert habe, aber statt der Watteschäfchen, die sie hineinzustellen gewohnt sei, sollten Frauenzimmer in das Moos gesteckt werden.

„Diese Frauenzimmer .... Wartet,“ sagte die Kummerfelden, fuhr aber in ihrem Bericht nicht fort, sondern tappte die Treppe nach ihrem Heiligthum hinauf, kam mit einem Kästchen wieder zum Vorschein und stellte es vor die beiden Weiber hin.

Frau Fabian nahm den Deckel ab. „Potztausend!“ rief sie, „was sollen denn die? Das sind ja Puppen! — Püppchen!“

„Na, na, na!“ rief die Jungfer Muskulus, „darauf laß ich mich nicht ein, das scheint mir denn doch bedenklich!“ Dabei rückte sie sich ihre dicke schwarze Perücke zurecht und machte eine auffallend mißtrauische Miene; „das ist ja frevelhaft, Kummerfelden, Sie wollen doch nicht Ihren Spott mit der alten Excellenz treiben?“

„Sie sein ä Schaf, Muskulusen,“ antwortete die Kummerfelden, die, von Frau Fabian hingerissen, auch in das beglückende Weimarische Idiom zu verfallen drohte.

„Wie werd' ich einen Spott treiben? Vergessen Sie, was ich bin?“

„Man vergißt das bei Dir vollkommen, das sei zu Deiner Ehre gesagt,“ brummte Frau Fabian.

„Die Muskulusen ist und bleibt ein Grünschnabel,“ fuhr die Kummerfelden fort, „und hat auch in nichts kein Einsehn, wie Du vorhin von der Justiz bemerktest, Fabian.“

„Das is mit den ledigen Frauenzimmern, und wenn sie auch ene Perücke tragen, so dick wie en Fußsack, es is doch ewig was Halbes," sagte Frau Fabian gedankenvoll. „Nä, der Kummerfelden so was zuzumuthen, daß sie de alte Excellenz nicht respectiren thäte!"

Jungfer Muskulus war unter ihrer Perücke feuerroth geworden.

„Na, nu, s'is gut," sagte Frau Fabian. „Was kann Ens dafür, wenn es unverehelicht ist? Es kann auch Ens nichts dafür, wenn es en Buckel hat. Gewöhnlich," fuhr Frau Fabian fort, „haben die Kindsmädchen so Ens fallen lassen; man kann nicht genug dahinter her sein. Na, was hast Du denn nun aber mit den Döckchen vor?"

„Das handelt sich nun eigentlich," sagte die Kummerfelden, „nicht um die alte Excellenz, sondern schon mehr um den jungen, um August von Goethe."

„Na, sagt' ich's nich!" rief Frau Fabian „die Kummerfelden macht sich in keiner Weise enes Verstoßes schuldig. Wenn's auf August geht, dem thut's nichts un schad's nichts, im Gegentheil. Er treibt's zu arg, sag' ich, und mit den Puppen da scheint Ihr mir aufs Rechte anzuspielen, auf die Frauenzimmer, meine ich."

„Das ist's," bemerkte die Kummerfelden, „ich möchte der Excellenz so ganz verblümt zu verstehen geben, daß es an der Zeit wäre, seinem August eine Frau auszusuchen, die dem gehörig auf dem Dache sitzt; denn das thut Noth, wie wir wissen. Aber eine Geistreiche darf's nicht sein; von der Eigenschaft haben sie genug hier."

Frau Fabian fügte hinzu: „Nur nichts Scharfes mehr in die Lauge, meinte jene Köchin, die die Sauce versalzen hatte."

„Fabian, mit Deinen Redensarten fährst Du Einem immer dazwischen," rief die Kummerfelden ungeduldig. „Ich will Excellenz Goethe zu verstehen geben, daß er eine Frau wählen soll, die auf gute Wäsche hält, die sparsam ist, die nicht mit dreinredet und, wie gesagt, August gehörig — — —." Hier zwinkerte die Kummerfelden mit den Augen. „Das sind die Rathsmädchen, die mich darauf gebracht haben, die hatten die Idee, August von Goethe ein Gärtchen mit allen seinen guten Freundinnen auszustaffiren. Ich weiß nicht, aber sie müssen Etwas mit ihm gehabt haben — das schien mir so."

„Die Krawatschen!" rief Frau Fabian wohlgefällig, „und die Püppchens haben die Mädchen wohl selbst genäht?"

„Freilich," sagte die Kummerfelden lebhaft, „und die Hemden haben alle Zwickel, Alles regelrecht."

Jetzt packte Frau Fabian die Puppen aus. „Na nu, seht Eins an, wer ist denn die?"

Sie hielt ein Püppchen in die Höhe, das ein rosa Kleid, dabei aber ganz zerrissene Strümpfchen anhatte.

„Das ist ja die . . . . . na, Ihr wißt schon, das Mädchen hat ewig zerrissene Strümpfe an. Die Löcher gucken ihr über den Rand von ihren Schuhen, wie hier genau zu sehen ist. So eine Frau bringt Unglück ins Haus, und wenn sie so schön wie ein Engel wäre und klug wie eine Schlange."

„Und die Lange, mit der kleinen Feder in der Hand?“ frug Jungfer Muskulus bescheiden.

„Das ist die Schopenhauern, die Adele,“ fuhr Frau Fabian sie an, „das sieht doch Jeder klar. Mit der hat's keine Gefahr nicht. Häßlichkeit entstellt immer, selbst das schönste Frauenzimmer. Mein Schatz wär se nich, die Schopenhauern. Na, nu die beiden Madams?“ Sie hielt zwei Püppchen in der Hand. „Das sind zwei verehelichte; wie das die Rackersmädchen herausgekriegt haben! Das ist die Madame so und so und das die Madame die und die. Wir kennen Euch! Wir wissen Gott Lob, wer Ihr sein sollt.“ Währenddem sie sprach, hielt sie beide Figürchen sich selbst nahe hin und redete so auf sie ein und drohte ihnen mit dem Zeigefinger.

„Und die is wohl die rechte Braut, wie sie im Märchen sagen.“

Sie hob ein Püppchen in die Höhe, das, in einer weißen Schürze und mit einem Kochlöffel in der Hand, ein hausmütterliches Aussehn hatte.

„So ist's,“ sagte die Kummerfelden. „Und nun, Fabian, wenn Du es wissen willst, nachher mußt Du die Verse dazu machen; Du mußt sagen, wen jedes Püppchen vorstellen soll, und wie es sich mit jeder verhält.“

„Gott soll mich bewahren!“ fuhr die große Frau auf, „das ist aber ene Zumuthung. Verse, die sich gewissermaßen den Goethischen müssen an die Seite stellen lassen, so beim Kaffee 'rauszuschütteln, wo die ganze Stube, mit Respekt zu sagen, voll Weimarischer Gärmichel sitzt, — ich danke — und das sag' ich, wenn ich auch darauf einginge, was Schlechtes dürfte Excellenz schon gar nicht kriegen, was sollte der denn von der Fabian denken?“

„Du darfst 'nauf in meine Stube gehen,“ sagte die Kummerfelden, „da setz' Dich auf den Lehnstuhl vors Bette und bleib ruhig sitzen. Aber Du wirthschaftest mir dort nirgends herum, nicht wahr? das kann ich nicht leiden. Weißt Du was, gehe nur gleich 'nauf. Bleistift und Papier liegen schon auf der Bettdecke. Du wirst schon was 'rauskriegen, ich weiß ja, wie Dir's steckt. Die Rathsmädchen werden auch gleich da sein; die freuen sich, wenn Du schon dabei sitzest. Proviant bekommst Du mit hinauf. Und wenn die Noth groß ist, kriegst Du, na, Du weißt schon,“ die Kummerfelden zeigte auf ein Schränkchen, in dem sie ihr Schönheitswasser in Flaschen aufbewahrte. Aber nicht lauter Schönheitswasser allein.

Frau Fabian zog mit ihrer Tasse und einer großen Schnitte Kuchen die Treppe hinauf, und der furor poeticus stand schon deutlich auf der gefurchten Dichterstirn zu lesen.

Unterdessen näherten sich dem Entenfang, so frisch und leicht wie die Schneeflocken, unsere Zwei, in allerbester Laune. Es gibt für junge Menschen nichts Schöneres, als im dichten Schneefall zu gehn, zu springen — zu wandeln, zu tollen. Geheimnißvoll, bedeutsam sinkt es leise, leise nieder, legt sich zart auf Falten und Gewänder, und es ist, als ob vom Himmel Segen niederströme, Erfreuliches, Heiteres, Hoffnungsgefühle.

Die beiden Lustigen, die dem Entenfange zusteuerten, liefen durch den Schnee, schürften in der flockenweichen Decke mit den Füßen, daß es aufsprühte von Eiskrystallen um sie her. Sie überstürzten sich, fielen muthwillig in die frische,

kalte Herrlichkeit der Länge nach hinein. Es fehlte nur noch, daß sie wie die vergnügten Hunde mit den Nasen in dem Schnee geschaufelt hätten.

Jetzt schellten sie auch am Entenfang, erst Röse, dann Marie, dann wieder Röse, wieder Marie, dabei lachend, bis die Kummerfelden sie einließ und ihnen sagte, indem sie den Mädchen auf die frischen Wangen klopfte: „Ohne Spielerei und Narrenspossen könnt Ihr doch auf der Gotteswelt nichts thun."

Die Mädchen traten jetzt ein. Sie hatten einen Korb mit sich voll Moos und allerlei Gesparre.

„Ihr habt mich in eine schöne Lage gebracht, Ihr Racker!" rief Frau Fabian den Beiden aus ihrem Lehnstuhl heraus entgegen. „Ich sitz' nun und schwitze, und das nennt die Kummerfelden Einen zum Kaffee einladen."

Röse und Marie wurden erst reichlich regalirt, dann ging's an die Arbeit. Das Gärtchen wurde in Angriff genommen.

„Eure Verse sind in guten Händen," sagte Madame Kummerfelden, „so borstig die Fabianen auch ist, sie hat ein exquisites Herz, eine Außerordentlichkeit von einem Herzen. Solche Leute sind für die Poesie. Bei Leibe soll man keinen Boshaftigen daran lassen, die stiften nichts als Unheil."

„Und besser wird's bei ihnen drum noch lange nicht," schrie Frau Fabian von oben herab. „Mit dem ersten wäre ich so weit."

„Na los!" rief die Kummerfelden ganz erfreut.

Die große Frau trat vor auf die erste der sieben Stufen.

„Zeigt das Döckchen her mit den zerrissenen Strümpfen, auf die is es," rief sie.

Röse hielt das Figürchen in die Höhe, und die Fabianen begann mit gewaltiger Stimme:

„Meine Liebe ist stets auf den Strümpfen,
Reißt wohl zwanzig Mal des Tags ein Loch.
Meine Liebe läßt sich nicht abstümpfen,
Auch verschmäht, lieb' ich Dich ewig doch!"

„Bravo," rief die Kummerfelden, „das macht Dir alle Ehre."

„Wollt' ich meinen," erwiderte Frau Fabian, lachte kurz auf und versank wieder in den Lehnstuhl.

Inzwischen wurde unten auf das Lustigste geklebt und gepappt und es entstand ein allerliebstes Moosgärtchen.

Die Kummerfelden sagte den Rathsmädchen, daß sie und Frau Fabian die Sache auf die Kappe nehmen würden. „Uns geschieht damit nichts. Ihr sollt es nur hintragen und sagen: „Eine schöne Empfehlung von der Kummerfelden."

Nach einer Weile war die Fabian wieder mit einem Vers zustande gekommen und donnerte Folgendes herab, für die kleine Figur mit dem Löffel:

„Führt der Weg zu Mannes Herz,
Durch die Küche ohne Scherz?
Bist Du garstig oder schön,
Mädchen! Du mußt diesen geh'n.
Herz, Verstand für Haus und Küch' — —
Und — die Liebe findet sich."

„Fabian, Du bist ein herrliches Weib!“ rief die Kummerfelden ganz begeistert der Freundin hinauf. „Es steckt ein Philosoph in ihr, ich hab' es immer gesagt. Und ein Charakter ist sie, so manchen Groschen hätte unsere Fabian für Gelegenheitsverse einheimsen können; aber ihr Lebtag hat sie die Kunst ohne Lohn zu beanspruchen geübt, das kann keiner von all den Großen hier sagen, bei Gott nicht!“

„Dank' auch bestens,“ rief die Fabian herab, mit einem gedankenvollen, etwas zerstreuten Ausdruck, ungefähr als hätte sie geniest, und die Kummerfelden hätte ihr Gesundheit gewünscht.

Das sonderbare Weihnachtsgeschenk für Vater und Sohn Goethe kam allmälig in einer wunderbaren Vollendung zu Stande.

Die Mädchen bauten am Gärtchen, die Fabian an den Versen weiter; unter Anderem entstand ein Vers auf zwei Flammen August von Goethe's, auf die Frau eines Kammerrathes und die des Polizeidirektors.

Diesen Vers in seiner Kraft, Kürze und Knappheit, seiner umfassenden Keckheit, mit der er zwei der Damen mit einmal erledigte, und auf den Frau Fabian besonders stolz war, diesen Vers wollen wir hier nicht vorenthalten. Er lautete folgendermaßen:

„Ob Kammer oder Polizei,
Das steht noch zu erfragen,
Wir wollen es nun einmal
Mit allen Beiden wagen.“

Man war vollkommen befriedigt; Frau Fabian trank drei bis vier Liqueure zur Stärkung nach ihrer schweren geistigen Anstrengung und bekam eine außerordentlich gute Laune, eine Laune, wie nur die Fabian sie haben konnte, so ausdrucksvoll und kräftig, daß es eine große Freude war und daß der Tisch, an dem man saß, nicht aus dem Schuttern herauskam, theils, weil alle um ihn her unausgesetzt lachten, und weil die Fabian vor lauter Lebenskraft zur Bestätigung ihrer Meinung oftmals mit der Faust zwischen die Tassen schlug.

„J, der Tausend,“ sagte Mamsell Muskulus bewundernd, als die Frau einmal ihre Schulter statt des Tisches getroffen hatte, „wo sie hintrifft, da wächst kein Gras.“

Die kleine scheue Muskulus war vor jeder Kraftäußerung immer ganz von Bewunderung hingenommen, auch wenn diese Kraftäußerung sich gegen sie selbst richtete. Die Rathsmädchen schafften das Gärtchen, die Puppen, die Verse noch an diesem selben Abend in die Wünschengasse, schleppten Alles hinauf in ihre kleine Stube, verbargen es sorgfältig und vergnügten sich Abends, als Alles schlief, bei verschlossener Thür damit zu spielen, um allerhand Unsinn zu treiben, bis sie das Gärtchen endlich mit großem Stolz und viel Vorsicht, daß sie von Niemandem dabei ertappt würden, am heiligen Abend in das Goethische Haus trugen. Sie hatten ausgemacht, es unten, in der Leutestube, mit einer schönen Empfehlung von der Kummerfelden abzugeben; als sie aber die Hausthür öffneten, da kam ihnen der Geheimrath selbst entgegen. Sie blieben betroffen und verlegen mit ihrem verdeckten Werke stehen, und hofften, er würde sie nicht bemerken und an ihnen vorübergehen.

Er erkannte sie aber augenblicklich und sagte: „Was bringen denn die Rathsmädchen da?"

„Excellenz," sagte Röse, „die Kummerfelden läßt schön grüßen und hier wäre Etwas."

„Für mich?" frug Goethe.

„Ja, für Euere Excellenz."

„So tragt es hinauf, Ihr schönen Kinder, ich komme mit Euch."

Goethe ließ sie vor sich her, die breite Treppe hinangehen, auf der es sich so behaglich, wie auf keiner Treppe sonst steigen läßt. Als sie oben angelangt waren, öffnete er ihnen selbst die Thüre, ließ sie in das lange gelbe Gesellschaftszimmer eintreten. Es war schon dämmrig, und Röse und Marie war es doch recht beklommen zu Muthe.

„Da haben wir's," dachte Röse, „es ist doch, als kämen wir zum lieben Herrgott mit der Dummheit da an. Viel schlimmer würde es auch nicht sein, glaub' ich." —

Goethe machte einen Tisch, auf dem einige Bücher lagen, frei. „So," sagte er, „da steht nun Eure geheimnißvolle Gabe, wollt Ihr das Tuch abheben?"

Marie enthüllte das Werk, und als Goethe das Gärtchen sah und die Ueberschrift über dem Thore gelesen hatte, lächelte er; es war noch eine Aufschrift hinzugekommen, die besagte, daß hier sehr schöne Damen versammelt seien, daß Schönheit und Geist zwar angenehm, daß man aber die nützlichen Eigenschaften bei Leibe nicht gering achten möge.

„Das ist ja eine artige Idee," rief Goethe.

Und als er eins der Püppchen in die Höhe genommen und den Zettel gelesen hatte, welcher demselben an das kleine Maul befestigt war, lachte er, daß Röse und Marie ihn ganz verblüfft ansahen, denn nie hatten sie sich vorgestellt, daß der Goethe lachen könnte. Er war ihnen immer als ein majestätischer, etwas steifer alter Herr erschienen.

„Nun Kinder, sagt mir," frug er, „wer die Verse gemacht hat."

„Die Fabianen," antwortete Röse. „Hier nennen die Leute sie die Rabenmutter!"

„Ah die!" sagte Goethe. „Da könnt Ihr berichten, daß ich mich allerbestens bedanke für ihre artigen Verse."

Er hielt eben das Figürchen mit den zerrissenen Strümpfen und das Hausmütterchen in der Hand und betrachtete Beide.

„Ich werde das allerliebste Ding meinem Sohne heut mitbescheeren."

Röse's und Marie's Achtung vor ihrem Kunstwerke war wieder sehr gestiegen, und sie fanden, daß es in Wahrheit ein wundervolles Gärtchen sei und daß Goethens August seinen hübschen Aerger darüber haben würde.

Mit Frankfurter Brenden beschenkt, wurden sie von Goethe aufs Freundlichste entlassen und liefen seelenvergnügt nach Hause.

Da ist noch viel Wunderbares passirt; aber wir wollen damit schließen und nur das noch sagen, daß die Fabian sehr entrüstet gewesen ist, als sie mit der Zeit erfuhr, daß der August von Goethe ihren guten Rath in den Wind geschlagen, indem er seine Frau nach eigenem Geschmacke — und ganz gegen die Ansichten der Kummerfelden und der Rabenmutter gewählt hatte.

Die Berliner Theater.

Berlin, 6. Mai.

Trübselig, wie sie begonnen, hat die Theatersaison ein trübseliges Ende gefunden. Ohne das fremdländische, internationale Element, das sich immer üppiger und breiter auf dem hauptstädtischen Boden entfaltet, würde sie uns beinahe gar keine Anregung, keinen nachhaltigeren Genuß gewährt haben. Ibsen, die Franzosen, Arthur Sullivan mit seiner „Goldenen Legende" und seinen Operetten „Der Mikado" und „Patience" haben die Kosten unserer Unterhaltung bestritten und der Kritik Gelegenheit zu interessanten Untersuchungen geboten. Hinsichtlich der deutschen Production ist es für den Betrachter schwer zu entscheiden, ob ihre Dürftigkeit oder die Abneigung der Theaterdirectoren, ihr entgegenzukommen, größer ist. Freilich sind die Versuche, die das Wallner-Theater in anerkennenswerther Weise mit einer ganzen Reihe von sogenannten deutschen Original-Lustspielen gemacht hat, nicht sehr verlockend für die andern Bühnen gewesen. Keines dieser Lustspiele hat auch nur einen mäßigen Erfolg davongetragen. Erst eine tolle Verwechslungsposse „Die Nachbarinnen" aus dem Französischen, von Raymond und Gastyne, in der zuletzt die Möbel die Hauptrolle spielen, hat das Publicum wieder der Bühne zugeführt, die vor fünfundzwanzig Jahren der Tempel der heiteren deutschen Muse war. Wie unseren Schwänken ergeht es auch unseren Operetten: sie haben die Segel vor den englischen streichen müssen. Bis zu den Anfängen der Gattung, den ersten Offenbachiaden, muß man zurückgehen, um Erfolge zu finden, wie sie der „Mikado" errungen. Diesen Thatsachen gegenüber hat der abenteuerliche Plan, ein internationales Theater in Berlin zu errichten, vom Standpunkt der Speculation seine volle Berechtigung: sie rechnet nicht nur mit den vielen Fremden, die beständig hier auf- und abfluthen, sondern vor Allem mit unserer Vorliebe für das Fremdländische, Außerordentliche und Verschrobene. Für die deutsche dramatische Dichtung und Schauspielkunst würde die Errichtung eines solchen Theaters, wenn es nur einigermaßen über die nothwendigen Mittel und Anziehungsschaustücke verfügte, ein neuer schwerer Schlag sein: sie leiden mindestens ebenso schwer unter dem Wettbetriebe des Auslandes wie die deutsche Landwirthschaft unter der Weizenproduction Indiens und Nordamerika's. Die Dinge spitzen sich, meinem Gefühl nach, immer mehr dahin zu, den Bühnen, die neben der Schauspielaufführung auch der Chansonettensängerin, den Gymnastikern, den Luftspringern, Seiltänzern, dressirten Hunden und Kakadus Raum gewähren, vor den eigentlichen Schauspieltheatern die Gunst und den Zulauf des Publicums zu sichern. Im kaiserlichen Rom haben wir schon einmal dasselbe gesehen.

Die Hofbühne, der es zuerst als Pflicht und Ehrensache geziemte, diesen Uebelständen zu begegnen, befindet sich durch den Tod ihres langjährigen Leiters, Botho's von Hülsen, und den Heimgang hervorragender Kräfte, Gustav Berndal's und der Frau Frieb-Blumauer, in einer schwierigen Lage. Ohne Compaß und Steuer lavirt sie hin und her. Der neue General-Intendant, der Graf von Hochberg, hat

sich natürlich in der Kürze seiner Amtsverwaltung in diesem vielverschlungenen und die verschiedensten Fähigkeiten in Anspruch nehmenden Theatergeschäft noch nicht zurecht finden können, um so weniger, da seine persönliche Neigung und Kunstübung ihn mehr zur Oper als zum Schauspiel zieht. All' die schätzenswerthen Eigenschaften des Hrn. Director Deetz sind nicht im Stande, den Mangel an Initiative und künstlerischem Weitblick zu ersetzen. Ohne Shakespeare's „Wintermärchen" in der Dingelstedt'schen Bearbeitung — die Aufführung dieses Drama's war die letzte That der Hülsen'schen Leitung — hätte die Bühne des Schauspielhauses in diesen sechs Monaten, vom 1. October 1886 bis zum 31. März 1887, völlig als Wrack auf der Sandbank gelegen. Weder zur Darstellung einer bedeutenderen Neuigkeit noch zu einer durchgreifenden Neu-Einstudirung eines classischen Drama's hat man sich entschlossen. Erst in diesen letzten Tagen ist man mit der lang geplanten Neu-Ausstattung der Wallenstein-Trilogie vorgegangen. Auch die Vorführung neuer schauspielerischer Kräfte ist nur im geringsten Umfange geschehen. Die Aufnahme der Frau Marie Seebach in den Verband der Schauspielhaus-Gesellschaft hat allseitige Billigung gefunden, aber erst die Zukunft kann entscheiden, in wie weit sie das durch den Tod der Frau Frieb-Blumauer erledigte Rollenfach auszufüllen vermag. Sie selbst ist über ihre Wahl offenbar noch im Unklaren; neben der Oberförsterin in Iffland's „Jägern", der närrischen Gouvernante in Moser's „Bibliothekar" und der liebenswürdigen, noch heirathslustigen Wittwe aus Schwaben in Benedix' gemüthlichem Lustspiel „Gegenüber" — drei meisterhaften und unnachahmlichen Figuren der Frieb — hat sie die Claudia Galotti und die Aebtissin in Wildenbruch's neuester Tragödie „Der Fürst von Verona" gespielt: zwei Rollen, die durchaus in das tragische Mutterfach gehören. Eine so hervorragende Schauspielerin, wie Marie Seebach, verdirbt nichts eigentlich, aber zum Probiren ist sie doch zu alt; sie muß selber wissen, nach welcher Seite sie den Schwerpunkt ihres Talentes legen will; das Publicum büßt schließlich den Glauben an sie ein, wenn sie ihm bald als humoristische alte Frau, bald als tragische Heldin begegnet. Ebenso unsicher tastet Hr. Sauer, der doch zu Berndal's Ersatz bestimmt ist, sei es durch eigene oder durch die Experimentirsucht der Leitung, hin und her: heute Graf Waldemar, morgen Odoardo Galotti — das sind Zumuthungen an die Begabung des Künstlers wie an die Illusionsfähigkeit des Publicums, die auf die Dauer nicht durchführbar sind.

Erst im Ausgang der Saison am Mittwoch, den 6. April wurde uns im Schauspielhause eine Neuigkeit beschert: Ernst von Wildenbruch's Trauerspiel in 5 Acten: „Der Fürst von Verona." Der Dichter hat das alte Guelfen- und Ghibellinen-Thema, mit der Liebe der Kinder aus den feindlichen Häusern, zu verjüngen und durch die stärkere Betonung des historischen Momentes, gegenüber der Shakespeare'schen Tragödie, eine neue charakteristische Beleuchtung dafür zu gewinnen gesucht. Anklänge an „Romeo und Julia", an die Gegenüberstellung der hellen und der dunklen Gestalten aus Wagner's „Lohengrin" waren unvermeidlich und verdienen keinen Tadel: die Kunst des Dramatikers besteht ja nicht in der Erfindung neuer Stoffe und neuer Charaktere, sondern in der immer feineren und individuelleren Ausprägung und Durcharbeitung der vorhandenen. So unvergleichlich, in Lebenswahrheit und Stimmung, uns das Liebespaar Shakespeare's entgegentritt, so wunderbar der italienische Ton und Duft getroffen ist, so läßt sich doch sehr wohl eine Vertiefung des politischen Gegensatzes, ein stärkeres Hervorheben der historischen Begebenheiten, zuerst und zuletzt eine dämonischere Verkörperung des Parteihasses denken, als Shakespeare sie in dem „wilden" Tybalt und in dem Raufbold Mercutio gegeben hat. Otto Roquette's Trauerspiel „Der Feind im Hause", das im Herbst des Jahres 1875 auf der Bühne des Schauspielhauses zur Aufführung gelangte, hielt den Conflict innerhalb der Schranken der Familie und schloß die Geschichte fast bis auf jede Anspielung aus: in diesem Rahmen war es sowohl durch die Verwicklung der Handlung wie durch die Zeichnung der Hauptfiguren eine der besseren dramatischen Dichtungen im hohen Stil, deren Verschwinden aus dem Repertoire ich sehr bedauere, so natürlich es auf

der andern Seite ist. In dem gleichen Grundmotiv vermag der moderne Dichter eben den Wettstreit mit dem Briten nicht aufzunehmen. Nicht allein weil Shakespeare das größere dichterische Genie ist, sondern weil er zuerst den Stoff in voller Naivetät und Frische, in dem Zauber des ursprünglichen, noch von keiner Reflexion gebrochenen Eindrucks, gestaltet hat.

Geschickt hat darum Wildenbruch die historische Begebenheit in seine Handlung hineinspielen lassen: Anfang und Ausgang werden durch sie gesetzt. Der Untergang des Tyrannen von Verona, Ezzelino da Romano's, des mächtigsten Ghibellinen, der im Gefecht an der Adda-Brücke bei Cassano am 27. September 1259 von den Guelfen besiegt und gefangen ward, eröffnet, die Ankunft Konradin's in Verona am 20. October 1267 beschließt das Stück; der Zeitraum, der beide Ereignisse trennt, ist durch die lebhafte Bewegung und den schnellen Fortgang der Handlung für den Zuschauer überbrückt. Leider hat Wildenbruch der Geschichte nicht den Raum gegönnt, den sie in der Composition seines Drama's einnehmen mußte. Unbegreiflicher Weise hat er sich sogar alle Vortheile, die ihm das Erscheinen Konradin's, die Vertiefung des rohen und wüsten Parteihaders in den weltgeschichtlichen Proceß zwischen der Kirche und der italienischen Städtefreiheit auf der einen und der Kaisermacht der Hohenstaufen auf der anderen Seite bot, entgehen lassen und sein eigenstes Talent der historischen Frescomalerei um die volle Entfaltung gebracht. Während Konradin schemenhaft hinter der Scene bleibt und nur durch seinen Botschafter Galvan Lancia, noch dazu erst im Ausgang des dritten Actes, redet, bemüht sich Wildenbruch, durch die Schilderung zweier Charaktere, der Gräfin Adelaide von San Bonifazio und ihres Vasallen Scaramello, das Interesse des Publicums festzuhalten. Als Ortrud und Telramund, dämonische Figuren voll Haß und Wildheit, ganz ins Schwarze gemalt, stehen sie den Lichtgestalten der Dichtung, der jungen Selvaggia, der Stieftochter der Gräfin, und dem Ghibellinenführer Mastino della Scala gegenüber. Aber Wildenbruch's schwächste Seite war immer die Charakterschilderung seiner Helden und die Motivirung ihrer Handlungen. Nach Gefallen schiebt er ihnen bald diese, bald jene Gründe ihrer Thaten zu; ihm ist es immer nur um die scenische Wirkung, um den einzelnen Auftritt oder Actschluß, niemals um die Folgerichtigkeit eines Charakters zu thun. In den beiden ersten Acten ist sein Scaramello ein wilder Kriegsmann, der mehr als einen Zug und Farbenton von dem grausamen Ezzelino geborgt hat. Das Glück der Guelfen ruht auf ihm, denn dem Grafen von San Bonifazio, der durch Rang und Macht ihr natürliches Haupt ist, fehlt die durchgreifende Energie und das Zielbewußte des Willens. Nicht der Graf, Scaramello hat Verona wieder für die Guelfen erobert. Der rohe und unbarmherzige Krieger betet die Tochter seines Lehnsherrn an; nur ihre Hand zu berühren, ist ihm Seligkeit. Während seine Handlungen aus der Rücksichtslosigkeit, dem Hasse und Blutdurst der Zeit entspringen, ergeht sich seine Rede, sobald die Liebessaite angeschlagen wird, in den wunderlichsten Ueberschwänglichkeiten. Um ihn dauernd und unlöslich an sich zu fesseln, verspricht ihm die Gräfin Adelaide die Hand ihrer Stieftochter. Auch in der Zeichnung dieser Frau schwankt der Dichter hin und her. Zuweilen scheint es, als ob sie selbst eine heftigere Leidenschaft zu Scaramello empfände — eine Neigung, die mit ihrem Ehrgeiz, ihrem ganzen amazonenhaften Wesen wohl im Einklang stände. Dann aber sollen wir wieder nichts als eine Art Furie in ihr sehen, welche die Ghibellinen verfolgt. Scaramello wird auf ihr Versprechen hin zu dem Schwur willigster Hingabe fortgerissen; was sie befiehlt, wird er vollführen. Ohne Mühe weiß Adelaide ihren Gemahl für ihren Plan zu gewinnen; vergebens widerspricht Selvaggia, der Scaramello Grauen und Abscheu einflößt. Schon hat sich das Glück wieder gewandelt; die Ghibellinen sind unter Mastino della Scala siegreich in Verona eingedrungen; die Guelfen müssen sich ihm unterwerfen; Selvaggia, die in dem jungen Ritter ihren Retter und Schutzengel erblickt — es ist die Lage Elsa's gegenüber Lohengrin — ist das Pfand des neuen Friedens. Scaramello, heißt es, ist im Kampfe geblieben. Leicht, wie der Graf von San Bonifazio vorher der Verbindung seiner Tochter mit seinem Vasallen zugestimmt hat, willigt er jetzt in ihre Verbindung mit

Mastino. Bei dem Verlobungsfeste der Liebenden taucht Scaramello, halbwegs als wilder Mann, wieder auf. Man erwartet, daß er im Sturm der Eifersucht und der Rache sich auf Mastino stürzen und ihn niederstoßen werde, meinetwegen die angebetete Selvaggia obenein. Um so mehr, da die Gräfin seinen Ingrimm mit bitteren Worten stachelt. In der That belauscht er auch das ahnungslose Liebespaar, das im mondbeschienenen Sommergarten schwärmt und kost. Als er aber die träumerische Selvaggia von ihm, wie von einem Todten, reden hört, als er die rührende Bitte an seinen abgeschiedenen Geist vernimmt: „O Scaramello, gönne mir mein Glück!“ schmilzt seine Wuth; er entschließt sich zur freiwilligen Verbannung oder freiwilligem Tode, um ihre Ruhe auch nicht als Schatten zu stören. Das Auftreten Galvan Lancia's, der, ihn für einen Diener Mastino's nehmend, sich als Gesandten Konradin's ankündigt, ändert mit einem Schlage seinen Vorsatz. Er hat jetzt wieder einen Zweck des Lebens; Alles will er daran setzen, die Ghibellinen und ihren Führer Mastino zu vernichten. Die bald nachher noch während des Festes ausbrechende Zwietracht zwischen Guelfen und Ghibellinen, die Adelaide, nun ganz und gar die Furie des Hasses, schürt, gibt ihm Gelegenheit, seinen Schwur zu erfüllen. Um sich Selvaggia's zu bemächtigen, dringt er in den Palast Mastino's und tödtet das Mädchen, das ihm nicht gutwillig folgen will, als ihm der Sieg der Ghibellinen über die aufständischen Guelfen und der Einzug Konradin's verkündigt wird. Auch Mastino ist im Kampfe auf den Tod verwundet worden: die beiden Liebenden werden neben einander gebettet, und Scaramello ersticht sich.

Die zwei Seiten des Stoffes, die historische Thatsache und die freie Erfindung, haben sich in der Handlung nicht zu einer rechten Einheit verbunden. Das geschichtliche Element ist nur benutzt, um die beständigen Schicksalsumschläge zwischen den Parteien zu erklären. Selvaggia und Mastino sind passive Figuren, die sich in lyrischen Entzückungen ausleben. Die dramatische Bewegung geht nicht von ihnen, sondern von Scaramello und Adelaide aus, denen in ihrem Wollen wie in ihrem Fühlen eine verhängnißvolle Unklarheit anhaftet. Der tragische Bösewicht wenigstens muß wissen, was er will. Einem Manne wie Scaramello ist der Weg seines Lebens vorgezeichnet: er tödtet entweder diesen Mastino, der ihm die Braut und seiner Partei die Herrschaft in der Stadt geraubt hat, oder fällt im Kampfe. Nur seine Energie und seine Unbeugsamkeit könnten ihn uns sympathisch machen. So wie er mit sich selbst Komödie zu spielen anfängt, verliert er unsere Theilnahme. Die Technik Wildenbruch's geht immer nur auf den einzelnen Act, die einzelne Scene aus und vernachlässigt, um den Moment voll auszunützen, die gleichmäßige Ausbildung des ganzen Plans. Seine Neigung zum Melodramatischen, zur Begleitung der Rede durch Glockengeläut, Trompetenfanfaren und Schwertgeklirr, durch die mannigfaltigsten Beleuchtungszauber kann sich in dieser losen Structur seiner Schauspiele am reichsten offenbaren. Auch das mächtig klingende Wort, der laute Ton, die er bevorzugt, die Uebertreibung des Pathetischen, die an die Stürmer und Dränger erinnert, stimmen trefflich zu seiner Technik. Vereint bringen sie jene blendenden und berückenden Wirkungen hervor, denen die Zuschauer in allen ersten Acten Wildenbruch's erliegen; aber sie erschöpfen leider auch im Anfang schon die Kraft des Dichters. Im Verlauf des Schauspiels läßt die dichterische Energie und mit ihr unsere Theilnahme nach. Wildenbruch sollte bei dem Entwerfen und dem Niederschreiben seiner Dichtungen statt mit dem ersten, mit dem letzten Acte beginnen.

Neben dem „Fürsten von Verona“ hat uns die Saison nur noch eine hervorragendere Neuigkeit der deutschen Dramatik gebracht: Richard Voß' „Brigitta“, die im Ostend-Theater Sonnabend den 9. April zuerst aufgeführt wurde. Nicht mit dem nachhaltigen Erfolge, den die Dichtung verdient und wohl auch bei einer besseren Besetzung der weiblichen Hauptrolle gefunden hätte. Das Drama fußt auf einem historischen Ereigniß, der Eroberung der Hansestadt Wisby auf Gotland durch den dänischen König Waldemar Atterdag 1361. Auf der Jubiläums-Ausstellung des vergangenen Jahres hatte Carl Gustaf Hellqvist ein umfangreiches Gemälde dieser Brandschatzung

Wisby's ausgestellt. In einer seiner Novellen hat Hans Hoffmann den Stoff chronikenartig behandelt. Diese Erzählung hat Richard Voß die erste Anregung zu seinem Drama gegeben. Er steht in einem eigenthümlichen Gegensatz zu Wildenbruch. Beinahe ganz fehlt ihm der historische Alfrescostil, den Wildenbruch zuweilen in großartigem Zug, immer aber geschickt, treffend und sicher zu handhaben weiß. Dafür ist er Wildenbruch in der Charakterzeichnung seiner Figuren, in der Motivirung ihrer Handlungen überlegen. Er ist der nachdenklichere Poet, nur daß sein Sinnen zu oft in Grübelei und Klügelei ausartet. Brigitta, eine Goldschmiedstochter aus Wisby, hat eine Weile die Liebe des falschen, aber schönen und verführerischen Königs Waldemar besessen. Da er sie verlassen, haßt sie ihn und sinnt und trachtet nach Rache. In einer Verkleidung erkennt sie den König plötzlich wieder. Als Roßhändler ist Waldemar nach Gotland gekommen, um die schwachen Stellen der Insel und der Stadt Wisby zu erkunden. Ein Bauernmädchen Blotildis hat er durch seine Liebesbetheuerungen bethört, daß sie ihm einen Ort zur Landung seiner Truppen und eine Gelegenheit zur Besiegung des Bauernheeres verräth. Auch Brigitta, die jetzt, wo sie ihn in seiner Vermummung erkannt hat, ihrem Hasse und ihrem Racheschwur Genüge thun könnte, erliegt der Macht der alten Liebe; statt ihn seinen Feinden zu überliefern, läßt sie ihn entfliehen. Siegreich zieht der König, nach der Zerstreuung der gotländischen Bauern, in Wisby ein; er brandschatzt die Stadt, er waltet tyrannisch und Brigitta, die sich als Verderberin ihrer Vaterstadt, als die Schuldige an dem Untergange ihrer Freundin Blotildis in zu später Reue erkennt, tödtet sich selbst, statt mit dem falschen Könige Thron und Bett zu theilen. Für die Einheit des Stücks erweist sich die Gestalt der Blotildis, die Voß aus der Hoffmann'schen Novelle genommen hat, als schädlich: sie zersplittert in den ersten Acten das Interesse des Zuschauers. Ihre Unschuld, ihr Liebestraum beansprucht eben so sehr unsere Theilnahme, als Brigitta's Haß und Rache. Je mehr sich Voß bemüht hat, den raschen Wechsel in Brigitta's Empfindungen zu motiviren, desto tiefer ist er in seelische Irrgänge gerathen. Der Pulsschlag seiner Heldin geht noch einmal so schnell, als der unsere; in einer kurzen Spanne Zeit durcheilt sie gleichsam die ganze Tonleiter der Gefühle. Der Ueberdrang in dem Dichter, der nicht ohne einen krankhaft gereizten Zug ist, thut der Durchsichtigkeit seiner Charaktere und der Einfachheit der Handlung Eintrag. Aber das Ganze macht doch den Eindruck einer bestimmten geistigen Individualität, die in ihrem Suchen und Ringen vortheilhaft von der Schablonen-Dramatik absticht.

Von allen Aufführungen classischer Dramen hatte keine einen solchen Zulauf, einen so einstimmigen Erfolg, als die der Schiller'schen Tragödie „Die Jungfrau von Orleans" durch die Gesellschaft des Meiningen'schen Hoftheaters, die vom 1. Februar bis in den Anfang des April hinein im Victoria-Theater spielte. Außer einem Festspiel von Hans Hopfen zur Feier des kaiserlichen Geburtstages am 22. März konnten die Meininger nach der „Jungfrau" nur noch Lord Byron's „Marino Faliero" und Shakespeare's „Julius Cäsar" einige Male aufführen: so anhaltend war der Wunsch des Publicums nach der romantischen Tragödie Schiller's. Alles vereinigte sich freilich in dieser Vorstellung, um das allgemeine Verlangen zu rechtfertigen. Die altmodische Weise, in der auf der Bühne des Opernhauses die „Jungfrau von Orleans" gespielt wird, entspricht nicht mehr unserem Geschmack, weder das Zeitcolorit noch der Zauber der Romantik kommen dabei zu einem lebendigen Ausdruck. Die Meininger verstanden es nun, durch die Ausstattung wie durch die Darstellung dies historisch-romantische Element wunderbar anschaulich zu verkörpern. In Frl. Amanda Lindner besaßen sie eine Darstellerin der Johanna, die das Zarte, Traumverlorene, Visionäre der dichterischen Gestalt, das Unbewußte, das Naiv-Heroische vollendet wiedergab. Nicht nur die Figuren des Stückes, wir Alle geriethen im Prolog und in dem ersten Act unter den Bann des Wunders. Hält auch für den Fortgang der Handlung diese Stimmung nicht ungebrochen aus, so hebt sie sich doch wieder in einzelnen Scenen: in dem Gefecht mit Lionel, in dem Gespräch mit Raimund vor der Köhlerhütte, in dem Auftritt im Thurm, bei dem Zerreißen der

Ketten, zu ihrer vollen Höhe. Von den übrigen Mitspielern ragt keiner an diese Leistung heran; aber die Vortrefflichkeit des Gesammtspiels, die Wirkung der Massen läßt den Mangel hervorragender schauspielerischer Kräfte nicht ins Gewicht fallen. Wallon's bekanntes Werk über Jeanne d'Arc hat mit der Fülle seiner künstlerischen Beilagen, die sämmtlich den Tapeten und Malereien, den Geräthen und Waffen der Zeit entnommen sind, der Ausstattung zur Grundlage gedient. Künstlerischer Geschmack, ein malerisches Auge, ein — ich möchte sagen Ranke'scher historischer Sinn haben sich, in der Anlehnung an diese Vorlagen, vereinigt, um Bilder aus dem Leben des fünfzehnten Jahrhunderts zu schaffen, von eben so großer Originalität wie poetischer Schönheit. Der erste Act und die Scenen vor der Kathedrale in Rheims verdienen hier besonders hervorgehoben zu werden. Die Einrichtung des königlichen Zimmers in Chinon, der Hofstaat Karl's VII., Ritter, Pagen und Spielleute, Agnes Sorel mit ihren Begleiterinnen, die hereinbrechende Volksmenge, als die Jungfrau auftritt — es ist die annähernd getreueste Wiedergabe jener Wirklichkeit, so weit sie eben die Verhältnisse und die Optik der Bühne gestatten. Das bewegteste und bunteste mittelalterliche Leben, auf dem Hintergrund einer malerischen gothischen Architektur in dem Kirchenportal, den Häusern mit Giebeln und Erkern, dem dunklen, massigen Thorbogen, entfaltet sich bei dem Einzug Karl's. Weniger gelungen ist die Ausstattung und Anordnung des zweiten Actes: weder die Erstürmung und die Verbrennung des englischen Lagers noch die Versöhnungsscene zwischen dem Herzog von Burgund und der Jungfrau vereinigen sich zu einem wirkungsvollen Gesammtbilde. Daß auch die Meininger den Auftritt zwischen Johanna und Montgommery nicht zur Darstellung bringen, raubt dem Aufzug ein so wichtiges und entscheidendes Moment, daß auch für das rein Aeußerliche ein gewisser Mangel im Zusammenschluß sich fühlbar macht. Dagegen stehen die Thurmscene und der Ausgang der Tragödie wieder ganz im romantischen Zauber. Nicht laut genug kann jetzt, wo die Darstellungsweise der Meininger anfängt, auf allen größeren deutschen Bühnen Nachahmung zu finden, diese Harmonie zwischen dem Inhalt und der Stimmung der Dichtung und der Ausstattung betont werden. Nicht in dem Pomp, in der historisch richtigen Gewandung liegt das Geheimniß der Wirkung, welche die Meininger ausüben: hier wird stets der Eine den Andern überbieten und an schulmeisterlicher Genauigkeit übertrumpfen können, da die absolute Wahrheit der Natur auf der Bühne unerreichbar bleiben muß, und die Meinungen über das Maß der zulässigen Annäherung an die Wirklichkeit wie in der Vergangenheit auch in der Zukunft auseinandergehen werden. Der geniale Blick, mit dem der Herzog von Meiningen das innerste Wesen, die Lebensatmosphäre eines jeden Drama's, das er aufführen läßt, erkennt; das Talent, mit dem er dies Wesen in der Einrichtung auszuprägen weiß — das sind die Wurzeln, aus denen die Meiningen'schen Darstellungen erwachsen.

So außerordentlich der Erfolg war, den die Meininger mit der „Jungfrau von Orleans" errangen, so wenig Dank fanden sie bei dem großen Publicum mit Lord Byron's Trauerspiel „Marino Faliero", das sie in einer geschickten Theaterbearbeitung von Arthur Fitger am Montag, den 28. März aufführten. Bekanntlich hat sich Lord Byron gegen die Theateraufführung seines Drama's erklärt, aber er würde schwerlich etwas dagegen einzuwenden gehabt haben, wenn sie vom Erfolg gekrönt worden wäre. Das Schauspiel leidet an zwei großen Mängeln, die bei der Aufführung ungleich schwerer sich geltend machen, als bei der Lectüre: an der Unklarheit der Handlung, da das Publicum von den beleidigenden Versen Michele Steno's gegen die Dogaressa gar nichts erfährt und die zornige Wuth des alten Mannes, der sich zu seinem Schaden mit einer jungen Frau verbunden hat, statt mit Theilnahme halbwegs mit einem skeptischen Auge betrachtet, und an dem Ueberwuchern der lyrischen Schilderung und Betrachtung. So gering ist in dem Dichter das Gefühl für dramatische Steigerung, daß er im Beginn des vierten Acts, wo Jeder auf den Verlauf der Verschwörung gespannt ist, sich den Patrizier Lioni in einer Art Mondscheinelegie über Venedig hundert Verse lang auf und ab im rhythmischen Wellenschlag

ergehen läßt. Für den feineren Kenner erhöht die vollständige Unwirklichkeit dieser Schilderung das Störende des Vorgangs: Lioni phantasirt über das Renaissance-Venedig im Ausgang des 16. Jahrhunderts und kann doch in Wahrheit nur das Venedig aus dem Jahre 1355 vor Augen haben. Diese Verwechslung, die der Dichter verschuldet, hat sich nun auch nothwendiger Weise auf die Ausstattung übertragen. Säle, Höfe, Gebäude werden uns vorgeführt, die zu Falieri's Zeiten noch gar nicht vorhanden waren, ein Renaissancereichthum entfaltet, wo noch eine gewisse mittelalterliche Dürftigkeit, Gothisches und Byzantinisches, vorherrschten. Der rhetorische Schwung der Byron'schen Dichtung, der nicht an Shakespeare oder Otway's „Gerettetes Venedig", sondern an Corneille und Alfieri erinnert, ermüdet den Zuhörer nur zu bald, da ihn die Qualen der Eifersucht und des Stolzes wie die Leidenschaft des Zornes kalt lassen. Eine einzige Scene, die Verschwörungsscene im dritten Act, hat einen stärkeren dramatischen Schwung und ein wärmeres Colorit; kaum aber hat sie das Publicum in eine lebhaftere Erregung versetzt, so läßt der Monolog Lioni's die Handlung von Neuem versanden. In dieser Stimmung der Zuschauer mußte ihnen der Anblick der Gefolterten, Calendaro's und Bertuccio's, vor dem Rath der Zehn, und gar die Enthauptung des Dogen auf offener Scene, obwohl sie der Dichter vorgeschrieben hat — „Das blutige Haupt rollt von den Riesenstufen," rufen die Bürger am Schlusse des Stücks — Unbehagen und Pein, statt tragischer Befreiung bereiten. Der starke Realismus dieser Vorgänge steht mit der Rhetorik der Dichtung, die nicht einmal immer den Wortpomp und die Uebertreibung der Bilder vermeidet, in einem zu grellen Widerspruch; das Publicum, das an das Gräßliche und Ungeheuerliche nicht, wie etwa in Sardou's „Theodora" durch eine Reihe abenteuerlicher Bilder gewöhnt ist, fühlte sich zugleich unangenehm überrascht und verletzt. Für die Meininger sollte es als Regel gelten, sich vor Versuchen zu hüten. Die Menge will von ihnen ihre Lieblingsstücke aufgeführt sehen, keine Experimente. Wie mir scheinen will, mit gutem Recht. Ein ständiges Theater muß sein Publicum durch Neuigkeiten, durch Wagnisse selbst zu unterhalten suchen, leicht kann es eine Niederlage durch einen Sieg wettmachen. Eine Niederlage der Meininger trifft dagegen in der Meinung ihrer Gegner immer auch ihr Princip; Lord Byron's „Marino Faliero" als classische französische Tragödie aufgeführt, würde nur Langeweile erweckt, aber keine laute Ablehnung hervorgerufen haben; die Meiningen'sche Darstellung bringt erst das Grauenhafte, das unter dieser Rhetorik schlummert, zur Erscheinung. Was man, namentlich in Berlin, von ihnen erwartet, sind keine literarischen Liebhabereien und Ausgrabungen, sondern die allbekannten Dichtungen Schiller's, Goethe's, Kleist's, Shakespeare's. Dies Repertoire ist so groß, daß kein zwingender Grund vorliegt, es für das Ungewisse zu verlassen.

Von dem Deutschen Theater ist nichts zu melden; es hat seine Thätigkeit, soweit es sich um die Vorführung von Neuigkeiten handelt, beinahe ganz eingestellt. Der Erfolg eines gefälligen Schwankes aus dem modernen Gesellschaftsleben, „Goldfische" von Franz von Schönthan und Gustav Kadelburg, der am Sylvesterabend 1886 zum ersten Male aufgeführt wurde, hat bis heute vorgehalten und vermuthlich die Direction, hinsichtlich der materiellen Frage, der Nothwendigkeit überhoben, für Abwechslung zu sorgen. Von den drei einactigen Stücken, die uns dann am Sonnabend, den 2. April geboten wurden: Alte Mädchen von Friedrich Schütz — Unter vier Augen von Ludwig Fulda — Die Provinzialin von Iwan Turgenjew, würde nur das letzte an dieser Stelle, die ja keine Theaterchronik ist, sondern nur das Bedeutendere verzeichnet, eine Erwähnung verdienen. Aber das originelle Lustspiel, dessen Bearbeitung und Einführung in das deutsche Bühnenrepertoire wir Eugen Zabel verdanken, ist schon bei seinem ersten Erscheinen in Berlin, auf dem Belle-Alliance-Theater, im Herbst 1884, von mir eingehend besprochen worden. Die Darstellung, die es im Deutschen Theater fand, rückte es noch überdies aus dem Rahmen der Komödie in die der Posse und beseitigte bis zur Unkenntlichkeit seinen literarischen Charakter und Gehalt.

Dieser Armuth mußte, wie ich schon im Eingang bemerkte, die fremdländische

Production aufhelfen. Nicht bloß äußerlich, sondern auch künstlerisch. Die drei Schauspiele, mit denen nacheinander Henrik Ibsen aufgetreten ist: am Sonntag, den 9. Januar „Gespenster“, am Donnerstag, den 5. Mai „Rosmersholm“, im Residenz-Theater; am Sonnabend, den 5. März „Der Volksfeind“ im Ostend-Theater, haben die lebhafteste Debatte entflammt, eine heftigere und nachhaltigere als die Dichtungen von Wildenbruch und Richard Voß. Selbstverständlich, denn dafür sind wir Deutsche, mit der entzündlichen Ader für alles Fremdländische, hat sich rasch bei uns eine Ibsen-Gemeinde gebildet, die dem Dichter blindlings in alle Irrgänge seines Pessimismus folgt und ihn anschwärmt, wie die verzückten Jungfrauen in Sullivan's und Gilbert's Posse „Patience“ den erotischen Dichter Bunthorn. In dieser rückhaltlosen Bewunderung, die Ibsen als den größten modernen Dramatiker ausruft und die Franzosen Augier und Sardou, Alexander Dumas und Octave Feuillet neben ihm als Schuljungen behandelt, wird zuerst übersehen, daß Ibsen ein norwegischer Poet ist, gar nicht aus seinen norwegischen Anschauungen und Verhältnissen heraus kann und all' seinen Dramen eine norwegische Aufklärungstendenz scharf und bestimmt einprägt. Das psychologische Element, in dem sein Talent wurzelt — der Grübler ist noch einmal so stark in ihm als der anschauende Dichter — empfängt dadurch den besonderen Zug und Tick, der seine Figuren der naiven Betrachtung oft so unverständlich macht. In dem „Volksfeind“ besteht das tragische Verhängniß des Idealisten Otto Stockmann darin, daß er in einer kleinen norwegischen Stadt lebt, die nur eine Zeitung, nur einen Buchdrucker und kein öffentliches Local für eine Volksversammlung besitzt. So kann er seine Meinung über das verdorbene Wasser der Badeanstalt, deren Arzt er ist, nicht an den Mann bringen. Die Gesellschaft, welche das Bad und die Wasserleitung mit großen Kosten angelegt hat, will natürlich nicht die Wahrheit an die große Glocke hängen, die Bürgerschaft nicht das Bad auf zwei Jahre geschlossen sehen, von dem sie Vortheil und Nutzen zieht. Die Grobheiten des guten Stockmann, dem endlich ein Freund, ein Schiffscapitän, den Saal seines Hauses zu einer Bürgerversammlung hergeliehen hat, empören Alle; statt sie für sein Project zu gewinnen, setzt er ihnen auseinander, daß die Masse immer aus Dummköpfen bestehe, und versteigt sich endlich zu der unsinnigen Behauptung: „Ausgerottet müssen sie werden wie schädliche Thiere alle, welche in der Lüge leben, mag auch das ganze Land darüber zu Grunde, mag auch dies ganze Volk ausgerottet werden.“ Daß er dafür Volksfeind gescholten und zum Saale hinausgeworfen wird, kann nur einen Narren, wie er selbst einer ist, wundern. Der lächerliche Hochmuth, die Wahrheit allein gepachtet zu haben, ist ein komischer Vorwurf, gerade wie ein Badearzt, der sein eigenes Bad zu vernichten sich müht, zu den verschrobenen Originalen gehört. Er wird dadurch nicht zum tragischen Helden, daß er in einer kleinen Stadt allerlei üble Erfahrungen macht. Schon in Bergen oder in Drontheim würden ihm Zeitungen und Rednerbühnen genug zur Verfügung stehen, seine Weisheit auszukramen. Wie im „Volksfeind“, so spinnt sich auch in „Rosmerholm“ und in dem künstlerisch bedeutsamsten dieser Dramen „Gespenster“ der Faden der Handlung, das Verhängniß aus der Eigenart enger, patriarchalischer, pietistisch angehauchter Verhältnisse heraus. In beiden ein einsamer Gutshof, in der Nähe einer kleinen Stadt. In „Rosmersholm“ geht der Geist der seligen Frau Beate um, die sich im Mühlbach, da, wo der Steg aus dem Garten des Gutshauses hinüberführt, ertränkt hat; in den „Gespenstern“ hat sich die bösartige Krankheit, an der Helenens Gatte, der Hauptmann und Kammerherr Alving, gestorben ist, auf den Sohn vererbt. Die Dumpfheit und Schwüle der Verhältnisse, der Pfarrerglaube drücken hier auf die starkgeistige, frei und groß empfindende Helene, die sich endlich in einem leidvollen, kämpfend verbrachten Leben von den Gespenstern, den Vorurtheilen und dem Aberglauben, der Denkfaulheit und der Klatschsucht ihrer Umgebung befreit zu haben glaubt; dort auf den ehemaligen Oberpfarrer Johannes Rosmers, der den Glauben seiner Kindheit aufgegeben hat, und seine Gefährtin Rebekka. Niemals ist es eine wahrhaft tragische Schuld, ein gewaltiges Verhängniß, das den Helden zermalmt; seine Umgebung, die Luft, die er einathmet, die

Gespenster hier, die weißen Pferde dort, die sich in Rosmersholm bei dem bevorstehenden Tode eines der Familienmitglieder zeigen sollen, bereiten ihm den Untergang. Der pessimistische Zug in unserem Dichter stammt nur zum geringeren Theile aus der Erkenntniß des Weltelends; norwegisches Elend ärgert und schmerzt ihn. Nicht das Dasein, Norwegen heißt seine Krankheit. Darum haben alle seine Ausfälle gegen die herrschenden Zustände und Parteien in seiner Heimath einen Ton der Gereiztheit und der Anklage, den wir uns wohl in der politischen Debatte erlauben, der uns aber aus dem Kunstwerk wunderlich genug anklingt. In allen drei Schauspielen haben die nicht sichtbare Menge, die öffentliche Meinung, die Rücksicht darauf — in den „Gespenstern" wird ein Kinderasyl nicht versichert, weil, wie Pastor Manders behauptet, man durch die Versicherung andeuten würde, daß man kein rechtes Vertrauen zu der Vorsehung hätte! — die Gerüchte, die Zeitungen die entscheidende Rolle. Wenn die Ibsen'schen Helden einmal unter den Berliner Linden oder auf den Pariser Boulevards spazieren gehen könnten, wären sie von all' ihren Schrullen geheilt.

Betrachtet man die Fabeln näher, in denen der Dichter seine Ideen von der Macht der Vererbung, sowohl der körperlichen Eigenschaften und Schäden, wie der geistigen Anschauungen und Vorstellungen, zu verkörpern, aus der Abstraction zur Wirklichkeit zu erheben sucht, so begegnet man in „Rosmersholm" wie in den „Gespenstern" dem Inhalte nach derselben Unklarheit, dem Halbdunkel, der Zaghaftigkeit, die letzten Folgerungen zu ziehen und die Dinge deutlich bei ihrem Namen zu nennen: der Form nach einer dramatisirten Novelle. Die Hauptfrage in beiden Stücken ist nicht, wie in jedem rechten Drama: was wird aus diesen Menschen? sondern: was war ihre Vergangenheit? Jeder Act des Schauspiels enthüllt uns ein Stück mehr von dieser Vergangenheit. Johannes Rosmers' Gattin, Beate, hat sich im Mühlbach ertränkt. Aus Tiefsinn, weil ihre Ehe kinderlos war, ihre Hysterie in Wahnsinn überging: so haben es zwei Jahre lang Alle in Rosmersholm und in der nahegelegenen Stadt angenommen. Aber glaubst Du das wirklich? fragt der Bruder der Verstorbenen, der Rector Kroll, als er nach längerer Abwesenheit einmal wieder auf dem Gutshofe erscheint. Damit wirft er in die Seele des edeldenkenden, willensschwachen Rosmers einen nagenden Zweifel. Und freilich ist im Sinne der gewöhnlichen Menschenkinder nicht Alles auf Rosmersholm in Ordnung. Seit Jahren lebt dort ein Fräulein Rebekka West; sie ist mit ihrem Pflegevater, dem Doctor West, aus dem Norden gekommen. Sterbend hat er ihr nichts als eine Bücherkiste hinterlassen. Beate hat die Arme als Freundin bei sich aufgenommen und sich nicht wieder von ihr trennen wollen. Zwischen Rebekka und Rosmers hat sich allmälig eine Seelenfreundschaft angeknüpft; sie hat in ihm die Gedanken der Freiheit, der Erlösung der Menschen aus dem Banne des Aberglaubens erweckt; er hat durch sein stilles, würdiges Wesen die wilden Triebe ihres Herzens geadelt. Auch nach Beatens Tode ist sie darum auf Rosmersholm geblieben. Beide leben neben- und ineinander, beglückt und befriedigt. Das Auftreten Kroll's stört diesen Frieden für immer. Nicht aus uneigennütziger Freundschaft ist er hinausgekommen; er will Rosmers für seine Zeitung und seine Partei gewinnen, die immer mehr von den Freisinnigen eingeschränkt und in der Gemeinde zurückgedrängt wird. Der Zorn Kroll's, als er von Rosmers hört, daß er selbst längst von dem alten Glauben abgefallen und dem neuen Geiste zugethan sei, äußert sich nun in dem Aufwühlen der Vergangenheit, in dem hämischen Bekritteln des wunderlichen Verhältnisses zwischen Johannes und Rebekka. Seine Scrupel stecken den schwachen Rosmers an; er will Rebekka heirathen. Einen Augenblick berauscht, im nächsten entsetzt, starrt sie ihn bei diesem Antrage an. „Nimmermehr," sagt sie, „kann das geschehen! — Weshalb nicht? — Wenn Du in mich dringst, so ist es zu Ende. — Wie? — Ja, dann gehe ich den Weg, den Beate ging." Im dritten Act, durch das abermalige Erscheinen des Rectors und einen Artikel in seiner Zeitung über Abtrünnige und Apostaten, der auf Rosmers gemünzt ist, auf das Aeußerste getrieben, enthüllt dann Rebekka das Geheimniß. Sie hat Beatens Tiefsinn und Krankheit benutzt, ihre Schwermuth, ihren Lebensüberdruß zu steigern; sie hat es ihr nahe gelegt, daß nur ihr Tod Rosmers aus dem Elend

einer unglücklichen Ehe befreien könne; sie ist, moralisch betrachtet und wie sie es jetzt im eigenen Gewissen empfindet, die Anstifterin ihres Todes gewesen. Und warum? Zunächst hat sie nur in Rosmersholm sich nach einer abenteuerlichen und bewegten Jugend — wenigstens deuten hingeworfene Worte allerlei sinnliche Verirrungen an — ein friedliches Heim sichern wollen. Dann ist eine wilde Leidenschaft für Rosmers über sie gekommen. In der Gewalt dieser Empfindungen und Vorsätze hat sie gehandelt. Nach Beatens Tode hat der Adel seiner Gesinnungen, die Würde seines Betragens, die Kindlichkeit seines Gemüthes einen läuternden Einfluß auf sie geübt; die auf ihn vererbten sittlichen Anschauungen und Grundsätze, die conventionellen Lebensgesetze haben die Energie ihres Willens, die Zügellosigkeit ihrer Natur gebrochen. Die Verfeinerung der Gefühle lähmt ihre Kraft. Nun fühlt sie sich nicht mehr würdig, Rosmers' Gattin sein zu können. Nur entsagend vermag sie ihm ihre Liebe zu beweisen. Sie will das Haus verlassen. Dieser Gedanke erfüllt Rosmers mit einem Schauer der Verzweiflung. Eine unermeßliche Leere gähnt ihn an. Und doch gibt es für ihn keine Möglichkeit, nach ihrem Geständniß, nachdem ihm selber seine Liebe zu ihr zum Bewußtsein gekommen, weiter mit ihr zu leben, im Anblick des Mühlbachs. Er fordert sie auf, denselben Weg zu gehen, den Beate ging: darin werde er den wahren Beweis ihrer Liebe finden. Und da sie sich „fröhlich" dazu bereit erklärt, stürzen sie sich Beide von dem schmalen Stege ins Wasser. Die Haushälterin sieht es vom Fenster aus. „Hilfe!" ruft sie und unterbricht sich gleich darauf: „Nein. Keine Hilfe. Die selige Frau hat sie geholt." Die Ueberspanntheit der Gefühle, nicht nur bei der todten Beate, der eigentlichen Bewegerin des Stückes, sondern auch bei Johannes und Rebekka zugegeben, ist eine gewisse Logik der Entwicklung in den Charakteren unbestreitbar; aber das Schillernde in dem Wesen Rebekka's, die mir, gerade in Augenblicken, wo sie wahr sein will, als vollendete Komödiantin erscheint, und die Schwächlichkeit Rosmers' entbehren zu sehr der dramatischen Klarheit und Bestimmtheit, um von der Bühne herab den Zuschauern verständlich und sympathisch zu werden. Die psychologische Novelle mit ihren Willensanwandlungen, ihren moralischen und seelischen Spitzfindigkeiten ist das Gegentheil eines echten Drama's. Im Vergleich zu Rosmers ist Hamlet ein Herakles an Thatkraft. Denn er strebt doch, wenn auch auf Umwegen, einem greifbaren Zwecke zu, während der letzte Grund zu Beatens Tode nie aufgedeckt werden kann. Diese Schwelgerei in der Secirung der Empfindungen endet folgerichtig im Selbstmorde; die Ibsen'schen Figuren sind sämmtlich vom Schwindel des Abgrunds erfaßt und haben die Fähigkeit einfachen Denkens und Handelns verloren. Man braucht nur das Schauspiel „Rosmersholm" mit Octave Feuillet's Novelle „La morte" zu vergleichen, das einen ähnlichen Stoff behandelt — allerdings, was ich den Bewunderern Ibsen's von vornherein zugestehe, ohne allen Tiefsinn, ohne allen nordischen Nebeldunst und ohne alle symbolischen weißen Pferde — um zu erkennen, auf welcher Seite Klarheit, Verständlichkeit und Gesundheit ist. Ein Weib wie Rebekka heirathet den Mann, den sie sich durch ihre Leidenschaft und ihre Schuld erobert; sie läßt sich nicht das Rückgrat durch seine vornehme Gefühlsduselei, die sich nicht zu der kleinsten That verdichten kann, zerbrechen: ihre Leidenschaft ist ihr Recht.

Dramatisch ist das Schauspiel „Gespenster" das stärkste, moralisch das bedenklichste der drei Stücke. Die Polizeicensur hatte darum auch nur seine einmalige Aufführung in einer Matinée zu einem wohlthätigen Zweck erlaubt: sie mochte glauben, daß den reichen Leuten, die sich den Luxus einer Sonntagvormittagsvorstellung gestatten können, das Ibsen'sche Gift nichts anhaben würde. Die Gesellschaft ist in Wahrheit ja längst, wie Mithridates, gegen alle Gifte, die ihr von der Bühne zuströmen könnten, gefeit: nur, fürchte ich, haben die oberen Zehntausend nicht mehr allein dies Privilegium. Dem modernen Menschen überhaupt fügt die Bühne moralisch keinen Schaden mehr zu. Die Vererbungstheorie wird in den „Gespenstern" nicht seelisch, sondern leiblich nachgewiesen. Der schwelgerische, liederliche, mit allerlei häßlichen Krankheiten — sie mit ihrem Namen zu benennen, hütet sich Ibsen wohl — behaftete Kammerherr Alving hat einen Sohn hinterlassen. Nach Kräften hat ihn

die energische Mutter Helene vor der Berührung und Ansteckung durch den Vater behütet; ein und ein anderes Mal aber hat Oswald doch aus der Pfeife seines Vaters zum Scherz geraucht und so das Gift der Krankheit in sich gesogen. Zwanzig Jahre sind darüber vergangen, Oswald ist Maler geworden, hat in Italien und Paris gelebt und ist jetzt unerwartet, kränkelnd, unruhig, verstört, zu seiner Mutter in die Heimath zurückgekehrt. An einem Tage entscheidet sich nun auf dem Gutshofe der Frau Alving das Verhängniß. Aus den Gesprächen zwischen ihr und dem Pastor Manders, den sie geliebt hat, der aber zu feige gewesen ist, die Liebe einer verheiratheten Frau auf sich zu laden, erfahren wir die Vorgeschichte, das Elend ihrer Ehe. In dem Hause ist außer Oswald noch ein Kind des Kammerherrn, Regine Engstrand, die angebliche Tochter eines immer betrunkenen, aber listig verschlagenen und spitzbübischen Tischlers: wie er seinem Sohne seine Krankheiten, hat er seiner natürlichen Tochter seinen Leichtsinn und seine Sinnlichkeit vererbt. Rasch hat sie, die als Kammermädchen der gnädigen Frau im Schlosse lebt, mit dem jungen Herrn ein Liebesgetändel begonnen, gerade wie ihre Mutter an ihrer Stelle mit dem Vater eine Liebschaft hatte. Entsetzt glaubt Frau Helene Gespenster zu hören, als sie aus dem Nebenzimmer das Lachen und Gekose Oswald's und Reginens vernimmt. Aber die Sache ist nicht bedrohlich, denn Oswald ist todtkrank heimgekehrt. In Paris hat er einen Wahnsinnsanfall gehabt, und die Aerzte haben ihm versichert, daß er nach einem zweiten Anfalle dem Irrsinne rettungslos verfallen sei. Eine wilde Unruhe treibt ihn seitdem umher; durch Cognac und Champagner sucht er sie zu betäuben. Endlich, in der Aufregung einer Feuersbrunst, das nicht versicherte Kinderasyl auf dem Gutshofe ist durch die Unvorsichtigkeit des Pfarrers Manders oder die Bosheit des Tischlers in Flammen aufgegangen, gesteht er seiner Mutter seinen Zustand und bittet sie, ihm beim Ausbruch des Wahnsinns die zwölf Morphiumpulver, die er sich sorgsam zusammengespart hat, einzugeben, um ihn von einem qualvollen Dasein zu erlösen. Und richtig, im Augenblick des Sonnenaufgangs, der das Zimmer rothgolden durchflammt, bricht der Blödsinn aus: „Mutter, gib mir die Sonne," stammelt der Unglückliche. Die Mutter reißt ihm das Gift aus der Tasche. „Nein — nein — nein! Doch! — Nein, nein!" schreit sie. Das ist das Ende und der Zuschauer kann sich nach Belieben einen Vers aus der qualvollen Peinlichkeit einer solchen Situation machen; der Dichter wagt es nicht. Während in „Rosmersholm" Alles sich auf eine blutlose Moral zuspitzt, bewegt sich in den „Gespenstern" Alles im Physischen. Ein überreiztes Empfinden, eine Hypertrophie des Gehirns ist dort, eine ekelhafte Krankheit ist hier die Grundlage des Vorwurfs. Weil dies letztere Moment verständlicher und begreiflicher ist, erhält die Handlung in den „Gespenstern" einen stärkeren dramatischen Zug, einen durchsichtigeren Verlauf. Je häßlicher die Geschichte ist, desto packender ist sie auch. Wo „Rosmersholm" ermüdet, foltern die „Gespenster." Wenn die dramatische Kunst sich als höchsten Zweck die Erregung einer Art von moralischer Seekrankheit vorsetzt, so ist Henrik Ibsen mit seinem unvergleichlichen Talent, aus dem Menschenleben das Peinliche hervorzuholen und seine Zuhörer zu quälen, ihr Meister.

Das Interessante und Anregende, stellenweis Tiefsinnige und Ergreifende dieser Dichtungen, die Kunst, mit der aus diesen verzwickten, sich nur durch Erzählung und Dialog mühsam entwickelnden Handlungen doch immer wieder der dramatische Funke herausgeschlagen, der norwegische Stimmungston getroffen wird, soll selbstverständlich nicht geleugnet werden: es sind Werke eines bedeutenden, schöpferischen, wenn auch wunderlich einseitigen und verworrenen Dichters, keine theatralische Dutzendwaare. Das Berliner Publicum ist dem Director Anno und den wackeren Schauspielern des Residenztheaters, in erster Linie der Frau Charlotte Frohn, die in den Rollen der Helene und der Rebekka ein großes Talent feinster Charakterisirung entfaltete, und neben ihr den Herren Reicher, Würzburg, v. Horar und Wallner, zu Dank verpflichtet, daß sie ihm die Bekanntschaft mit diesen seltsamen Schöpfungen eines Originalgenies vermittelt haben, dem leider mit dem Schönheitssinn und der Kenntniß der Griechen auch ihre Mäßigung im Schrecklichen fehlt.

Von den französischen Stücken, die das rührige und immer geschäftige Residenztheater aufführte, erwies sich nur die lustige Komödie von Albin Valabrègue, „Eheglück“, die am Sonnabend, den 22. Januar zum ersten Male auf der Bühne erschien, von längerer Lebensdauer: zwei junge Ehepaare, die sich aus Langer-Weile, Putzsucht und Vergnügungssucht der Frauen trennen wollen, vereinigen sich nach komischen Irrungen und Verwechslungen wieder und bringen durch „ihr Glück“ auch ein Brautpaar zum häuslichen Herd. Dagegen vermochten weder „Die Gräfin von Moray“ (Martyre) von D'Ennery und Tarbé, ein abenteuerliches, für deutsche Verhältnisse und Anschauungen abgeschmackt sentimentales Rührstück, noch Octave Feuillet's Drama „Chamillac“, das im vergangenen Jahre im Théâtre français mit Coquelin in der Hauptrolle einen nachhaltigen Erfolg hatte, das Publicum dauernd zu fesseln. Octave Feuillet's Schauspiel beruht auf der einen Figur des Chamillac: ein junger, leidenschaftlich dem Spiel ergebener Officier stiehlt eine Summe Geldes, seine Spielschulden damit zu bezahlen. Sein Oberst ertappt ihn dabei und befiehlt ihm, da er ihn seiner sonstigen Eigenschaften wegen liebt, sich in der nächsten Schlacht tödten zu lassen. Aber der Tod verschont Chamillac. Nach Jahren ist er durch Erbschaft ein reicher Mann geworden, ein Sonderling, der sich um die Besserung der entlassenen Strafgefangenen bemüht, eine Art Wunderthier in der Pariser Gesellschaft. Hier trifft er die Tochter seines ehemaligen Obersten und liebt sie. Die Zufälle bringen sie einander näher, er rettet ihren Bruder, der im Spiel eine bedeutende Summe verloren hat und sie nicht zahlen kann, er wird für sie im Duell verwundet. Auf die Forderung des Obersten muß er ihr seine unehrenhafte That erzählen und von ihrer Liebe die Wiederherstellung seiner Ehre erwarten. Natürlich reicht ihm Jeanne ohne Zögern die Hand. Ludwig Barnay war nicht der geeignete Künstler, diese echt französische Figur wahrhaft und lebendig zu verkörpern. Desto besser gelangen ihm der Kean in dem bekannten Schauspiel des älteren Dumas und der Advokat Decken in Paul Lindau's „Gräfin Lea“.

Karl Frenzel.

Böcklin's neuestes Gemälde.

Sobald auf dem Gebiete der schöpferischen Kunst dem Publicum ein Talent entgegentritt, das mit der unleugbaren Gabe, Aufsehen zu erregen, den festen Willen offenbar werden läßt, sich an das allgemeine Urtheil nicht zu kehren, so spaltet sich die empfangende große Masse in solche, denen der Künstler sympathisch ist, und in die, welche ihn tadeln. In gewissem Sinne ist das Publicum, das ja weiter nichts kann als sprechen oder höchstens schreiben und drucken lassen, hilflos, wenn Jemand zu erkennen zu geben wagt, die, welche für oder wider ihn sind, seien ihm gleichgültig. Noch schlimmer wird die Lage, wenn der betreffende Künstler in seinen Schöpfungen sich nicht gleich bleibt und Einige, die ihn hier acceptiren, es dort nicht im Stande zu sein erklären, oder umgekehrt. Dauert das nun aber Jahre und häufen sich diese problematischen Werke, ist der Streit schon wiederholt ausgefochten worden und sind neben den alten Gläubigen oder Ungläubigen Proselyten nach beiden Seiten anzutreffen, so wird die Unsicherheit des allgemeinen Urtheiles zu einer wahren Calamität und ein kritischer Messias erwartet, der endgültig entscheidet, ob man den Künstler definitiv als Heiligen zu verehren habe oder als Verdammten in Abgrund versenken dürfe.

Ein solcher Wassertrüber des reinen Kunstgenusses ist Böcklin nun schon seit Jahren. Eine Zeitlang schien das vermittelnde Wort gefunden: er sei verrückt. Damit war ein gewisser Grad von Anerkennung verträglich: ein Verrückter kann ja, eben weil er es ist, ganz wunderbare Sachen hervorbringen. Als nun aber eine gewisse Methode dieser Verrücktheit sich herausstellte und für seine Gemälde immer höhere Preise bezahlt wurden, so mußte Böcklin ernsthafter construirt werden. Es ergab sich, daß er, was die Landschaft anlangt, seinen Darstellungen, meist italienischen Lebens, den Anflug einer historisch-dichterischen, wehmuthvollen Stimmung so wahr und ergreifend zu verleihen im Stande sei wie kein Anderer. Es stand ferner fest, daß die Einblicke, die er in antikes Leben gewährte, die Wirklichkeit dieser vergangenen Welt mit viel intimerer, überzeugenderer Treue wiedergaben als selbst die Werke Alma Tadema's, der die Gefühlsarmuth der von ihm ins Leben zurückgezauberten antiken Existenz leider ebenso kahl darstellt, als sie wohl vorhanden war, und seinen Werken den unergründlichen Zauber einer dichterisch schaffenden Individualität ebenso wenig zu geben vermag, als irgend welcher chemische Ueberzug ihn den Photographien verleihen könnte. Es ergab sich weiter, daß eine gewisse tolle Laune heidnischer Naturpersonification gleichfalls der Besitz Böcklin's sei, der uns in den mythologischen Fabelkreis bald abschreckender, bald lieblicher Ungeheuer so sicher hineinversetzt, als wären diese Wunderwesen polizeilich festzustellende und irgendwo sicher anzutreffende Geschöpfe. Zu Wasser und zu Lande sieht er sie; wohin er die Blicke richtet, malt er sie ab und versetzt uns in ihre Mitte.

Neben diesen Fähigkeiten, die mehr oder weniger Böcklin als den Meister im Reiche des Seltsamen zeigen, besitzt er jedoch eine, die in Berlin noch ohne Repräsentation geblieben war: die Gabe, das Reinmenschliche schön, erhaben und ergreifend darzustellen, und von einem Werke dieser Richtung soll jetzt die Rede sein. Scenen aus der Leidensgeschichte Christi sind aus den verschiedenen Epochen der Entwicklung Böcklin's in vielen Sammlungen schon zu sehen gewesen: zum ersten Male jetzt ist ein Werk dieser Art in Berlin ausgestellt worden. Bekannt ist, wo. Herr Gurlitt hat das Talent, Dinge in seinem Ausstellungslocal zu vereinigen, die nicht nur Interesse, sondern ganz besonderes Interesse erregen. An dieser Stelle sind wir mit einigen bedeutenden Talenten zum ersten Male bekannt geworden und werden zugleich über ihre Fortschritte auf dem Laufenden erhalten. Ich nenne nur den jüngeren Grafen Kalck-

reuth, einen von den, man kann nun sagen, Meistern, die sich auch an Niemand kehren bei ihrer Production, und bei denen man nicht weiß, wie weit sie kommen werden, da sie selber nicht ahnen, wohin ihr Weg sie führt. Ich nenne gerade diesen Namen, weil hier auch ein aus dem krassen Realismus hervorgegangenes Talent offenbar die größte Sehnsucht nach idealem Schaffen hat und einstweilen noch nicht weiß, wie es dazu gelangen soll.

Bei Gurlitt also, in greller electrischer Beleuchtung (die den Farben des Gemäldes hoffentlich keinen Schaden zufügt), steht Böcklin's neuestes Werk aus. Ein quer hingestreckter todter Christus, über den sich, völlig verdeckt von einem faltenvollen blauen Mantel, Maria hingeworfen hat, die Mutter über den Sohn, dessen Leichnam sie nicht losläßt. Nichts von ihr ist sichtbar, auch ihr Antlitz nicht; nur eine von ihren Händen sehen wir, mit der Energie der Verzweiflung in gespreizten Fingern dem nackten Oberarme Christi aufgeklammert, als ob sie sich in ihn vergraben wolle, während wir von der andern nur die Finger an dem Haupthaar des Todten reißen sehen, in das sie sich hineingewühlt haben. Alles Andere, auch das auf Christi Brust liegende Haupt Maria's, ist vom Mantel bedeckt, und nun besteht ein Theil der wunderbaren Kunst darin, daß aus den Falten dieses Mantels, leuchtend tiefblau, wie nur Böcklin die Farben zu geben weiß, das Gefühl der Frau herausdröhnt gleichsam. Man fühlt, über welche Scene der Verzweiflung dieser Vorhang herabgesunken sei. Es ist, als dränge das Gefühl Maria's durch die Hülle auf uns ein. Es wird wohl Niemand, der das Gemälde sah, behaupten, daß hiermit eine Uebertreibung ausgesprochen werde. Und nun aber, was nur ein ganz großer Künstler vermag: Böcklin sucht diese Scene ohnmachtvoller Trauer zu versöhnen, diesen todten Körper, dessen lang hingelegte Füße nie wieder schreiten werden, dessen zurückgesunkenes Haupt sich nie wieder erheben wird, doch als lebendig darzustellen! Der Künstler hat ein fast kindlich einfaches Mittel angewandt, das den Quatrocentisten geläufig war: wo sie dieselbe Gestalt in verschiedenen Zuständen zeigen wollten, bringen sie sie zweimal auf demselben Gemälde an. Das berühmteste Beispiel ist Gottvater als Schöpfer der Welt an der Sixtinischen Decke des Michelangelo, dargestellt in zwei Gestalten, deren eine der anderen dicht zu folgen scheint, einmal heranschwebend, das zweite Mal davoneilend, in voller Vorderansicht dort, im Darbieten der anderen Seite hier. Jeder versteht sofort, was gemeint sei: die Allgegenwart: das von Ferne Kommen und zugleich Davoneilen. So nun läßt Böcklin auf unserem Gemälde Christus noch einmal in lebendiger Gestalt erscheinen. Aus den auseinanderrollenden dunklen Wolken des Himmels dicht über Maria bricht freundliche leuchtende Heiterkeit hervor. Engel bewohnen diese Räume und Christus selber ist längst in sie aufgenommen. Während Maria unten sein vergängliches Bild umarmt, streckt er, sich herabbeugend, den Arm nach ihr aus, tief herab: ein Augenblick, und er hat seine Mutter berührt und sie wird sich zu ihm umwenden. Und nun wieder: wie ist Christus hier gebildet! Nur in zwei Formen lassen die Gemälde des Cinquecento ihn im Himmel wohnen: als kleines Kind auf den Armen der Mutter oder als thronenden König neben Gottvater: beide Gestalten in einem Uebermaße von Auffassungen uns kunsthistorisch bekannt. Böcklin dagegen hat die Altersstufe gewählt, auf der Christus stand, als er sich in Jerusalem als Knabe verloren hatte und endlich von der Mutter im Tempel unter den Gelehrten gefunden ward. Böcklin läßt Christus neben den Kinderengeln, die mit ihm sind, als älteren, aber immer noch kindlichen Knaben erscheinen. Wie er sich herabbeugt, mit einer gewissen Vorsicht, als dürfe er aus dem Gewölke nicht herabfallen, den einen Arm so weit herab als nur immer möglich, so tief, daß er die Mutter beinahe antippen könnte: liegt etwas in seiner Bewegung von dem übermüthigen Kinde, das wie im Scherz zu rufen scheint: hier! hier! In uns, vor dem Bilde stehend, geht eine Ahnung von dem unbeschreiblichen Uebermaße des Glücks und des Staunens über, mit dem Maria einen Augenblick später ihr Kind wiederfinden wird. Von den kleinen Engeln nimmt der eine in voll aufathmendem Vergnügen an dem Vorgange Theil, der andre zeigt ein Köpfchen, das mitten aus dem Lachen plötzlich in Thränen ausbrechen möchte: wer hat das bisher zu malen unternommen?

Böcklin hat diesen Vorgang einfach, feierlich und verständlich gemalt. Seine eigenthümlichen Neigungen als Künstler hat er nicht verleugnet, dennoch sie dem Gegenstande untergeordnet. Keine Spur des hergebrachten schematischen Wesens kirchlicher Malerei ist hier sichtbar. Dennoch erhebt sich das Ereigniß durch Abwesenheit des gewöhnlich Zufälligen zur Würde einer historischen Darstellung im Sinne der älteren, im Dienste der Kirche arbeitenden Kunst. In ganz eigener Weise hat er dem Gemälde nach unten einen kirchlichen Abschluß gegeben. Der Leichnam Christi liegt lang vor uns auf einem glatten Block von weißem Marmor, der seiner Größe entspricht, und unter dem ein zweiter größerer sich ausbehnt, der eine Stufe bildet. Auf diese Stufe sind einzelne Blumen hier und da hingestreut, Rosen; der gesammte Unterbau wirkt, als wäre durch Zufall aus den beiden Steinen ein Altar geworden.

Böcklin kann nicht beurtheilt werden, ohne daß dies Gemälde in Betracht komme.

Immer von Neuem macht die bildende Kunst heute den Versuch, das in der Erzählung der Evangelien Liegende loszulösen von der Anschauung früherer Jahrhunderte, die wir nicht aufgeben mögen, weil sie uns vertraut und unentbehrlich ist, der wir aber trotzdem entwachsen sind. Wir möchten das Nichtzugestaltende neu gestalten; wir möchten eine neue Mythologie der heiligen Begebenheiten schaffen, die nicht bloß im besten Falle Schönes, sondern auch Ueberzeugendes gewährt. Das natürlichste Mittel schien lange Zeit die Verkörperung der Scenen des Neuen Testamentes in ganz realistischen Figuren. Man meinte, in je höherem Grade man den Gemälden den Anschein zu geben vermöge, als stehe uns auf ihnen eine photographisch treue, durch naturalistische Zuverlässigkeit unantastbare Wiedergabe des Vorgefallenen vor Augen, um so überzeugter müsse der Betrachtende davon sein, daß Alles in der That so verlaufen sei wie er es hier sehe und nicht anders. Nun aber ist das Geheimniß, dergleichen real wirkende Malereien herzustellen, heute so verbreitet und die Erlernung und fast mechanische Anwendung dieser Fertigkeit verhältnißmäßig so leicht, daß das Publicum daran genug hat. Vor jeder sogenannten realistischen Darstellung einer sogenannten historischen Scene weiß Jedermann jetzt sogleich, daß es sich nur um scheinbar exact historisch gekleidete Modelle in scharf beleuchteter farbiger Reproduction handle, und daß diese Darstellungen so wenig der Wirklichkeit entsprechen, als etwa lebende Bilder eben deshalb, weil man Alles anfassen könne, den Vorgängen, die sie zum Anfassen wahrhaftig bedeuten sollen.

Da tauchen jetzt einzelne Meister auf, die den Muth haben, die Wirklichkeitsmalerei zu verleugnen und Gemälde zu schaffen, deren innere Wahrheit uns packt und nie sich in unsere erinnernde Phantasie eingraben. Selbstverständlich ist, daß Scenen nicht wahrheitsgemäß gemalt werden können, bei denen Niemand zugegen war, daß es aber eine innere Anschauung solcher Scenen gebe, die im Kunstwerke festgehalten und weitergegeben werden könne. Daß freilich nur ganz besonders angelegte Naturen so zu sehen und so zu malen befähigt seien. Daß das aber, was diese besitzen, eben das Geheimniß der echten Kunst sei.

Kunst ist nichts Gemeines (wie Goethe und Shakespeare das Wort gebrauchen, als Bezeichnung dessen, was dem Durchschnittsmaße der Menschen, den Neigungen und Fähigkeiten Jedermanns entspricht): Kunst ist die Aeußerung höherer Begabung. Sie gewährt Einblicke in das Reich, das nur Wenige betreten. Sie ergreift durch eine ungewisse Kraft. Man kann ihre Wirkung nie bis auf den Grund erklären. Aber man empfindet sie. Böcklin gehört zu denen, die Kunstwerke schaffen in diesem Sinne.

Die Schweizer revoltiren, wenn man sie Deutsche nennt. Aber sie haben der deutschen Literatur die Werke Gottfried Keller's und Conrad Ferdinand Meyer's und der deutschen Kunst die Böcklin's gegeben. Wohin anders sollen diese Schöpfungen gerechnet werden? In ihrer besten geistigen Existenz sind die Schweizer bessere Deutsche als viele von uns selber.

Wir wünschen Böcklin's Gemälde eine Stelle, auf der es lange Zeit dem Publicum sichtbar sei.

B. K. F.

Politische Rundschau.

Berlin, Mitte Mai.

Das neue kirchenpolitische Gesetz ist, nachdem es vom preußischen Abgeordnetenhause in der Sitzung vom 27. April mit 143 gegen 100 Stimmen in dritter Lesung zur Annahme gelangt, unterm 29. April publicirt worden. Dieser Ausgang konnte vorhergesehen werden, als das päpstliche Schreiben an den Erzbischof von Köln bekannt geworden war, welches an das Centrum die Aufforderung richtete, sich den Beschlüssen des Herrenhauses zu fügen. Das Centrum selbst war mit dieser Intervention Leo's XIII. wenig zufrieden; trotzdem mußte in den Fractionsberathungen dieser Partei und später im Abgeordnetenhause selbst anerkannt werden, daß der päpstliche Stuhl competent wäre, über Fragen des Kirchenregiments Vereinbarungen mit den Regierungen zu treffen, sowie Zugeständnisse an kirchlichen Rechten zu machen, obwohl damit eine strenge Verpflichtung für die katholischen Mitglieder der Volksvertretung zur Annahme der Vorlage nicht begründet würde. Das Centrum verhehlte sich auch nicht, daß durch Ablehnung des Gesetzentwurfes im Gegensatze zu der Kundgebung des päpstlichen Stuhls die größte Verwirrung und mannigfache Spaltung im eigenen Lager hervorgerufen werden würde. Die Nationalliberalen dagegen, deren überwiegende Mehrheit gegen die Vorlage stimmte, während ein Theil sich der Abstimmung enthielt, erachteten die der römischen Curie gemachten Zugeständnisse für zu weitgehend, namentlich insofern die Lehrschwestern wiederum für den höheren weiblichen Unterricht zugelassen, das Einspruchsrecht des Staates gegen die Anstellung der katholischen Geistlichen beschränkt und das Studium der katholischen Theologen der Aufsicht der Staatsgewalt entzogen werden. Von den Freiconservativen stimmte etwa die Hälfte für die Vorlage, die andere enthielt sich des Votums, nachdem eines ihrer Mitglieder bei Beginn der entscheidenden Sitzung betont hatte, daß die Beschlüsse, welche von Seiten des Herrenhauses in Bezug auf die Zulassung der Orden und Congregationen gefaßt wären, die Keime weiteren Streites in sich tragen könnten. Trotz dieser Auffassung enthielt sich die Hälfte der Freiconservativen der Abstimmung, und zwar mit Rücksicht auf die Erklärung des Fürsten Bismarck, daß er die Verwerfung der Vorlage als ein Mißtrauensvotum betrachten würde. Obgleich nur das Centrum und die Polen geschlossen für den Gesetzentwurf stimmten, während die conservativen Fractionen sich spalteten, und die Deutschfreisinnigen, allerdings aus anderen Gründen, mit den Nationalliberalen sich in der Minorität befanden, darf doch die Erwartung gehegt werden, daß der kirchenpolitische Kampf nunmehr thatsächlich seinen Abschluß gefunden hat.

Der Schwerpunkt der parlamentarischen Arbeiten lag bereits vor der inzwischen am 14. Mai erfolgten Schließung der preußischen Kammern unmittelbar nach der Erledigung der kirchenpolitischen Vorlage im Deutschen Reichstage. Insbesondere wird der Gesetzentwurf, betreffend die Erhöhung der Branntweinsteuer, noch zu lebhaften Discussionen Anlaß bieten, nachdem er in der Sitzung vom 11. Mai an eine Commission verwiesen worden ist. Dagegen darf mit Genugthuung constatirt werden, daß der Nachtragsetat für

militärische Zwecke, insbesondere zur Steigerung der Operationsfähigkeit und Schlagfertigkeit des Heeres, zur Ergänzung und Verstärkung der Festungen und Vertheidigungseinrichtungen sowie zur Vervollständigung des deutschen Eisenbahnnetzes im Interesse der Landesvertheidigung, abgesehen von der socialdemokratischen Fraction, allgemeine Zustimmung gefunden hat. Darf es doch als ein erfreuliches Symptom bezeichnet werden, wenn die Parteien, wie scharf ausgeprägt auch die Gegensätze im Uebrigen sein mögen, einig sind, sobald es die Sicherheit und den Schutz des Vaterlandes gilt. Mit Beziehung auf die zur Steigerung der Schlagfertigkeit des Heeres geforderten Credite im Gesammtbetrage von 45 613 120 Mark erklärte der Berichterstatter, Frhr. von Huene, daß die Commissionsberathungen über diesen Titel besonders vertraulich wären. Die Mitglieder der Commission waren einstimmig der Ansicht, daß eine Erörterung der Einzelheiten im Ausschusse und noch mehr im Plenum unzulässig wäre, wie denn auch die erforderlichen Mittheilungen von Seiten der Militärverwaltung besonderen Vertrauensmännern gemacht wurden. Nachdem sich die Commission mit Einhelligkeit für die Bewilligung des geforderten Betrages ausgesprochen hatte, beantragte der Berichterstatter, daß der Reichstag seinen Beschluß mit derselben Einstimmigkeit fassen möge. Man braucht der Thatsache, daß solche Beschlüsse im Auslande einen günstigen Eindruck hervorrufen müssen, kein allzugroßes Gewicht beizulegen; wohl aber ist es für Deutschlands Bevölkerung selbst ein erhebendes Bewußtsein, die Ueberzeugung zu gewinnen, daß das Gefühl der Zusammengehörigkeit der gesammten Nation im Streite der Meinungen und der Parteien keineswegs geschwächt worden ist: ein Gefühl, welches auch bei Gelegenheit des 90. Geburtstages unseres Kaisers sowie bei der Säcularfeier der Geburt Ludwig Uhland's zum erfreulichsten Ausdrucke gelangt ist. Im Norden wie im Süden Deutschlands wurde der letztere Gedenktag würdig begangen, dessen Bedeutung der Herausgeber der „Deutschen Rundschau“ in seinem für die Uhland-Feier des Vereins „Berliner Presse“ gedichteten weihevollen Prologe in den Versen zusammenfaßte:

„Heut' bringen wir die hehrste Gabe,
Das Höchste, was Dein Volk Dir beut,
Wir bringen es — an Deinem Grabe
Steht das geeinte Deutschland heut'.“

Das „geeinte Deutschland“, welches vor Allem die Segnungen des Friedens bewahrt wissen will. Ist in dieser Zeitschrift stets an der Auffassung festgehalten worden, daß, Dank der friedfertigen Politik unseres Kaisers, trotz den zuweilen am politischen Horizonte auftauchenden schwarzen Punkten ernsthafte Verwickelungen nicht zu befürchten stehen, so ist auch durch zwei Zwischenfälle der jüngsten Zeit diese Ansicht nicht widerlegt worden. Die staatsmännische „Lösung“, welche Fürst Bismarck dem „Falle Schnaebele“ angedeihen ließ, muß auch die Franzosen belehrt haben, daß die deutsche Politik, weit entfernt von jeder Herausforderung, ihren durchaus versöhnlichen Charakter zu wahren bestrebt ist. Die Note, welche der deutsche Reichskanzler am 28. April an den französischen Botschafter in Berlin, Herbette, gerichtet hat, legt in dieser Hinsicht vollgültiges Zeugniß ab. Obgleich die von deutscher Seite angestellte Untersuchung zur Evidenz ergab, daß der gegen den französischen Grenzpolizei-Commissar Schnaebele erlassene gerichtliche Haftbefehl wohlbegründet war, und daß die Ausführung desselben innerhalb der deutschen sowie ohne Verletzung französischer Hoheitsrechte stattgefunden hat, erachtete Fürst Bismarck es dennoch für seine Pflicht, den Befehl zur Freilassung Schnaebele's von dem Kaiser zu erbitten, weil er sich von der völkerrechtlichen Auffassung leiten ließ, daß Grenzüberschreitungen, welche auf Grund dienstlicher Verabredungen zwischen Beamten benachbarter Staaten erfolgen, jederzeit als unter der stillschweigenden Zusicherung freien Geleites stehend angesehen werden müssen. Daß die Verhaftung selbst völlig unabhängig von dieser dienstlichen Verabredung stattfand, konnte nichts an der Thatsache ändern, daß der französische Polizeicommissar sich zu einer geschäftlichen Zusammenkunft mit dem deutschen Beamten Gautsch eingestellt hatte. Der französische Botschafter in Berlin wird allerdings trotz der befriedigenden Lösung

des Zwischenfalles nicht ermangelt haben, seine Regierung auf die Gefahren hinzuweisen, welche sich daraus ergeben können, wenn französische Beamte nach dem Beispiele des Polizeicommissars Schnaebele das für den internationalen Verkehr unentbehrliche Vertrauen dadurch schädigen, daß sie ihre amtliche Stellung im Grenzdienste benutzen, um deutsche Reichsangehörige für Geld zu verbrecherischen Handlungen gegen ihr Vaterland zu verleiten.

Auch die „Lohengrin"-Angelegenheit, die seltsamer Weise zu einer politischen Haupt- und Staatsaction aufgebauscht zu werden drohte, hat durch die Verzichtleistung des Unternehmers Lamoureux auf weitere Aufführungen der Wagner'schen Oper im Pariser Eden-Theater ihren Abschluß gefunden. Wie sehr immerhin bedauert werden mag, daß die Pariser Polizei am Abende der ersten Vorstellung des „Lohengrin" gegen den Straßenpöbel nicht energischer eingeschritten ist, muß doch anerkannt werden, daß nicht bloß die Zuhörer der „Première" einen enthusiastischen Empfang zu Theil werden ließen, sondern auch die Presse der französischen Hauptstadt beinahe einstimmig gegen die Vermischung der Politik mit der Kunst Verwahrung einlegte. Ja, es wurde der Regierung zum Vorwurfe gemacht, daß sie nicht durch größere Entschiedenheit am ersten Abende den keineswegs allzu zahlreichen Ruhestörern zeigte, wie wenig berechtigt dieselben wären, die hauptstädtische Bevölkerung zu terrorisiren. Da alle großen Pariser Blätter sich in ähnlichem Sinne äußern, und ein nicht unbeträchtlicher Theil der radicalen Organe selbst das Verhalten der Ruhestörer mißbilligt, die an einem Abende sogar vor das deutsche Botschaftshôtel in der Rue de Lille ziehen wollten, um dort ihre Kundgebungen fortzusetzen, darf im Interesse der guten Beziehungen zwischen Frankreich und Deutschland gehofft werden, daß die jüngsten Vorgänge dazu beitragen werden, allen besonnenen Franzosen in Bezug auf die von Seiten eines verblendeten Chauvinismus drohende Gefahr die Augen zu öffnen. Mit dieser wünschenswerthen „Einkehr" wäre eine weitere Bürgschaft für die Erhaltung des Friedens geschaffen. Der jüngste Conflict zwischen der Budget-Commission und dem Ministerium muß die Franzosen überdies belehrt haben, wie sehr ihre innere Politik einer friedlichen Entwicklung bedarf.

Hat sich doch bei Gelegenheit des jüngsten Aufenthaltes des Herrn von Lesseps in Berlin von Neuem gezeigt, wie alle friedlichen Bestrebungen Frankreichs, die zugleich der Wissenschaft dienen, in Deutschland nicht der leisesten eifersüchtigen Regung begegnen. Der „große Franzose", der in der deutschen Reichshauptstadt seinen außerordentlichen Verdiensten gemäß gefeiert wurde, kehrte denn auch nach Paris mit dem ungetrübten Bewußtsein zurück, daß Kaiser Wilhelm und sein erster Rathgeber, Fürst Bismarck, ebenso wie die gesammte Bevölkerung ernstlich den Frieden wollen. Nicht minder mußte Herr von Lesseps die Ueberzeugung gewinnen, wie Deutschland und Frankreich berufen sind, bei der Lösung einer Fülle von Culturaufgaben gemeinsam zu arbeiten, so daß jede Störung dieses Zusammenwirkens vom Gesichtspunkte der Civilisation aus nur bedauert werden kann. Die jüngste Astronomen-Conferenz in Paris ist in dieser Hinsicht ebenfalls ein charakteristisches Beispiel. Ebenso wie die französische Regierung die hervorragendsten Vertreter der in Betracht kommenden Zweige der Wissenschaft, der Fixsternkunde und der Astrophysik, zu dem Congresse eingeladen hatte, wurde von deutscher Seite bereitwillig anerkannt, daß die Ausbildung der neuen Beobachtungsmethode mittelst der Photographie bis zu ihrer gegenwärtigen Leistungsfähigkeit wesentlich auch das Verdienst der Pariser Sternwarte ist, deren sorgfältige Studien durch die überraschendsten Ergebnisse belohnt wurden. Von dem Director des Observatoire in Paris ging dann der Vorschlag aus, den ganzen Fixsternhimmel bis zu den Sternen der schwächsten sichtbaren Größenclasse herab aufzunehmen; auch ist bezeichnend, daß bei der Vertheilung der einzelnen Partieen zur Bearbeitung die verschiedenen Sternwarten Berücksichtigung fanden. Diese Arbeitstheilung stellt gewissermaßen symbolisch dar, daß die einzelnen Nationen zunächst auf dem Gebiete der Wissenschaft berufen sind, einander zu ergänzen und jede für ihr Theil dahin zu wirken, daß die großartigen Aufgaben, welche insbesondere die moderne Naturwissenschaft un-

aufhörlich stellt, ihrer Lösung näher geführt werden. Sind dann erst die Segnungen einer solchen gemeinsamen Thätigkeit in das allgemeine Bewußtsein gedrungen, so müssen sich von selbst weitere Beziehungen zwischen den verschiedenen Culturvölkern ergeben, wodurch die Gefahr eines feindseligen Zusammenstoßes nach Möglichkeit beseitigt oder doch verringert werden kann.

An den günstigen Aussichten für die Erhaltung des europäischen Friedens wird auch durch die jüngsten Publicationen deutscher, österreichischer, ungarischer und russischer Blätter über die Vorgeschichte des russisch-türkischen Krieges nichts geändert. Mögen die bei diesem Anlasse angestellten Betrachtungen immerhin retrospectiver Natur sein, so ist es doch auch für die gegenwärtige Politik von hoher Bedeutung, festgestellt zu sehen, wie grundlos die von panslawistischer Seite gegen Deutschland gerichteten Anschuldigungen sind, daß dieses die Stellung Oesterreichs im Oriente auf Kosten Rußlands gestärkt habe und die Schuld an den für letzteres unerfreulichen Ergebnissen der russischen Orientpolitik trage. Einigermaßen überraschend war die „Enthüllung," nach welcher die Besetzung Bosniens und der Herzegowina durch österreichische Truppen zwischen dem Grafen Andrassy und dem Fürsten Gortschakow ohne Wissen des leitenden deutschen Staatsmannes in bindender Weise vereinbart worden ist, als Aequivalent für die Neutralität Oesterreich-Ungarns im letzten russisch-türkischen Kriege. Im panslawistischen Feldlager mußte diese „Enthüllung" insbesondere deshalb sehr unangenehm berühren, weil nunmehr authentisch festgestellt ist, daß es keineswegs der deutsche Reichskanzler war, welcher die österreichischen Truppen nach Bosnien und der Herzegowina führte, daß vielmehr Fürst Gortschakow die Verantwortlichkeit für die Fehler der russischen Orientpolitik ganz ausschließlich auf sich nehmen mußte. Wenn von officiösen russischen Organen später ein Frontwechsel vollzogen und der Beweis verlangt wurde, daß der Berliner Friedensvertrag für Rußland ein aufrichtiger Freundschaftsdienst gewesen wäre, so wurde von deutscher Seite mit Recht hervorgehoben, daß die russische Orientpolitik gerade so viel wie die österreichische von Deutschland unterstützt worden und des letzteren Bemühen darauf gerichtet gewesen sei, zwischen den beiden befreundeten Kaisermächten eine freiwillige Verständigung herbeizuführen. Ueberdies wird der Nachweis erbracht, daß der Berliner Friedensvertrag, d. h. die Herbeiführung und Leitung der Verhandlungen, aus denen er hervorging, thatsächlich ein „aufrichtiger Freundschaftsdienst Deutschlands für Rußland" gewesen ist. Ist doch der Berliner Congreß auf Verlangen Rußlands berufen worden, dessen Wünsche dann, insofern sie überhaupt im Laufe der Verhandlungen geäußert wurden, von deutscher Seite befürwortet und durchgesetzt worden sind. Sollte Rußland aber damals noch andere Wünsche gehegt haben, über die es Stillschweigen beobachtete, so wäre dies eben der Fehler des Fürsten Gortschakow gewesen. Wenn daher Rußlands öffentliche Meinung keinen Grund haben sollte, sich des Berliner Tractats mit Dankbarkeit zu erinnern, so wird mit Fug entgegnet, daß es sich mit seinen Beschwerden lediglich an die russische Politik des Fürsten Gortschakow und seiner Freunde halten müsse, die nicht bloß diesen Friedensvertrag herbeigeführt, sondern auch fast zwei Jahre vor demselben Bosnien und die Herzegowina den „Händen Oesterreichs ausgeliefert haben."

Diese auf Grund des vollständigen Actenmaterials erfolgende Beweisführung ist so concludent, daß der ganze böse Wille der panslawistischen Presse erforderlich ist, wenn dieselbe bei ihren völlig grundlosen Anschuldigungen gegen die deutsche Politik beharrt. Allerdings konnte es auch nicht der Zweck der jüngsten „Enthüllungen" sein, die mala fides Katkow's und seiner Organe aus der Welt zu schaffen; wohl aber ist die öffentliche Meinung in Rußland nunmehr im Stande, in voller Unbefangenheit zu urtheilen. Auch in Ungarn wurde der Versuch gemacht, die Beweiskraft der deutschen Argumente abzuschwächen. Insbesondere war es der „Pester Lloyd", der zu bestreiten versuchte, daß der Separatvertrag zwischen Oesterreich-Ungarn und Rußland existirt habe. Das Pester Blatt ließ sich hierbei wohl durch die Erwähnung leiten, daß Graf Andrassy's Ruf als Staatsmann leiden könne, wenn er bei den Verhandlungen der ungarischen Delegation seinen Nachfolger, den Grafen Kalnoky,

und die deutsche Politik als zu willfährig gegen Rußland hinstellte, nachdem er selbst mit dem Fürsten Gortschakow die Vereinbarung in Bezug auf Bosnien und die Herzegowina getroffen hatte. Auch mußte der „Pester Lloyd" später zugeben, daß eine derartige Vereinbarung zwischen Oesterreich-Ungarn und Rußland am 15. Januar 1877 geschlossen worden, wie es denn auch „selbstverständlich" sei, daß letzteres mit einer Macht wie das erstere in der Flanke und im Rücken nicht in den Krieg gegen die Türkei hätte ziehen können, ohne sich zuvor Gewißheit über die Haltung dieser Macht verschafft zu haben.

Für die innere Entwickelung der österreichischen Monarchie charakteristisch sind die Vorgänge im Herrenhause, die sich an den Antrag von Schmerling, betreffend die Anfechtung der vom Justizministerium erlassenen Sprachverordnung vom 23. September 1886 knüpften. Die Tragweite der letzteren, welche angeblich den Zweck haben sollte, die Geschäfte beim Oberlandesgerichte in Prag zu vereinfachen, muß in Wirklichkeit darin gefunden werden, daß die deutsche Sprache in Bezug auf eine große Anzahl von Verhandlungen beim Oberlandesgerichte in Prag außer Wirksamkeit gesetzt ist, so daß die rechtliche Geschäftssprache des inneren Dienstes der tschechischen weichen mußte. Es braucht nicht erst hervorgehoben zu werden, daß bei den Verhandlungen im österreichischen Herrenhause es sich keineswegs nur um Formalitäten handelte, daß vielmehr ein wichtiges Princip in Frage gestellt wurde. Der Präsident des obersten Gerichtshofes, von Schmerling, hob deshalb von Anfang an mit Recht hervor, daß sein Antrag nichts Geringeres bezwecke, als den Reichsgedanken aufrecht zu erhalten, damit die Vorrechte des Reichs unangetastet bleiben. Sicherlich war es aus der Seele aller Derjenigen gesprochen, welche mit der deutschen Sache in Oesterreich sympathisiren, als eine so maßvolle Persönlichkeit wie Herr von Schmerling, dieser bewährte Vorkämpfer für Recht und Gesetzlichkeit, an das Herrenhaus die ernste Mahnung richtete: „Wir wünschen, daß der schöne Bau, das Kaiserthum Oesterreich, die Schöpfung hochherziger und weiser Monarchen, intact bleibe, und daß nicht einzelne Steine ausgebrochen werden, um den Bau zu erschüttern. Unsere Huldigung gilt dem Kaiser von Oesterreich. Die Kaiserkrone ist es, die für uns das Symbol der Macht und der Größe des Reiches ist. Wir wünschen, daß der Glanz der Kaiserkrone nicht getrübt, daß er nicht in Schatten gestellt werde durch die Kronen und Herzogshüte einzelner Königreiche und Länder." Vergeblich war dann auch am Entscheidungstage das Eingreifen anderer erprobter österreichischer Patrioten wie Unger's und von Plener's. Durchaus zutreffend führte der Letztere aus, daß die Entfremdung der deutschen Sprache und die zu große Rücksicht auf die Bestrebungen der einzelnen Nationalitäten in engerem Zusammenhange mit dem Zurücktreten des Reichsgedankens und der Ueberhebung des Provinzialgeistes stehen. Nicht minder bestimmt constatirt wurde die Schärfung der politischen Gegensätze in allen Kronländern sowie die Trennung und Absonderung auf denjenigen Gebieten, auf denen ein gemeinsames Vorgehen nothwendig gewesen wäre, während zugleich jene deutsch-nationale Bewegung in Böhmen hervorgerufen wurde, die trotz ihren Uebertreibungen und Auswüchsen eben nur als eine Rückwirkung gegenüber der tschechischen Ueberhebung angesehen werden muß. Die Mehrheit des Herrenhauses war allerdings anderer Ansicht, so daß schließlich nach der Ablehnung aller übrigen Anträge derjenige des Grafen Falkenhayn zur Annahme gelangte, welcher die volle Gesetzlichkeit und Unbedenklichkeit des Spracherlasses anerkennt. Die parlamentarischen Verhandlungen fanden ein Nachspiel in den Demonstrationen der Wiener Studenten gegen Professor Maassen, der durch seine Rede im Herrenhause die deutschen Gefühle verletzt hatte. Die Deutschen Oesterreichs dürfen bei ihren berechtigten Bestrebungen jedenfalls auch auf die Sympathien Derjenigen in Deutschland zählen, welche einen noch innigeren Zusammenhang zwischen den beiden Kaiserreichen, als er gegenwärtig in dem deutsch-österreichischen Bündnisse besteht, für wenig wahrscheinlich erachten.

---

v. **Heinrich Heine's sämmtliche Werke.** Mit Einleitungen, erläuternden Anmerkungen und Verzeichnissen sämmtlicher Lesarten. Von Dr. Ernst Elster. In 5 Bänden oder 36 Lieferungen. 1. Lfg. Leipzig. Bibliograph. Institut. 1886.

In der stattlichen Reihe der Heine-Ausgaben, welche uns das Jahr 1887 mit dem Erlöschen des Campe'schen Privilegs beschert, verspricht die höchsten Ansprüche diejenige zu erfüllen, von der uns hier die erste Lieferung vorliegt. Es wird eine historisch-kritische Ausgabe im besten Sinne sein, wenn sie auch diese Bezeichnung auf dem Titel meidet und mit keinem überflüssigen gelehrten Ballast kokettirt. Nur können wir freilich die Annahme der Puttkamer'schen Orthographie — wohl eine Concession des Herausgebers an den Verleger? — nicht gutheißen. Herr Dr. Elster ist ein geschulter Philolog und ein Literarhistoriker von sicherm Tact und Geschmack: das zeigt gleich die ganz vortreffliche Einleitung zum „Buch der Lieder", die in schlichter Form alles Wissenswerthe — und nicht bloß Bekanntes! — über die Geschichte der Sammlung und ihrer einzelnen Bestandtheile bietet, das zeigen die Anmerkungen, die wirklich erläutern und, mehr als das, vielfach aufklären. Die Ausgabe „schließt sich in der Anordnung der Stücke möglichst getreu den von Heine selbst besorgten Einzelausgaben an"; was diese nicht enthalten, findet der Leser in den Nachträgen, ältere Fassungen in den Lesarten. Die Zusammenstellung dieser Lesarten aus vielen bisher unbenutzten Handschriften und allen bei Lebzeiten Heine's erschienenen Drucken wird ein zuverlässiges und übersichtliches Bild aller der Wandlungen geben, welche die Form und der Ausdruck unter der stets modelnden und nachfeilenden Hand des Dichters durchgemacht haben. Und Jeder, der Heine kennt, weiß, daß bei ihm die Leichtigkeit, ja scheinbare Nachlässigkeit in der Handhabung von Vers und Wort oft erst das Resultat der sorgsamsten Arbeit und Nacharbeit ist. Keinen unserer neuen Dichter lohnt es so sehr in seiner Werkstatt zu belauschen. — Die Ausstattung der Hefte in Papier und Druck ist recht gut, der Preis überaus mäßig. Durch eine allgemeine biographische und literarhistorisch-kritische Einleitung wird die Ausgabe im Herbst d. J. abgeschlossen werden.

vo. **Deutsch-Amerikanisches Magazin.** Vierteljahrsschrift für Geschichte, Literatur, Wissenschaft, Kunst, Schule und Volksleben der Deutschen in Amerika. Unter Mitwirkung deutsch-amerikanischer Geschichts- und Literaturfreunde. Herausgegeben von H. A. Rottermann. Band I, Heft 1—3. Cincinnati, Ohio. Rosenthal u. Co. 1886.

Die Hefte tragen auf dem Titel den Spruch: „Nichts ist wichtiger für uns als die Kenntniß des eignen Volkes." Es scheint in dem Sinne gebraucht zu sein, daß den amerikanischen Deutschen ans Herz gelegt werden soll, sich ihrer Entwicklungsgeschichte im neuen Erdtheile in genauerer Forschung mehr bewußt zu werden. Diesem Zwecke sind die vorliegenden Hefte dem größten Theile ihres Inhaltes nach gewidmet. Wir haben sie aufmerksam durchgelesen. Man blickt in eine neue Welt hinein. Man fühlt, daß das Bedürfniß vorlag, diese Zeitschrift zu gründen. Interessen der verschiedensten Art finden ihre Wortführer. Auch Gedichte fehlen nicht und haben das Gute, daß sie nicht dem vagen Zurschautragen gewandter Benutzung fertig erworbener dichterischer Redensarten, sondern dem Bedürfnisse entsprungen sind, sich in besonderen Lebenslagen durch Verklärung dessen, was das Herz bedrückt, Luft zu machen. Jeder Beitrag zeigt in seiner Art, daß sein Autor eben deshalb schreibt weil er in der That etwas zu sagen hat, und nicht weil er mit literarischer Production Geld verdienen will. Solange dem Magazin dieser Charakter verbleibt, wird es Einfluß haben. —

Das englisch sprechende Amerika sendet alljährlich eine große Anzahl junger Leute nach Deutschland, welche dort studieren. Soweit wir von ihnen kennen gelernt haben, zeichneten sie sich durch Fleiß und durch tiefgehendes Interesse an den Dingen aus. Viele junge Amerikaner machen auf unseren Universitäten den Doctor; viele ältere Gelehrte kehren immer wieder zu uns zurück, um die begonnenen Verbindungen zu pflegen und fortzusetzen. Auf den amerikanischen Universitäten wird dem deutschen Sprachstudium besondere Sorgfalt gewidmet. Auch in der engeren Heimath des Deutsch-Amerikanischen Magazines ist das der Fall. Wilhelm Scherer's Bibliothek ist kürzlich für die in Ohio gelegene Universität Cleveland angekauft worden; ein in Cleveland wirkender englisch-amerikanischer Professor, der Scherer's Schüler gewesen war, hat den Ankauf betrieben und persönlich vollzogen. Man wird mit Hilfe dieses Besitzes in Cleveland von nun an die Fortschritte der deutschen Philologie fachmäßig verfolgen können, denn Scherer's Bibliothek enthält das völlige Material dafür, das sich mit geringen Mitteln jährlich vervollständigen lassen wird. Wir möchten wissen, in welchem Maaße nun auch in Amerika geborene Söhne deutscher dortiger Familien zu uns herüber kommen, um zu studieren, sowie, ob von unseren Landsleuten in Amerika begonnen worden ist, deutsche Universitäten in der neuen Heimath anzulegen, auf denen Literaturgeschichte und Grammatik der deutschen Sprache, sowie deutsche Geschichte gelehrt und in ausreichender Weise wissenschaftlich betrieben werden. Wahrscheinlich werden Ansätze solcher Bestrebungen vorhanden sein, und es würde uns freuen, in den folgenden Heften des Magazines darüber Auskunft zu finden, vielleicht sogar Vertretern dieser deutsch-amerikanischen wissenschaftlichen Bewegung in den Reihen seiner Mitarbeiter zu begegnen.

Sicherlich hat der Spruch „Nichts ist wichtiger für uns als die Kenntniß des eignen Volkes" seine nächste Anwendung in der oben gegebenen Deutung zu finden; ebenso sicher aber auch ist, daß es daneben eine weitere Ausdehnung auf die zu erwerbende Kenntniß des europäischen Deutschland finden müsse. Wir machen dem Magazin den Vorschlag, einen Theil jedes Heftes dem Bestreben zu weihen, zunächst die in Ohio lebenden Deutschen mit den hervorragendsten Persönlichkeiten bekannt zu machen, denen das

alte Deutschland seinen Ruhm und seine Größe verdankt. Hierbei hätte man vielleicht so zu Werke zu gehen, daß nicht etwa weitläufige Biographien gebracht würden, sondern daß man gutgewählte, besonders charakteristische Bruchstücke aus den Werken dieser Männer in, wie wir besonders betonen, nicht zu kleinem Umfange abdruckte und mit Anmerkungen versähe, in denen alle den Deutschen Amerika's nicht ganz geläufigen Thatsachen und Beziehungen unparteiische Erklärung finden. Jedermann weiß, daß die Mehrzahl der Deutschen, welche sich jetzt in Amerika so schön und mit so berechtigtem Stolze als Deutsche fühlen, ihre Existenz im vollen Umfange nur ihrer eigenen Kraft und Energie verdanken, und daß die Umstände, unter denen ihre Eltern oder Voreltern Deutschland einst verließen, uns europäischen Deutschen in vielen Fällen nicht zur Ehre gereichen: all das soll nicht vergessen werden, aber auch für die amerikanischen Deutschen bleibt die Geschichte des europäischen Deutschlands ein Theil der eigenen Geschichte, deren Kenntniß sie nicht entbehren dürfen, wenn sie zu voller Entwicklung gelangen wollen. Politisch getrennt von uns, bilden sie was die geistigen Güter anlangt mit uns ein ideales Ganzes und saugen Kraft aus ihrem alten Mutterlande, dessen Boden Keiner von ihnen ohne innere Erschütterung betreten wird. Ein gleiches Gefühl ist in den englischen Amerikanern England gegenüber lebendig. —

Wir wünschen dem Deutsch-Amerikanischen Magazine Gedeihen und Weiterentwicklung und werden, wenn die Gelegenheit geboten wird, über weitere Hefte und Bände zu berichten, dann auf deren Inhalt gern genauer eingehen.

ϱ. **Fünfzig Jahre der Verlagshandlung Bernhard Tauchnitz.** 1837—1887. Leipzig, 1. Februar 1887.

Alle, die sich in Deutschland mit englischer Literatur beschäftigen, wissen, was sie den wohlbekannten Tauchnitzbänden schulden: in einer Zahl, die von 2500 nicht mehr weit entfernt ist, enthalten sie jetzt schon eine wenn nicht vollständige, doch in ihren wesentliche Zügen repräsentative Sammlung, wie sie selbst in England nicht existirt und nicht existiren kann. Diese „Collection of British Authors“ macht den eigentlichen Ruhmestitel der auch sonst hochverdienten Firma Tauchnitz aus, und ihre Geschichte bildet den wichtigsten und interessantesten Abschnitt der Festschrift, welche der jüngere Herr von Tauchnitz, seit 1866 Theilhaber des Geschäftes, dem Begründer desselben, seinem Vater, widmet. Sie bietet einen neuen Beweis dafür, daß es auch auf buchhändlerischem Gebiete keine zuverlässigere Bürgschaft des Erfolges geben kann, als, den glücklichen Gedanken und die Fähigkeit ihn auszuführen vorausgesetzt, vollständige Hingebung an die Sache, Liberalität und Rechtschaffenheit. Was dem gegenwärtigen Herrn von Tauchnitz, als er noch ein verhältnißmäßig kleiner Verleger und kaum vier Jahre etablirt war, die Sympathien solcher Autoren wie Bulwer, Dickens, Disraeli von vornherein erwarb, war der Umstand, daß er zu einer Zeit, wo noch keine Literarconvention das geistige Eigenthum schützte, ihre Werke nicht einfach nachdruckte, sondern sie dafür honorirte, so gut er konnte. Dadurch erhielt das Verhältniß einen persönlichen Charakter, den es beibehielt, als das Unternehmen in immer weiterer Ausdehnung alle Berühmtheiten der Literaturperiode umfaßte, welche, außer mit den bereits angeführten, mit den Namen Thackeray's, Carlyle's, Macaulay's, George Eliot's und Tennyson's bezeichnet wird. Aus der Correspondenz mit diesen und vielen Andern sind Auszüge mitgetheilt, welche, höchst charakteristisch an sich selber, auch die Festigkeit bezeugen, mit welcher sie Alle an der alten, liebgewordenen Verbindung hingen. Daran vornehmlich scheiterten alle Concurrenzversuche, welche mehrfach, in Berlin, in Hamburg, unternommen wurden. Die „Tauchnitz edition“ blieb, was sie war. Aber auch sie, so scheint es, darf auf die baldige Wiederkehr so glänzender Zeiten, aus welchen vereinsamt nur noch Tennyson in die Gegenwart hinüberragt, nicht hoffen; sie begleitete den literarischen Aufschwung der Viktorianischen Epoche, sie kann deren Niedergang nicht aufhalten. Aber sie wird trotzdem nicht aufhören, ein bedeutendes Bildungs- und Culturmittel zu bleiben, wenn sie, neben den leichteren Erscheinungen des Tages, mehr noch als bisher, ihre Aufmerksamkeit auf die Schätze der älteren englischen Literatur wenden will. Hier öffnet sich der editoriellen Thätigkeit ein reiches dankbares Feld, und vielleicht, daß inzwischen die Hoffnungen sich erfüllen, welche wir an das Emporblühen der jungen Amerikanischen Literatur knüpfen. In Erwartung besserer Tage auch für England, wünschen wir dieß zu seinem fünfzigjährigen Jubiläum Herrn von Tauchnitz — und uns!

πλ. **La France jugée par l'Allemagne.** Par Grand-Carteret. Paris. Librairie Illustrée — Librairie Nilsson, 1886.

Ein absolut harmloses, aber immerhin nicht unverdienstliches Buch; ein Sammelwerk, das auf rein literarhistorischem Hintergrunde die geistigen Berührungspunkte der beiden Nationen sucht. Mit Friedrich dem Großen anfangend, finden sich alle nur einigermaßen namhaften deutschen Schriftsteller hier vertreten, die über Frankreichs Geistesbewegung in philosophischer, politischer, literarischer oder musikalischer Beziehung sich ausgesprochen haben, — einerlei, ob ihre Aeußerung vortheilhaft oder das Gegentheil sei. Selbstverständlich erfahren die Werke des königl. Philosophen, dessen ganze Sympathien der französischen Literatur gehörten, eine besonders ehrende und liebevolle Behandlung. Aber auch in unserer classischen sowohl als modernen Literatur bis auf die jüngsten Tage zeigt sich Grand-Carteret gut orientirt, und überall bekundet sich das Bestreben, unparteiisch zu sein und das freundliche Urtheil ebenso getreu und „gutgläubig“ zu registriren wie das unfreundliche — wobei indessen, nebenbei bemerkt, Herr Grand-Carteret mit der Bilanz wohl zufrieden sein darf. Ob das bei dem bereits angekündigten Gegenwerk: „l'Allemagne jugée par la France“ ebenso der Fall sein wird, bleibt abzuwarten.

ν. **Märchen und Sagen der Transsilvanischen Zigeuner.** Gesammelt und aus unedierten Originaltexten übersetzt von Dr.

Heinrich von Wlislocki. Berlin, Nicolai'sche Verlagsbuchhandlung. 1886.

„Zigeunermärchen!“ Vielleicht hat schon der Titel einen gewissen Reiz für manchen Leser, und wir freuen uns versichern zu können, daß kein trügerisches Irrlicht zur Lectüre dieses Büchleins hinführt. Es sind echte und rechte alte Märchen mit dem ganzen kindlichen Zauber dieser Dichtungsart, dazu Märchen eines Volkes, das keine andere Gattung von Literatur als diese und das Volkslied kennt, das sich in ihnen einen uralten Schatz bewahrt hat, ohne auf seinen Wanderzügen eine Anleihe hier und dort zu verschmähen. So treffen wir denn neben durchaus eigenartigen und gewiß hochalterthümlichen Stücken liebe alte Bekannte in fremder Gewandung wieder: in Nr. 18 „Die verliebte Stiefmutter“ haben sich Motive des Schneewittchens und des Dornröschens zu einem neuen Märchen verbunden. Wohl ist das Zigeunervolk seit langer Zeit, und besonders seit den Tagen der Romantik, für uns mit einem poetischen Nimbus umkleidet, aber von seiner eigenen dichterischen Production haben wir bis vor kurzem wenig gewußt oder doch wenig gekannt. Herr von Wlislocki ist einer der ersten, der uns wie mit den Sitten und Bräuchen der Zigeuner so auch mit ihren Liedern und Märchen bekannt zu machen strebt. Und ihm selbst ist seine Kenntniß nicht mühelos in den Schoß gefallen: um die vorliegende Sammlung zu Stande zu bringen, hat er ein mehrmonatliches Wanderleben bei einer Zeltzigeunertruppe in Siebenbürgen und Ungarn führen müssen!

λ. **Thüringer Wanderbuch.** Von August Trinius. Erster Band. Minden i/W., J. C. C. Brun's Verlag. 1886.

Die Zeit des Wanderns ist wiedergekommen, und die Hand greift verlangend nach Landkarte und Reisebuch. Da können wir denn für einen Theil unseres schönen Vaterlandes keinen besseren literarischen Begleiter empfehlen, als das „Thüringer Wanderbuch“. Zwar frägt es, wie es in der Vorrede heißt, nicht nach Gesetz und Regel, Fremdenführerthum und Kurtaxe; der Verfasser gibt sich vielmehr als echter Wanderbursche, „der die Heckenrose am Wege liebt, weil sie ihm Duft und Schönheit freiwillig beut, der den Tannenhang jauchzend begrüßt, der ihm frohe Wanderlieder in die Seele rauscht, der durch das wallende Kornfeld hinab zum ruhewinkenden Dorfe schreitet und leise mit der Hand durch die im Abendwinde nickenden Halme streift.“ — Diese Worte deuten am besten die Grundstimmung des Buches an. Durch seine „Märkischen Streifzüge“ hat sich Trinius bereits einen guten Namen gemacht; den Vorzügen, welche wir in jenen Wanderbildern zu rühmen hatten, begegnen wir auch in seinem neuen Werke: dem fein entwickelten Natursinn, dem historischen Verständniß für die Vergangenheit, der Liebe zu seinem Gegenstand — hier besonders wohlthuend, da es sich um sein Heimathland handelt — und endlich einem sorgsamen Stil, der häufig dichterischen Schwung annimmt. Dem ersten Bande des „Thüringer Wanderbuches“ folgt hoffentlich bald ein zweiter, der uns alsdann gleich warm willkommen sein soll.

ν. **Eine Frühlingsfahrt nach den Canarischen Inseln** von H. Christ. Mit 26 Ansichten. Basel, Genf und Lyon, H. Georg's Verlag. 1886.

Den im Anfang unsers Jahrhunderts über die Canarischen Inseln erschienenen classischen Reiseberichten von Bory de St. Vincent, A. von Humboldt und L. von Buch sind seit jener Zeit eine ganze Reihe von hervorragenden Werken gefolgt, theils ernste, auf eingehenden Untersuchungen beruhende Arbeiten in bestimmten Zweigen der Wissenschaft, theils mehr den Charakter von Schilderungen tragend, die sich an das große Publicum wenden. Diesen letzteren schließt sich der vorliegende Band an. Zur Hinreise wählte der Verfasser den Weg über Marseille, an der spanischen und marokkanischen Küste entlang, von der er uns einige Punkte eingehender schildert. Er besuchte dann Gran Canaria und Palma und durchwanderte nach vielfachen Richtungen Tenerife, wo er in der Mulde von Orotava längeren Aufenthalt nahm. In anziehender, lebhafter Weise gibt er uns nun die empfangenen Eindrücke wieder; er preist das herrliche Klima, welches den „glücklichen Inseln“ die Vorzüge der nahen Tropen leiht; er schildert das Leben der armen, aber genügsamen und heiteren Bevölkerung, die, von dem Weltverkehr wenig berührt, ein zufriedenes Dasein führt; er verfolgt mit Interesse die Spuren der Guanchen, jener ausgestorbenen Urbewohner, die sich durch nicht unbedeutende Cultur und reine Sitten auszeichneten. Der Verfasser ist in der wissenschaftlichen Welt als namhafter Botaniker bekannt, und es ist daher erklärlich, wenn er sein Hauptinteresse der Pflanzenwelt zuwendet. Sind doch die Canaren das gelobte Land der Pflanzengeographen, ein Paradies voll eigenthümlicher, nur für diese Felsen geschaffener Gewächse, und war es doch hier, inmitten dieser herrlichen subtropischen Vegetation, wo Alexander von Humboldt die Beobachtungen machte, welche den Grund zur Entwicklung und zum weiteren Aufbau der Pflanzengeographie legten. — Die dem Werke beigegebenen Ansichten sind flüchtig hingeworfene Skizzen des Verfassers und mögen als solche bescheidenen Ansprüchen genügen.

ζ. Unserm im Maihefte (S. 317) gegebenen Berichte über die Geschichte der Wiener Porzellanfabrik von Jacob von Falke, ein Buch, dessen Vorzüge von uns hervorgehoben worden sind, fügen wir hinzu, daß das Institut seit längerer Zeit bereits zu existiren aufgehört hat. Wir entnehmen dem Briefe, der uns darüber zugeht, noch folgende Stelle: „Man glaubte, daß durch eine solche Staatsanstalt die Privatindustrie geschädigt werde; gegenwärtig beklagen gerade die Fachkreise den Auflösungsbeschluß und beneiden Preußen, Sachsen und Frankreich um Berlin, Meißen und Sèvres. Daß in genannten Ländern auch gegen die Staatsfabriken agitirt wird, ist richtig, aber hoffentlich erhält man dort nicht Gelegenheit, durch eigenen Schaden klug zu werden!“

Von Neuigkeiten, welche der Redaction bis zum 12. April zugegangen, verzeichnen wir, näheres Eingehen nach Raum und Gelegenheit uns vorbehaltend:

Adam Asnyk's ausgewählte Gedichte. Deutsch von Ladislaus Gumplowicz. Wien, Carl Konegen. 1887.

Aus großer Zeit. Der Krieg gegen Frankreich 1870 und 1871. Zweite Auflage. Tübingen, H. Laupp'sche Buchhandlung. 1887.

Bacmeister. — Der sittliche Fortschritt von Albert Bacmeister. Gotha, Friedr. Andr. Perthes. 1886.

Baechtold. — Geschichte der deutschen Literatur in der Schweiz. Von Jakob Baechtold. 1. Lfg. Frauenfeld, J. Huber. 1887.

Böttcher. — Amoretten-Gekicher. Eine Skat-Humoreske von Karl Böttcher. Berlin, J. Zenker's Verlag. 1887.

Brahm. — Henrik Ibsen. Ein Essay von Otto Brahm. Berlin, Freund & Jeckel. 1887.

Buchner. — Kamerun. Skizzen und Betrachtungen von Max Buchner. Leipzig, Duncker & Humblot. 1887.

Collection of british authors. Tauchnitz edition. Vol. 2445/46: She. By H. Rider Haggard. Vol. 2447: Locksley Hall; The promise of may; Tiresias and other poems. By Alfred Lord Tennyson. Vol. 2448: Snowbound at Eagle's and Devil's ford. By Bret Harte. Vol. 2449: In four reigns by Emma Marshall. Vol. 2450: Holiday tasks by James Payn. Vol. 2451/52: Jess. By H. Rider Haggard. Vol. 2453/54: Saracinesca by F. Marion Crawford. Leipzig, Bernhard Tauchnitz. 1887.

Degen. — Die Ebinghausens. Zeitroman von Alex. von Degen. Berlin und Rostock, Verlag der Album-Stiftung. 1887.

Diffret. — Das Lied der Glocke. Von A. Diffret. Heidelberg, Carl Burow. 1886.

Feddersen. — Rüm Hart. Gedichte eines Nordfriesen. Von F. A. Feddersen. Berlin und Rostock, Verlag der Album-Stiftung. 1887.

Frenzel. — Dunst. Roman von Karl Frenzel. Stuttgart und Leipzig, Deutsche Verlags-Anstalt. 1887.

Garschin, K.: Pessimistische Erzählungen. **Kruschewan, P.:** Sie ging nicht zu Grunde. Aus dem Russischen übersetzt von Wilh. Hendel. München, Fr. Bassermann. 1887.

Gerdes. — Streitfragen zur Geschichte der Königin Maria Stuart. Von Heinrich Gerdes. Gotha, Friedr. Andr. Perthes. 1886.

Gottschall. — Das Theater und Drama der Chinesen von Rudolf von Gottschall. Breslau, Ed. Trewendt. 1887.

Greif. — Die Pfalz im Rhein. Schauspiel in fünf Akten von Martin Greif. Stuttgart, J. G. Cotta'sche Buchhandlung. 1887.

Greif. — Gedichte von Martin Greif. Vierte durchges. und stark verm. Auflage. Stuttgart, J. G. Cotta'sche Buchhandlung. 1887.

Greif. — Heinrich der Löwe. Schauspiel in fünf Akten von Martin Greif. Stuttgart, J. G. Cotta'sche Buchhandlung. 1887.

Huperz. — Die Lungen-Gymnastik. Eine Anleitung zur diätetischen Pflege und gymnastischen Ausbildung der Athmungsorgane. Von Dr. med. Th. Huperz. Berlin und Neuwied, Heuser's Verlag. 1887.

Koeber. — Ist E. Haeckel Materialist? Von Dr. K. Koeber. Berlin, Carl Duncker's Verlag. (C. Heymanns). 1887.

Lanzky. — Erlöst vom Leib. Eine pessimistische Novelle von Paul Lanzky. Berlin und Rostock, Verlag der Album-Stiftung. 1887.

Lessing. — Handarbeit. Vortrag von Julius Lessing. Berlin, Leonhard Simion. 1887.

Lewald. — Die Familie Darner. Roman von Fanny Lewald. Berlin, Otto Janke. 1887.

Morley. — On the study of Literature. The annual address to the students of the London Society for the extension of University teaching delivered at the Mansion House, Febr. 26, 1887 by John Morley. London, Macmillan and Co. 1887.

Pecht. — Geschichte der Münchener Kunst im neunzehnten Jahrhundert. Von Friedrich Pecht. Erste Lieferung. München, Verlagsanstalt für Kunst und Wissenschaft. 1887.

Peters. — Aus Lothringen. Sagen und Märchen, mitgetheilt von F. Peters. Leipzig, Carl Reißner. 1887.

Ploss. — Das Weib in der Natur- und Völkerkunde. Von Dr. H. Ploss. 2. Aufl. Herausgeg. von Dr. Max Bartels. Liefg. 1. Leipzig, R. Grieben's Verlag (L. Fernau). 1887.

Prus. — Stas und Jas. Zwei polnische Erzählungen von Boleslaw Prus. Deutsch von Wilhelm Hendel. München, Fr. Bassermann. 1887.

Reynaud. — La France n'est pas juive. Par Léonce Reynaud. Paris, A. Labure. 1886.

Royce. — The feud of oakfield creek. A novel of california life. By Josiah Royce. Boston and New York, Houghton, Mifflin and Company. 1887.

Schmeding. — Victor Hugo. Ein Beitrag zu seiner Würdigung in Deutschland. Von Dr. G. Schmeding. Braunschweig, C. A. Schwetschke & Sohn. 1887.

Schwab. — Allerlei Bergfahrten. Gedichte von Gottfried Schwab. Stuttgart, Adolf Bonz & Comp. 1887.

Schwalm. — Chorsammlung. 100 Volkslieder und beliebte Gesänge für vierstimmigen gemischten Chor. Von Robert Schwalm. Hannover, C. Becher.

Spangenbergii Bellum grammaticale iterum edidit Robertus Schneider. Goettingae, Vandenhoeck & Ruprecht. 1887.

Spiess. — Johann Calvin's christliche Glaubenslehre nach der ältesten Ausgabe vom Jahre 1536 zum erstenmal ins Deutsche übersetzt von Bernhard Spiess. Wiesbaden, Chr. Limbarth. 1887.

Stern. — Camoëns. Roman von Adolf Stern. Leipzig, Fr. W. Grunow. 1886.

Stern. — Wanderbuch. Bilder und Skizzen von Adolf Stern. Zweite verm. Aufl. Oldenburg, Schulze'sche Hofbuchhandlung. (A. Schwartz.)

Storm. — Bei kleinen Leuten. Zwei Novellen von Theodor Storm. Berlin, Gebrüder Paetel. 1887.

Subert. — Haus Wierauer. Drama in fünf Aufzügen von F. A. Subert. Autorisirte Uebersetzung von Edmund Grün. Leipzig, Ed. Wartig's Verlag. 1887.

Sylva. — Aus Carmen Sylva's Königreich. Zweiter Band: Durch die Jahrhunderte. Von Carmen Sylva. Bonn, Emil Strauß. 1887.

The Statesman's Year-Book. Statistical and historical annual of the states of the civilised world for the year 1887. Edited by J. Scott-Keltie. Twenty-fourth annual publication. London, Macmillan and Co. 1887.

Tolstoi. — Wovon die Leute leben. Wahrheit und Dichtung von Graf Leo Nikolaiewitsch Tolstoi. Aus dem Russischen übersetzt von Eugenie Wieland. Bern und Leipzig, Rud. Jenni (H. Koehler). 1887.

Töpffer-Album. Komische Bilder-Romane und Karrikaturen des berühmten Verfassers der Genfer Novellen. Mit ca. 1500 Illustrationen. 1. Lfg. Stuttgart, Paul Neff. 1887.

Uhlhorn. — Katholicismus und Protestantismus gegenüber der socialen Frage. Von Gerhard Uhlhorn. Göttingen, Vandenhoeck & Ruprecht's Verlag. 1887.

Vogt. — Die Geistesthätigkeit des Menschen und die mechanischen Bedingungen der bewußten Empfindungsäußerung. Von J. G. Vogt. Leipzig, M. A. Schmidt. 1887.

Wald. — Wenn Frauen lieben. Roman von E. von Wald-Zedtwitz. 3 Bde. Berlin, Otto Janke. 1887.

Wellnau. — Unsere Kinderwelt. Humoristika aus Kinder- und Schulstube. Gesammelt von Rudolf Wellnau. Berlin, Rich. Eckstein's Nachf. 1887.

Wiedersheim. — Der Bau des Menschen als Zeugniss für seine Vergangenheit. Von Dr. K. Wiedersheim. Freiburg i./Br., J. C. B. Mohr. 1887.

Wohl. — François Liszt. Souvenirs d'une compatriote. Par Janka Wohl. Paris, Paul Ollendorf. 1887.

Zagg. — Die Rose von Sesenheim. Eine Erzählung aus Goethe's Liebesleben von Arthur Zagg. Berlin, Siegfried Fronbach. 1887.

Der Empfang aller Neuigkeiten, welche der Redaction der „Deutschen Rundschau“ unverlangt zugehen, wird in vorstehendem Verzeichniß bestätigt. Irgend eine Garantie der Besprechung kann die Redaction ebenso wenig übernehmen wie eine Verpflichtung der Rücksendung.

Verlag von Gebrüder Paetel in Berlin. Druck der Pierer'schen Hofbuchdruckerei in Altenburg.
Für die Redaction verantwortlich: Elwin Paetel in Berlin.
Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift untersagt. Uebersetzungsrechte vorbehalten.

= Populäre Geologie. =

In gemeinverständlicher Darstellung und künstlerischer Ausstattung sich an „Brehms Tierleben" anschließend, erscheint soeben:

Erdgeschichte.

Von Prof. Dr. **Melchior Neumayr.**

Mit 916 Textabbildungen, 4 Karten und 27 Chromotafeln.

2 Saffianbände 32 M. — 28 Hefte à 1 M.

Prospekte gratis. — Erstes Heft und Band I durch alle Buchhandlungen zur Ansicht.

Bibliographisches Institut in Leipzig. [196]

Im Verlage von **Wiegandt & Grieben** in **Berlin** ist soeben erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen: [211]

Andrae (Romanek). Ein Martyrium in Genf. 4 M. 50 Pf.

Paul Lindau's

neuester Berliner Roman
unter dem Titel:

„Arme Mädchen"

erscheint seit dem **1. Mai** in Deutschland

nur im „Berliner Tageblatt".

Abonnements für den Monat **Juni** nehmen alle Reichs-Postanstalten entgegen für **1 Mk. 75 Pfg.**

Neuhinzutretende Abonnenten erhalten den bis zum 1. Juni abgedruckten Theil des Romans [201]

gratis und franco nachgeliefert.

Zur Reisesaison empfehlenswerth!

August Trinius' [212]

Thüringer Wanderbuch.
— Band I. —
Preis brosch. M. 6,–, fein geb. M. 8,–.

Märkische Streifzüge.
— Band I. —
Preis brosch. M. 4,50, fein geb. M. 5,50.

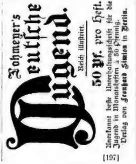
Märkische Streifzüge.
— Band II. —
Preis brosch. M. 4,50, fein geb. M. 5.50.

Soeben verließ die Presse:

Märkische Streifzüge.
— Band III. —
Preis brosch. M. 5,–, fein. geb. M. 6,–.

Die Trinius'schen Schriften sind zu bekannt und beliebt, als daß sie noch einer besonderen Empfehlung bedürften.
Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.

J. C. C. Bruns' Verlag in Minden.



[197]

Die Idee der Entwickelung, eine socialphil. Darst. v. L. Jacoby. II. Aufl., [195]
ist der erste und bisher einzige Versuch, die Lehre Darwins in ihrer Anwendung auf die sociale Frage weiterzuführen, durch wissenschaftl. Nachweis u. durch reine Vernunftschlüsse die Bahn zu zeigen, auf welcher die Entwickelung der Menschheit naturnothwendig vorw. schreitet.

Blennerhassett, Frau v. Staël
Zweiter Halbband
erscheint im Herbst d. J.

Auflage 352,000; das verbreitetste aller deutschen Blätter überhaupt, außerdem erscheinen Uebersetzungen in zwölf fremden Sprachen.

Die Modenwelt. Illustrirte Zeitung für Toilette und Handarbeiten. Monatlich zwei Nummern. Preis vierteljährlich M. 1.25 = 75 Kr. Jährlich erscheinen:

24 Nummern mit Toiletten und Handarbeiten, enthaltend gegen 2000 Abbildungen mit Beschreibung, welche das ganze Gebiet der Garderobe und Leibwäsche für Damen, Mädchen und Knaben, wie für das zartere Kindesalter umfassen, ebenso die Leibwäsche für Herren und die Bett- und Tischwäsche 2c., wie die Handarbeiten in ihrem ganzen Umfange.

12 Beilagen mit etwa 200 Schnittmustern für alle Gegenstände der Garderobe und etwa 400 Muster-Vorzeichnungen für Weiß- und Buntstickerei, Namens-Chiffren 2c.

Abonnements werden jederzeit angenommen bei allen Buchhandlungen und Postanstalten. — Probe-Nummern gratis und franco durch die Expedition, Berlin W, Potsdamer Str. 38; Wien I, Operngasse 3.

[205]

Digitized by Google

Saxlehner's Bitterwasser „Hunyadi János"

Eigenthümer: Andreas Saxlehner in Budapest.

Depôts in allen Mineralwasserhandlungen & Apotheken

Das vorzüglichste, bewährteste Bitterwasser.

Durch **Liebig**, **Bunsen** und **Fresenius** analysirt und begutachtet, und von ersten medizinischen Autoritäten geschätzt und empfohlen.

Liebig's Gutachten:

„Der Gehalt des Hunyadi János-Wassers an Bittersalz und Glaubersalz übertrifft den aller anderen bekannten Bitterquellen, und ist es nicht zu bezweifeln, dass dessen Wirksamkeit damit im Verhältniss steht."

München, Juli 1870. J. Liebig

Moleschott's Gutachten:

„Seit ungefähr 10 Jahren verordne ich das „Hunyadi János"-Wasser, wenn ein Abführmittel von prompter, zuverlässiger und gemessener Wirkung erforderlich ist."

Rom, 19. Mai 1884. Jac. Moleschott

Man wolle ausdrücklich »Saxlehner's Bitterwasser« in den Depôts verlangen.

[200]

[217]

BADEN-BADEN.

Längst bekannte alkalische Kochsalzthermen von 44—69° C. Chlorlithium-Quelle von hervorragendem Gehalte.

Neue Grossherzogliche Badeanstalt „Friedrichsbad"

während des ganzen Jahres geöffnet.

Musteranstalt, einzig in ihrer Art in Vollkommenheit und Eleganz.

Mineral- und medizin. Bäder jeder Art. — Anstalt für mechanische Heilgymnastik. Privat-Heilanstalten mit Thermalbädern. Trinkhalle für Mineralwasser aller bedeutenden Heilquellen, Pneumatische Anstalt mit 2 Kammern à 4 Personen. — Terrain-Curort zur Behandlung von allgem. Fettsucht, Krankheiten des Herzens etc. — Molkenanstalt, Milchkur. Versandt des an Lithium reichsten Wassers der Hauptstollenquelle durch die Trinkhalle-Verwaltung. Conversationshaus mit prachtvollen Concert-, Ball-, Lese-, Restaurations- u. Gesellschafts-Sälen während des ganzen Jahres geöffnet. — Ausgezeichnetes Cur-Orchester. — Zahlreiche Kunstgenüsse jeder Art. — Jagd und Fischerei. — Grosse Pferderennen. — Höhere Lehr- u. Erziehungs-Anstalten, Mädchen-Pensionate. — Reizende Spaziergänge und Ausflüge. — Vorzügliches Klima. — Herrliche Lage. — Billige Pensionen. — Mittlere Jahrestemperatur: 8,97° C. — [196]

Für die Gebildeten aller Stände!

„Tägliche Rundschau" mit täglicher Unterhaltungs-Beilage unter Mitwirkung von mehr als hundert der berühmtest. Schriftsteller u. Gelehrten Deutschl.

Verlag von B. Brigl, Berlin.

Preis: vierteljährl. 5 Mk. bei allen Reichspostanstalten u. Zeitungspediteuren.

Elegante Einbanddecken

zur **Deutschen Rundschau** liefert jede Buchhandlung zum Preise von M. 1.50. — Ausgegeben wurden bisher solche für **Band I—LI.**

[199]

SYLT. Nordseebäder und Luftkurorte Marienlust, Wenningstedt u. Westerland.

An der Westküste der Insel Sylt in Schleswig-Holstein. — Dauer der Saison vom **15. Mai bis 15. October.** Ab Hamburg in ca. 4 Stunden per Bahn nach Tondern, mit bequemen Fuhrwerken nach Hoyer in 1 St. und von hier $1^1/_2$ St. ruhige Seefahrt nach Sylt. Saison-Billete auf 45 Tage an allen grösseren Eisenbahnstationen.

Die Bäder und Luftkurorte auf Sylt sind anerkannt die **heilkräftigsten aller Nordseebäder** (daher immer hervorragende Aerzte unter den Kurgästen). **Der 40 Kilometer lange Strand ist der grossartigste auf der ganzen Welt, stete Brandung**, die Luft, im höchsten Grade belebend, wird auf der grossen, naturschönen Insel überall inhalirt. Das Leben auf Sylt ist gänzlich **ungenirt**. Andere Vorzüge von Sylt sind: Vorzügliches **Quellwasser, Fleisch und Milch.** Preise mässig; bis 1. Juli und vom 1. September an $^1/_3$ herabgesetzt.

Grossartige Badeeinrichtungen. Badehaus zu warmen Seebädern und Douchen, Schwitzstühle, Massage, Heilgymnastik etc. am Strand, Hallen mit Gurgelcabinetten und Einrichtungen zu warmen Fussbädern. Das Haupt-Damen- und Herren-Bad sind durch eine Promenade mit der neuen Lesehalle und den 4 Restaurationssälen verbunden. **Kurhaus** mit Musik-, Lese-, Spiel- und Logirzimmern. Comfortable Hotels und Privatwohnungen.

Direction Dr. **Pollacsek**; Badeärzte: Stabsarzt a. D. v. R., Dr. **Lahusen** und Landschaftsarzt Dr. **Nicolas.** — Post- und Telegraphen-Amt. — Illustrirte Badebrochüre über Sylt in jeder Buchhandlung.

Prospekte gratis durch **Haasenstein & Vogler** und **Karl Riesel's Reise-Kontor**, Berlin SW. (hier auch Retourbillette nach Sylt), sowie durch die [210]

See-Badedirektion Westerland-Sylt.

CACAO-VERO,

entölter, leicht löslicher Cacao.

Unter diesem Handelsnamen empfehlen wir einen in Wohlgeschmack, hoher Nährkraft, leichter Verdaulichkeit und der Möglichkeit schnellster Zubereitung (ein Aufguss kochenden Wassers ergiebt sogleich das fertige Getränk) unübertroffl. Cacao.

Preis per 3/1 1/1 1/2 1/4 = Pfd.-Dose — 850 300 150 75 Pfennige.

HARTWIG & VOGEL Dresden

[194]

Carl Hellfrisch & Co. Offenbach a. M.

Auf vielseitiges Verlangen

ist Hellfrisch's weisses Vaseline, die anerkannt vorzüglichste Salbe für den Körper und die Haut, nunmehr auch in kleineren Dosen — man verlange nur solche mit unserer vollen Firma — zu nur

10 Pfennigen

in allen Apotheken und Detailgeschäften käuflich. [198]

Bitte
um die Reisesteuer.

Mit dem herzlichsten Dank für die uns im vorigen Jahre zugegangenen Gaben für erholungsbedürftige Näherinnen, von denen wir 14 aufs Land schicken konnten, verbinden wir die dringende Bitte, uns auch in diesem Jahre recht viele Beiträge zu schicken, um das segensreiche Werk fortsetzen zu können. Wir erbitten ja nur von Jedem 1 Mk.; Niemand entbehrt dieselbe, und wir können, wenn Viele geben, vielen Elenden helfen. [214]

Vielleicht fänden sich auch wieder Familien auf dem Lande, die bereit wären, solchen Mädchen die gewünschte Erholung in ihrem Hause zu gewähren.

Frau **Sophie Loesche.**
Frau Pastor **Souchon.**

Gaben zu dem Zweck nimmt entgegen: Frau Pastor **Souchon,** **Berlin C,** Sophienstraße 2.

Aus Lothringen. Sagen und Märchen
mitgetheilt von F. Peters. Preis geh. 1,50. [208]
Verlag von Karl Reißner in Leipzig.

La livraison de *mai* de la **Bibliothèque Universelle** contient les articles suivants:

I. **La femme et la société russe au seizième siècle,** par M. *L. Leger.*
II. **Le tombeau de Siddharta.** Nouvelle hindoue par M. *Aug. Glardon.*
III. **La croisade de Constantinople,** par M. *Edouard Sayous.* (Troisiéme et dernière partie.)
IV. **En Indo-Chine. Le Tonkin et l'Annam,** par M. *Léo Quesnel.*
V. **La Carrochonne.** Nouvelle, par M. *A. Bachelin.* (Cinquième et dernière partie.) [213]
VI. **Études de littérature américaine. L'humour et les humoristes,** par M. *Remy de Gourmont.* (Seconde et dern. partie.)
VII. **L'incendie de Moscou.** Roman russe, de M. *Grégoire Danilevsky.* (Seconde partie.
VIII. **Chronique parisienne.**
M. Alexandre Dumas et Musset. — La propreté chez nos ancêtres. — Livres nouveaux. — Le jubilé de 1885, d'après M. de Vogüé.
IX. **Chronique allemande.**
K.-E. Franzos et la *Deutsche Dichtung.* — Lettres inédites de Heine. — Le Dr. Falb et les tremblements de terre. — Le *Conversations-Lexicon* de Brockhaus. — *Histoire de la littérature allemande en Suisse,* par M. Bæchthold. — Le pasteur Funcke. — Un *Rhin suisse,* par une archiduchesse autrichienne.
X. **Chronique anglaise.**
XI. **Chronique suisse.**
XII. **Chron. scientifique.**
Progrès des constructions navales et de l'artillerie. — La gare de Francfort. — Chemins de fer nouveaux. — Locomotives de montagne. — La tour belge. — Irrigation de L'Egypte. — Progrès de l'électricité. — Photographie sans objectif. — Une presse monstre.
XIII. **Chronique politique.**
XIV. **Bulletin littéraire et bibliographique.**

Bad Kreuznach
Jod- u. Bromhaltige Kochsalzquelle.

Vorzügliche Kureinrichtungen. Bäder in sämmtlichen (über 100) Hôtels u. Logirhäusern. Douchen, Dampf- u. electr. Bäder; Inhalationssaal. Grosses Inhalatorium. Trinkkur an der Elisabethquelle. Molken. Milchkuranstalt. Heilgymnastik. Massage. Conversations- und Lesesäle. Treffliches Orchester. Theater. Herrl. Gegend. Alle Annehmlichkeiten eines Bades ersten Ranges bei mässigen Preisen. [202]

Officielle Kurzeit vom 1. Mai bis 30. September. Winterkur.

Am 9., 10 u. 11. Juni
bestimmt Ziehung der [209]

Marienburger Geldlotterie.
Hauptgewinne:
90000, 30000, 15000, 2 à 6000, 5 à 3000 Mk. etc.
Loose à 3 Mk., ½ Anth.-Loose à 1,50 Mk.
empfiehlt und versendet
Carl Heintze.
Alleinige Gen.-Agentur.
Berlin W., Unter den Linden 3.
Auf 10 Loose 1 Freiloos, 11 halbe Loose 15 Mk.

BAD WILDUNGEN.

Gegen **Stein, Gries, Nieren- und Blasenleiden, Bleichsucht, Blutarmuth, Hysterie** 2c. sind seit Jahrhunderten als specifische Mittel bekannt: **Georg-Victor-Quelle** und **Helenen-Quelle.** Wasser derselben wird in stets frischer Füllung versendet. — Anfragen über das **Bad, Bestellungen von Wohnungen im Bade-Logirhause** und **Europäischen Hofe** 2c. erledigt [204]
Die Inspection der Wildunger Mineralq.-Actiengesellschaft.

WYK auf Föhr in Schleswig,
durch seine Lage das freundlichste, sein Klima das mildeste
Nordseebad. [203]
Ausführliche Prospecte mit Angabe der Reiseroute bei **Haasenstein & Vogler.** Dieselben auch, sowie schriftliche Auskunft, durch die Badecommission und den Eigenthümer der Badeanstalt. **G. C. Weigelt.**

Suisse. LAUSANNE. Rosemont.
Pensionnat et externat de jeunes filles (8 à 18 ans). Education soignée et complète. Nombre limité d'élèves. Les meilleurs professeurs et des institutrices résidentes, française, anglaise et allemande. Très bonnes références. Vaste jardin. [207]
Directrice Madame Eytel-Hubbé.

Digitized by Google

Deutsche Rundschau.

Herausgegeben
von
Julius Rodenberg.

Dreizehnter Jahrgang. Heft 9. Juni 1887.

Berlin.
Verlag von Gebrüder Paetel.

Alexandrien, Hoffmann & Herrnsdorf. — **Amsterdam**, Seyffardt'sche Buchhandlung. — **Athen**, Karl Wilberg. — **Basel**, Louis Jenke's Buchhandlung. — **Boston**, Carl Schoenhof. — **Brüssel**, C. Muquardt's Hofbuchhandlung. — **Budapest**, C. Grill's Hofbuchh. — **Buenos-Aires**, L. Jacobsen & Co. — **Bukarest**, Sotschek & Co. — **Christiania**, Albert Cammermeyer. — **Cincinnati**, Wilde & Co. — **Dorpat**, Theodor Hoppe. E. J. Karow's Universität-Buchhandlung — **Kapstadt** A. Braun. — **Konstantinopel**, Lorentz & Keil. — **Kopenhagen**, Andr. Fred. Hoest & Sohn. Wilh. Prior's Hofbuchhandlung. — **Liverpool**, Scholl & Mc Gee. — **London**, Dulau & Co. D. Nutt. A. Siegle. Trübner & Co. Williams & Norgate. — **Luzern**, Doleschal's Buchh. — **Lyon**, H. Georg. — **Mailand**. Ulrico Hoepli. - **Mitau**, Fr. Lucas. — **Montevideo**, L. Jacobsen & Co. — **Moskau**, J. Deubner. Alexander Lang. Gutthoff'sche Buchh. — **Neapel**, Heinrich Detken. U. Hoepli's Buchh. — **New-York**, Gustav E. Stechert. E. Steiger & Co. B. Westermann & Co. — **Odessa**, Emil Berndt's Buchhandlung. — **Paris**, G. Fischbacher. Haar & Steinert. F. Vieweg. — **Petersburg**, Carl Ricker. H. Schmitzdorff's Hofbuchhandlung. — **Philadelphia**, E. Schaefer & Koradi. — **Pisa**, Ulrico Hoepli. — **Porto-Alegre**, A. Mazeron. — **Reval**, Kluge & Ströhm. Ferdinand Wassermann. — **Riga**, J. Deubner. N. Kymmel's Buchhandlung. — **Rio de Janeiro**, Laemmert & Co. — **Rom**, Loescher & Co. — **Rotterdam**, W. J. van Hengel. — **San Francisco**, Fr. Wilh. & D. Barkhaus. — **Santiago**, Inghirahmi & Brandt. — **Stockholm**, Samson & Wallin. — **Tanunda** (Süd-Austral.), F. Basedow. — **Tiflis**, S. Baerenstamm. — **Valparaiso**, C. F. Niemeyer. **Warschau**, E. Wende & Co. — **Wien**, Wilhelm Braumüller & Sohn. Wilhelm Frick, Hofbuchh. Manz'sche k. k. Hofverlags- & Univ.-Buchh. — **Yokohama**, H. Ahrens & Co. Nachf. — **Zürich**, C. M. Ebell. Albert Müller (Nachf. v. Orell Füßli & Co., Sortiment).

Inhalts-Verzeichniß.

Juni 1887.

Seite

I. Die Last. Novelle von **Ilse Frapan** 321
II. Die Gastfreundschaft im Alterthum. Von **Rudolf von Ihering** 357
III. Bemerkungen über Werth und Wirkung der Kunstkritik. Von **Herman Grimm** 398
IV. Die Reichstagswahlen in Elsaß-Lothringen 408
V. Rathsmädelgeschichten. Von **Helene Böhlau**. Vierte Geschichte. Das Damengärtchen 438
VI. Die Berliner Theater. Von **Karl Frenzel** 457
VII. Böcklin's neuestes Gemälde 469
VIII. Politische Rundschau 472
IX. Literarische Notizen 477
X. Bibliographie 480
XI. Inserate.

Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift untersagt.
Uebersetzungsrechte vorbehalten.

Alle für die „Deutsche Rundschau" bestimmten Briefe, Bücher und sonstigen Sendungen sind ausschließlich zu adressiren:

An die Redaktion der „Deutschen Rundschau,"
Berlin, W., Lützowstraße 7,

Manuscripte aber nur nach vorhergegangener Anfrage einzuschicken.

Aufruf

zur

Errichtung eines Denkmales für Adelbert von Chamisso.

[215]

Fünf Jahre sind bereits verflossen, seitdem in Berlin ein Comité zusammentrat, welches sich zur Aufgabe stellte, **Adelbert von Chamisso** an einer passenden Stelle der Hauptstadt ein würdiges Denkmal zu errichten. Man hatte von vornherein kein Bildwerk in's Auge gefaßt, wie es den Heroen unserer Litteratur ziemt: eine hochragende Statue mit reichem bedeutsamen Schmuck des Postaments — eine Büste nur in künstlerisch gestalteter Umgebung, zu deren Herstellung bescheidene Mittel genügen würden, welche man unschwer aufbringen zu können hoffte. — Diese Hoffnung ist nicht in Erfüllung gegangen: noch fehlt an der mäßigen Summe, welche beschafft werden muß, ein relativ bedeutender Theil. Mag man dies unerfreuliche Resultat durch die Ungunst der Zeiten erklären — (wohl auch aus dem Umstande, daß der Tod arge, schwer zu füllende Lücken in die Reihen des Comité riß) — sicher wird man es nicht durch die Behauptung rechtfertigen können: der Name **„Adelbert Chamisso"** klinge nicht mehr stark genug an das Ohr der Zeitgenossen; sein litterarisches Bild sei verblaßt; das Interesse an seinen Poesieen dahingeschwunden. Fraget den Knaben, der begeistert seinen „Abdallah" recitiert; mit dem Dulder von „Salas y Gomez" verzweifelnd auf die Oede des Weltmeeres starrt! Fraget die Jungfrau, die Frau, die in „Frauenliebe und Leben" ihr eigen Leben und Lieben, wie in einem krystallenen Spiegel, ahnend vorausschaut, wehmuthvoll noch einmal an sich vorüberziehen läßt! Fraget den Jüngling, der mit „Peter Schlemihl" den Schattenbildern seiner Hoffnungen und Entwürfe nachjagt! Fraget den Gelehrten, welche Hochschätzung er dem Manne zollt, der, als es noch keine Dampferlinien und tausendmeilige Eisenbahnen gab, die Erde umkreiste und von allem, was sein klares Auge geschaut, so treu-bescheiden zu berichten wußte! Nein, das Angedenken eines der edelsten, liebenswürdigsten, sinnigsten Menschen, Dichters und Forschers, des geborenen französischen Aristokraten, der sich zu einem deutschen Bürger in des Wortes bester Bedeutung, und — was so viel mehr sagen will —: in einen wahrhaft deutschen Dichter umzuwandeln verstand, ist nicht erloschen unter uns! Wenn unter den Laubhallen des Thiergartens, oder sonst an passender Stelle unserer Stadt sein schönes Bild, von Meisterhand nachgeformt, auf uns hierniederblickt, dann wird jeder, der freudig zu ihm aufschaut, verwundert fragen: wie mochte es so lange währen — im nächsten Jahre ein halbes Jahrhundert seit seinem Heimgange! — bis wir dem Trefflichen die Schuld des Dankes zollten, mit welchem wir weniger ihn ehren, als uns selbst?

Bewohner Berlins! Das Comité, das die Dankesschuld abzutragen sich beeifert, es rechnet in erster Linie auf Euch, welche Ihr ihn zu Euren Mitbürgern zählen durftet, der seinerseits wieder so gern hier weilte; allezeit so freudig anerkannte, wie tief die Wurzeln seiner Kraft im Boden des Berliner Lebens ruhten und dieser seiner dankbaren Anhänglichkeit an die Stadt seiner Wahl so oft den innigsten Ausdruck gegeben hat! Aber auch Ihr anderen, wo immer Ihr wohnt, beweist, daß des Dichters unverlierbare Heimat die Herzen aller sind, die er je durch seine Kunst ergötzt, durch die Lauterkeit, den Adel seiner Gesinnung gerührt und erhoben!

Berlin, im Mai 1887.

Dr. Th. Bach, Direktor des Falk-Real-Gymnasiums, Lützowstr 84 c. **Dr. Bertram**, Stadtschulrath, Kurfürstenstr. 14. **Dr. Boegehold**, praktischer Arzt, Neue Grünstr 38. **Dr. du Bois-Reymond**, Geh. Medizinalrath und Professor an der Universität, Neue Wilhelmstr. 15. **Dr. Georg von Bunsen**, Maienstr. 1. **Duncker**, Geh Regierungsrath und Bürgermeister, Nollendorfplatz. **Dr. von Forckenbeck**, Oberbürgermeister, Vorsitzender, Voßstr. 15. **Dr. Carl Frenzel**, Schriftsteller, Köthenerstr. 33. **Dr. Friedemann**, Rechtsanwalt, Schillstr. 11. **Greiff**, Wirkl. Geh. Rath und Ministerial-Direktor, Kurfürstenstr. 84 **Dr. Herman Grimm**, Geh. Regierungsrath und Professor an der Universität, Matthäikirchstr. 5. **Heyden**, Königl. Baurath, Karlsbad 26a. **Rudolph Koch**, Direktor der Deutschen Bank, Behrenstr. 9 10. **Dr. F. A. Leo**, Professor, Matthäikirchstr 31. **Dr. Paul Lindau**, Schriftsteller, v. d Heydtstr. 1. **de Nève**, Stadtrath, Potsdamerstr. 93. **Dr. Julius Rodenberg**, Schriftsteller, Margarethenstr. 1. **Sarre**, Stadtrath, Hohenzollernstr. 5. **Ferd. Schmidt**, Rektor, Schriftführer, Frobenstr. 22. **Dr. Schöne**, Wirkl. Geh Ober-Regierungsrath und General-Direktor der Königl. Museen, Kurfürstendamm 131. **Dr. Werner Siemens**, Geh. Regierungsrath, Markgrafenstraße 94. **Friedrich Spielhagen**, Schriftsteller, Hohenzollernstr, 12. **Dr. Wasserfuhr**, Königl. Ministerialrath a. D. und Generalarzt der Landwehr, Margarethenstr. 23. **Anton von Werner**, Direktor der Königl. Akademie der bildenden Künste, Potsdamerstr. 113. **A. Wolff**, Stadtrath, Viktoriastr. 12. **Julius Wolff**, Schriftsteller, Fasanenstr. 6. (Charlottenburg).

Das Chamisso-Denkmals-Comité hat in seiner letzten Sitzung am Sonnabend. den 23. April, einen Beschluß gefaßt, welcher gewiß den Beifall der Freunde dieses Unternehmens finden dürfte. Mit Rücksicht auf die Beschränktheit der Mittel sollte die Herstellung der vom Bildhauer Julius Moser modellirten Kolossalbüste des Dichters in Bronce erfolgen. Vielfache, an das Comité herangetretene Wünsche haben dasselbe bewogen, nunmehr der Herstellung in weißem Marmor definitiv den Vorzug zu geben. Allerdings erhöhen sich hierdurch die Kosten, das Comité hofft jedoch, daß das Publikum, welches dem Unternehmen bisher seine Hülfe geliehen hat, demselben auch ferner werkthätig zur Sei e stehen werde. Wie wir hören, fehlen an der erforderlichen Summe zur Zeit noch mehrere Tausend Mark.

Beiträge nimmt die Depositen-Kasse der Deutschen Bank, Berlin W., Mauerstr. 29, in Empfang.

Digitized by Google

Apollinaris

NATÜRLICH
KOHLENSAURES MINERAL-WASSER.

Vor **ALLEN ANDERN** Tafelwassern rühmlichst ausgezeichnet auf der

INTERNATIONALEN HYGIENISCHEN AUSSTELLUNG, LONDON, 1884.

IM EINZELNVERKAUF:—

Die ganze Flasche oder Krug, 32 *Pf.*
Die halbe Flasche oder Krug, 25 *Pf.*
} *die Gefässe mit einbegriffen.*

Etwaige Verpackung wird extra berechnet.

KÄUFLICH ZU DIESEN PREISEN IN:

Aachen, Augsburg, Baden-Baden, Bamberg, Barmen, Berlin, Bielefeld, Bochum, Bonn, Braunschweig, Breslau, Coblenz, Coburg, Crefeld, Creuznach, Dortmund, Dresden, Duisburg, Düren, Düsseldorf, Elberfeld, Ellwangen, Essen, Frankfurt a. Main, Freiburg i. B., M.-Gladbach, Görlitz, Halle a. S., Hamburg, Hamm i. W., Hannover, Harburg, Heidelberg, Heilbronn, Herford, Ingolstadt, Kaiserslautern, Karlsruhe, Kassel, Kempten i. Bayern, Köln, Landau, Leipzig, Ludwigshafen, Magdeburg, Mainz, Mannheim, München, Münster i. W., Nürnberg, Osnabrück, Plauen i. V., Posen, Remagen, Remscheid, Saarbrücken, Schwerin i. M., Stettin, Stuttgart, Trier, Wiesbaden, Worms, Würzburg, Zweibrücken

[335]

DIE APOLLINARIS-COMPANY (LIMITED).

Zweig-Comptoir: Remagen a. Rhein.

Pierer'sche Hofbuchdruckerei. Stephan Geibel & Co. in Altenburg.

Digitized by Google

Digitized by Google

UNIVERSITY OF MICHIGAN
3 9015 03505 2649

Digitized by Google

Digitized by Google